

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode
1828.

Drittes Quartal.



Auf Kosten des Herausgebers

Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Para

za

8582



Inhaltsverzeichnis

des dritten Quartals

der

Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

1828.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

Kritische Anzeigen der, auf den hiesigen Bühnen aufgeführten Theaterstücke.

Im k. k. Hofburgtheater.

Mathilde, oder der letzte Wille einer Engländerinn, Schauspiel in 3 Aufzügen, nach dem Französischen von P. A. Wolff. 844.

Der Brautwerber, Lustspiel in 5 Aufzügen und in Alexandrinern, von Bauernfeld. 937.

Gastspiele im k. k. Hofburgtheater.

Des Hrn. Kott.	Als alter Feldern in Töpfer's „Hermann und Dorothea.“	} 664.
	Als Michael Angelo Buonarotti in Ohlenschläger's „Correggio.“	
	Als Gotthold von Felsed im „Fridolin.“	} 687.
	Als Förster Rudolph in Körner's „Hedwig.“	
Als Vicedom in Schiller's „Cabale und Liebe.“		

Des Hrn. Hersfeld v. Stadthea- ter in Hamb.	Als Carl Baum im Lustspiele: „Der Ersah.“ 875.	} 875.
	Als Hr. v. Grünau im Lustspiele: „Welche ist die Braut?“	
	Als Secretär Willnang im Lustspiele: „Selbstbeherrschung.“	

Im k. k. privil. Theater an der Wien.

Lehnte Rolle der Mad. Brede in: „Der junge Herr auf Reisen.“ 708.

Meister Pilgram, der Erbauer des Stephansthurms in Wien. Romantische Sage in 4 Aufzügen, von Eduard Duller. 891.

Abu, der schwarze Wundermann, großes Melodram mit Chören in 4 Aufzügen, Musik von Hrn. Capellmeister Gläser. 947.

Emmy Roblard, Gräfinn von Leicester, historisch-romantisches Gemälde nach Walter Scott's Roman, von Lemberg. 962.

Musicalische Beurtheilungen.

Concert der Dlle. A. Bertrand auf der Harfe. 739. 755.

Abschieds-Concert des Hrn. N. Paganini. 771.

Concert des Hrn. Hindle auf dem Contrebass. 915.

Musicalische Literatur.

Das Mozart'sche Requiem. 703. 714.

Bibliothèque musicale de nos contemporains chez Pennauer. } Première grande Sonate pour le Pianoforte composée et dédiée à Son Altesse Imp. et Roy. Eminentissime Monseigneur le Cardinal Rudolphe Archiduc d'Autriche etc. etc. par François Schubert. Oeuvre 42. Vienne, chez Pennauer. 802.

} Sonate pour le Pianoforte composée et dédiée à Mad. Josephine Wawruch par Worzischek. Op. 20. Vienne, chez Pennauer. 802.

} Große Sonate für das Pianoforte, componirt und Ihrer k. k. Hoheit der Frau Erzherzoginn Sophie von Oesterreich, geb. Königl. Prinzessin von Bayern gewidmet, von Franz Lachner. Wien, bey Pennauer. 803.

Gedichte, Sonette, Lieder, Romanzen.

Das gelöste Räthsel, von Carl Gottfried v. Leitner. 669.

Das Mädchen am Oderstrande, von H. von der Schubert. 685.

Der Nachtwandler, von Adolph Ritter von Eschabuschnigg. 737.

Der Unglückliche, von Julie v. C—L. 752.

Freude an der Unsterblichkeit, von J. Stehr. 770.

Die Rose, Romanze von Ludw. Kellstab. 797.

Der Fiaker und der Todtentwagen, Dialog von Carl Eduard Bauernschmid. 817.

Schmetterling und Rose, von Theod. v. Haupt. 857.

Die erste Nacht im Grabe, von Carl Eduard Bauernschmid. 865.

Die Palmenbrautnacht, von Baldamus. 962.

Gelegenheitsgedichte.

In das Gedenkbuch des Erbprinzen von A*. B*, von Fr. Piehnigg. 645.

An Julien, bey dem Anbruche des Frühlings, aus dem Spanischen, von Gottlieb von Leon. 653.

Entschuldigung, von J. C. Bernard. 661.

Die Rose. Nach der arabischen Bildersprache, von A. v. M. 677.

An Amanda, von C. v. Holtey. 713.

Sängers Trost, von Carl Gottfried von Leitner. 721.

Als sich am Begräbnistage weisand des hochgeborenen Herrn Clemens Grafen von Kesselstatt die erste Passionsblume in meinem Garten entfaltete, von Rupprecht. 729.

Empfindungen bey den Ruinen einer Burg, von Rudolph Hinterhuber. 761.

Nach Vollendung einer neuen Tragödie von Ludw. Halirsch. 777.

An Lina, von C. Richter. 785.

Die Grabesblumen auf Antonia's Hügel, von J. B. Leichmann. 809

An Ludwig Löwe, k. k. Hofschauspieler, von Jos. Christ. Baron von Bedlich. 840.
Herrn Eckardt, genannt Koch, k. k. Hofschauspieler und Regisseur des k. k. Hoftheaters in Wien, von Baldamus. 849.
Das Johanniskindlein, an Vica, von Adolph von Sittwinsky. 913.

Charaden, Logogryphe, Räthsel.

Charade. 677.
Charade von Emmy. 745.
Logogryph von Andr. von Brecht. 921.
Räthsel von M. L. Schleifer. 953.

Singgedichte.

Auf eine härtige, geschminkte Schöne. 653 }
An den reichen Güterbesitzer Alan. 792. } von A. St.
Bombay. 937. }
Unabhängigkeit von der Speculation. }
Der Stephansthurm. } von J. Stehr. 873.
Kunst und Weisheit. }

Parabeln, Aphorismen.

Lebenslauf von Lappe. 785.
Zwischen dem Becher und der Lippe kann noch vieles geschehen, von Lappe. 828.
Gesellschaftliche Tugenden 847.
Lurus. 848.
Jugendeindrücke v. L. 953.
Aber, von L. 953.
Der Wald und die Art, nach Gyllenborg, von L. 961.

Erzählungen und Novellen.

Meister Kunbert. Novellen von Carl Gottfried v. Leitner. 697.
Erick's Traum, von J. M. 741. 749.
Die weggeworfenen Goldstücke, von M. Enf. 757. 765.
Eine Stunde auf dem Ball, von Carolina de la Motte-Fouque, gebornen v. Briesl. 805. 813.
Alte Lieb' wird wieder neu und gingen tausend Jahr vorbei. Novelle nach dem Spanischen des Juan Perez de Montalvan, von Andr. Schumacher. 861. 869. 877. 885. 893.
Die Wipfelburg. Erzählung von Anna Brünn. 909. 917. 925. 933. 941. 949.

Humoristische Aufsätze.

Umriffe aus dem Schriftstellerteleben. I. Der überglückliche. 901.

Topographische und ethnographische Notizen und Reiseberichte.

Guldbrandsdalen. Bilder zu einer Reise durch Norwegen, von W. Alex. 641. 649. 657. 665. 673. 681. 689.

Skizzen und Bemerkungen über London. Aus dem Tagebuche eines Reisenden. 709.
 717. 725. 733.
 Constantinopel. 735.
 Übersicht einer Reise des Carl Th. Hilsenberg, von der Insel Mauritius an den Hof
 des Königs Radama Mansaga auf Madagascar. 773. 781. 789.
 Alte und neue Griechen. 792.
 Bemerkungen über Neapel. 808.
 Wunderland. 881.
 Züge aus Afrika. 888.

Naturhistorische Gegenstände.

über die Menagerien der Herrn van Aken und Martin, und des Herrn van Dinter,
 von L. J. Sizinger. 646. 654. 661.
 Der Ambra (Bernstein) von Catania, von Sizinger. 692.
 Für Liebhaber der Botanik. 788. 844.
 über die Girafe, von L. J. Sizinger. 975.

Nekrolog und nekrologische Notizen.

Carl Friedrich Clemens Weinmiller. 793.
 Anzeige vom Tode des Königs von Aude, Saider Schah, Verfasser des großen persi-
 schen Wörterbuchs etc. 940.

Correspondenz = Nachrichten.

Aus Cöln am Rhein. 866.
 : Dresden. 721. 827.
 : Genf. 762.
 : Hamburg. 868. 813. 882.
 : Hannover. 730. 834.
 : Leipzig. 747. 754.
 : Moskwa. 906. 914. 922. 930.
 : München. 770. 778. 786.
 : Neapel. 679. 686. 693. 707. 897.
 : Paris. 730. 738. 746.
 : Pesth. 850. 858.
 : Prag. 810. 818. 890.
 : Tegernsee. 929.

L i t e r a t u r.

Lieder der Nacht. Elegien aus Alphons von Lamartine. Die Deutung, von Joh. Gabr.
 Seidl. Wien, bey J. P. Sollinger 1826. 648.
 Edelsteinkunde in Briefen, an zwey deutsche Fürstinnen, von J. A. S. Stadung. Wien,
 1828, bey J. G. Heubner. 955.

- Erzählungen. Der Maurer und der Schlosser. Romantisch komisches Singspiel von Joh. Gabr. Seidl. Wien bey J. P. Sollinger 1828. 656.
- Szápány und Batthiany, Heldengedicht aus dem ungrischen Türkenkriege, von Harro Harring. München und Pesth 1828. 707.
- Gedichte in niederösterreichischer Mundart, von J. F. Castelli. Wien in Commission bey F. Tendler. 707.
- Nachrichten aus der englischen Literatur, von Ant. Langerhans. 794.
- Die europäische Türkei. Ein Handwörterbuch für Zeitungleser, zusammengestellt von M. F. Thielen. Wien bey C. Gerold 1828. 812.
- Buda's Pesth szabad királyi városoknak 's környékeinek Planuma. Pesten kiáda Tomala Ferdinand. 828.
- Klinsersn. Österreichische Gschdangl'n, Gsangel'n und Gschichtl'n, von Joh. Gabr. Seidl. Erstes Heft. Wien bey J. P. Sollinger 1828. 851.
- Principia Philocaliae seu Doctrina Pulcri, ad Scientiae formam exigere conatus est Ludovicus Schedius A. A. L. L. et Philosophiae Doctor, in regia literarum Universitate ungarica Philocaliae et Philologiae Professor p. o. etc. Pesthini, impensis Conr. Ad. Hartleben MDCCCXXVIII. 860.
- Geographisch = statistisch = topographisches Handwörterbuch von Großbritannien und Island, u. s. w., von Rudolph von Jenny. Wien 1828 im Verlage bey J. G. Heubner. 883.
- Neueste europäische Münz-, Maß- und Gewichtskunde u. s. w., von Jos. Jäckel, Oberbeamten des Zimentirungsamtes der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien 2 Theile. Wien bey Carl Gerold. 908.
- über die frühzeitige Erziehung der Kinder und die englischen Klein- Kinderschulen u. s. w., von S. Wilderspin, mit zwey Steintafeln. Aus dem Englischen u. s. w. Wien 1828. Gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold. 923.
- Handbuch der ungrischen Poesie, 2c. 2c. In Verbindung mit Julius Fenyéry, herausgegeben von Franz Toldy. 1. und 2. Band. Pesth und Wien 1828 in Commission bey G. Kilian und C. Gerold. 931.

M a n n i g f a l t i g e s.

- Carlsbader Miscellen, aus de Carro's: Carlsbad, ses eaux minérales et ses nouveaux bains à vapeur. 670.
- Kunststickerey im böhmischen National- Museum zu Prag. 678.
- Der Kampf der dreßsig Bretagner. 752.
- Der letzte Caroliner, von Lappe. 800.
- Einige Bemerkungen über Wittwen-Institute im Allgemeinen, von J. J. Littrow. 821. 829.
- Andeutungen über die geistige Bildung der Frauen, von Carl Eduard Bauernschmid. 837. 845.
- Frau von Staël und Frau von Genlis. 852.
- Der Patriarch von Constantinopel und sein Hof. 895.
- über den gegenwärtigen Zustand der praktischen Astronomie in Großbritannien 955.

Vermischte Kunst-Anzeigen.

Einfadung im Namen des Hrn. Schaller, Professors der Bildhauerey an der hiesigen Academie der bildenden Künste. 696.

Calligraphische Anzeige, die Leistungen des Herrn Warsow betreffend. 803.

Die Kunstausstellung des Jahrs 1828. 841.

Über das Diorama des Hrn. Professors A. Siegert zu Breslau. 946. 954.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Nachricht, ein, in der allgemeinen Handlungszeitung von und für Ungarn, erschienen-
nes Plagiat betreffend. 724.

Anzeige und Bitte des H. C. C. Mayer, hinsichtlich der zu erscheinenden, allgemei-
nen österreichischen Zeitschrift für den Landwirth, Forstmann und Gärtner. 820.

Mode-Anzeige der H. H. Reithofer und Putschner. 852.

Anzeigen diese Zeitschrift betreffend. 648. 940.

Musik-Beylage.

Musik-Beylage. Im Frühling, Gedicht von Ernst Schutze. In Musik gesetzt von
Franz Schubert. Zu Nro. 112.

Ein Equipagen-Modenbild zu Nro. 118.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 1. July 1828.

79

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährlich um 6 fl., halbjährlich um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährlich um 3 fl. 45 kr., halbjährlich um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. von K. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Guldbrandsdalen.

Bilder, zu einer Reise durch Norwegen.

Von W. Alexis.

Wenn auch Drontheim nicht so hoch liegt, wie auf jener alten Homanischen Karte, die es eben nicht sehr entfernt vom Nordcap placirt, so sind es doch von Christiania bis dahin gegen hundert unserer Postmeilen, mitten durch ein hohes Gebirgsland über die höchsten Bergkämme, zwischen, mit ewigem Schnee bedeckten Pies und längs nie vom Strahl der Sonne getrockneten Hochmorästen. Der Weg dahin heißt die große Straße. Es ist auch in der That die bedeutendste im Lande; wie man sich aber nach dem Begriff unserer Heeresstraßen keine Vorstellung von dieser machen darf, wird man aus dem weiteren Verfolg meiner Beschreibung entnehmen. Der Reisende, der Land, Volk und Sitten kennen lernen will, braucht sich daher vom Namen einer Heeresstraße nicht abschrecken zu lassen. Er kann beym langsamen Reisen hier alle Beobachtungen anstellen, um Norwegen vollständig kennen zu lernen; denn wie selten diese große Straße besucht wird, davon zeugen die Bücher der Posthalter, das Gras, welches oft den ganzen Weg über grünt; ja die Leitung der Straße, welche häufig durch einzelne Gehöfte und selbst durch Thorwege von Privathäusern führt; was ohne Nachtheil der letzteren bey lebendigem Verkehr wohl nicht gut möglich wäre. Wo es irgend angeht, wählt man die Wasserfahrt, würde auch die Meilenzahl dadurch verdoppelt. Fast keine Transporte zu Lande. Erschien doch selbst die Erwähnung einer Art Fahrpost zwischen beyden Hauptstädten, wie etwas Fabelhaftes; einige Kaufleute wußten etwas davon, andere nichts. Bey der Schnelligkeit, mit welcher man dem ungeachtet, sobald man die Landtour wählt, die weite Entfernung zurücklegt, werden nur die wenigsten Stationen berührt. So bleiben große Strecken terrae incognitae mit reichem Spielraum für den Beobachter des Volkslebens. Man kann sogar Völkerstämme unterscheiden, und die Dialecte wechseln so merklich, daß eine Kenntniß der Büchersprache des Landes kaum durchhilft. Braucht man ein deutlicheres Bild von der merkwürdigen Beschaffenheit des Landes, wenn

ich sage, daß, auf einem Wege von hundert Meilen, der Reisende keine einzige Stadt, ja nicht einmal ein Dorf berührt? Nur der einzige Flecken Dofre, der abwärts von der Straße liegen bleibt, zählt gegen zwölf Häuser. Sonst stößt man auf nichts, als einzelne Gaards, die in mehr oder minderer Entfernung, ohne allen Communal-Zusammenhang, auf einander folgen. Doch darf man sich deshalb vom größeren Theil des Weges kein allzu ödes Bild entwerfen. Die Höfe, wenn auch nur von einer Familie bewohnt, bestehen nicht wie bey uns aus einzelnen Häusern — von ihrem merkwürdigen Ansehn sprechen wir weiterhin. — Noch weit hinauf, schließen sich Obstgärten daran, und in den Stromthälern sieht man die Gehöfte ziemlich nahe an einander gereiht. Es herrscht die vollkommenste polizeyliche Ordnung, wenn auch der Arm ihres Sergeanten sehr weit entfernt ist. Von Wüsteneyen, von eigenthumslosen Flecken ist nicht die Rede, die Grenzen sind, selbst bey den nacktesten Felsparthien, auf das genaueste bestimmt. Der Weg ist eingetheilt nach der Ausdehnung der Besitzungen, und jeder Eigenthümer ist verpflichtet, ihn, in so weit er über seinen Boden geht, zu unterhalten. Ja der flüchtige Reisende weiß jeden Augenblick, über wessen Steine sein Wagen poltert, oder über wessen gebielten Gleis die Räder pfeilschnell dahin rollen, denn rothe Täfelchen am Wege benennen ihm den Gaardsbesitzer und die Ausdehnung seines Grund und Bodens auf das allergenaueste. Das Eigenthümliche hiebey ist noch, daß nach uralter germanischer Sitte der Besitzer den Namen seines Besitzthums führt und jenen, in den seltenen Fällen, wo er das letztere vertauscht, darnach umändert. Sonach sollen sich unter den norwegischen Bauern fast noch keine eigentliche Geschlechtsnamen gebildet haben, selbst der größere Theil der Höfe führt noch den Taufnamen seiner ältesten Besitzer; daher die Menge der Klaas, Laars, Nils, Nufs, mit den Endigungen von Sohn und Bruder, und dem nach nordischem Sprachgebrauch angehängten Artikel.

Der Norweger weiß einen andern Vorzug wohl zu schätzen, und preist ihn mit Recht dem Fremden an. Ohne daß ein Gensdarme oder ein Polizeybeamter zu finden, reist man von Christiania bis Drontheim gleich sicher bey heller Mittagssonne und mitternächtlicher Finsterniß. Wiewohl wir Baugesangene in nicht geringer Anzahl auf Algerhuus arbeiten sahen, ist die Zahl der Verbrecher doch nur gering. Die patriarchalische Ehrlichkeit ist dort noch so weit zu Hause, daß man durch die Post der Bauern Summen Geldes offen und fast ohne Bescheinigung die weitesten Strecken versendet. Der erste Vorbothe liefert im nächsten Posthose das Empfangene ab. Von hier gehen ohne Vermittelung eines Beamten — denn häufig ist der Gastwirth oder Skuitschaffer nicht zu Hause, und seine Frau, oder ein kleines Mädchen besorgen die Postgeschäfte — große Summen und die wichtigsten Effecten aus einer Hand in die andere. Ja man könnte es Leichtsinns nennen, wie wenig auf die Legitimation des Eigenthümers oder des Empfängers gesehen wird, wenn nicht der geringe Verkehr bössliche, oder zufällige Verwechslungen so selten machte. Man will bemerkt haben, daß Bindfaden, Bastdecken und andere Umschläge nicht ganz sicher sind, sobald man vergessen, sie auf dem Vorbothzettel zu specificiren; dagegen behandelt der Bauer alles, was den Namen Effecten trägt, mit der allergrößten Sorgfalt. War uns eine Kiste aufgegangen, konnten wir sicher seyn, daß auch kein einziges Mineralienstück darin fehlte. Dennoch mußte uns

gleich bey dem Eintritt in Norwegen die obrigkeitliche Bekanntmachung einer vor zwey Jahren verübten Mordthat in die Augen fallen. Sie wurde in den Thälern begangen, in die uns der Weg jetzt führte; ohne jedoch, dürfen wir versichern, einige Besorgniß zu erregen. Ein Bauer hatte in Skutspflucht eine große Summe zur nächsten Station zu liefern. Er kam nicht an, und man fand ihn endlich durch einen Schuß getödtet am Wege liegen. Bis heute hat sich nicht die geringste Spur seines Mörders ausmitteln lassen. Das Geld war, wie alles Geld in Norwegen, Papier, und auch dieses konnte zu keiner Entdeckung leiten. Ein anderer Überfall, verbunden mit Raub und Mordthat, gegen zwey schwedische Handelsleute ausgeübt, wurde auf der Stelle entdeckt, indem ihre norwegische Natur die Thäter noch keine Verstellungskunst gelehrt hatte. Dieß sind aber, wie gesagt, so seltene Ausnahmen, daß das ganze Land von den beyden Fällen noch nach Jahren wiederhallen wird.

Schon dicht hinter Christiania hebt sich der Weg und man kann annehmen, daß er bis auf die Höhen von Dofrefield in allmäliger Steigerung bleibt. Die Wasser rauschen herab bis in die südlichen Buchten gegen sechzig und mehr unserer Meilen, und es ist selten, daß man sie eine Strecke gerad und ruhig fließen sieht. Bald ist die liebliche weite Bucht der Hauptstadt verlassen. Auch von nordwärts aus gewährt Christiania einen unbeschreiblich reizenden Anblick, und man scheidet um so wehmüthiger von diesen gesegneten Fluren, als die nächste Hochgegend nichts weniger als anmuthig zu nennen ist. Erst tiefe Sandwege, dann mit Abwechslung einzelner tannenbewachsener Hügel, weite fruchtbare Kornstriche. Nichts von jenem Norwegen, das wir geträumt oder gelesen, und selbst die Ferne sprach nichts davon, daß es sich ändern werde. Waren wir schon so lange in unserer Erwartung jenes Land der Phantasie zu finden getäuscht, wer verargt es uns, daß den Reisenden hier der Zweifel überkam, ob es überhaupt ein Norwegen gebe. Schwere, dicke Wolken, die schon seit einigen Tagen über dem Kessel von Christiania geschwebt, wurden nicht, wie wir gehofft, von den Windzügen des höheren Landes verjagt; der ganze Himmel belegte sich mehr und mehr, und selbst die Bauern wollten uns auf unsere Suggestivfragen nicht die tröstliche Antwort geben, so daß die Fahrt nach dem Norwegen einen doppelt traurigen Anstrich gewann. Daß aber der Regen für Reisende, in einem Zustand wie wir, etwas Schreckliches sey, wird man mir gern glauben, wenn ich später unsere Wege und Fuhrwerke schildere. Doch war ja das Wort „der Norden“ ein Magnet, und wir bereuten es nicht, der Lockung, die Andern unbegreiflich schien, blindlings gefolgt zu seyn.

Eine schönere Gegend fängt erst von Raahold an. Ein Engländer hat hier, mit echt englischer Laune, mitten in Norwegen ein eben so prächtiges, als geschmackloses englisches Schloß, à la Sir Richard Grandison, erbaut; ein Schloß mit allen bizarren Schnörkeleyen und Verzierungen aus der Mode Ludwigs XIV. und zwar von Holz gezimmert! Ob er zur englischen Gentry gehört, die es für Pflicht hält in ihren Parks diese Erinnerungen an eine verkehrte Zeit zu erhalten, habe ich nicht erfahren. Der Park schien geschmackvoll. Hinter Raahold erhob sich der erste einzeln stehende, mit dem schönsten Laubholz bewachsene Berg, der sich aber bald jener Reihe anschloß, welche die Ufer des Miösen bilden. Von hier an beginnt das eigentliche Gebirgsland.

War es auch keine Ebene bis dahin, konnte man doch verführt werden,

das Land für ein hügeliges Hochplateau zu halten. Von jezt an tritt immer deutlicher der Charakter heraus, den Norwegen in der geographischen Wirklichkeit behauptet, und der uns endlich auf der Höhe des Dofresfeld und des hohen Kiölen klar wird. Große Gebirgsrücken, in tausend Adern auslaufend mit schmalen Schluchten, die nur selten und mehr gegen das Meer hin zu Thälern werden, bilden das Land Norwegen. Nichts dünkt mehr Widerspruch in sich zu haben, als wenn man norwegische Cavallerie sieht, denn man stößt auf keine einzige große Ebene zu bedeutenden Exercitien geeignet, und noch weniger auf Flächen, wo sie im wirklichen Kriege den Vortheil brächte, welchen man bey einem regulirten Heere von der Reiterrey erwartet. Bey aller Achtung für norwegische Reiter und ihre mehr als trefflichen Pferde, wenn es gilt Berge zu erklimmen, und durch morastige Abgründe zu steigen, Fußvolk richtet mit leichter Mühe überall in diesem Terrain mehr aus.

Nach den Zügen dieser Felder, dieser Bergklämme richtet sich die Bevölkerung und statistische Eintheilung; ja alle Straßen und Wege sind nichts anderes als Ufer der Waldströme und der von ihnen gebildeten Seen. So blieb auch darin die Natur die Leiterinn in dem patriarchalischen Norwegen. Und den großen Weg zwischen beyden Hauptstädten führte sie in ziemlich gerader Linie. An dem Fuße des Dofresfeld entspringen die tausend und aber tausend Quellen, welche den Lougen bilden, der sich in uralter Zeit jenes ungeheure Bett gebrochen, in dem er sich heute schaukelt, wie ein Kind in der eisernen Rüstung seines gigantischen Ahnherrn. So strömt er durch das Gulbrandsdal, bildet dann den See Miösen, und rauscht aus dem See in ein neues kurzes Strombett. Als Glommen nemlich, Norwegens Hauptfluß, ergießt er sich bey Friedrichshall, nachdem er noch bey Sarpen den berühmten Katarakt gebildet, ins Meer. Von der südlichsten Spitze des Miösen aus verläßt die Straße keinen Augenblick die Ufer dieses Wasserlaufs. Sie schlängelt sich in bequemeren Halbzirkeln, zwischen den sanfteren Hügeln des Miösen, und wird dann auf Fuß und Zoll eingezwängt in das ungeheure Thal von Gulbrand, bis sie längs den äußersten Ravinen einiger Bergströme sich hinwindet auf das Hochgebirge, um daselbst zwischen den Morästen sich einen beliebigen Weg zu wählen. Neue Schluchten und Ströme zeigen ihr von dort den kürzeren, bis in das Thal von Drontheim. Den größten Theil dieses ungeheuren Weges führt sie auf der rechten Seite der Gewässer, links den Abgrund, rechts steile Berge und Felsen, in der gefährlichsten Lage fort. Denn es sind keine breite Simplonstrassen, und die Abgründe werden durch keine Geländer verdeckt. Dazu rollt der Karren beständig bergauf, bergab, es sind keine Gallerien durch die vorspringenden Felsen gehauen, sondern der Weg lenkt, ein gehorsames Kind der Natur, um jeden Vorsprung. Bald fährt man dahin auf schwindlicher Höhe, bald gehen die Räder im Uferkies des Bergstromes. Äußerst unbequem ist das häufige Übersetzen auf Fahren, indem ich mich keiner einzigen Brücke über den ganzen Wasserlauf erinnere.

Sehr lieblich war der erste Anblick des Miösen, wiewohl ein dichter Staubregen das Licht trübte und Nebel längs dem dunklen Ufer hinguollen. Wie höchst unbequem auch meine Lage auf der ersten Station am Miösen war, und wie gefährlich sie uns, und mit Recht dünkte, die malerische Schönheit überwog jedes unangenehme Gefühl. Der See mag die Ausdehnung von zwanzig

zig bis dreyßig unserer Postmeilen haben. Dagegen nur eine unverhältnißmäßig geringe Breite, die an jeder Stelle die reizenden Ufer auf der andern Seite zu sehn erlaubt. Auf schmalem Rande führt hier der erste Weg, nicht hoch über dem Wasserspiegel, aber doch so, daß, wenn der Karren umschlug, wir bequem den Tod fanden, ehe der Körper ganz bis ins Wasser hinunter rollte. Zuweilen dächten uns die Räder sogar eine überhängende Höhe zu passieren, daß wir nur durchzubrechen nöthig hatten, um im Wasser zu liegen. Dabey aber nichts von jähen Klippen, nichts von starren Felsmassen, alles durchaus romantisch lieblich. Ein Steingeröll trug einen fruchtbaren Boden. Die Höhen zu unserer Rechten bedeckte ein Dickicht des üppigsten Laubholzes, und links schossen aus dem Ufer unter uns, in immer wechselnden Gruppen und Ansichten, edle Tannen bis zur Riesenhöhe ihrer nordischen Brüder, und schlanke Birken in aller Anmuth ihrer skandinavischen Schwestern, uns doppelt befreundet hervor; da sie neben der Schönheit des Anblicks uns auch die Versicherung gewährten, daß wir unbesorgt den von ihren Wurzeln gehaltenen Weg verfolgen konnten. Lauter Staffagen für den Landschaftsmaler, bey jeder Wendung ein neues Gebüsch, nackte Stämme, die Spitzen entfernter oder von den Felsen verborgener Fichten und vor allen die abgespülten Wurzeln der Riesenbäume, wie sie in hundert Fasern und Armen aus den nackten Steinen abstarben oder noch verlangend in die Luft hinaus ragten. Alles dieß mit dem Hintergrunde des silbernen Wasserspiegels, wie er bald tiefer ins Land griff, bald schäumend zurück wich vor schwarzen Klippensteinen, und drüben vordämmernd aus den ziehenden Nebeln, hier das jähe schwarze Tannenufer, dort lichtere Espenräume oder eine einsamere Birkeninsel, im weiten Nebelsee, alles dieß bildet tausend kleine Gemälde, welche die Seele mit Wohlgefallen erfüllen und, auf Leinwand gebracht, die anmuthigsten Cabinetsstücke liefern. So weit das Annehmliche; um die Schattenparthie klar zu machen, zuvörderst eine kleine Abhandlung über unsere Postreisen in diesem Lande.

(Die Fortsetzung folgt.)

In das Gedenkbuch
des Erbprinzen von A* - B*.

Wenn Berge trennend stehn, wenn Klüfte gähnen,
Und nur mein Wunsch nach jenen Fluren schwebt,
Wo einst der schönste Schmuck, des Dankes Thränen,
Im Diadem des Fürstenjünglings bebt;
Wenn unter Thaten, die sein Alter krönen,
Mein Wort, als Seele, manche auch belebt:
Dann ruf ich: Heil, A s k a n i e n s Enkelsohne!
Und eine Thräne fällt, mir selbst zum Lohne.

Fr. Viehmann.

Über die Menagerien der Herren van Aken und Martin, und des
Hrn. van Dinter.

Von L. F. Sibinger.

Den Freunden der Naturgeschichte ist durch die Anwesenheit der zwey ausgezeichnetsten Menagerien, die uns bisher bekannt wurden, hoher Genuß bereitet. Dieser Ruf ist ihnen seit einer Reihe von Jahren in ganz Deutschland geworden, und sie haben ihn auch noch fortwährend behauptet. Es sind die beyden holländischen Menagerien der Herren van Aken und Martin und des Hrn. van Dinter. Was Vollständigkeit, Pflege, Zählung, Reinlichkeit der Thiere und Zierlichkeit der Aufstellung betrifft, so kann diesen beyden Menagerien wohl nicht leicht eine andere gleich kommen. Wahrlich, man muß den Holländern vor allen übrigen Nationen in dieser Hinsicht den Vorzug einräumen, daß sie es zu dem höchsten Grade von Vollkommenheit gebracht haben, und durch stete Abwechslung der Gegenstände dem Publicum immer neuen Reiz zu verschaffen wissen. Dies beweiset uns vorzüglich Hr. van Aken, der in dem kurzen Zeitraum von vier Jahren nun schon zum dritten Male mit seiner Menagerie die Residenz besucht, und immer zahlreichen Zuspruch und ungetheilten Beyfall erntet. Van Dinter, der erst zum ersten Male seine Menagerie in Wien zur Schau stellt, hatte zwar noch nicht Gelegenheit, in dieser Beziehung seine Aufmerksamkeit gegen das Publicum zu beurkunden, wird aber gewiß in der Zukunft unsere Behauptung zu bestätigen wissen. Jede dieser Menagerien steht auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit, jede hat aber auch wieder ihre eigenen Vorzüge, so daß beyde besucht werden müssen, wenn man sich anders nicht den Vorwurf machen will, eine so schöne, wohl nicht so bald wiederkehrende Gelegenheit, sich zu unterrichten, unbenützt gelassen zu haben. Van Aken's Menagerie ist reicher an Säugethieren und Vögeln, van Dinter's Menagerie hingegen an seltenen und herrlichen Reptilien.

Da es ein vorzüglicher Zweck dieser Blätter ist, die Bewohner der kaiserlichen Residenz mit allem Neuen und Sehenswerthen näher bekannt zu machen, so wollen wir auch diese beyden Menagerien mit dem Leser Hand in Hand durchwandern, und den Inhalt derselben zergliedern. Wir begnügen uns aber, nur dasjenige heraus zu heben, was bisher nur selten oder noch gar nicht gesehen wurde, und alles Bekanntere, in den No. 56 — 61 vom Jahr 1824, und 73 — 74 vom Jahre 1826, dieser Zeitschrift (auf welche wir verweisen) schon beschriebene, nur oberflächlich zu berühren.

Wir beginnen mit van Aken's Menagerie, und heben vor allem die Krone derselben, das herrliche Lama ¹⁾ heraus, das bisher noch nie in Wien lebend zu sehen war. Das Lama, oder eigentlich Llama (Glama), welches die Anden der Cordilleras zwischen Peru und Chili bewohnt, gehört in die Ordnung der wiederkäuenden Thiere, und bildet mit einigen andern, gleichfalls das südliche Amerika bewohnenden Thieren, als dem Alpaco ²⁾ und Vicuña ³⁾ eine eigene, dem Kamehle nahe stehende Gattung, welche man mit der Benennung Kamehlziege oder Schaf-Kamehl belegte. Das Lama ist jenes dem Namen nach viel bekannte und besprochene Thier der neuen Welt, das seiner äußerst feinen Wolle wegen, welche den herrlichsten Stoff zur Kleidung liefert, von den dortigen Einwohnern zum Hausthiere gezähmt wurde, und auch zum Lasttragen verwendet wird. Wild führt es den Namen Guanaco, und ändert im zahmen Zustande so sehr, vorzüglich aber in der Farbe und Zeichnung ab, daß man unzählige Varietäten desselben kennt. Die in dieser Menagerie befindliche seltene Abart, hat in der Farbenzeichnung große Ähnlichkeit mit dem Alpaco, so daß man ohne genauere Untersuchung leicht dazu verleitet werden könnte, dasselbe für den Alpaco zu halten. Die Anwesenheit der Schwiefeln aber, auf der Brust und an den Füßen, überzeugt uns unbezweifelbar, daß es das wahre Lama sey; jedoch scheint es, wie aus der besonders langen Wolle wahrscheinlich wird, daß es wild gefangen und von keiner zahmen Zucht sey. Eine besondere Eigenthümlichkeit des Lama's, auf welche wir hier noch aufmerksam machen wollen, ist, daß es, wenn es erzürnt wird, sich durch Ausspenen eines Theiles der zu sich ge-

¹⁾ *Auchenia Llama.* ²⁾ *Auchenia Pacos.* ³⁾ *Auchenia Vicunna.*

nommenen Nahrung gegen den Verfolger zu vertheidigen sucht. Daß dieses Thier gewiß für Jedermann von hohem Interesse sey, ist außer Zweifel, um so mehr, da es das erste ist, welches lebend nach Wien gebracht wurde, und daher nicht wohl abzusehen, warum Hr. van Aken zu einem neuen Namen seine Zuflucht nahm, und zwar zu einem Namen, der gewiß bisher noch keinem Naturforscher in den Sinn gekommen ist. Er nennt es: „die Giraffe der neuen Welt.“ Wahrsich die Girafe hat mit diesem Thiere eben so viele Ähnlichkeit wie mit 20 andern der neuen Welt, und man könnte daher eben so gut die übrigen Schaf-Kamehle, als den Alpaco und das Vicuña, und mit weit größerem Rechte noch die amerikanischen Hirsche und den Bison, die in ihrem Baue noch mehr Übereinstimmung mit der Girafe haben, mit diesem Namen belegen. Ref. ist überzeugt, das schöne Lama wird Hrn. van Aken gewiß eben so vielen Zuspruch verschaffen, wenn es Lama heißt, als wenn ihm der Titel der Girafe adoptirt wird. Die sybische Corinne ¹⁾, die ostindischen Zebu's oder Buckelochsen ²⁾ und der Mast-Dohse ³⁾, welche wir aus der Ordnung der Wiederkäuer früher in dieser Menagerie sahen, sind nicht mehr in derselben befindlich. So wie in den früheren Jahren, ist auch heuer die Ordnung der Raubthiere die zahlreichste in dieser schönen Menagerie, und wie im Jahre 1826 sehen wir auch dieses Jahr sechs prächtige Löwen ⁴⁾. Es sind aber nicht alle dieselben Exemplare, denn von den schon früher hier gezeigten befinden sich nur zwey gegenwärtig hier: nemlich der alte, gezähmte, majestätische Barbarey-Löwe, welcher im Jahre 1817 im Tower zu London geboren wurde und sich auf dem Coventgarden-Theater im Triumphzuge Alexanders 13 Mal dem Publicum zeigte, und die 14jährige persische Löwin, die durch ihre Zahmheit gleichfalls überall Bewunderung erregte. Das jüngere Löwenpaar, welches sich hier befindet, ist neu, gehört der barbarischen Race an, und wurde wild am Cap gefangen. Diese wild gefangenen capischen Löwen tragen noch ganz den Charakter der Race an sich, wie die ungeheuer langen dunkeln Mähnen, welche beym Löwen die ganze Untenseite des Bauches bedecken, hinlänglich beweisen. Das jüngste Löwenpaar wurde am 23. May 1826 in van Aken's zweyter Abtheilung seiner Menagerie in Amsterdum geworfen, und hat bereits den Wechsel der Zähne überstanden. Es ist somit alle Hoffnung vorhanden, daß van Aken diese schönen munteren Thiere am Leben erhalten werde. Von den beyden Unzen ⁵⁾, welche wir im Jahre 1826 in dieser Menagerie sahen, ist nur mehr eine vorhanden. Der schöne Leopard ⁶⁾ befindet sich noch hier. Aber ein herrliches, hier seit mehr denn 30 Jahren nicht gesehenes Thier ist der Aken'schen Menagerie zugewachsen, nemlich der Kuguar oder Löwentiger ⁷⁾ aus Mexico. Dieses Thier, welches ganz die Gestalt des Leoparden hat, ist von allen übrigen Katzenarten durch sein einfarbiges fleckenloses Fell ausgezeichnet, und verdankt demselben auch die Benennung Löwentiger. Von den übrigen Raubthieren, welche wir früher schon sahen, befinden sich noch der sibirische Goldbär ⁸⁾, ein nordamerikanischer Waschbär ⁹⁾, ein rothes brasilianisches Rüsselthier ¹⁰⁾, der weiße grönländische Fuchs ¹¹⁾ und die alte Spitzberger-Wölsinn ¹²⁾, welche vor einigen Wochen drey muntere Junge geworfen hat, wohlerhalten in der Menagerie. Neu sind hinzugewachsen: das braune brasilianische Rüsselthier ¹³⁾, der seltene graue Ichneumon aus Afrika ¹⁴⁾, der aber nicht mit dem ägyptischen Ichneumon oder der Pharaonsratte ¹⁵⁾ zu verwechseln ist, ein Schakal oder Goldwolf ¹⁶⁾ aus der Barbarey, und die gestreifte Hyäne ¹⁷⁾ aus Abyssinien. Letztere ist ein Geschenk Sr. Majestät des Kaisers, und zwar dasselbe Exemplar, welches sich früher in Schönbrunn befand, und an welchem Hr. van Aken durch die Abnahme eines tief in das Fleisch eingewachsenen eisernen Halsbandes einen schönen Beweis seiner Unererschrockenheit ablegte. Die abyssinische Civette ¹⁸⁾, und die Genette ¹⁹⁾ aus der Barbarey sind in der Zwischenzeit gestorben.

(Die Fortsetzung folgt.)

¹⁾ *Antilope Dorcas.* ²⁾ *Bos Taurus indicus.* ³⁾ *Bos Taurus domesticus.* ⁴⁾ *Felis Leo.*
⁵⁾ *Felis Onca.* ⁶⁾ *Felis Leopardus.* ⁷⁾ *Felis concolor.* ⁸⁾ *Ursus Arctos.* ⁹⁾ *Procyon Lotor.* ¹⁰⁾ *Nasua rufa.* ¹¹⁾ *Canis Lagopus.* ¹²⁾ *Canis Lupus.* ¹³⁾ *Nasua fusca.* ¹⁴⁾ *Herpestes griseus.* ¹⁵⁾ *Herpestes Pharaonis.* ¹⁶⁾ *Canis aureus.* ¹⁷⁾ *Hyæna striata.* ¹⁸⁾ *Viverra Civetta.* ¹⁹⁾ *Viverra Genetta.*

Lieder der Nacht, Elegien aus Alfons von Lamartine. Die Deutung, von Johann Gabriel Seidl. Wien, bey J. P. Sollinger, 1826.

Diese Gedichte bilden den zweenen Theil von Hrn. Seidls Dichtungen, deren verspätete Anzeige der Redaction der Wiener Zeitschrift zum Vorwurfe gereichen würde, wenn die Leistungen des Dichters zu den Tagesfliegen gehörten, die man schnell zu haschen hat, um für die poetischen Schmetterlingsammlungen doch wenigstens ein Exemplar als Curiosität zu retten. Da Hrn. Seidls Dichtungen stehender Art sind, da sie nichts Ephemereres an sich tragen, so dürfte eine Anzeige von den Liedern der Nacht noch jetzt an ihrem Plage seyn. Der deutsche Gesangboden ist leider in unsern Tagen halb zur arabischen Wüste geworden, und nur hier und dort kann das Auge noch auf einer heitern Dase ruhn. Will die Kritik ihre Wegweiserpflicht erfüllen, so muß sie diese grünen Punkte der Vergessenheit entziehen, und darum ist diese Anzeige auch noch jetzt an ihrem Plage.

Die Lyrik ist die eigentliche Heimat unsers Dichters, doch nicht jene wilde dithyrambische Lust, die nach dem Kranze der Sitte greift, und den Marmorisch mit kühnen erotischen Frescobildern bemalt, nein, jenes süße Träumen, das gern im keuschen Mondlichte verschwiegen wandelt.

Das Gleichniß steht dem Dichter zur Seite, es ist ihm Freundin, nicht dienende Magd. Der Reim tritt bey ihm in das ihm angehörige untergeordnete Verhältniß, und wird nie vorkant. Die Form gehorcht dem Sinne. Auch als österreichischer Volksdichter kann Hr. Seidl eine Bedeutsamkeit erringen. Wo viel Licht ist, fehlt es auch nicht an Schatten, und so ließen sich, zumal wenn man als kritischer Kleinmeister verfahren wollte, wohl hie und da einige Ausstellungen machen, die indessen die freundlichen Lieder gesichter nicht verunstalten.

Lamartine ist unter Hrn. Seidls Händen zu unserm Landsmann geworden. Das französische Blut hat hier zwar seine Beweglichkeit, seine Raschheit beybehalten, indessen ist ihm durch den deutschen Rhythmus eine Sicherheit beygegeben, die besonders für die elegische Wehmuth, der man hier begegnet, sehr wohlthuend wird.

Das lyrische Spiel, die Deutung genannt, ist zwar leicht zu lesen, doch können wir diese Dichtergabe nicht als das Vorzüglichste auszeichnen. Wir stießen darin auf so manchen alten Bekannten, den wir am wenigsten in Hrn. Seidls an neuen interessanten Fremden so reichen Hause erwarten durften.

Die Verlagsbandlung hat für die äußere Ausstattung dieser Dichtungen vollkommen gesorgt.

B.

A n k ü n d i g u n g.

Die geehrten Abnehmer dieser Zeitschrift werden bey dem bevorstehenden Anfang des dritten Quartals dieses Jahrgangs eingeladen, den Pränumerations-Betrag dafür zu entrichten. Die Bedingnisse wolle man gefälligst unter dem Titel des Blattes einsehen.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 3. July 1828.

80

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährlich um 6 fl., halbjährlich um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährlich um 3 fl. 45 kr., halbjährlich um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey A. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbjährlich und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Guldbranddalen.

Bilder zu einer Reise durch Norwegen.

(Fortsetzung.)

Was ich in Schweden vom Extra-Postwesen sprach, findet auch auf Norwegen Anwendung, nur daß der Gebrauch der Pferde hier theurer ist, und die Fuhrwerke bedeutend schlechter sind. Beym beständigen bergauf und bergab fahren möchte auch bey schwedischen Wagen die Lust des Fahrens vergehen, kommen aber norwegische Bergstraßen hinzu, wird das Vergnügen bald zur Qual. Selbst die Hauptstraße des Landes von Christiania nach Drontheim ist so schmal, daß zwey Fuhrwerke sich nicht überall ausweichen können. Dazu durchreißen Bergströme häufig den Weg und die Brücken sind nicht immer zur Bequemlichkeit erbaut. Noch schlimmer, wo man den kleinen Bächen nur einen Canal angewiesen, denn oft sinken die leichten darüber gelegten Feldsteine sammt ihrer Sand- und Kiesdecke ein und bilden offene Löcher. Bey Regenwetter werden im höheren Gebirge die Wege allenfalls selbst zum Bette der neu sich bildenden Bäche, und noch lange nach dem Regen bleibt der tief durchweichte Lehm- und Thonboden eine unangenehme Passage, wiewohl die Wagen noch ungleichere Boden finden, wenn die tiefen Spuren, bey trockenem Wetter, endlich eine feste Type gewinnen. So sind die Wege in dem cultivirteren Theile Norwegens. Darf ich mir auch hier das Lob geben, eher gemildert, als verstärkt zu haben, so muß ich doch hinzu fügen, daß uns die Erinnerung an eben diese Straßen mit süßen Träumen erfüllte, als wir später im höheren Norden die Communication mit Schweden kennen lernten.

Schlechter als die Wege sind die Wagen. Auch hier wird, wie überall in Norwegen, der Übergang von einem patriarchalischen Naturzustande zur Cultur bemerkbar. Wer sich entschließen muß den weiten Landweg von Christiania nach Drontheim zurück zu legen, besitzt gewöhnlich oder verschafft sich ein eigenes Cabriolet, so daß Reisende, deren Zahl, Eile oder sonst Rücksichten sie verhindern, sich dergleichen zu gehöriger Zeit anzuschaffen, auf die allerschlechtesten Fuhrwerke gefaßt seyn müssen. Zwar bestellt man durch den Vorbothen Reise-

Kärror, Reiselarren, und soll dann wenigstens Wagen mit Lehnbänken erhalten; aber auch mit des Kaisers Rechte sieht es bekanntlich übel aus, wo nichts ist. Man tröstet sich auf vielen Stationen damit, daß ein schlechterer Wechsel nicht möglich sey. Die Wahrheit in Dphelia's Wort von der Bäckerstochter, die eine Gule geworden, „Himmel, wir wissen, was wir sind, aber wir wissen nicht, was wir einst werden,“ erprüften wir aber auch hier nur zu oft. Wie bald waren die Lehnen von den Sesseln, wie bald die Sessel selbst verschwunden! War ein Bret über die Karre genagelt, rechnete man das schon für sybaritische Wollust, denn es gehörte nicht zu den geringsten Beschäftigungen auf dieser Reise, mit seinem Körper selbst das lose Bret festzuhalten. Bey ebenen Wegen hat das freylich keine Schwierigkeit, wo aber der Wagen bald in rechtwinkliger Höhe bergauf, bald in gleicher Tiefe bergab rollt oder poltert, gehört alle physische Anstrengung der beyden zusammengelosten Fahrgefährten dazu, die Einheit des Karrens, des Bretes und ihrer selbst zu erhalten. Man könnte hienach vielleicht die nächste Stufe niedriger für bequemer ansehen, nemlich wo gar kein Bret zugestanden wird, und der Reisende auf Koffer und Felleisen seinen Platz suchen muß. Wenn es nur nicht schwierig hielte, diese Felleisen in eine feste Lage zu bringen, zumal wenn der Karren, wie dieß häufig der Fall war, gar keinen Rand hatte und man auf dem offenen, breiten Brete beliebig liegen, stehen oder sitzen konnte. Auch war ein schmales Bankbret bey dem Regen vorzuziehen. Man konnte doch darunter verderbliche Sachen in etwas bewahren und es ließ sich denken, daß die Wassergüsse von den Knien besser abgleiteten, als wenn man in türkischer Stellung sie in seinem Schooße auffing, wiewohl die Praxis lehrte, daß man in allen Stellungen bis auf die Haut durchnäßt wurde. Um eine einigermaßen feste zu gewinnen, zog man es vor, auch in der precairsten Lage, selbst zu kutschiren. Durch den Zügel gewann man doch einigen Anhalt, und die Anstrengung ließ die Unbequemlichkeit vergessen. Gefährliche Feinde waren überdieß die Räder. Wenn man nicht selbst, gerieth doch auf jeder Tour wenigstens unser Rockzipfel und ganz gewiß der Mantel in ihr verfängliches Gebiet, und wo Staub, Sonnenbrand und Regen unaufhörlich vorgearbeitet hatten, konnte es so gewaltigen Armen nicht schwer werden, bey jeder Berührung ein Loch zu reißen, in welcher Bemühung ihnen die Nägel, welche man in Norwegen nicht für nöthig erachtet einzuschlagen, ausgezeichneten Beystand leisteten. Nach dem allen wird man zugeben, daß es keine leichte Sache ist in Norwegen gefahren zu werden, ich sage aber: es ist sogar eine Kunst, die sich nur durch Übung erlernt, und die zu der höheren des Seiltänzers vorbereitet. Balance erhalten, und immer auf möglichst fleischige Körpertheile zum Sitzen zu kommen, sind Regeln, die sich leichter aussprechen lassen, als ihre Beachtung allein schon den kunstreich Gefahrenen ausmacht. Es gibt tausend Nuancen dieser Theorie, die nur das Gefühl, nicht der Verstand begreift. Muß man doch jeden Moment seine Lage verändern, denn die Lage des Weges und somit des Karrens ändert sich auch jeden Moment. Zuletzt erlangt man indessen in dieser Kunst eine solche Fertigkeit, daß jeder Sitz, Kissen, Feder, Bret oder scharfe Kante dem Körper gleich ist, daß man zehn Schritte voraus jeden Stein und den durch ihn zu verursachenden Ruck, vom Scheitel bis zur Zehe empfindet und ihm möglichst vorbeugt, ja daß man schlafen kann, und nicht vom Karren herabfällt.

Zu diesen Unbequemlichkeiten kommt die Unsicherheit. Jeder Bauer ist sein eigener Stellmacher, und wo er die Werkzeuge zum repariren (sein Dolchmesser) und das Material (das Holz vom frischen Busch) jederzeit zur Hand hat, trägt er nicht besondere Sorge dafür, daß der Wagen für die Ewigkeit fest sey. Wir konnten darauf rechnen, daß auf jeder Station wenigstens einer unserer drey oder vier Karren einen Schaden offenbarte. Glücklich, wenn nur ein Sitz unter uns brach. Auch wenn der Radnagel losging, war dieß nicht so übel, als wenn der Spannnagel, der allein Pferd und Wagen zusammen hielt, sich löste. Da er von leichtem Holz geschnitten und nur mit einem Steine festgekeilt wird, so ist jeden Augenblick die Gefahr vorhanden, und man muß beständig darauf Acht haben. Der zweyrädrige Karren, der in sich kein Hältniß hat, fliegt ohne Rettung nach vorn oder nach hinten über, was, je nachdem man bergauf oder bergab fährt, auf gleiche Weise verderblich werden kann. Zu unserem Glücke ereigneten sich diese Fatalitäten niemals bey den steilen Wänden, wo man mit dem sichersten Fuhrwerk nicht sicher ist. Auch die Zügel, in ganz Norwegen nur Stricke, können reißen, was aber minder gefährlich ist, da keine Zucht in der Welt besser ist, als die norwegischen Pferde.

Diese mutthigen starken Thiere überwinden Alles, was das Terrain an Schwierigkeiten darbietet. Sie erklimmen mit einer Anstrengung, die an Krampfhafte Lust grenzt, die steilsten Höhen, laviren mit eben solcher Sicherheit gleiche Abhänge hinab und halten wohl mit ihrem Körper den vollen Karren zurück. Sie sind so gut gewöhnt, daß ein leiser Druck des kleinen Fingers sie regiert, und es übersteigt den Glauben an Pferdenatur, wenn man sieht, wie selbst die angeborne Scheu vor dem Wasser gänzlich verschwunden ist. An die Föhre geführt steigen sie über den oft Ellen hohen Rand ohne Wink aus und ein, und weder das Schwancken des Fahrzeuges, noch die weite Entfernung vom Ufer macht sie stutzig. Sie plumpen wie auf ein Commandowort ins Wasser ohne Rücksicht auf glatte Steine und reißende Strudel.

Einmal schien indessen mein und meines Gefährten Lage noch etwas schlechter, als unerträglich. Es war ein Karren ohne Sitz und Lehne, und bey der Eintheilung des Gepäcks hatte uns der Zufall gerade solche Felleisen zugeführt, auf denen man nicht sitzen konnte oder durfte. So war unsre Lage denn ein wirkliches Liegen, aber wenig ähnlich dem auf einem Ruhebett, wenn man bedenkt, daß der Weg fortwährend bergauf und bergab ging, und wir uns im ersteren Fall vorn anhalten mußten, um nicht hinten hinaus zu fallen, im letzteren hinten, um nicht im raschen Saß voraus und über Wagen und Pferd unten anzukommen. Dazu war der Staubregen in einen Landregen übergegangen, und wenigstens in jeder Viertelstunde einmal mußte ich das im Mantel aufgefangene Wasser ausschütten. Überdieß mache man sich von einem norwegischen Karren keine zu geräumige Vorstellung, indem ich mit meinem französischen Reisegefährten, trotz und bey aller Freundschaft, nicht selten in einige Discussion über das Placiren der Gliedmaßen gerieth. Doch hörte das Gefühl des Mein und Dein am Ende mit dem Ersterben derselben auf, was man begreifen wird, wenn ich versichere, daß ich bey dem Aussteigen meine Füße noch für den beneidenswerthesten Theil des Körpers hielt, welche doch unser Skutsboede zu seinem Kissen und Kutschersth hielt, welche doch unser Skutsboede zu seinem Kissen und Kutschersth erwählt hätte. Sie waren wenigstens warm und trocken geblieben. Als der übrige Körper völlig hingestorben, endete

jeder Streit über den Platz, und wir begnügten uns mit dem unverfänglicheren über classische und romantische Poesie. Er declamirte aus seiner französischen, ich aus meiner deutschen Übersetzung von Scotts *Lady of the lake*, ein Gegenstand, der uns hier vollkommen hinzugehören schien. Und so überwandten Gallien und Germanien alle Schrecken der skandinavischen Natur, oder wie der geneigte Leser sonst die Freuden und Leiden unserer Lage benennen will.

Zwar erst kurz vor Mitternacht, also in allen Schrecken eines nächtlichen Gebirgsweges, von Regenströmen bis zur Schwelle begleitet, erreichten wir glücklicher Weise in Koorfogaard das beste Wirthshaus auf dieser ganzen Tour. Hier eröffnete sich eine Scene, die wir leider noch oft zu wiederholen genöthigt waren. Feuer! war der erste Ruf, und bald flammte es in dem Kamine lustig in die Höhe, daß der Schein der Lampen und Talglichte dagegen trübe wurde. Aber mit dem Lichte kam nicht zugleich die Wärme. Fühlten auch die mit jedem Tage mehr gestärkten Körper sich bald behaglich, die wollenen Kleider, welche den ganzen Ingrimms des regnigten Tages in sich aufgenommen, waren hartnäckiger in ihrem Troge. Dazu bedurfte es in der That einiges Raumes, die durchweichten Mäntel, Röcke, bis resp. zu den Strümpfen hinab, von fünf Reisegefährten aufzuhängen, weshalb dann zuweilen die verschiedenen Rechte durch ein Prioritäts-Verfahren geschlichtet werden mußten. Gehörte doch solch ein freundlich kindlicher Streit recht eigentlich hieher in das patriarchalische Land alter Sitte, wo die Noth und das Bedürfniß den Menschen zwingt zuerst an das Nächste zu denken.

Hier nahmen wir Abschied von dem Luxus des norwegischen Lebens; und man wird gestehen, daß ich mächtig bin, wenn ich sage, daß der Luxus in dem ordentlich ausgebackenen Brode der Hauptstadt bestand. Ich habe nie geklagt über das ausgetrocknetste Kleienbrot in ärmeren Gegenden unsers Vaterlandes; ich habe mit guter Laune, in Frankreich, das vierzehn Tage alte Weizenbrot der Picardie-Bauern hinuntergewürgt, aber Brot bleibt für Reisende, wenigstens in den nordischen Gegenden, ein Bedürfniß, das er sehr ungerne vermisst. Das schwedische Knackelbröd, eine Art Schiffszwieback, schlechter oder besser nach den dazu genommenen Materialien, mundet zwar zuerst wenig dem an ein wohl und elastisch ausgebackenes und gesundes deutsches Brot gewöhnten. Gegen ein norwegisches Flabroed ist es aber Ambrosia, wie wir bey der Rückkehr nach Schweden empfanden. Nur in den größeren Städten bäckt man auf deutsche Weise aus Roggen und Weizen unser so genanntes Bäckerbrot. Im ganzen übrigen Norwegen knetet der Bauer aus einer Masse, in welcher, nach den verschiedenen Provinzen Gerste und Hafer mehr oder minder über die edlern Kornarten vorwalten, einen Teig, der in einer Uniform von einigen Ellen Ausdehnung mehr gedörret, als gebacken, und so lang er noch biegsam ist, zur besseren Aufbewahrung oder Fortschaffung nach Art unserer Plinzen zusammengelegt wird. Mit demselben weißen groben Mehle überstreut, gleicht dieses Flabroed unserm Pfefferkuchen, indem es bey jeder Berührung weiß färbt, ohne durch den Geschmack für die Mühe des Brechens und Kauens zu belohnen. Es zu genießen dazu gehört eine gewisse Würgekunst, die der Fremde nicht sogleich inne hat, wenn er sich nicht schon gewöhnte zusammengebackene Hülsen zu kauen. Bey der warmen Speise verrichtet dieß Brot eben so wenig

die Dienste des unfern, als man es, bey sogenannter kalter Küche, zu Butter-
schnitten gebrauchen kann. Nur zum Einhüllen des Fleisches und zur Abwech-
slung, als die einzige trockene Nahrung zwischen dem Fetten und Feuchten scheint
es dem Fremden genießbar. Die äußere Gestalt ist in so fern einem Gelehrten
befreundet, als er es zusammengelegt, wie ein altes Manuscript in die Brust-
tasche stecken kann, was denn auch häufig in Gegenden geschieht, wo auch ein
Nichtgelehrter sich auf völligen Mangel gefast machen muß. In Hungerjahren
ist es bekannt, daß man Mehl von Baumrinden, in Milch geweicht, zu diesem
Brote verbraucht, was glücklicher Weise seit einigen Jahren nicht nöthig ge-
wesen. Auf reicheren Höfen backt man wohl zuweilen das sogenannte Kakabroed
(Küchenbrot); es hat die äußere Gestalt unsers Brotes, war für mich aber
fast ungenießbarer, als das Flabroed, indem es versetzt mit Hesen, Anies und
andern künstlichen Ingredienzen einen widerlich süßen Geschmack hat, und
meistens, was wir klitschig nennen, ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

A n J u l i e n .

Bey'm Anbruche des Frühlings.

Aus dem Spanischen des Don Francisco de Borja, Fürsten von Esquillache. *)

Son. 25. Alegre el anno a respirar se atreve. etc.

Schon lebt und athmet auf voll Freude
Das im Beginn erstorbne Jahr;
Sieh, schon enthüllt vom Winterkleide,
Stellt das Gebirge rein sich dar.

Trink, hingelagert auf die Heide,
Des Quells Chryskall, der, silbern, klar
Und rasch des nahen Bords Gestäude
Entriefelnd, trinkt der Blumen Schar!

Der Frühling brach des Winters Ketten;
Die Sonne sieht die Luft sich freun,
Und hat den Stierkreis schon betreten.

Sieh, in des Tags stets nähern Schein
Prangt Berg und Feld in hellem Grün;
Nur meine Hoffnung will nicht blühen.

Gottlieb v. Leon.

*) S. dessen Obras en verso. Amberes (Antwerpen) 1663. en 4to. S. 13.

Auf eine bärtige, geschminkte Schöne.

Laidion's Gesicht gleich einer Rosenstur:
Nur sind die Rosen Kunst, die Dornen ganz Natur.

N. S.

Über die Menagerien der Herren van Aken und Martin, und des
Hrn. van Dinter.

(Fortsetzung.)

Aus der Ordnung der Nagethiere überraschte uns Hr. van Aken mit einer Käsegurub-Familie ¹⁾, einem Männchen, Weibchen und einem Jungen. Lange haben wir diese höchst sonderbaren neuholländischen Gebilde nicht gesehen, und noch länger ist es, seit wir die Pflege ihrer Jungen, einen der merkwürdigsten Instincte in der Thierwelt, zu bewundern Gelegenheit hatten. Es wird daher gewiß jeden Naturfreund erfreuen, sich an dem Anblicke dieser merkwürdigen Geschöpfe zu ergözen. An die Stelle des hier befindlich gewesenen Tyroler Murrethieres ²⁾ kamen einige brasilianische Aguti's ³⁾, und ein Albino unsers gemeinen Eichhörnchens ⁴⁾; und das afrikanische Stachelthier ⁵⁾, gewöhnlich Stachelschwein genannt, erhielt einen Cuman. Unter den Affen zeichnet sich vor allen der seltene weißhaarige Seiden-Affe oder Ouistiti ⁶⁾ aus. Er ist ein Bewohner Brasiliens und einer der kleinsten Affen, die man kennt. Die Gattung der Makis wurde vorzüglich bereichert, denn wir sehen heuer nebst dem alten weißstirnigen ⁷⁾ auch den Mongoz ⁸⁾ und den schwarzstirnigen Maki ⁹⁾, alle aus Madagascar. Auch der alte javanische Schweinschwanz-Affe ¹⁰⁾, der Marleborough ¹¹⁾ aus Ost-Indien, und der afrikanische hunds-köpfige Pavian ¹²⁾ sind noch hier, und an die Stelle des nordafrikanischen ungeschwänzten Nagot's ¹³⁾, des Patas ¹⁴⁾ aus Guinea, der gleichfalls afrikanischen Schwarznase ¹⁵⁾, und des guineischen Uscanius ¹⁶⁾, welche wir vor zwey Jahren hier sahen, kamen die grüne Meerfaze ¹⁷⁾ aus Senegambien, der ostindische Mangabey ¹⁸⁾, der schweinartige Pavian ¹⁹⁾ vom Cap, und der braune Pavian ²⁰⁾ aus Angola.

Die Sammlung der Vögel hat in diesem Jahre bedeutend an ihrem Gehalte verloren. Aus der Ordnung der Laufvögel sehen wir nur mehr den bengalischen Casuar ²¹⁾. Der schöne Strauß ²²⁾ aus Senegambia, welcher vor zwey Jahren noch in Wien starb, und die beyden seltenen neuholländischen Randou's oder Rhea's ²³⁾ wurden nicht wieder ersetzt. Von Raubvögeln befinden sich noch der ägyptische weißköpfige Geyer ²⁴⁾ und der ungarische See-Adler ²⁵⁾ hier, und an die Stelle des brasilianischen Geyerkönigs ²⁶⁾ und der Tyroler Ohreule ²⁷⁾ erblicken wir den grauen Geyer ²⁸⁾, einen Bewohner des Banats. Von den Sumpfvögeln vermissen wir den herrlichen rothen brasilianischen Ibis ²⁹⁾, der gegenwärtig die kaiserl. Terrasse ziert, und die vaterländischen grauen Kraniche ³⁰⁾, und sehen an ihrer statt ein Paar junge Exemplare des Nachtreibers ³¹⁾, der an den Ufern des Neusiedler-Sees nicht selten ist, und den gleichfalls in Ungarn vorkommenden schwarzen Storch ³²⁾. Aus der Ordnung der Schwimmvögel ist nur mehr ein Exemplar des ägyptischen Pelicans ³³⁾ vorhanden, und die schönen canadischen Trompetengänse ³⁴⁾ und die carolinischen Braut-Enten ³⁵⁾ wurden mit der schwarzen Scharbe ³⁶⁾ aus Ungarn und dem höchst seltenen afrikanischen Sporn-Schwane ³⁷⁾ vertauscht. Die Ordnung der hühnerartigen Vögel starb in dieser Menagerie mit dem brasilianischen Mitu ³⁸⁾ und der gleichfalls brasilianischen Sperlingsstaube ³⁹⁾ ganz aus. Aus der Ordnung der bunt gefiederten Klettervögel sehen wir eben so wie vor zwey Jahren, auch heuer 26 verschiedene Arten, als: den blauen ⁴⁰⁾, großen rothen ⁴¹⁾, grünen ⁴²⁾ und rothstirnigen Ara ⁴³⁾ aus Brasilien, den gleichfalls brasilianischen goldstirnigen Ara-

¹⁾ *Halmaturus giganteus*. ²⁾ *Arctomys Marmota*. ³⁾ *Dasyprocta Aguti*. ⁴⁾ *Sciurus vulgaris*. ⁵⁾ *Hystrix cristata*. ⁶⁾ *Hapale Jacchus*. ⁷⁾ *Lemur albifrons*. ⁸⁾ *Lemur Mongoz*. ⁹⁾ *Lemur nigrifrons*. ¹⁰⁾ *Inuus nemestrinus*. ¹¹⁾ *Cercopithecus cynosurus*. ¹²⁾ *Papio cynocephalus*. ¹³⁾ *Inuus ecaudatus*. ¹⁴⁾ *Inuus Rhesus*. ¹⁵⁾ *Cercopithecus Talapoin*. ¹⁶⁾ *Cercopithecus Petaurista*. ¹⁷⁾ *Cercopithecus Sabaeus*. ¹⁸⁾ *Cercopithecus fuliginosus*. ¹⁹⁾ *Papio comatus*. ²⁰⁾ *Papio Sphinx*. ²¹⁾ *Casuarus Emeu*. ²²⁾ *Struthio Camelus*. ²³⁾ *Rhea Novae Hollandiae*. ²⁴⁾ *Fultur fulvus*. ²⁵⁾ *Aquila Albicilla*. ²⁶⁾ *Cathartes Papa*. ²⁷⁾ *Strix Bubo*. ²⁸⁾ *Fultur cinereus*. ²⁹⁾ *Ibis ruber*. ³⁰⁾ *Grus cinereus*. ³¹⁾ *Ardea Nycticorax*. ³²⁾ *Ciconia nigra*. ³³⁾ *Pelecanus Onocrotalus*. ³⁴⁾ *Anser canadensis*. ³⁵⁾ *Anas Sponsa*. ³⁶⁾ *Carbo Cormoranus*. ³⁷⁾ *Cygnus gambensis*. ³⁸⁾ *Pauxi Mitu*. ³⁹⁾ *Columba Talpacoti*. ⁴⁰⁾ *Psittacus Ararauna*. ⁴¹⁾ *Psittacus Macao*. ⁴²⁾ *Psittacus militaris*. ⁴³⁾ *Psittacus Illigeri*.

Sittig ¹⁾, den einfachen Alexander ²⁾ aus Bengalen, den Doppel-Alexander ³⁾ aus Ceylon, den grünen ⁴⁾ und gelbstirnigen Sittig ⁵⁾ aus Brasilien, den carolinischen ⁶⁾ und neuseeländischen Sittig ⁷⁾, den Glanz-Sittig ⁸⁾ aus Ost-Indien, und den bunten Sittig ⁹⁾ aus Cayenne, den bunten Parfit ¹⁰⁾ aus Neu-Holland, den großen rothen ¹¹⁾ und höchst seltenen Pennant'schen Lory ¹²⁾ aus Neu-Holland, den prächtigen chinesischen Seiden-Papagey ¹³⁾, den angolefischen grauen ¹⁴⁾, den senegalischen ¹⁵⁾, den brasilianischen Amazon ¹⁶⁾, den guineischen Inseparable ¹⁷⁾, den Cayenne ¹⁸⁾ und weißköpfigen St. Domingo-Papagey ¹⁹⁾, den gelbhaubigen ²⁰⁾ und rothhaubigen moluckischen ²¹⁾ und den neuholländischen Helm-Kakadu ²²⁾. Die Ordnung der Singvögel endlich enthält folgende Arten: den javanischen weißköpfigen ²³⁾ und Reis-Kernbeißer ²⁴⁾, den brasilianischen Dominican ²⁵⁾ und Hauben-Kernbeißer ²⁶⁾, den bengalischen Gesellschafts-Fink ²⁷⁾, den javanischen weißbrüstigen ²⁸⁾ und den moluckischen Fink ²⁹⁾, den angolefischen Weber ³⁰⁾ und immersingenden Fink ³¹⁾, und die Schneezammer ³²⁾ aus unserem Vaterlande.

Wir kommen nun auf die Thiere der dritten Classe, nemlich die Reptilien, welche für van Aken's Menagerie ein ganz neuer Zuwachs sind. Hier erblicken wir drey junge Exemplare des nordamerikanischen hechtrüffeligen Alligators ³³⁾ und drey gleichfalls junge Exemplare des getigerten Pythons oder der ostindischen Riesenschlange ³⁴⁾. Da wir diese Riesenschlangen in van Dinter's Menagerie weit schöner sehen, so wollen wir sie daher erst später bey Durchwanderung der Dinter'schen Sammlung besprechen. Der hechtrüffelige Alligator gehört in die Familie der Krokodile, und zeichnet sich durch den kurzen, breiten, plattgedrückten Rüssel aus. Die größte Länge, welche dieses Thier erreicht, ist 14 Fuß. Seine Nahrung besteht in Fischen, Vögeln und kleineren Säugethieren. Dem Menschen wird er nur selten gefährlich. Flüsse und Seen sind sein Aufenthalt. Van Aken's Exemplare sind aus dem Mississippi, und zwischen 1 1/2 und 3 1/2 Fuß lang. Sie mögen daher ungefähr zwischen zwey und acht Jahre alt seyn.

(Der Schluß folgt.)

¹⁾ *Psittacus auricapillus*. ²⁾ *Psittacus torquatus*. ³⁾ *Psittacus Alexandri*. ⁴⁾ *Psittacus viridissimus*. ⁵⁾ *Psittacus pertinax*. ⁶⁾ *Psittacus carolinensis*. ⁷⁾ *Psittacus pacificus*. ⁸⁾ *Psittacus haematopus*. ⁹⁾ *Psittacus versicolor*. ¹⁰⁾ *Psittacus eximius*. ¹¹⁾ *Psittacus grandis*. ¹²⁾ *Psittacus Pennantii*. ¹³⁾ *Psittacus sinensis*. ¹⁴⁾ *Psittacus erythacus*. ¹⁵⁾ *Psittacus senegalensis*. ¹⁶⁾ *Psittacus aestivus*. ¹⁷⁾ *Psittacus pullarius*. ¹⁸⁾ *Psittacus Sosove*. ¹⁹⁾ *Psittacus leucocephalus*. ²⁰⁾ *Psittacus sulphureus*. ²¹⁾ *Psittacus molucensis*. ²²⁾ *Psittacus galeatus*. ²³⁾ *Loxia Maja*. ²⁴⁾ *Loxia oryzivora*. ²⁵⁾ *Loxia dominicana*. ²⁶⁾ *Loxia cucullata*. ²⁷⁾ *Fringilla Amandava*. ²⁸⁾ *Fringilla Malacca*. ²⁹⁾ *Fringilla Mollucca*. ³⁰⁾ *Fringilla Diok*. ³¹⁾ *Fringilla angolensis*. ³²⁾ *Emberiza nivalis*. ³³⁾ *Alligator Lucius*. ³⁴⁾ *Python Tigris*.

L i t e r a t u r.

Edelstein-Kunde in Briefen an zwey deutsche Fürstinnen, von J. A. F. Fladung, mit einem Kupfer. Wien, 1828, bey J. G. Heubner.

Je wichtiger die Rolle ist, die der Edelstein in der Toilette der Frauen spielt, desto willkommener muß die Kunde desselben der schönen Welt erscheinen. Sie lernen hier das Echthe von dem Falschen unterscheiden, sie haben eine Geschlechtstafel vor sich, auf der sie der Entstehung ihrer Lieblinge, die sich im dunkeln Reiche der Gnommen verliert, bis auf einen gewissen Punct nachgehen können, sie erfahren, woran sie mit dem Glanze der Steine sind, der gleich dem wahren und unwahren Anstande, in verschiedener, oft sehr täuschender Farbe schillert, und werden nun auch in den Namen ihrer Lieblinge nicht weiter irren.

Hr. Fladung schrieb für den Puhtisch der Frauen, und hielt sich von den Stadien der Wissenschaft absichtlich fern. Das bescheidene Ziel, das er sich steckte, für eine leichte Toiletten-Lectüre sorgen zu wollen, hat der Verfasser vollkommen erreicht. Ornetognostische und chemische Untersuchungen lagen ganz außer seinem Gesichtskreise. Die Kritik darf daher nicht mit ihm rechten, wenn er die veraltete Eintheilung der Edel-

steine in edle und gemeine beybehalten, und diese Unterscheidung nicht immer schlagend durchgeführt hat. Wie dies z. B. bey dem Opal (dem edlen) der Fall ist, der in der Kategorie der Edelsteine steht, obgleich sein Glanz vom Angit, vom Moldavit, vom Sölestin, seine Härte vom Hovesteine, vom Eisenfiesel, seine Electricität vom Schörl bey weitem überboten werden. So wollen und können wir auch ferner die Meinung des Hrn. Verfassers über die klimatischen Einwirkungen auf die Edelsteine, einer Hypothese, bey der die Wissenschaft manches Bedenken hegen dürfte, nicht den Krieg erklären, müssen vielmehr, eingedenk der Schirmherrschaft der Frauen, der sich dieses elegante Werkchen zu erfreuen haben wird, die strengste Neutralität beobachten.

Das Toiletten-Interesse dieser Edelsteinkunde hat der Hr. Verleger durch eine zierliche Einkleidung zu erhöhen gewußt. Das Büchlein erscheint als ein kleiner, anmuthiger, friedlicher Berggeist, mit dem unsre Leserinnen erbaulich spielen werden. B.

Erzählungen. Der Maurer und der Schlosser, romantisch-komisches Singspiel, von Joh. Gabr. Seidl. Wien, Druck und Verlag von J. P. Sollinger, 1828.

Da sich bey uns in Deutschland Erzählungen und Novellen so häufen, daß man sie bey ihrer oft sehr quadrirten, verfeinerten und verknöcherten Form, als Ziegelsteine betrachtet, zu einer Pyramide verbauen könnte, um darin die Königsleichen unsrer ältern Romanendichter zu verwahren, so ging Referent nicht ganz ohne Vorurtheil an die Durchsicht des oben angezeigten Wertes; er wurde jedoch gleich nach Lesung der ersten Seiten von der vorgefaßten Meinung geheilt. Hr. Seidl hat eine Eigenthümlichkeit, die leider jetzt bey uns so selten ist. Das Walterescottisiren, das Hoffmannisiren, und wie die jetzt vorherrschenden Muster noch sonst heißen mögen, blieben Hrn. Seidl fremd. Er geht seinen eignen Weg und thut recht daran. Die Bilder und Gleichnisse unsrer meisten jungen Dichter ähneln dem Mantel, den Elias bey seiner Himmelfahrt zur Erde fallen ließ. Das junge Nachahmervölkchen wählt sich irgend einen Dichterspropheten, der ihnen bey seiner Apotheose seinen Leibrock zurück läßt, der freylich nun für ihn paßt, und der dann für die Nachahmer bald zu eng, bald zu weit ist. Wenn sich doch jeder in dem angeborenen Kleide bewegen wollte!

Hrn. Seidls Feder gehört mehr dem Gemüthlichen und Sinnigen, dem Zarten und Weichen, als dem Burlesken und Bernesken, dem Komisch-Deben und Humoristischen an. Sein Witz hat nicht das natürliche Salz des Seewassers, er ähneln mehr den mit Zucker bestreuten Citronenschnitten. Seine Ironie ist mehr christlicher als dämonischer Art. Seine Zeichnungen des Idyllischen, des sinnigen Stilllebens erfassen weit mehr, als seine Zeichnungen im grotesken Style.

„Das Carnaval zu Florenz,“ wenn auch nur ein Kleinbild, die „Vier Gänge nach dem Strande,“ die „Christ-Mette“ und der „Unbekannte Freund“ sprachen uns darum mehr an, als die Scenen aus den „Glitterwochen,“ in denen wir hie und da ein Haschen nach plastischer Kräftigkeit, ein Suchen nach Staffagen, die nicht immer neu waren, und eine gewisse holländische Tulpenmanie wahrnahmen. Der Philosoph hätte wohl etwas mehr mit dem Wasser der Weltweisheit getauft werden können!

Gern würden wir unsre Ansichten über Oper und Opernbücher hier aussprechen, wir müssen indessen mit dem Raume ökonomisiren. Im Allgemeinen theilen wir Hrn. Seidls Meinung, nur in einigen Einzelheiten möchten unsre Wege sich trennen, sich jedoch am Ende wieder zusammenfinden.

Das romantisch-komische Singspiel: „Der Maurer und der Schlosser“ ist schon zu oft über die Bühne gegangen, zu vielfach besprochen, als daß es unsrer hier noch bedürfte. Möge uns Hr. Seidl recht bald mit andern Dichtergaben erfreuen, und so wie bisher im eignen angeerbten Kleide erscheinen. Die Livree mahnt immer an das Dienen, auch wenn sie das Wapen eines dichterischen Bierfürsten auf den Knöpfen tragen sollte. B.

Modenbild XXVII.

Kleid von Organdie, mit weißer Wolle gestickt; am Leibe befindet sich vorne und rückwärts ein großer Knopf von grünem Golde. Die Schärpe ist von Mousselin, mit einer hohen Bordüre, gestickt mit weißer Waschseide, beydes nach Originalen des Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damen-Kleidermacher in der Stadt, Dorotheergasse, Nro. 1108.

Der Hut von blauem Crepp, mit gleichen Blumen und Gaze-Bändern verziert, ist nach einem Original von Hrn. Franz Langer, bürgl. Handelsmann und Modist in der Kärnthnerstraße, bey dem goldenen Sattel, Nro. 983.

Der ganze Herren-Anzug ist nach Originalen von Hrn. Andreas Groe, bürgl. Kleidermacher, am Petersplatz, Nro. 610.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

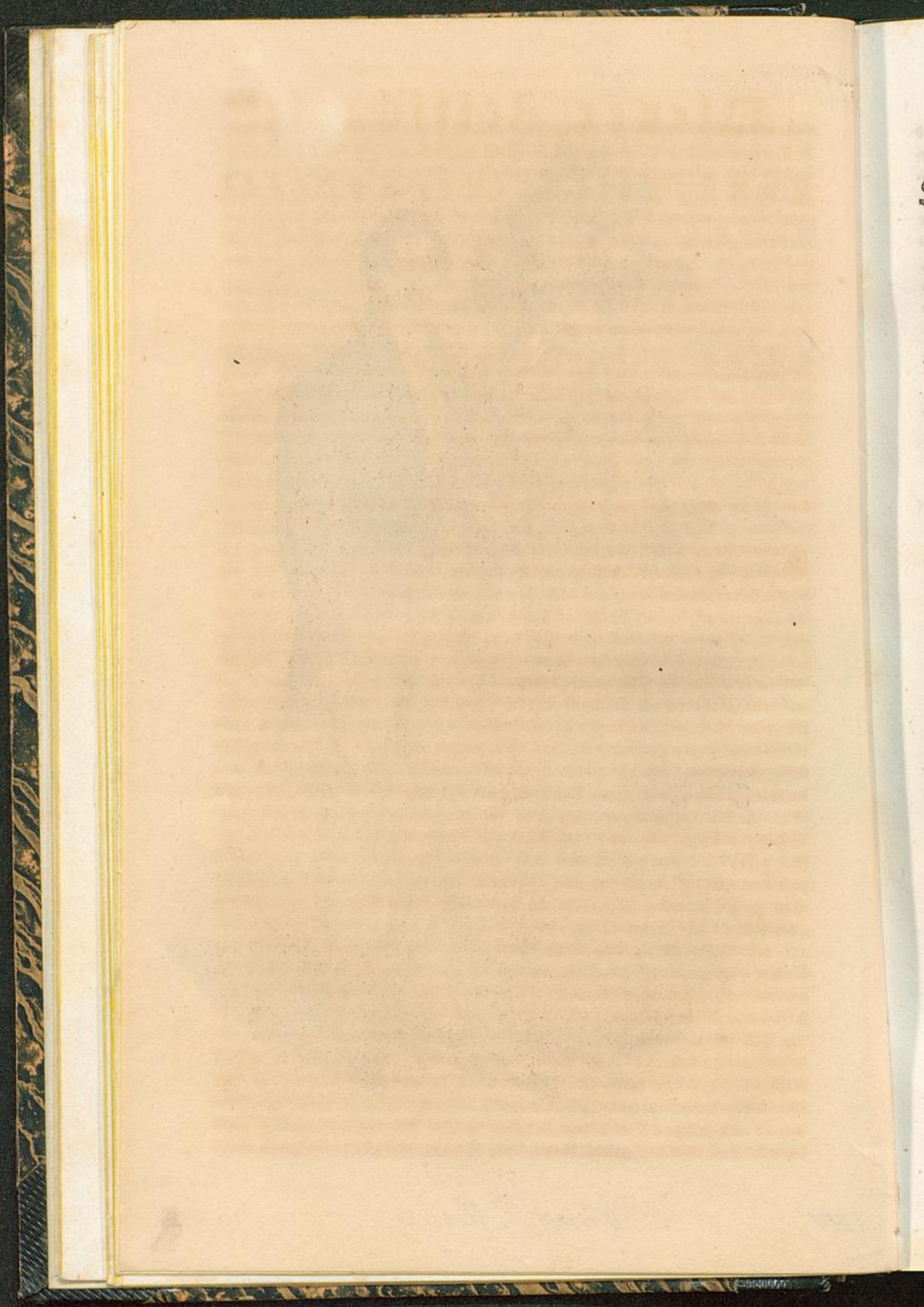
Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



XIII.
Wiener Moden.

F. Heber, sc.

80.
1848.



Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 5. July 1828.

81

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halb, um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halb, um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey K. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Guldbrandsdalen.

Bilder zu einer Reise durch Norwegen.

(Fortsetzung.)

Einmal beym Brote, wollen wir der norwegischen Kost einen kurzen Überblick gönnen. Wenn wir sie als sehr traurig für einen Reisenden schildern, kann man uns nicht den Vorwurf der Leckerey machen, indem die Klage zunächst auf den Mangel des Nothwendigsten geht. Dem Brote zunächst steht die Kartoffel. Ihr Anbau hat seit den letzten Jahren bedeutende Fortschritte gemacht. Bis in den höchsten Norden sieht man ihr grünes, uns wohl bekanntes Kraut auf den Feldern; noch ist sie aber keine eigentliche Nahrung des Volkes, und wo wir sie erhielten, konnten die Knollen mit wenigen Ausnahmen keine Vergleichung mit unsern märkischen Kartoffeln aushalten. Nichts von der nahrhaften, mehligten Substanz, nichts von jenem weißen Fleische, das uns aromatisch und gesund beym Aufbrechen aus der gelben Rinde entgegendampft. Das Fleisch ist fasericht, und das helle Wasser quillt dazwischen hervor. Der Schieferboden mag zu fruchtbar, der morastige zu wasserhaltig für die Sandfrucht seyn; indessen gibt es auch in Norwegen viele Sandfelder, z. B. ausgefahrne Felsstraßen, so daß eine Düngung der allzu fetten Acker mit Sand nicht unmöglich wäre. Der Ackerbau kann, wie in mancher Richtung, gewiß auch hierin noch Fortschritte machen.

Die Viehzucht blüht in dem Gebirgslande. Bey den fetten Kräutern der Thäler und Höhen ist die Milch vortrefflich. Dennoch scheint man die Kunst des Butterns noch in geringem Grade zu verstehen, und noch minder die des Käsemachens. Jene ist fast an allen Orten übersalzen, dieser erscheint zwar in den köstlichsten Thurmgebäuden; schon die blasse Farbe deutet aber auf den saftlosen Geschmack. Für den Freund und Kenner des holländischen und Schweizerkäses ist er gar nicht zu genießen, aber selbst der gewöhnliche märkische Kuhkäse ist bey weitem aromatischer. In seiner farblos blassen Erscheinung, ohne Aroma und würzige Kraft, trägt er allerdings den Charakter des höchsten Nordens an sich; doch bleibt es problematisch, ob nicht mehrerem Fleiße auch hierin

Verbesserungen gelangen, da man weiß, was die Industrie in England und Schottland bey minder ergiebigem Boden hierin gethan. Bemerkenswerth ist jedoch, daß auch in Lappland von der fettesten Rennthiermilch nur sehr schlechter Käse gemacht wird.

Fleisch ist, wie man sich denken kann, in diesen Gegenden ein seltener Artikel; selbst Schinken darf nicht überall gesucht werden, da die Schweinezucht wenig ausgebreitet ist. Geräuchertes Rindfleisch kommt fast gar nicht vor, dagegen ein fest gedörfter Hammelschinken. Daß das Wildbret in Skandinavien eine wenig ergiebige Nahrungsquelle ausmacht, ist bekannt. Bis auf einige delicate Auerhähne, aber auch diese nur in Schweden, erinnere ich mich keines auf unsern Tisch gekommenen Geflügels, an welchem doch sonst diese Bergschluchten und Hochhaiden so reich sind. Aber auch nicht einmal das zahme Geflügel wird geschlachtet, und der Hunger wird auf Mehl- und Körnerbrey, der Appetit auf Fische verwiesen.

Diese verlassen nicht die Tafel, von Christiania's Ebenen, bis zu den lappländischen Morästen. Nicht mehr jene delicatesen Meeresfische mit reichem Fleisch und wenigen Gräten, sondern die springende Forelle, die hier in jedem Gebirgsbach heimisch ist und bis zu einer bedeutenden Größe anwächst. Wer auch kein Fischliebhaber ist, muß die Delicatesse der norwegischen Forelle anerkennen, wer sie aber zum Mittagstisch, zum Abend, ja zum Frühstück beym Kaffeh, statt des mangelnden Brotes hingestellt sieht, möchte gerne bald einen Tausch eingehen, wenn ihm irgend ein deutscher Soldat für diese Delicatesse ein Stückchen Commißbrot einwechselte. Daß es hier kein Gemüse gibt, bedarf wohl nicht erst der Erwähnung. Fisch, vortrefliche Milch, Eyer und Köche sind die Artikel, auf welche der Reisende so ziemlich in jedem Gaard rechnen kann.

Dazu kommt aber eine Erquickung, welche den Mangel des Obstes bey nahe vollständig ersetzt. Dieß sind die wilden Beeren, welche in ungemeiner Fülle in den Schluchten und hohen Bergwäldern wachsen. Die Gattungen, die wir in Deutschland kennen, reichen nicht aus, selbst nicht einmal unsere Namen, indem die Gattungen sich wieder in Unter- und Abarten theilen. Auch wechseln die Benennungen, so daß man in Gothenburg z. B. unter dem Namen Forthron, etwas anderes versteht, als in Fenteland. Die Zeit der Erdbeere war fast vorüber, doch schmeckten uns die letzten Reste, die man uns in Christiania bot, so aromatisch und duftig, wie nirgend bey uns. Dasselbe galt von den Himbeeren, die uns noch in reicher Fülle erquickten. Brombeeren waren seltener. Die Tyebeeren möchten wir am ehesten einer Art wilder Johannisbeeren vergleichen, von rother Farbe und saftig, säuerlichen Geschmacks; auch diese sind nicht allzu häufig. Das Einsammeln und Aufbewahren der einzelnen wachsenden Beeren, mit einer äußerst dünnen Haut, fällt überdies beschwerlich. Die Ockerbeeren konnten wir nur in Stockholm als Confitüre auffinden; sie sind in Angermanland am meisten zu Hause. Die trocknen Bergfrüchte, der rothen und blauen Heidelbeere, die auch in Deutschland so mannigfache Namen führen, scheinen hier eben so ihrem Wesen nach zu variiren. Was man in der Mark Beeflinge nennt, Blaubeere, Bückebeere, gibt es auch hier, aber nicht in solcher Masse, wie auf dem sandigen Boden der brandenburgischen Kieferwälder; dagegen tritt überall der Fuß auf eine schlechtere Abart, die wenig Saft und Fleisch haben, und durch einen wachholderartigen Geschmack

unangenehm auf die Zunge wirken. Jedoch überdeckt eine edlere Art der rothen Heidelbeere (Preißelbeere) die trocknen Bergwände und die Gräben am Wege; daß die rothe Farbe der Beere selbst vor dem Grün vorwaltet. Man kann sie allenfalls roh essen, ohne in solcher Menge, daß jedoch der Geschmack besonders wäre. Unter dem Namen Lingon kommen sie mit Zucker gedämpft auf den Tisch. Endlich von der Mollebeere, der Tochter der hohen Sümpfe, einem wohlthätigen Geschenk der Natur, die am reichlichsten von allen Beeren gefunden wird, bey einer andern Gelegenheit.

Von Getränken kann man am sichersten darauf rechnen, überall und zwar in bester Qualität das Wasser zu finden, doch scheinen die Norweger es nicht zu begreifen, wie man Wasser trinken kann. Verlangten wir eine Flasche für fünf durstende Tischgenossen, brachte man uns nach langem Zaudern ein kleines Bierglas voll, freylich des schönsten Quellwassers; auf weiter gesteigertes Verlangen nach einer ganzen Carafine davon, mußte man erst eine kleine Brantweinflasche ausspülen. Fünf Gläser zum Wasser zu erhalten, war aber auf der ganzen Reise eine Unmöglichkeit, nicht weil sie gefehlt hätten, sondern weil es den guten Leuten unerhört dünkte, um das pure, klare Quellwasser so viel Umstände zu machen. Auch waltete gar nicht der Grund ob, den man in civilisirteren Ländern argwöhnen könnte, daß man uns zwingen wollte zu kostspieligeren Getränken; denn die Milch, das Einzige, was man beständig anbietet, gilt in diesen Schluchten so viel als nichts. Bier (Ael) gibt es nach den Taxen zwey Arten, einfaches und Doppelbier; wenn der Reisende aber in einigen Gaards ein saures Halbbier zur Stärkung zwischen dem ewigen Milchgeuß vorfindet, kann er sehr zufrieden seyn. Auch kennt und fühlt jeder Gastgeber zu gut die Mängel des einheimischen Gebräus, daß er es nie anbietet und ungeru dem Fremden auf Verlangen vorseht. Brantwein, übrigens gesund aus nordischem Korn, und nicht, wie bey uns, aus Lumpen und jedem Abschabsel gebrannt, findet sich häufig gerade an den Orten nicht, wo der erschöpfte Wanderer seiner am meisten bedürfte. Wein gibt es nur in den Seestädten, dagegen Kaffeh in jedem Hofe, ein theures Getränk, aber stark und durchaus unverfälscht. Eigen ist die Sitte, daß er den Männern des Morgens von der Hand der Wirthinn ins Bett gereicht wird. Man fühlt einen Schlag auf der Schulter, und im nächsten Augenblick einen Präsentirteller und eine vollgeschenkte Tasse an den Lippen. Im höchsten Norden, ist es beleidigend für den Gast, wenn die Wirthinn dieses seltsame Beckungsgeschäft durch Dienstboten wollte besorgen lassen. Die Töchter des Hauses müssen auf die Schulter klopfen, den Kaffeh präsentiren und fragen, wie der Gast geschlafen? So, unfern vom Nordpol, wo überhaupt, was für den Reisenden sehr peinlich, die Damen, und zwar in völliger Eleganz, das Geschäft des Bedienens bey Tische übernehmen. Dieß durch Domestiken verrichten zu lassen, verstiße gegen den Anstand. Ländlich! sittlich!

Der folgende Tag brachte keinen Trost, obgleich wir bis Mittag gewartet, um, wenn das Wetter sich irgend aufgeheitert, zu Wasser weiter zu fahren. So mußten wir uns begnügen mit Wasser, das heißt unter Regengüssen, den Weg zu Lande fortzusetzen. Hedemarken ist eine der reichsten Gegenden Norwegens. Die sanften Ufergebirge des Miosen sind nicht unfruchtbar. Auf einen gewissen Wohlstand deutet die Tracht der Bauern und die Einrichtung ihrer

Häuser. Hier und da wird Flabroed von feinerem Teig und in Form, wie unser Oblat gebacken. Sehr seltsam kommt es dem Reisenden vor, wenn ihm hier mit einem Male, statt der trostlosen Karren, elegante Cabriolets mit Federn, Polster, Armlehnen und Kniedecken vorgeführt werden; wenn der Skintsbuede sich hinten aufstellt, und man dahin rollt in Lust und Annehmlichkeit.

Auch in den Tagen der Vorzeit muß die Hedemark schon bevölkert gewesen seyn, denn hier am Miösen begegnen uns zuerst wieder in großer Anzahl die Denkmäler des alten Geschlechts, die Hünengräber, hier Kämppe Hoie (Kämpferhöhen) genannt. Größer im Ganzen als die, welche wir an den germanischen Ostsee-Küsten erblicken, aber von derselben Form, in derselben Lage, längs sanfter Höhenzüge am breiten Wasserspiegel oder in kreisförmigen Rundungen eine Art Kirchhof bildend. Auch hier haben die Enkel nicht überall gewissenhaft die Grabstätten ihrer Vorfahren geehrt. Wir sehen manche vom hundertjährigen Pfluge breitgerissen, andere sind mitten durchstoßen von der Landstraße, und der Wagen rollt auf der Stelle, wo ihre Aschenkrüge gestanden; der höhere Gebirgs-Charakter läßt übrigens diese Hünengräber, trotz ihrer romantischen Lage, nicht sehr hervortreten, wie an flacheren Meeresküsten.

Mit jedem Schritte entfalten sich mehr und mehr die Reize der schönen Hedemark. Daß schwere Wolken auf den Bergen ruhten, und in die Thäler sich senkten, störte vielleicht weniger den Totaleindruck, als wir es geglaubt. Die Wolken bey schwüler Luft athmeten Fruchtbarkeit, und daran ist man hier gern erinnert. Überdies thaten sich immer mehr und mehr ferne Gegenden auf, Nebeldunst und Sonnenschein stritten, der See tauchte bald glänzend aus der Ferne, bald war er unsern Augen ganz verschwunden, das Blaugrau der fernnen Berge glänzte wunderbar, wenn ein heller Sonnenstrahl darauf fiel, und die Beleuchtung wechselte, bey der rasch dahin ziehenden Regenwolke jeden Augenblick. Alle Reize und alle Fruchtbarkeit des Landes waren aber doch kein Regenschirm — die unsrigen hatten wir längst, wie dieses auf Reisen zu geschehen pflegt, verloren — und an jedem Orte, wo wir auf die Pferde warteten, konnten und mußten wir an das unterhaltungsreiche Trocknungsgeschäft gehen. Es galt nur den nassen Frost, während wir ruhig dastanden, abzuhalten. Indessen kamen wir heut, wenn auch erst um Mitternacht, nach unserer zweyten Tagesfahrt bey erträglichem Regen, in das minder erträgliche Wirthshaus.

Die Lage eines solchen einsamen norwegischen Bauernhofs, in den niederen Gebirgen, hat etwas Eigenthümliches. In den hohen Thälern, z. B. in Guldbrandthäl, verschwindet das Haus vor der Größe der Berge; die Gaards am Anfange des Miösen liegen so romantisch angeordnet an dessen lieblichen Ufern, daß auch hier jener Eindruck, den ich beschreiben will, ausbleibt. Aber man denke sich einen hohen vom Wind durchsegten Gebirgstrich; kein Wald umher, selbst kein Baum in der Nähe, und nun einsam eine Gruppe von Balken gezimmerter Häuser, grau vom Wetter und der Zeit. Ode ist es in dem Hofraum, selbst wenn alle Bewohner zusammen, herrscht kein Leben in den weiten Räumen, und das Gras grünt lustig auf Flur und Dächern. Hier wohnte, kann man sich vorstellen, ohne an Thüren und Mauern zu denken, ein Held der alten Tage, in nordischem Troß und nordischer Abgeschlossenheit. Er war sich selbst genug, wenn er hinaus schaute auf die Nebel ringsum, auf die Regenschauer, die seinen Gaard umsausten. Er schmiedete sich den Harnisch, und

seine Hammerschläge auf dem Amboss waren am Tage, die Sagen der Vorzeit Abends am hellflackernden Herde seine Unterhaltung. Selbst wenn der friedliche Bauer heraus tritt, mag die Phantasie sich gern den düstern Hofraum in eine Burg umwandeln. Gedric, der Sachse, wohnte — wenigstens nach Walter Scotts Ivanhoe — sehr geräumig in seinem hölzernen Wald-Castell, aber gewiß nicht geräumiger, als ein norwegischer Bauer dieser Lage. Noch ist das Holz wohlfeil. Der Wirth begnügt sich, nicht wie bey uns, mit einem Wohnhause, und zwey oder drey Wirthschaftsgebäuden; alles was in seinem einförmigen Leben ein Recht fordert, bekommt ein besonderes Häuschen. Da ist das große Wohnhaus, neben an das Haus für die Fremden, zuweilen ein Haus für die Knechte. Die Pferde haben ihr eigenes Gebäude, Kühe und Ochsen nicht minder; auch was man speciell, doch gewöhnlich als diminutiv ein Haus nennt, hat sein separates Fundament und Dach. Endlich ist für jede Getreideart ein thurmartiges Gebäude bestimmt auf Pfählen errichtet und mit einer Art Zugbrücke davor. Eine Vorrichtung, um die Zugluft unterhalb der Scheunen frey durchstreichen zu lassen und Mäusen und Ratten den Zutritt zu verwehren. Nimmt man dazu, daß die Bedeckung der Dächer mit Gras keine zufällige ist, sondern durchgängig, nur mit mannigfachen Variationen in Norwegen sich findet, so wird man mir zugeben, daß ein einsamer Bauernhof einen seltsamen Anblick gewährt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Entschuldigung.

Zwey Augen, Wundersterne, soll ich preisen,
Die einer Welt von Reizen mild entstrahlen?
Sollt' auch ein Preis, wie Paris einst, mich zählen,
Es müßt' unmöglich sich solch Thun erweisen! —

Die Sonnen, die im Reich des Äthers kreisen,
Wer wagt es ihres Lichtes Glanz zu mahlen?
Könnst' einer gleich mit Orpheus' Leyer prahlen,
Nicht tönt er nach der Sphären goldne Weisen! —

Nur eins erkenn' ich: wen in Zorn sie grüßen,
(Dies ist die Waffe reizbegabter Frauen!) —
Deß Herz erstarrt vor Schreck und Gram zu Steine.

Doch wem in Liebeshuld sie sich erschließen,
Zwey Himmelreiche dünkt mich der zu schauen,
Ein Gott, verklärt in ihrem Doppelscheine! —

J. E. Bernard.

Über die Menagerien der Herren van Aken und Martin, und des
Hrn. van Dinter.

(Schluß.)

Wir kommen nun an van Dinter's Menagerie, und beginnen mit den schönen und seltenen Reptilien. Das erste, was hier das Auge auf sich zieht, sind sieben herrliche Exemplare des obenerwähnten getigerten Python's oder der ostindischen Riesenschlange. Erregten die Riesenschlangen, welche wir im Jahre 1818 in Tournaires, und im Jahr 1826 in Advinent's Menagerie sahen, und welche so wie die Aken'schen nur junge Exemplare dieser Art waren, schon Staunen und Bewunderung, um

wie viel mehr ist dieß bey den Dinter'schen der Fall, welche mit den früher gesehenen durchaus in keinen Vergleich zu stellen sind. Van Dinter besitzt Exemplare von 18, 21 und 24 Fuß Länge, während die größte der früher zur Schau gestellten kaum 16 Fuß maß. Nun, wenn wir das große, 24 Fuß lange Thier betrachten, dessen Körper schon im gewöhnlichen, unausgedehnten Zustande die Dicke eines Mannschenfels hat, können wir uns doch den Begriff einer Riesenschlange machen. Nimmt dieses Thier Nahrung zu sich, so gewinnt der Umfang des Körpers noch bedeutend. Referent hat sich durch eine sorgfältige Untersuchung aller sieben Exemplare überzeugt, daß sie einer und derselben Art angehören, die durch die Zahl der Bauch- und Schwanzschildchen, deren erstere 247—259, letztere aber 59—70 beträgt, ausgezeichnet und an den durchaus getheilten Schwanzschildchen und den sternförmig gestellten Kopfschildern auf dem Hinterhaupte sogleich zu erkennen ist. Schon die große Ähnlichkeit, welche alle diese sieben Exemplare in der Farbenzeichnung mit einander haben, muß selbst dem Layen auffallen, und die bald hellere, bald dunklere Farbe, welche von der Häutung dieser Thiere abhängt, ist doch kein hinreichendes Kennzeichen, sie für verschieden zu halten. In welchen Miscredit müßten die Naturforscher kommen, wenn man auf so minutiöse Unterschiede eine Verschiedenheit bauen würde! Es ist daher ein offener Irrthum, daß Hr. van Dinter seine Riesenschlangen für sieben verschiedene Arten ausgibt, ein Irrthum, der nicht leicht zu verzeihen ist, da die Thiere, deren Namen van Dinter seinen Riesenschlangen substituirt, von denselben himmelweit verschieden sind. Denn die Seeschlange oder Anaconda ¹⁾ und die Abgott-Schlange ²⁾ sind wahre Boën, welche die ganze Unterseite des Schwanzes mit einfachen, ungetheilten Schildchen besetzt haben, nicht mit getheilten wie die Pythonen. Auch sind sie, wie alle Boën, Bewohner Amerika's, während die Pythonen nur in der alten Welt getroffen werden. Der Name Harlekin-Schlange gehört einer brasilianischen Natter an, und jener: orientalische Königschlange, mag für unsern Python passen. Es kann Hrn. van Dinter gewiß nicht unangenehm seyn, daß wir hier diese Berichtigung vornahmen; denn für den Kenner ist es gewiß von weit höherem Interesse, eine ganze Suite einer noch so seltenen und wenig gekannten Schlangenart in den verschiedensten Abstufungen des Alters zu sehen, als mehrere verschiedene Schlangen, da hiedurch offenbar die Wissenschaft nur gewinnen kann, und für den Layen ist es doch in der That einerley, unter welchem Namen er einen Gegenstand betrachtet. — Eben so wie die Boën, erreichen auch die Pythonen eine ansehnliche Größe. Ihre Nahrung besteht in kleineren Säugethieren, die sie mit einer besonderen Behendigkeit erhaschen, durch Umschlingen mit ihrem Leibe erwürgen, und dann im Ganzen verschlingen. Van Dinter füttert seine Riesenschlangen mit Kaninchen, deren sie 3—6 auf eine Mahlzeit verschlingen. Haben sie einmal Nahrung genommen, so können sie, wie alle Schlangen, lange hungern. Die Kraft, welche sie in ihrem Leibe haben, ist außerordentlich. Einer Ziege, einer Gazelle, einem Hirsche zerdrücken sie die Knochen. Nicht minder merkwürdig ist die beynahe unglauubliche Ausdehnbarkeit des Rachens, die ihnen gestattet, diese Thiere im Ganzen zu verschlingen. Referent war Augenzeuge, wie die größte der Dinter'schen Schlangen, nachdem sie schon früher zwey erwachsene Kaninchen zu sich genommen hatte, auch noch einen jungen Rehbock von drey Monaten verschluckte. Übertrieben ist es aber, wenn wir diese Riesenschlangen, auf den Aushängschilden dieser und der Aken'schen Menagerie, einen Büffel oder ein Zebra umschlingen sehen. Gegen solche Thiere wagt sich keine, selbst nicht die größte Riesenschlange. Ihr Biß ist durchaus unschädlich, und kann nur verwunden. Die beyden hornartigen Stacheln zu beyden Seiten des Afters dienen denselben zum Klettern. Die Häutung geschieht, wie bey allen übrigen Schlangen, mehrmals des Jahres. Der getigerte Python lebt in den Wäldern Ost-Indiens. Das nächste, was nach Besichtigung dieser Riesenschlangen unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist die prächtige, 7 Fuß lange schauerliche Klapperschlange ³⁾. Wir hatten zwar schon im Jahr 1826 Gelegenheit, dieses Thier in der Ad-

¹⁾ *Boa marina*. ²⁾ *Boa Constrictor*. ³⁾ *Crotalus horridus*.

vinent'schen Menagerie zu sehen, können aber van Dinter's Exemplar mit dem Advinent'schen gar in keinen Vergleich bringen. Van Dinter's Klapperschlange ist unfer's Erachtens das schönste und interessanteste Thier seiner ganzen Menagerie. Sie ist so frisch, daß sie schon bey der geringsten Annäherung an ihr Behältniß mit ihrer großen, bey $2\frac{1}{2}$ Zoll langen Klapper heftig zu rasseln beginnt. Die schönen weißen Rauten auf dunkel schwarzgrünem Grunde, welche eine ganze Binde über dem Rücken bilden; geben dieser Schlange ein herrliches Ansehen, und würden uns sogar Zutrauen gegen sie einflößen, wenn sie uns nicht durch das, mittelst einer heftigen Vibration des Schwanzes hervorgebrachte Rasseln sogleich wieder abschrecken würde. Diese Art ist sicher südamerikanisch, wie wir uns aus der Anzahl der (170) Bauch- und (23) Schwanzschilder vollkommen überzeugt, und nicht, wie van Dinter angibt, aus Nord-Amerika. Sie erreicht eine Größe von 10 Fuß, und die Dicke eines Mannsarmes. Die Klapperschlangen sind die giftigsten und daher auch gefürchtetsten Schlangen, die wir kennen. Ihr Gift-Apparat liegt in der oberen Kinnlade, und besteht in zwey oder mehreren großen, gekrümmten, hakenförmigen, hohlen Zähnen, welche auf einer, das Gift in sich schließenden Blase eingelenkt sind. Weist nun das Thier, so wird durch den Druck, welchen der Zahn auf die Blase macht, das Gift durch die Höhlung desselben gewaltsam in die Wunde gepreßt. Der Biß der Klapperschlange bewirkt eine augenblickliche heftige und äußerst schmerzhaftige Entzündung an dem verwundeten Theil, und in wenigen Minuten den Tod. Nur durch schnell angewendete, zweckmäßige innere und äußere Heilmittel ist es bisweilen möglich, den Verunglückten zu retten. Das Gift wirkt nur durch unmittelbare Vermischung mit dem Blute, innerlich genommen, ist es gänzlich unschädlich. Daß der vorgebliche Zauber der Klapperschlangen, mittelst welchem die Thiere ihnen freiwillig in den Rachen kriechen, zu den Fabeln gehöre, bedarf keiner weiteren Bestätigung. Die Nahrung der Klapperschlange besteht in kleinen Säugethieren und Vögeln.

Das dritte Reptil, welches hier zu sehen ist, ist die schöne und seltene vierstreifige Natter ¹⁾ aus Spanien. Dieses Thier, welches auch schon im südlichen Frankreich und in Italien getroffen wird, ist mit unserer einheimischen Aeskulaps-Natter ²⁾ am meisten verwandt, hat dieselbe Lebensart, und unterscheidet sich nur durch die Farbenzeichnung und Zahl der Schilder.

Rücksichtlich der Säugethiere und Vögel steht die Dinter'sche Sammlung der Aken'schen im Ganzen freylich etwas nach, enthält aber dem ungeachtet manches, was der Aken'schen fehlt, und manches in ausgezeichneteren Exemplaren. So besitzt van Dinter ein wunderschönes Exemplar der Iythischen Corinne ³⁾, einer der schönsten Gazellenarten, die wir kennen, den seltenen ostindischen Hut-Affen ⁴⁾, den guineischen Patas ⁵⁾ und Makako ⁶⁾, eine prächtige neuholländische Randon oder Rhea ⁷⁾ und den schönen buntgefiederten kleinen rothen Ara ⁸⁾ aus Brasilien, welche der Aken'schen Menagerie ganz fehlen, und ein herrliches Leoparden-Paar, Männchen und Weibchen, nebst einer gestreiften Hyäne, welche die Aken'schen Exemplare an Schönheit weit übertreffen. Dagegen hat van Dinter einen Löwen und zwey Löwinnen, den weißhohrigen Seidenaffen, den schwarzstirnigen Maki, den Marleborough und Mangaben, den großen rothen Ara, den einfachen Alexander, den grünen und carolinischen Sittig, den grauen und Amazonen-Papagen und den Helm-Kakadu, mit der Aken'schen Menagerie gemein. Van Dinter's Löwen und seine Hyäne sind eben so gezähmt wie die Aken'schen Löwen, und erregten überall, wo sie gezeigt wurden, und Proben der Zähmung ablegen durften, allgemeine Bewunderung.

¹⁾ *Coluber quadrilineatus*. ²⁾ *Coluber Aesculapii*. ³⁾ *Antilope Dorcas*. ⁴⁾ *Cercopithecus sinicus*. ⁵⁾ *Inuus Rhesus*. ⁶⁾ *Cercopithecus Cynomolgus*. ⁷⁾ *Rhea Novae Hollandiae*. ⁸⁾ *Psittacus Aracanga*.

Als zweyte Gastrolle gab Hr. Kott den alten Feldern in Töpfers: „Hermann und Dorothea.“ Die Erwartung des Publicums war hier um so mehr gespannt, als Hr. Kott hier ein ganz neues Fach erwähnt hatte. Er rechtfertigte indessen auch heute die gehegte Erwartung als gewandter und verständiger Bühnenkünstler. Die Hauptzüge im Charakter Felderns sind Gutmüthigkeit und Hestigkeit. So häufig diese Eigenschaften im Leben verbunden sind, und so wahr und treu der Meister (Göthe) das Charakterbild dieses Mannes entwarf, so bleibt die naturgemäße Darstellung doch bey weitem schwieriger, als man denken sollte, und die Entwicklung der einen Charaktereigenschaft erdrückt gar leicht die andere. Die classische Darstellung, in welcher wir diese Rolle sonst von dem trefflichen Koch entwickelt sahen, überzeugte uns, daß die kunstgemäße Auffassung beyder Principe von echtem Künstlergeist von der größten Wirkung seyn müsse, und es gereicht Hrn. Kott sehr zur Ehre, nach einem solchen Vorgänger, mit so viel Erfolg nach dem Ziele gestrebt zu haben. Hr. Kott bezeichnete sehr lebendig und geistreich die übersprudelnde Hestigkeit des guten Alten, und wußte den gemüthlichen Ausdruck wohl damit zu verbinden, obschon der letztere, in den hier bedingten Formen des bürgerlichen Lebens, dem Darsteller etwas fremd seyn mochte. Des so ehrenvoller ist es für den Künstler, mit Muth auch fremde Bahnen zu betreten, um in dem vollen Umfange des Gebietes der Kunst heimisch zu werden. Das Publicum würdigte die Darstellung unsers Gastes mit der ehrenvollsten Aufnahme. Hr. Kott wurde zweymal gerufen. Auch die übrige Darstellung ging sehr gerundet. Noch müssen wir erwähnen, daß heute Hr. Moreau statt des noch immer unpäßlichen Hrn. Costenoble die Rolle des Apothekers schnell übernommen hatte, und ein Wort des Lobes sowohl über diese Bereitwilligkeit, als über die Art und Weise, wie er seine Aufgabe lösete, verdient.

In der Rolle des Michael Angelo Buonarotti in Ohlenschlägers „Correggio“ zeigte sich Hr. Kott zum dritten Male. Wir dürfen dieser Leistung mit ausgezeichnetem Lobe erwähnen, und reihen sie unter die vorzüglichsten, in denen uns Hr. Kott noch sein Talent entwickelte. Nicht nur, daß die Natur der Rolle Hrn. Kott vorzugsweise zusagt, daß die Kraft, das Feuer des Riesengeistes Buonarotti ganz und durchaus in dem Bereiche der Mittel des Hrn. Kott liegt: so wußte sich der talentvolle Künstler auch so innig mit dem Geiste vertraut zu machen, der sich in diesen Formen ausdrückt, daß man dem Ganzen das Beywort einer meisterhaften Darstellung nicht versagen kann. Der Eindruck war auch so groß, daß Hr. Kott (ein auf dem Hofburgtheater sehr seltener Fall) nach der Scene des dritten Actes vorgerufen wurde. Die meisterhafte Dichtung trat durch ein so kräftiges und edles Spiel unterstützt, mit erneuter Kraft vor die Augen, und man verfolgte mit dem höchsten Interesse die so anziehenden Erscheinungen, in welchen der Dichter uns diese drey Meister vorführt. Hr. Heurteur hatte wegen fortdauernder Unpäßlichkeit des Hrn. Korn den Giulio Romano übernommen, den er schon einst bey einer andern Gelegenheit mit Beyfall gegeben hatte. Hr. Heurteur ist ein so vorzüglicher Künstler, und mit so reichen Mitteln zur Wirksamkeit begabt, daß es wohl kaum unsrer Erwähnung bedarf, er habe sie auch heute wirksam gemacht. Wir glaubten es indessen doch anführen zu müssen, weil wir diese Rolle unbedenklich zu den vorragendsten und meisterhaftesten Leistungen des Hrn. Korn zählen, und es also selbst für einen so geschätzten Künstler wie Hr. Heurteur, keine leichte Aufgabe ist, unter solchen Vorderfäßen wirksam zu erscheinen. Wir begnügen uns zu sagen, daß Hr. Löwe den Correggio gab, um anzudeuten, was geleistet wurde. Hrn. Löwe's Ruhm in dieser Rolle ist zu anerkannt, als daß wir noch etwas beyzusetzen brauchten.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinſtag, den 8. July 1828.

82

Von dieſen Blättern erſcheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zuſammen viertelſ. um 6 fl., halb. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertelſ. um 3 fl. 45 kr., halb. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergaſſe No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Poſtkämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben ſind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird dieſe Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland verſendet.

Guldbrandſdalen.

Bilder, zu einer Reiſe durch Norwegen.

(Fortſetzung)

Einige Mal waren wir doch auch ſo glücklich dicht am Miöſen hinzufahren, während ein heller Sonnenſtrahl die jenseitigen Ufer beleuchtete. Wir kamen alle überein, daß die Vergleichung mit dem Rhein und deſſen Ufern nicht entfernt liege. Der See iſt oft nicht breiter als unſer Hauptſtrom, und die Uferberge haben dieſelbe Höhe und Senkung, wenn auch die Bekleidung, nemlich mit Weinreben und Burgruinen, nicht dieſelbe iſt. Letztere fehlen faſt noch mehr als jene in Norwegen. Aber bey Ringsager dicht am See wird die Täuſchung noch lebendiger, da eine gothiſche Kirche von Stein, mit einem Spitzthurne, wie er am Rheine gewöhnlich, in die grünen Bergwände hinauffchießt. Der Ort iſt hiſtoriſch merkwürdig, indem König Oluf, der heilige Märtyrer dieſes Reiches, hier in einer Nacht ſeine heidniſchen Gegen- oder Unterkönige überfiel. In aller Stille war er, unterrichtet von ihrer heimlichen Zuſammenkunft und Verſchwörung, mit ſeinen Getreuen den See herauf gerudert, und es gelang dem chriſtlichen Fürſten, mit einem Schlage die Anſtrengung ſeiner Widersacher zu vernichten, indem er ſie inſgeſamt gefangen nahm.

Erſt am Ausgange des Miöſen, oder vielmehr an ſeinem Anfange, wo das Bett ſchmäler, ſtromartiger wird, ragen Klippen ſchroff an der Seite in die Höhe. Wir ſahen uns alle freudig erſtaunt an, und riefen einander zu: „Hier beginnt Norwegen!“ Hinter dieſen jähren Ecken entſalten ſich die fernen Gebirgszüge in aller mannigfaltigen Gruppierung und Schattirung des Blau. Ein hohes, mächtiges Gebirgsland beginnt von der Gegend von Lillehammer an, aber das Norwegen, das wir geſucht, war es doch nicht.

Eigentlich ſollten gar keine Dichter und pittoreske Reiſende nach Norwegen gehen. Regierungen, die einmal den Vorſatz bekämen, auch die Poeſie zu Kunſt und Wiſſenſchaft zu rechnen und alſo auch etwas für ſie zu thun, ſollten das Reiſen dahin ganz verbieten. Welches Land mythiſcher Dunkelheit geht für den deutſchen Dichter durch nähere Kenntniß Norwegens verloren! Cal-

deron hatte in jener glücklichen Zeit der Unwissenheit noch Sachsen und Polen für seine Spanier, um dahin fabulirte Könige und Helden seiner Phantasie zu versehen, was blieb dem kenntnißreichen Deutschen, der die Stammtafeln aller Fürstenhäuser inne hat, der die Pasreglements aller Länder kennt und die Monturen aller Regimenter, was blieb ihm für ein Land übrig, um mit blauem Dunst die Dämmerung der Wirklichkeit so zu schattiren, daß der Dichter neue Gestalten darauf malen konnte? Welches andere Land, frage ich, als Norwegen? Nun geht auch dieß dahin, und Capitain Parry hat noch kein anderes am Nordpol entdeckt, wohin die unglücklichen Yngurds, die Drindurs, die Sintrams und wie die Helden heißen, die uns in der Dichtung und auf der Bühne so oft erfreut, hinwandern könnten. Ja wenn es nicht zu frevelhaft ist gegen deutsche Poesie, so muß ich bekennen: das Resultat meiner Forschung ist, daß der edle Sintram nie hat in Norwegen leben können, weder mit noch ohne seine Gefährten „Tod und Teufel,“ nie zehen in der Burghalle seines Vaters, alldieweil es keine Burghallen gab; obgleich Quellen gefunden werden, welche die überstandene Fährlichkeit seiner Bärenjagd nicht unwahrscheinlich machen. Die edlen Jungfrauen haben leider nicht trauern können auf den einsamen Wachtürmen am Meere, und eben so wenig konnten:

Unsichtbare Schwestern schirmen
Freundlich aus verfallnen Thürmen
Des geliebten Jägers Haupt,

denn es gab in ganz Norwegen keinen Thurm; in so fern die Dichter darunter solche von Stein wollen verstanden wissen. Noch schmerzlicher ist es für mich zu bekennen, daß das Geschlecht der Drindur, von dem es doch heißt:

Das Geschlecht der Drindur,
Unser's Thrones feste Säule,
Soll bestehn, ob die Natur
Auch damit zu Ende eile. —

niemals hat eine Säule seyn können, weder mit Patent, noch durch Geburt, da der feudalistische Nerus niemals in Norwegen aufgekommen ist. Die Dichter mögen sagen, was sie wollen, es gibt seit König Nors Zeiten, den Müllner so besonders verehrt, nur freye Bauern, und was man mit diesen anfangen, oder wie man mit ihnen umspringen kann, mag man aus Steffens wahrhaftigern Novellen entnehmen. Übrigens hat es seine Richtigkeit, daß diese Bauern sonst Schwert und Harnische und Streitärte getragen, daß sie sich anders geberdet als jetzt, ja sogar einmal ihren König erschlagen haben, als er sie zu Christen machen wollte, so wie daß unter Augen der kleinen Könige vor Harald Harfager und unter den Jarls nach ihm sich ein ritterliches Gefolge gebildet haben mag, ohne daß deßhalb ein Feudalverband erwachsen wäre.

Aber auf jedem Schritte wird es dem Auge klar, daß kein solches Norwegen je gewesen, denn es sucht vergebens nach seinen Vesten. Keine Burg, kein Schloß, nicht einmal die Ruine eines Wachturms grüßt uns von den Hügeln. Hier lockt ein dunkelgrüner Waldkopf, dort eine kahle Höhe das Thal beherrschend; vergeblich: unsere Vorfahren hätten stolz gethürmte Castelle darauf errichtet, hier nicht der Grundstein einer Mauer, kaum Spuren, daß je ein Fuß die Spitze betreten. Und doch wird das Auge häufig getäuscht. Die Felsenspitzen und scharfen Wände gleichen Mauern eines Raubnestes, das aus dem Wald dickicht vorschließt. Es müßten Giganten darin gehaust haben, denn kein mensch-

licher Maßstab reichte hier aus. Die alten Helden und Könige bauten so gut wie jeder norwegische Bauer nur von Balken und Brettern ihre Fürstenschlösser und Burghallen, und keine Berührung eines mächtigen Fußes konnte das stattliche Tannengebüsch schützen vor den mächtigeren Anforderungen der Zeit. Es gibt keinen eigenthümlichern Gegensatz, als das große Guldbrandsdal, die vierzig Meilen lange, enge, hohe Schlucht mit dem kaum so langen Rheinthale. Hier grüßt uns die Vorzeit bey jedem Schritte, dort scheint nie eine Vorzeit ins Leben getreten, so öde, so uranfänglich dünken uns diese weiten Bergeshöhen, eingehüllt in die Nacht nie gelichteter Tannenwälder. Nicht einmal ein Crucifix auf dem einsam vorspringenden Felsrücken; keine Capelle, kaum wenige Sommerhütten für die Hirten auf dem schroffen Abhange der höheren Waldregionen. Und doch gab es eine stählerne Vorzeit, aber kein Mittelalter. Was für Stoff dazu im Volke, wanderte aus, wie einst das Gefolge mit den kühnen Abentheurern aus dem germanischen Mutterlande. Die Hausväter, der eigentliche Kern des Volkes, blieben sitzen auf ihren Höfen, und ließen ihre Vetter und Enkel, die ritterlichen Normannen, Reiche stürzen, schirmen, stiften. Im Norden folgte auf die mythische Heroenzeit unsere neue. Norwegen lag in einem langen Schlafe, keine Folge der Entnervung, bis es politisch erst nach den Revolutionsstürmen dieses Jahrhunderts erwacht ist.

Aber auch malerisch und geographisch ist es ein anderes Norwegen, als das der Vorstellung. Selbst hier, wo Rücken an Rücken sich lehnt, wo die nackten Fieider heraus treten aus den Tannensfeldern der Hochberge, wo die Schneepics die Kämme der Fieider krönen, selbst hier, wo tiefe Ravinen das bewohnte und gangbare Land bilden, ist es nicht jenes Norwegen, mit schroffen Klippenwänden, an deren Fuße die ewige Brandung des weiten Oceans schaurig tönen soll. Keine starre Felskegel trocken mit unberührter Stirn dem Sturm, dem Sonnenstrahl, dem Schneegestöber. Keine Risse von abentheuerlicher Gestalt senken sich über, keine Zacken treten heraus, Troß bietend den Wolken, die an ihnen vorüber segeln. Nicht überall schwebt der dürftige Strandbewohner an dem Todesseile um das Nest der Eidergans zu berauben, und nicht immer umweht nordischer Nebel diese Thäler und Höhenzüge. Eine großartige Natur weht uns entgegen, aber Sinn und Auge müssen sich gleich kräftigen, das ungewohnte Bild aufzufassen. Das ist das Charakteristische, es sind nicht Bilder, sondern es ist ein Bild. Der Gedanke muß zu Hülfe kommen, da das Auge nicht so weit reicht, diese Massen zu überwältigen, diese unendlichen Räume malerisch zu übersehen. Wo bietet ein Gebirge ein solches Schauspiel dar, wie das Thal von Guldbrand? Eine vierzig Meilen lange Schlucht ohne Seitenblicke in Ebenen, in Fernen, höher und höher sich erhebend, bis sie ausläuft auf einen schneebedeckten Hochkamm. Aber es gehören überirdische Augen dazu, die ganze Größe des Schauspiels zu fassen. Ich wüßte keinen Standpunct im ganzen Thale, der nicht erhaben und schön zu nennen wäre, wollte aber ein Maler sich hinstellen und die Natur abcontrefeyen, so weit es der Raum der Leinwand gestattet, es würde ein unverständliches Bild werden, und die Künstler würden den Kopf schütteln. Die Berge haben keine Form, könnte man in gewöhnlicher Sprache sagen, sie bilden keine niedlichen, romantischen Gruppen; alles ist massenhafte. Das Wasser, an dessen große Rolle bey der Erdgestaltung wir doch hier im Norden zu glauben gezwungen sind, hat sie gleichmäßig ab-

gewellt und selbst die scharfen Kanten der schrofferen Felsriffe stumpf abge-
spült. Dennoch findet der Landschaftler hier Nahrung und eine reiche, wenn
er weniger an den Pinsel, als an den Geist denkt. Es ist eine Form da, aber
nicht mit dem Winkelmaße zu erkennen. Der Maler muß die Höhenzüge durch-
streifen; er wird viel finden mit dem Bleystift einzutragen in sein Skizzen-
buch, aber er thut besser mit klarem Auge, frischem Sinn und ohne Bleystift,
wenigstens das erste Mal, die Räume zu messen, die Früchte bleiben doch, wenn
er sie auch nicht schwarz auf weiß nach Hause bringt. Jedem Landschaftler, der
mit echtem Kunstsinne die Natur aufzumassen weiß, rathen wir zu den groß-
artigen Studien der norwegischen.

Lillehammer, ein geräumiger Gaard, bildet einen Hauptpunct auf der
Strecke dießseits Dofre. Hier will man nach dem neuesten Storching-Beschluß
eine Binnenstadt gründen. Ist auch gnügender Platz zwischen den Bergen vor-
handen, wird sie doch schwerlich je andern Anspruch machen als auf den Rang
eines Marktsteckens. Obgleich am Anfange eines Sees und am Ausflusse eines
halb Norwegen durchfließenden Bergstroms, kann doch ihr Verkehr nur
auf das nächste Bedürfniß gerichtet seyn, indem der Lougen aufwärts gar
nicht, der See und Drammen aber höchstens bis Sarpen schiffbar ist. Vielleicht
aber, daß die kleine Stadt der innern Communication zwischen den Bergen
einiges Leben gibt.

Von hieraus schließt sich nun das Thal enger, die Berge werden höher,
schroffer, uns schien es auch dunkler, aber der Regen mit seinen Nebelwolken
mochte das Seinige thun, ein trübes Bild zu vervollständigen. Ein Großartiges
begegnete uns gleich auf der ersten Station. Zwar ist der Lougen in seinem
ganzen Laufe, wo er nicht zu kleinen Seen stagnirt, ein beständiger Wasser-
fall, und die grüne Flut quillt nur aus dem weißen Schaume hervor. Aber
in einer romantischen Schlucht bildet er einen bedeutendern Fall, der zwar na-
menlos und weder von einiger Höhe ist, vergleichbar mit der des Drammen,
noch durch einen so buntkochenden Wasserstrudel, wie der Trollhetta an-
zieht, dennoch die Vorstellung eines wilden, nordischen Katarakts, wie kein
anderer, bey uns zurückließ. Zwischen den hohen, dunklen Ufern, auf deren
Klippen die nordische Tanne ihre schwarzen, gezackten Kronen gerade aufwärts
schießt, drängt sich der smaragdne Strom rasch vorwärts, bis wo er am breitesten,
sein Felsbett sich rechtwinklich an mehreren Stellen senkt. In vielen Cascaden
schießt nun der grüne Guß über die schwarzen Felsecken. Der Schneeschaum,
das dunkle Grün, die schwärzer schattirten Wasserwände bilden ein romantisch
wildes und doch zugleich wohlgefälliges Schauspiel. Im starken Regen verlie-
ßen wir unsere Wagen und standen eine Weile auf dem Wege daneben, den
die Regengüsse unter uns schon wegzuspielen anfangen. Und noch kein pompö-
ser Katarakt hatte bey dem schönsten Sonnenschein uns so zu fesseln gewußt. Wild
war die Umgebung, wild das Grün des Bergwassers, wild waren die grauen
Regenwolken, die in den hohen Tannenästen wie Spinnweben sich anzunisteln
schienen; aber die Anordnung der vielen Cascaden hatte etwas Künstlerisches,
und dieses wirkte zugleich wohlgefällig auf das Gemüth. Um meine verglei-
chende Schilderung fortzusetzen, sage ich, es war der Krystall-Charakter des
Wasserfalls, der eigenthümlich im Gegensatz zu allen bisher gesehenen anzog.

Scharfe glänzende Quadrate, in allen Schattirungen des Grün und Weiß, strahlender wie der Krystall, weil, wie bey dem chinesischen Feuerwerk, das Licht durch die ewige Bewegung nie aus der Brechung heraus kam. Und dieß Krystallgemälde denke man eingeschlossen in dem geschilderten dunklen Waldrahmen. Vielleicht daß, wer nach uns bey hellem Wetter den Fall ansieht, einen ganz verschiedenen Eindruck zurückbringt.

Der Weg führte steil in die Höhe, und wir glaubten von oben ins Thal zu sehen, aber wir sahen nur noch höhere Berge. Dieß wiederholte sich bey jeder Wendung. Heute sollten wir die Größe dieser norwegischen Gebirgsschlucht nur ahnen, denn die Wolken, häufig schon unter uns, gewährten einzelne Blicke, hinauf und hinab, lehtere zwar oft den ganzen wilden Charakter dieser Hochgegenden athmend, wenn ein Silberblick durch Nebel und Tannenkronen tief unten auf das Bett des Lougen fiel. Wie Klein, wie spielend für die ungeheure Schlucht, die ihm die Natur anwies. Man hört in Norwegen wenig von Überschwemmungen, und doch, wer dieß enge Thal sieht, ohne Abflüsse als den einen, und die Hütten, scheinbar dicht unten am Ufer, sollte denken, wenn er empfindet und hört, wie die Wolken oft Wochen lang zwischen den Gipfeln ruhen und sich entladen, die halbe Bevölkerung müsse jährlich durch die Wasserfluth Alles verlieren. Aber das Auge legt nicht sogleich den gigantischen Maßstab an. Die Regengüsse benehmen nur das, was uns von dieser Höhe herab Uferkies dünkt, und besetzen selten die Schwelle der Häuser. Die Balken würden ihnen auch bessern Widerstand leisten, als Lehm und Fachwerk in andern Gebirgsgegenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das gelöste Räthsel.

Ihr fragtet oft, wie doch nur meine Wangen,
So oft bethrünt, noch lebend Roth durchglühe,
Da sonst der Jugend Purpur doch verblicke
Vor stillem Gram und liebendem Verlangen?

Und sieh! — als jüngst ich düster kam gegangen
Durch Busch und Feld in heit'rer Sommerfrühe,
Belehrte schweigend mit geringer Mühe
Mich eine Frucht, die hell in Grün gehangen.

Wie Gold und Rosen schien sie aus den Zweigen,
Die kaum verblüht mich däuchten, sich zu neigen; —
Doch ach! — zu baldig nur mußte ich ersehen:

Daß nicht die Sonne nur mit warmem Strahle,
Der inn're Wurm auch Früchte reif und male,
Und früher noch — zu früherem Vergehen.

Carl Gottfried v. Leitner.

(Aus de Carro's „Carlsbad, ses eaux minérales et ses nouveaux bains à vapeur“ ins Deutsche übertragen.)

Der Spaziergang am Brunnen.

Der Sprudel und die Hygiäensquelle, in der Mitte der Stadt gelegen, so wie der Mühlbrunn am linken Ufer, haben im Jahr 1826 geschmackvolle Brunnen-Terrassen erhalten, welche der Neubrunnen schon vorher besaß, und mit seinen nachbarlichen Nadjaden theilte; angenehme Spaziergänge schließen sich an die letztere, und bieten den Brunnenrinkern den Raum zur nöthigen Bewegung dar. Jeder erscheint am Brunnen in dem Negligee, welches ihm das bequemste scheint, zumal gegen den Anfang und das Ende der Curzeit, wo das Gedränge minder groß ist; aber in den Monaten July und August, deren Hitze den Gewändern mehr Leichtigkeit und Zierlichkeit verleiht, als jene, wo man sich oft mit Mantel und Pelzen gegen die Morgenkühle schützen muß, bemerkt man mehr Glanz. Dieser Zusammenfluß von Einheimischen und Fremden aus allen Ländern, diese unendliche Verschiedenheit von Sprachen und Trachten, diese bunte Mischung von allen Ständen und Religionen, zu einem Zwecke versammelt, und mit dem Becher in der Hand, von demselben Wasser trinkend; diese ungeheure Versammlung, die jeder Frühling mit derselben Gewisheit wieder hieher führt, als das Grün unsrer Thäler, und deren Wichtigkeit Jahrhunderte geheiligt haben, verkündigt mit lauter Stimme den unwandelbaren Ruf unsrer Quellen. Da die Krankheiten des Unterleibes, und vorzüglich jene der Leber und Milz, hier die Mehrzahl bilden, so überläßt die Gelsucht in allen ihren Abstufungen, selbst den oberflächlichsten Beobachter; aber der Aufmerksame entdeckt auch bald die stufenweise Veränderung, die sich in der Gesichtsfarbe einer großen Zahl von Kranken äußert. Auf das matte Aussehen, den trüben Blick folgen bald wieder lebhaftere Farben, ein heiteres Auge, als Vorläufer glücklicher Veränderungen. Dieses ist die Betrachtung, welche ein Arzt täglich zu Carlsbad machen kann, nicht allein an seiner eigenen Kranken, sondern auch an jenen, welche seinen Collegen mit ihren Rathschlägen unterstützen. Um die Gesellschaft, wenn selbe anfängt, zahlreich zu werden, zu erheitern, führt an beyden Brunnen-Promenaden ein vortreffliches Orchester die schönsten Stücke von Instrumental-Musik auf. Wie oft lassen nicht hier Mozart und Rossini ihren Bewunderern den Augenblick des Trinkbechers vergessen!

Über Versteinerungen der Eingeweide.

Es ist nicht selten, in Carlsbad Kranke ihren Arzt fragen zu hören, ob die Menge von Mineralwasser, welche sie trinken, nicht auf die Länge in ihren Eingeweiden Überwindungen, den Sprudelsteinen ähnlich, hervorbringen könnte? Es ist leicht, sie zu beruhigen, wenn man ihnen vorstellt, daß der menschliche Körper nie einem Gefäß von Thon oder Glas gleich werden könne, daß, wenn man an einem Morgen 12 Becher oder 5 Pfund Wasser zu sich nimmt (eine Menge, die über die mittlere steigt), man doch kaum 18 Gran dieser Kalkerde verschluckt, und daß alle animalische Körper, die man absichtlich in den Sprudel legt, selbst mit Schuppen bedeckte Fische, sich niemals mit dessen Sediment überziehen, ausgenommen jene, welche von Natur mit einer kalkartigen Schale bedeckt sind, als Eyer oder Krebse. Die versteinerten Fische, welche man zu Carlsbad verkauft, sind von Thon, wenn gleich Manche sie für natürlich halten. Überdies pflegen manche Bewohner, das ganze Jahr hindurch, alle Tage einige Becher ganz ungestraft zu trinken.

Ost- und westindische Kranke.

Es ist keine Redensart, wenn ich sage, daß man nicht allein Kranke aus allen Ländern Europens zu unsern heißen Quellen herzufließen sieht, sondern auch aus andern Welttheilen, denn in der That vergehen wenige Jahre, ohne daß man einige Engländer hier antrifft, die aus Ost- und West-Indien mit fürchterlichen Leber- und

Milzkrankheiten zurückgekommen, die oft selbst darüber erstaunen, durch unsre warmen Wässer geheilt zu werden, da es bey ihnen ein medicinischer Glaubensartikel war, nur den Calomel, Quecksilbereinreibungen und Sauerbrunnen als die einzigen Mittel gegen ihre Leiden anzusehen. Im Laufe der heurigen Curzeit (1826) habe ich in Carlsbad sechs überseeischen Kranken Beystand geleistet, die am gelben Fieber, an der Dysenterie, Cholera Morbus, an Wechselfiebern, so wie an schmerzlichen chronischen Leber- und Milzkrankheiten zu Antigua, Batavia, Isle de France, Brasilien, Calcutta u. s. w. gelitten hatten, wovon ihnen Verhärtungen dieser Organe, eine gelbe oder bleyartige Gesichtsfarbe, Flechten, Melancholie u. s. w. zurückgeblieben waren. Alle sind mehr oder minder getröstet, und mit Linderung ihrer Leiden von Carlsbad abgereist; aber erfahrene Ärzte, und selbst die Kranken wissen wohl, daß nur selten selbst die wirksamsten Mineralwässer solche Übel in vier bis sechs Wochen aus dem Grunde zu heilen vermögen, und daß in veralteten Krankheiten die Brunnen-Cur wiederholt werden müsse. Die erste Besserung all dieser Kranken war jene ihrer Gesichtsfarbe, die immer der Linderung der übrigen voranging. Meine Collegen auf dem Continent, welche, Dank sey es dem Himmel, nie Gelegenheit gehabt haben, die so schmerzliche und schnell verheerende Krankheit des gelben Fiebers, dessen Charakter oft vorherrschend entzündlich ist, zu curiren, werden erstaunen, wenn ich ihnen sage, daß einer dieser Kranken, 40 Jahre alt, und von schwacher Leibesbeschaffenheit, zu Antigua durch zwey Ueberlässe, jede von 30 Unzen, im Verlauf der ersten 24 Stunden gerettet wurde. Ich habe zu Carlsbad, ohne ihn zu behandeln, oft einen Kranken gesehen; der eigens aus einer der Antillen dahin gekommen war, um Hilfe gegen ein schmerzliches Leberleiden zu suchen, das oft der Diarrhöe folgt, welcher die Europäer in jenen Inseln unterworfen sind. Wenn diese Kranken der heißen Länder, wie man wohl hoffen darf, in immer größerer Zahl in Carlsbad erscheinen, und da Heilung finden, so wird dieß unsern Wässern einen neuen Glanz verleihen, die ohne Zweifel in ganz Großbritannien und den seinem Jeyter unterworfenen heißen Ländern nicht ihres Gleichen an Wirksamkeit haben. Im Lauf der ersten Curzeit, die ich in Carlsbad zubrachte, sah ich daselbst zwey Ärzte, Hrn. Dr. James Clark aus Schottland, vortheilhaft bekannt durch ein Werk über die Behandlung der Krankheiten, die durch Veränderung des Klimas entstehen, einen Gegenstand, der mit den Badereisen eng verwandt ist, und Hrn. Dr. Scheil aus Irland, welche beyde unsre Quellen mit Aufmerksamkeit und Bewunderung untersuchten, und mit dem Entschluß abgereist sind, sie ihren Landsleuten durch Wort und Schrift bekannt zu machen, da sie mit Verdruß sahen, daß jene sie, trotz ihres Geschmacks an Ausflügen auf das feste Land, noch so wenig besuchen. Hr. Dr. Franz Cantini, Professor der Medicin an der Universität zu Pisa, arbeitet gleichfalls für seine Landsleute an interessanten Notizen über Carlsbad, wo er einen Theil der letzten Curzeit zugebracht hat.

Die künstlichen Wässer.

Die meisten Ärzte, welche über Mineralwässer geschrieben haben, stimmen darin überein, daß die Analyse durchaus nicht hinreichend ist, um sich einen vollständigen Begriff von ihren medicinischen Eigenschaften zu bilden, und sie, an der Quelle getrunken, ein thätiges, durchdringendes, flüchtiges, ätherisches, imponderables, unförperliches Lebensprincip besitzen, welches unsern Sinnen wie dem Schmelztiegel entschlüpft. Es ist dieser Geist eben so wenig zu beweisen, als zu läugnen, welchen Namen man ihm auch geben mag, welchem man den künstlichen Wässern niemals zu verleihen vermögend seyn wird, und welcher in den natürlichen sich mehr oder minder verliert, wenn man sie von der Quelle entfernt trinkt. Da jedoch die Curreisen durch Verhältnisse oft unmöglich gemacht werden, so wäre es ungerecht, die löblichen Bemühungen derjenigen zu verkennen, die in verschiedenen Ländern versucht haben, die vorzüglichsten Mineralwässer Europens künstlich nachzubilden; aber es wäre eine ungeheure Vermessenheit, hier die Kunst der Natur gleich zu stellen, ohne von den so allgemein anerkannten Vorteilen der Zerstreuung, Luftveränderung und Bewegung zu sprechen, die eine Reise und den Aufenthalt im Bade begleiten. Wenn diese Nachahmungen zu allen Zeiten sehr schwierig waren, so werden sie es jezt noch mehr, wo eine scharfsinnige Chemie

in den mineralischen Wässern Substanzen entdecken ließ, die man darin gar nicht vermuthete, und deren manche erst in der neuesten Zeit bekannt geworden sind. Wenigstens ist es entschieden, daß man sie keinem dieser künstlichen Wässer beymischen konnte, das vor der Epoche dieser Entdeckungen versandt und getrunken wurde. Wir haben aus Berzelius kleinem Platina-Schmelztiegel Stoffe hervorgehen sehen, deren Namen Becher und Klaproth nicht einmal kannten, und wenn sie sich gleich nur in sehr geringer Menge in unsern Quellen befinden, kann man doch nimmer glauben, daß sie der Schöpfer ohne Ursache hineingelegt habe. Da die Chemie sich immerfort neue Bahnen bricht, können wir leicht voraus sehen, daß bald ein anderes große Genie seine Vorgänger so weit hinter sich lassen wird, als Berzelius sich über Becher und Klaproth in der Analyse unsrer Wässer erhob. „Es gibt nicht zwey vollkommen gleiche Wesen,“ sagte man vor Zeiten in den Schulen, und man hatte Recht. Je mehr die Chemie neue Bestandtheile oder neue Verbindungen derselben in den Mineralwässern entdecken wird, desto mehr wird deren Nachahmung erschwert werden. Bisher haben die vorgeschlagenen Surrogate zum Ersatz gewisser Nahrungsmittel, Gewürze, Getränke oder Heilmittel nur ungenügende Resultate geliefert. Weinfabriken fehlen nirgend, doch niemals ist weder die Analyse noch die Synthese dahin gelangt, den Tokayer oder Bordeaux in seine Bestandtheile aufzulösen, und wieder zusammen zu setzen, so daß er den Gaumen eines Weinkenners täusche, oder die stärkende Wirkung dieser herrlichen Weine hervorbringt. Wird man jemals ergründen, warum uns von zwey nachbarlichen Weinbergen der eine Nectar und der andere Drey-Männerwein darbeut? Sehen wir nicht täglich dieselben Esawaaren, dieselben Getränke, sich auf unendliche Weise verändern nach der Art ihrer Zubereitung? Die Suppe, der Kaffeh, der Thee, sind sie nicht durch einen leichten Umstand einmal von andern wesentlich unterschieden? Warum ist der Fasan nur in Böhmen vollkommen? — Warum haben so viel Städte in Europa seit undenklichen Zeiten sich einen Ruf für manche Erzeugnisse und Bereitungen von Nahrungsmitteln erworben, den die eifersüchtigsten Nebenbuhler ihnen niemals rauben konnten? Man könnte diese Beispiele bis ins Unendliche vermehren, um zu beweisen, daß zwischen der Natur und gewissen Orten feste Gesetze und ewige Bündnisse *) bestehen, das heißt, gewisse Dinge, die am Grunde haften, und die man weder übertragen, noch genügend nachahmen kann, was jedoch übrigens, ich wiederhole es noch einmal, das Verdienst jener keineswegs schmälert, welche versuchen, durch annähernde Nachahmungen die natürlichen Wässer zum Gebrauch solcher Kranken zu ersetzen, die sie nicht an der Quelle trinken können, zumal jener, die durch den Transport verderben, oder deren Transport sie für Personen von geringerem Wohlstande zu kostbar macht. Gleichwohl wird der jeder Quelle eigene Wärmegrad stets eine große Schwierigkeit für die Nachahmer bleiben, indem sie solche an die Kranken vertheilen. Das Einfachste, was man über diese künstlichen Wässer sagen kann, ist, daß sie mehr oder minder gut, ja auch sehr gut seyn können, wie so viele andere pharmaceutische Bereitungen, ohne jedoch den Preis der natürlichen Wässer zu verdienen, die sie ersetzen sollen. Hr. Prof. Albert, der ganz neuerlich als Meister diese Streitfrage behandelt hat**), erzählt, daß ein Candidat, den man in seiner Disputation fragte, ob die künstlichen Mineralwässer den natürlichen gleichen könnten? erwidert habe: „Ja, aber wie der Affe dem Menschen!“ (Vix magis quam simia hominem.)

*) Leges aeternaque foedera certis imposuit natura locis.

Virg. Georg. lib. I. v. 60.

**) Précis historique sur les eaux les plus usitées, suivi de quelques renseignements sur les eaux minérales exotiques. Paris, 1826.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 10. July 1828.

83

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertel, um 6 fl., halb, um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertel, um 3 fl. 45 kr., halb, um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey A. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Guldbranddalen.

Bilder zu einer Reise durch Norwegen.

(Fortsetzung.)

Das Unglück führte uns mit dem Regen in einen Gaard, wo eben ein Pferdemarkt abgehalten ward. Dergleichen Festlichkeiten gehen hier niemals ab, ohne daß die Brantweinfässer die Daumprobe bestehen müssen. Es dauerte daher lange, ehe wir unsern Karren erhielten; eine Zögerung, die man sich gerne gefallen ließ, um wenigstens die Strümpfe etwas am Feuer zu trocknen und das Wasser aus den Stiefeln auszuschütten. Auch war die Aussicht auf den sehr hohen Berg jenseits des Stromes mit dem Vordergrund der Balkenhäuser und der Tennierschen Gruppen für das Auge belohnend. Aber nachdem ich mich mit meinem Reisegefährten auf dem nassen Brete des sonst nicht unanständigen Cabriolets trocken geschickt, bemerkten wir mit Schrecken, daß unser Skutsbonde völlig betrunken war. Bey allem seinem Freyheitsgefühl ist der norwegische Bauer doch sehr bescheiden gegen den Fremden; dieser documentirte aber seine Begeisterung sogleich damit, daß er sich zwischen uns niedersezte, oder vielmehr einpreste, versichernd, wir hätten alle drey vollkommen Platz. Dieß war nun zwar nicht vollkommen begründet; indem ich z. B. von seinem norwegischen Körper so in die Ecke gedrängt wurde, daß ich mit dem eigenen die Sessellehne beynahe abbrach; indessen waren wir ja *virī fortes pejoraque passi*, und da er hineingaloppirte in Nebel, Nacht und Regen, mochten wir keinen Streit anfangen. Aber er wurde leider nöthig. Der Mann schonte weder Pferd noch Wagen, was wir ihm bey Tage und auf unverfänglicher Straße zugestanden hätten. Dießmal führte letztere jedoch längs jähen Abgründen. Die Dämmerung brach immer mächtiger herein, der Wald verwehrte uns überdieß den Weg im Voraus zu betrachten, und der Karren schwankte auf dem Steingeröll bald rechts bald links. So ward es unsere Pflicht zu capituliren; zumal da die andern Wagen schon weit voraus waren. Der Trunkene wollte jedoch durchaus nicht darauf eingehen, wiewohl er sich sonst zu jeder Conversation geneigt zeigte. So mußten wir zum Sturm schreiten, was

uns aber auch schwerlich sobald und gefahrlos aufs Reine gebracht hätte, indem es wohl zu bedenken war, daß die einmal dem Fuhrmann entglittenen Zügel uns leicht über alle Gründe hinweg in den Abgrund geführt hätten. Noch war die Schlacht unentschieden, beyde Parteyen dachten wohl noch mitten im Ringen an einen glücklichen Ausgang, noch riefen wir mit aller Kraft unserer Stimme unsern vorausgeeilten Gefährten zu, inne zu halten — die Nacht erlaubte uns kaum mehr ihre Fahne, den Regenschirm, auf ferner Bergkrümmung zu erkennen — als eine andere Stimme von hinten uns ein gebietrisches „Halt“ zurief. Es war ein einsamer Reiter auf einem riesengroßen Pferde, und eingehüllt in einen weiten ledernen Regenmantel. Wir glaubten die Gestalt früher im Gewühl der Marktleute bemerkt zu haben. Die Hände hielt er unter dem Mantel verborgen, und doch muß ich den geneigten Lesern, die hier ein interessantes Abenteuer erwarten — vielleicht den bewußten Raubmörder — leider muß ich gestehen, daß ich aus Norwegen und Schweden fort bin, und noch nicht weiß, wer es gewesen. Er rief uns halt zu, in wiederholten Malen, und der Grund wurde uns klar, als er auf das linke Rad unsers Karren deutete. Es war im Zustande der Auflösung, und noch zehn Schritte weiter wäre es völlig aus einander gegangen.

Der gespenstige Reiter hatte die Gefälligkeit unsern nächsten Vorderkarren zurück zu citiren; dennoch blieb es schwer dem betrunkenen Bauer begreiflich zu machen, daß er sein Recht uns weiter zu fahren verwirkt hatte. Man lud die Felleisen auf die andern Karren, von drey Menschen aber, mangelnden Raumes halber, nur den einen, der herausgelost wurde die Dienste eines Strickers zu vertreten. Die Sachen lagen nemlich so lose, daß sie bey jeder Erschütterung in Nacht, Regen und Vergessenheit hinuntergefallen wären. Deshalb mußte Einer von uns hintenauf treten und überliegend mit ausgespreizten Armen die Effecten zusammen halten. Bedenkt man, daß es dunkel war, ein immer abschüssiger oder steiler Weg, der Regen strömte und die Entfernung des nächsten Quartiers unbestimmt, so wird man zugestehn, daß sich dieß Abenteuer angenehmer lesen läßt, als es zu bestehn war. Überdieß war das gesammte Schuhwerk der Reisegesellschaft nicht minder als das Rad im Zustande der Auflösung; was jede Fußparthie von Drontheim zu einer kritischen Sache machte, vor allen aber, wenn, wie hier, Nacht, Regen und schon tiefere Pfuhe auf dem steinigigen Wege, vor uns aber völlige Ungewißheit lag. Nächst der auf dem Sattogat, war dieß die fürchterlichste Nacht unserer Reise. Zuletzt, als wir einen Hohlweg einschlugen, der uns seitwärts nach einem fernschimmernden Lichte führte, hatte der Augenagelte auch noch die Rolle des Wagenlenkers zu spielen, indem der wirkliche am Kreuzweg stehn bleiben mußte, die beyden Nachzügler aufzufangen. Hätten sie in der Dunkelheit der Regennacht sich noch weiter verirrt, möchte das Abenteuer in der norwegischen Bergschlucht leicht zu weit gegangen seyn.

Das fernschimmernde Licht in der Gebirgsschlucht hätte vielleicht in Italien zu einem verfallenen Schlosse, oder in eine Banditenhöhle geführt, in Norwegen war es leider nur ein Gastgeber = Gaard, wo wir die stürmische Nacht sehr sicher und nur in einiger Gefahr, von den himmelhohen Deckbetten erdrückt zu werden, verbrachten. Sonst paßte auch das Außere des entlegenen Hauses, die Steinschwelle hinauf, der dunkle Flur, die riesigen, uns entgegretenden Ge-

stalten, das dumpfe Geflüster, ganz zu einer Räuberherberge. Wir standen in einer großen Halle, triefend diesmal im buchstäblichen Sinne des Wortes, und einige finstere, härtige Gesichter schienen uns aus der Dämmerung zu beäugeln, bis mit einem Mal ein heller Flammenstrahl die Nacht durchzuckte, und uns das ganze Schauspiel unsers kläglichen Zustandes und des Staunens unserer Wirthe offenbarte. Einige Reisigbündel flammten nemlich zugleich in dem gewaltigen Kamin in die Höhe, und darauf gelegte Stämme versprachen auch für die Dauer Wärme und Licht. Alles trug hier den Charakter einer großartigen Wildheit und zugleich roher Gutmüthigkeit. Es ist ein eigener Vortheil für den Reisenden, der die Volkssitten in Norwegen will kennen lernen, daß die Gastgeber-Gaards fast in jedem Jahre wechseln. Wo sie zum ersten Mal auf entlegnen, noch wenig von Fremden besuchten Gaards übergegangen, konnten wir das gute Landvolk in seiner schlichten Einfalt am besten kennen lernen, dieß war hier der Fall. Zwar waren, wie gesagt, schwere Wolkenbetten in zwey glattgehobelten Balkenzimmern aufgethürmt. Kaffeh war angeschafft, irdenes Geschirr, ja sogar silberne Löffel und einige Mundgläser prangten auf der sorgfältig gedeckten Tafel; allein alles Übrige verrieth noch die gänzliche Ungewohnheit, mit Fremden auf gut gastgeberisch umzugehen. Man stierte uns bey jeder Frage an und betastete neugierig unsere Sachen, sobald wir den Rücken gedreht. Talglichte kannten und besaßen die guten Leute; aber daß wir sie gebrauchen wollten, um die Stube damit zu erhellen, schien ihnen etwas Seltsames. Sie wurden aus einem großen Kasten hervorgeholt und auf einen mächtigen messingenen Leuchter gesteckt, der wenigstens aus den Zeiten der ersten Heidenbekehrer herrührte. Andere Geräthschaften mochten nicht jünger seyn, ein Nachtgeschirr z. B. hatte wahrscheinlich bereits in der Hofhaltung König Harald Harfagers gedient. Die Gutmüthigkeit des gigantischen Geschlechts zeigte sich auch besonders in der eifrigen Hülfeleistung, uns das Wasser auszuringen und den Kleidern den vortheilhaftesten Plaz anzuweisen. Was Menschenkräfte, oder vielmehr die des Feuers vermachten, geschah hier gewiß, aber das alte Wasser war doch mächtiger; denn obwohl sie die ganze Nacht rösteten, erinnere ich mich doch niemals in Guldbrandsdalen am Morgen einen trocknen Mantel angezogen zu haben. Mitten unter den Scenen roher Eigenthümlichkeit kam es seltsam heraus, wenn das gute Mütterchen bey Tische die Dienste des Gargons, wie nur in den vornehmsten Restaurationen verrichtete, z. B. hinter den Stühlen stehen blieb und nach jeder Schüssel Messer und Gabel reinigte. Einzelne Sitten traditionsweise herüber gekommen aus den Städten; der Himmel wolle, daß noch recht lange nichts Schlimmeres von daher in diese Thäler dringe.

In Guldbrandsdalen beginnt offenbar ein neues Geschlecht, ein eigentlich norwegischer Stamm. Nichts mehr von dem Mischvolke um Christiania, aus dessen Gesichtszügen und Gestalten nur theilweise der norwegische Ursprung vorleuchtet. Gerade, hochaufgewachsene Gestalten; doch weniger schlank, als gedrungen, große Augen und Gutmüthigkeit im Blicke. Ein entschliches Wort entfuhr dem Munde des Reisegefährten beym Eingange des Guldbrandthales. Alle Achtung vor den schönen Damen, die wir in Christiania gesehen, vor den hübschen Mädchen dort und auf dem Lande; aber im Ganzen drückt die Schönheit in jenen südlichen Meeresstrichen das weibliche Geschlecht am we-

nigsten. So mögen meine schöne Leserrinnen, wenn meine Reisebeschreibung dergleichen gewinnen sollte, den Ausdruck vergeben: die Häßlichkeit des schönen Geschlechts fängt sich hier an zu mindern. Wir sahen noch viele feine edle Gesichter: blasser, interessante und munter rothwangige; aber so weit wir es durchstreift, das Land eigentlich weiblicher Schönheit dürfte Norwegen nicht genannt werden.

Wie stellt man sich wohl die Tracht dieser patriarchalischen Bauern vor, welche bey dem Kienspahn ihr schlichtes Mahl verzehren, und um den Herd gedrängt, die langen Winterabende verbringen, Bauern, abgeschieden, wie keine andern, von dem kultivirten Europa, in ihrem langen tiefen Thale? Erwartet man nicht die ältesten National-Trachten und mit mehr Eigenthümlichkeit erhalten, als bey den schwedischen Bonden, die in jeder Provinz darin das Herkommen ihrer Vorfahren aufrecht erhielten? Auch sah noch die Gulbrandsdaler in alten Röcken à la Marlborough, wir sahen nichts als moderne Fracks und moderne Hüte. Ich kann nicht genug versichern, wie unangenehm der Eindruck war, zwischen diesen Bergen, in deren Tannensfeldern das Leben erstirbt, und am Thorweg der einfachen Alpenhütten die kräftigsten Gestalten von der Welt in der albernsten Modekleidung derselben zu erblicken. Der Stoff war derselbe, woraus auch die Jacken ihrer Vorfahren gefertigt wurden, grobes, baumwollenes Zeug, Wadmel genannt; aber der Zuschnitt dieser fixirten Fracks gehörte der vorletzten Mode, vorn hoch ausgeschnitten, hinten mit langer Taille, und die Schöße fast bis an die Hacken. Nimmt man dazu, daß die kräftigen Bauernleiber sich in diesen Tanzmeisterröcken gar nicht zurecht finden wollten, so glaubt man meiner Versicherung, daß jeder solcher Gulbrandsdaler mir lächerlicher vorkam, als die windigen Charaktere, denen man auf der Bühne diese Jammerfahnenröcke leiht. Dazu noch Pantalons, die eben so wenig für die kräftig ausgebildeten Gliedmaßen des Bergvolks passen und ungeschickt, häufig bis über die Hacken reichen. Es konnte kein minder geeignetes Costume zum Bergklettern, Reiten und Rosselenken auf diesen Karren und diesen Wegen erfunden werden. Der Hut zielt zwar überall den Mann, aber die modern unförmlichen Marillo-Hüte konnten mir hier auch nicht behagen. Sie widersprachen allzu sehr der Natur ringsum, die ihre Berge und Felsen nicht wie armenische Turbans oben breit und unten schmal wachsen ließ. Die Verkehrtheit soll so weit gehen, daß einzelne reiche Bauernbursche in Haedemarken sich Röcke aus London kommen lassen. Sollten es aber die Prediger nicht für Pflicht halten gegen diese Verkehrtheit zu eifern? Ihr Einfluß ist nicht gering, und sie beweisen ihn häufig bey andern Gelegenheiten, wo man wünschen möchte, daß sie weniger die Hartnäckigkeit für das Hergebrachte, als weise Nachgiebigkeit predigten. Nur zwey Stücke im Anzug haben sich erhalten, deren Ursprung sich eines Theils aus dem Alterthum herschreiben ließe. Wenn sie die Hüte zurück lassen, tragen die Gulbrandsdaler rothe Mützen, oder vielmehr Käppchen, ähnlich denen der Schiffer. Es gibt wenigstens ein munteres Ansehn, wenn man diese Rothkäppchen in den Thälern an den Bergesrücken, wie Grubenlichter in der Nacht der Stollen, umherstreichen sieht. Alter gewiß ist die Sitte, den Telleknif im Gurt an der rechten Seite zu tragen, an der Stelle, wo sonst der Dolch hing. Es ist ein starkes breitrückiges, doch nicht langes Messer; mehr wie es scheint zum Stoßen, als zum Schneiden geeignet. Jeder Bauer

verfertigt es selbst und setzt seine Kunst oder Geschicklichkeit darin, den hölzernen Griff zierlich zu verarbeiten, oder auch nur den festeingestossenen Stahl scharf und glänzend zu schleifen. Als Waffe wird er wohl nur selten gebraucht; doch steckt er so, daß er, wie der alte Dolch, jeden Augenblick mit der rechten Hand aus der Scheide gezogen werden kann. Häufig erlebten wir das fürchterliche Schauspiel, wie er rasch in der Hand des Normannen blinkte; es war aber nur um einen Stock oder Keil im Busch zu schnitzen. Nur der Lappländer braucht ihn noch zur blutigen That. Er springt los auf sein theures Rennthier und stößt ihm das Messer bis an den Hest in die Brust. Die blutige Absicht ist hier im buchstäblichen Sinne wahr, denn diese grausame Art des Abschlachtens geschieht nur, um das Blutauslaufen zu verhindern, und dasselbe — ein Universal-Heilmittel nach dem Glauben der Lappländer — nachher behutsam aufzusammeln.

Die rothen Mützen sind das Wahrzeichen für Gulbrandsdalen; nur einzelne steht man bis über den Dofresfeld hinaus, dagegen dauert der Telleknif bis hoch oben im Norden, und auch zum großen Theil noch in Schweden fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Rose.

Nach der arabischen Bildersprache.

Ich pflückte gerne Blumen
In Flora's schönen Reiche,
Geliebtes Mädchen, dir.
Doch ach! vom rauhen Sturme
Sind alle sie entblättert;
Nur eine bring' ich hier:

Sie ist das Bild der Jugend,
Drum hat sie auf den Blättern
Den herrlichen Carmin;
So blüh'st du, liebes Mädchen,
Und Hebe läßt die Farben
Um deine Wangen glühn.

Sieh' diese sanfte Rose,
Ich weihe sie zur Gabe:
O! daß sie dir gefiel!
Sie war zu allen Zeiten
Die Königin der Blumen,
Und sie bedeutet viel.

Auch deutet sie auf Freude
Im vollen warmen Herzen,
Auf frohe Lebenslust;
So fliehe denn die Freude
In deinem schönen Leben
Nie, nie aus deiner Brust.

Auch vom bescheidenen Schweigen
War immer diese Blume
Das sinnig schöne Bild;
Drum, liebes Mädchen, rathe,
Wer hat in diese Rose
Dir alles das gehüllt?

u. v. m.

Charade.

Die erste Sylbe, wenn sie hi er sich regt,
So spricht es außen, staubt es innen,
Wenn wieder dort sie rastlos sich bewegt,
Mahnt sie, seht dieß dann jenes zu beginnen;

Oft schafft sie Lasten über Meer und Land,
 Oft siehst du sie im Augenblick
 Entstehn durch eines Knaben Fuß und Hand,
 Hat er nur sonst dazu Geschick.
 Die zweyt' und letzte dienet dir
 Als Schuh, zuweilen auch als Zier,
 Es muß manch Thier dazu bald Haut bald Wolle geben,
 Bald ist sie groß bald klein, bald stark, bald zart,
 Und nie genügt die Eins nur dieser Art,
 Doch brauchen's Viele nicht in ihrem ganzen Leben.
 Das Ganze wird dir dort erscheinen,
 Wo man das erste flieht,
 Und wer's mit diesem kann vereinen,
 Ist's, der draus Nutzen zieht.

Kunst = Stickerey im böhmischen National = Museum zu Prag.

Unter den Gaben, welche der Monat April d. J. für die ethnographischen Sammlungen dieses Instituts brachte, steht obenan das Porträt Sr. k. k. Majestät unserers allergnädigsten Monarchen, Franz I. in Creppseide gestickt, und dem National = Museum als Beweis vaterländischer Anhänglichkeit verehrt von der Gräfinn Rosa von Kauniz, einer gebornen Böhminn, die aber seit Jahren in Wien lebt. Ein Werk, welches ganz dazu geeignet ist, das Vorurtheil gegen die Stickkunst zu entkräften, — welches durch Eitelkeit mancher Damen entstanden ist, die sich über ihre Kräfte ver steigend, durch Arbeiten ohne Geschmack und Kunst die Langmuth des nachsichtigen Publicums mißbrauchten — und die Grenzen dieser Kunst, welche man gewöhnlich nur auf die Darstellung der Kinder Florens einzuschränken sucht, beträchtlich zu erweitern; freylich aber gehört die festene Naturgabe und geistige Bildung dazu, wie sie die Schöpferinn dieses Porträts besitzt, um ein Werk solcher Art zu liefern, während alle jene, welche, ohne diese Eigenschaften zu besitzen, sich in das Gebiet der höhern Stickkunst ver steigen, leizder meist nur Zerrbilder zu Markte bringen. Das Bild unserers huldvollen Beherrschers, dem man es wohl ansieht, daß der erhabene Gegenstand die Künstlerinn begeisterte, die mit inniger Kindesliebe an den ausdrucksvollen milden Zügen des Landesvaters haftete, ist in ihrer eigenthümlichen Manier (die wir durch mehrere frühere Porträts kennen lernten, die sich in der Wiener Kunstausstellung befanden), das heißt, mit Zartheit, Geschmack und Wahrheit dargestellt, und sein Werth wird noch durch die große Bescheidenheit der Künstlerinn erhöht, die sich nicht entschloß, vor jahrelanger Übung dem Publicum eine ihrer gelungenen Arbeiten auszustellen. Sie spricht sich hierüber in einem Briefe an eine Freundin aus, welche uns erlaubt hat, diese interessante Stelle aus selbem zu entlehnen. „Offenherzig zu gestehen,“ äußert sich Gräfinn K., „ist mir um das Schicksal meiner harmlosen Arbeit etwas bange, wenn ich mir das Publicum denke, welches mich richten wird; unser Adel gehört zu den wissenschaftlichsten, unterrichtetsten in Deutschland, es ist fast kein Haus, wo nicht ein geschmackvoller Kunstkenner ist, oder wo Herren und Damen oft mit dem glücklichsten Erfolg den Künsten opfern; unser Mittelstand, jener Kern des Volkes, wo sich so oft die glänzendsten Talente entwickeln, ist sehr streng in seinem Urtheil, das Neue gefällt hier nicht, weil es neu ist, sondern man ist doppelt aufmerksam auf dessen Fehler, man untersucht genau, und ist (was nur lobenswerth ist) strenger gegen die Landsmänninn, weil man mit Recht voraussetzen kann, daß ihr die nicht gewöhnlichen Talente ihrer Landsleute nicht fremd seyn sollen; alle diese Ideen durchkreuzen meinen Kopf, und machen mir bange, wie ich vor diesem Forum bestehen werde. Ich könnte mich freylich in den Mantel der Stoa hüllen, und behaupten, Lob und Tadel wären mir gleichgültig, dann aber würde ich meinem Charakter zuwider handeln, dem Wahrheit über Alles geht; denn, glauben Sie mir, eine jede Ausstellung eines wirklichen oder geglaubten

Kunstproducte ist eine stillschweigende Bitte um Lob (besonders wo die Kunst nicht nach Brot geht), der verständige Dichter darf aber nicht vergessen, daß oft ungebeten riesengroß der Adel sich erhebt, ohne auf jene stumme Bitte Rücksicht zu nehmen, da ist es denn an der Zeit, mit Ruhe ein jedes Urtheil zu erwarten. Für meinen Theil rechne ich auf die Liebe der biedern Böhmen für ihren geliebten Beherrscher, dessen menschenfreundliche Züge man in jeder Form so gerne sieht, und dadurch nachsichtig im Beurtheilen der Bearbeitung ist“ u. s. w.

Correspondenz-Nachrichten.

Neapel, im May 1828.

Der Vesuv.

Seit dem 22. October 1822 und einige nachfolgende Tage hatte der Vesuv nicht die geringste Anzeige eines nahen Ausbruchs gegeben, und man war daher in Neapel und in den benachbarten Gegenden, wegen des mehr oder weniger vulkanischen Bodens, nicht immer ohne Besorgniß, es können sich bald oder spät Erderschütterungen ereignen, weil die elektrischen Dünste und brennbaren Stoffe seit mehreren Jahren nicht ihren Ausweg durch den Krater des Vesuvs genommen hatten.

Endlich aber eröffnete sich am 14. des verflohenen Monats März in der Tiefe des alten Kraters, gegen Osten hin, ein neuer Schlund von beyläufig 15 Fuß im Umfange, aus welchem eine sehr beträchtliche, in Kugelformen sich erhebende Rauchsäule aufstieg, welche mit einem gewaltigen Getöse, weit um sich her, eine große Menge flüssige Materien herum schleuderte. Das Getöse wurde an den folgenden Tagen geringer; der neue Schlund aber fuhr fort, eine Menge Rauch in die Höhe zu treiben, in welchem bisweilen auch Flammen sichtbar wurden. Diese Erscheinungen fuhrn auch am 17. und 18., und zwar bemerkbarer, fort. Das Getöse wurde öfter wiederholt, und ein leichter Lava-Ausbruch war angefangen. Der am 14. März sich geöffnete Schlund hatte am 20. bereits einen Umfang von beyläufig 60 Fuß, und die ausgeworfene Materie erhob sich schon um denselben zu einer Höhe von 50 Fuß. Zu einer sehr beträchtlichen Höhe stiegen die in die Luft geschleuderten Steine, und ein starkes Getöse wurde zu jeder 10. Minute gehört.

In der Nacht vom 21. auf den 22. hatten sich zwey andere, den ersten an Weite übertreffende Schlände geöffnet, aus denen Flammen und flüssige Materien, in Rauchwirbel gehüllt, emporstiegen, und in ihrem Sturze im Innern des Kraters von andern aufsteigenden begegnet wurden. Aus diesen zwey neuern Schländen hörte man von Zeit zu Zeit ein starkes Sausen, und aus ihnen floss eine Menge Lava, welche, wie Bäche im Innern des Kraters sich schlängelte. Früh Morgens am 22. hatten sich jene drey Schlände zu einem einzigen gebildet, welcher Steine herauswarf, von denen einige sogar außer dem Krater fielen, und die ausgeflossene Lava hatte schon im Innern des Kraters eine ziemliche Höhe erreicht. Am nemlichen Tage um 2 Uhr Nachmittags geschah eine heftige Explosion, begleitet von nicht geringem Zittern des ganzen Berges, wobey dann eine Menge Asche und andere vulkanische Substanzen, als eine in die Luft aufsteigende, sich gegen Westen neigende Säule bildete, und mit dickem kugelförmigen Rauch begleitet war. Dieses bot, wenn man sich so ausdrücken darf, ein imposantes Schauspiel dar, um so mehr, da an dieser Säule die Refraction der Sonnenstrahlen sichtbar wurde. Obschon die Explosion heftig war, so dauerte sie doch nicht lange, denn nach anderthalb Stunden war sie schon geschwächt, und da der Wind sich gedreht hatte, so neigte sich nun die, nach und nach sich zerstreuende vulkanische Säule gegen Ottajano *) hin. Um 5 Uhr Nachmittags war der Vesuv an seinem Gipfel wie mit einem Kranze von leichtem Rauche umgeben. Um 8 Uhr Abends wurde das Getöse im Innern des Vesuvs hörbarer, und die Erschütterung des Berges heftiger.

*) Ein kleiner Ort am Fuße des Berges Somma neben dem Vesuv. Eine adeliche neapolitanische Familie trägt den Titel davon, als Principe di Ottajano.

Alle jene Phänomene des Vesuvs zeigten sich am 24. März in einem sehr geschwächten Grade, obgleich noch immer Rauch und Feuer sichtbar waren. Unterdessen hatten sich im Innern des Kraters 17 kleine Öffnungen gebildet, aus denen Feuer, Rauch und Steine hervorkamen. Von diesen letztern fielen einige in den Krater selbst hinein, andere wurden gegen die *Camaldoli della Torre* *) geschleudert. Das Getöse wird seltener, aber heftiger. Asche und Rauch stiegen aus dem Vulkan empor, bis endlich alle Phänomene fast ganz aufhörten.

So viel Zeit auch seit dem letzten Ausbruche des Vesuvs (1822) verfloßen war, so that der jezige auf die Gemüther und auf die Sinne der Eingebornen und der Fremden, welche lange Zeit Neapel bewohnen, keinen Eindruck, so wie er auch glücklicher Weise fast gar keinen Schaden verursacht hat. Desto größere und lobwürdige Neugierde erregte er aber in denjenigen Ausländern, welche in diesem Jahre Neapel als Reisende besucht haben, die auch mit der, den meisten eigenen Wißbegierde den Krater besuchten, und sich freuten, gerade in einem Augenblicke sich in Neapel zu befinden, worin jener Vulkan nach so langer Ruhe zu toben anfing.

Pompejanisches Gemälde.

Unter den zu Pompejano neulich entdeckten Gemälden gehört auch das folgende, mit dem Titel *Venere pescatrice*, oder Venus als Fischerin. Dieser Gegenstand war schon mehrmals in Pompejano wiederholt worden, und nur mit kleinen Verschiedenheiten angetroffen. Das eben neulich entdeckte Gemälde befindet sich in einem Zimmer des so genannten Homerischen Hauses. Auf einer Klippe sitzend, ist hier Venus, wie sie mit der rechten Hand das Fischerrohr senkt, und mit der linken sich auf der Klippe stützt, vorgestellt. Ein violettes Gewand bedeckt zum Theil den Körper vom Gürtel hinunter, und goldene Armbänder zieren sie. Ihr gegenüber sieht man den Liebesgott auch im Fischen beschäftigt, indem er in der einen Hand die Fischerangeln, und in der andern einen kleinen Korb hält, um die gefangenen Fische darin zu legen. Da die Alten in den Werken der Kunst sehr oft die Allegorie anwendeten, so will man unter dieser Vorstellung eine Allegorie der Macht der Venus und des Liebesgottes über die Menschen finden. Nun weiß man aber auch, daß die Alten die natürlichen Vortheile ihrer Länder, so zu sagen, in dem Gedächtnisse ihrer Nachkommen zu verewigen suchten, und daher in ihren Gemälden, und besonders auf ihren Münzen, solche Gegenstände ausdrückten, welche auf dergleichen Vortheile eine Anspielung hatten. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß die erwähnte Vorstellung nur eine Andeutung auf die Fischerei sey, welche bey den Pompejanern ein einträgliches Handlungsgewerb war. In dem Fußgesimse dieses Gemäldes sind ein Seepferd und eine Art Seetiger vorgestellt. Die chimärische Zusammensetzung dieser Thiere, aus denen man Bewohner der Erde und des Wassers zugleich hat vorstellen wollen, fällt anfangs sehr auf. Die feurige Einbildung der alten Künstler begnügte sich nicht immer mit der Nachahmung der Gegenstände, welche die Natur darbietet: sie fand auch außer derselben Gelegenheit sich zu beschäftigen, und uns durch die Malerey, Bildhauerey, Steinschneiderey und Münzen, Beweise einer, von der Wahrheit der Natur sich entfernenden Einbildungskraft zu geben, welche dann meistens in das Bizarre und Schreckhafte ausartete. Neuere Künstler sind auch bisweilen diesem sonderbaren Wege der Einbildung gefolgt, und haben uns Vorstellungen von den abgeschmacktesten Ungeheuern geliefert, deren man in dem Pallaste und Garten des sicilianischen Edelmanns, Principe di Palagonia, in Palermo, gesehen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein ehemaliges Camaldolenser-Kloster, unweit der kleinen Stadt Torre del Greco, am Ufer des Meeres. Es trägt den Beynamen von jenem Ort, um es von dem Camaldolenser-Kloster nordwärts über Neapel zu unterscheiden.

Modenbild XXVIII.

Kleid von Organdie, mit langen, dreymal unterbundenen Ärmeln, nach einem Original von Hrn. Thomas Petko, bürgl. Kleidermacher nächst dem Hof, im Heidenbusch, Nro. 237. Die mit Tull-Anglais unterlegte Falbe ist mit zwey Rollen besetzt, und über der Falbe eine Quirlande angebracht.

Der Strohhut mit Rosa-Gaze-Bändern und Rosen ist nach einem Original von Hrn. Franz Langer, bürgl. Handelsmann und Modist in der Käntnerstraße, bey dem goldenen Sattel, Nro. 983.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

schwäch-
hatten
sch und
andere
stener,
phäno-

war, so
Frem-
schlicher
ugierde
reisende
uchten,
n jener

gende,
nd war
denheis-
ner des
wie sie
Klippe
tel hin-
tt auch
der an-
e Alten
r dieser
e Men-
e ihrer
n, und
de aus-
wahr-
welche
nse die-
che Zu-
fers zu-
e alten
che die-
n, und
einer,
e dann
bisweis-
llungen
d Gar-
yat.

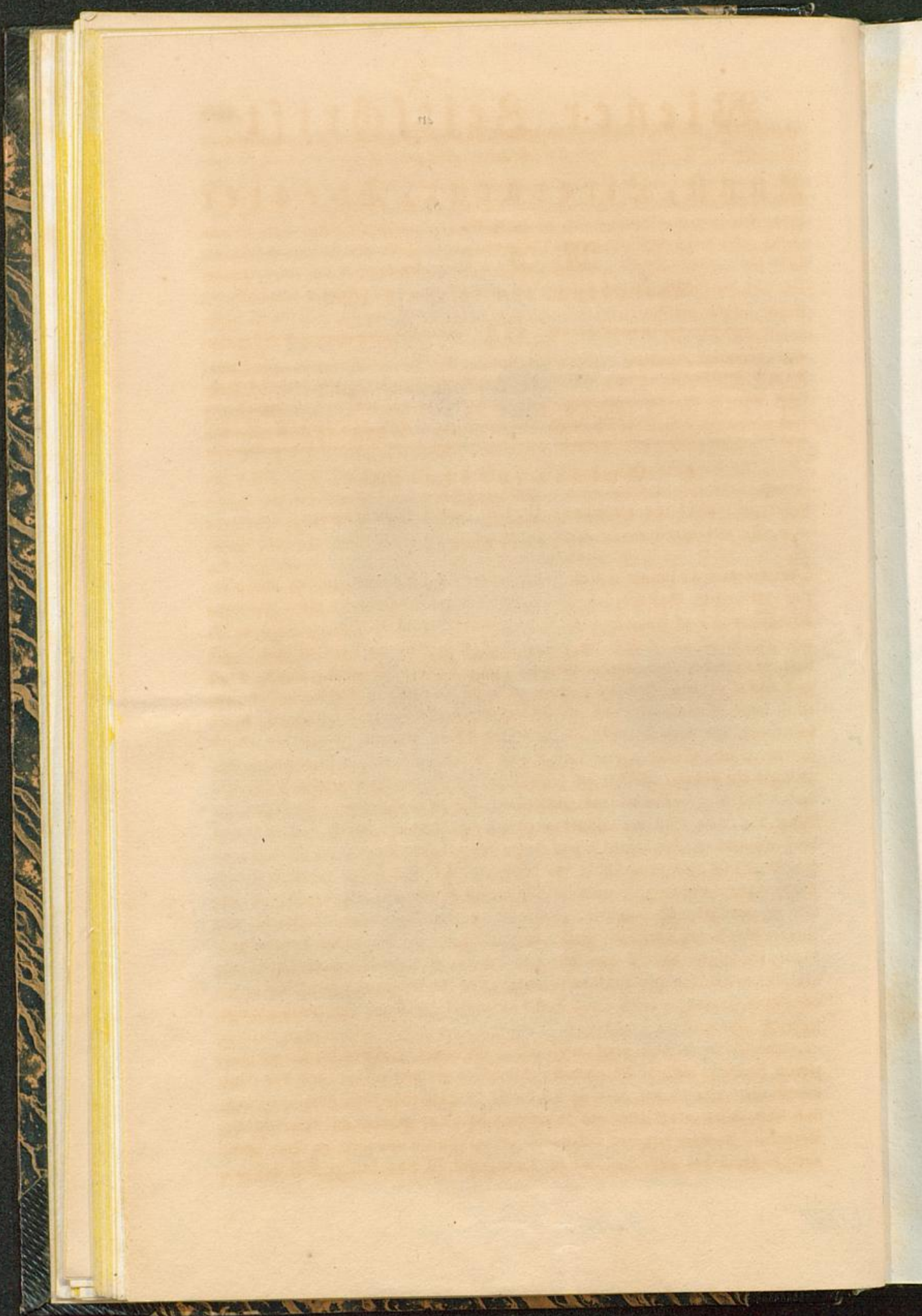
Greco,
n dem

em Ori-
nschuf,
d über

al von
, beym



F. H. Heber, sc.



Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 12. July 1828.

84

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halb, um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halb, um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey A. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Guldbrandsdalen.

Bilder zu einer Reise durch Norwegen.

(Fortsetzung.)

Immer größer, immer majestätischer erheben sich die Ufer, immer massenartiger werden die Gebirgszüge. Die Vergleichung fehlt zwar, da die Steigerung allmählig und dem Auge kein Rückblick auf das verlassene Flußbett gegönnt ist, aber der Eindruck ist doch an sich zu groß, um nicht zu überwältigen. Bald tritt das Gefühl der Eingeschlossenheit hervor, die Mauern werden, wenn auch nicht zu eng, doch zu hoch, man fühlt die schon in dieser Schlucht zurückgelegte Meilenzahl, und wünscht einen der Berge zu erklimmen, um zu sehen, wie die Welt draußen ist. Aber die Höhe, die uns so nahe zu liegen scheint, würde Stunden erfordern um sie zu ersteigen, und es bliebe ungewiß, ob nicht ein höherer Bergkamm sogleich wieder die Aussicht verböte. Südwärts dieses Thales hören übrigens, bis auf da, wo neue Schluchten sie bilden, die Wege auf, und selbst der Eingeborne weiß uns über die hohen Felder keinen Weg anzugeben. Konnten wir uns doch auch mit dem Anblick der Naturschönheit im Thale und vom Thale aus begnügen. Die Natur der oberen Gebirgsstriche hatten wir nachher noch zur Gnüge zu betrachten. Wie verschwand der Mensch vor dieser Natur, wie die Hütten vor den Bergwänden! Wären auch Städte hier unten statt der Gehöfte angestodet, ihr geräuschvolles Treiben verhallte, ihr bunter Anblick verbliche vor der Nacht dieser Tannenwälder, vor der Einsamkeit, die uns aus den schwarzen Klippen entgegen starrt. Und unten der graue Lougen, wie er Seen bildet, Spiegel zu seyn, für die gigantisch feyerliche Scenerie.

Eine seltsame, doch nicht unerfreuliche Erscheinung bilden die kleinen hölzernen Kirchen, hie und da an den geräumigen Plätzen erbaut, wo der Fluß sich wendet. Sie tragen, so weit sich dieses in Holz thun läßt, gothische Form, sind sehr zierlich gearbeitet, und die braune Farbe harmonirt mit ihrer Gestalt. Steinernen Kirchen gehören überhaupt zur größten Seltenheit in Norwegen, nur der Dom des heiligen Olof zu Drontheim ist eine heilige Reliquie des

ehrwürdigen Alterthums; was wollten aber auch stolze gothische Münster in diesem Thale gegen die ragenden Felsmassen und Dome der Natur bedeuten?

Ich fühle bey allem ihrem Reichthum den Mangel unserer Sprache, indem ich den beständigen Wechsel, oder vielmehr die fortwährende Steigerung zum Erhabenen zu schildern versuche. Haben wir doch nur Worte Stein und Fels, die wir durch die Nebenbezeichnungen Block, Klippe, Wand, Masse noch nicht so allgemein verständlich zu modificiren wissen, um damit Felsgebirge in ihrer Mannigfaltigkeit zu charakterisiren. Sage ich, daß die Uferberge immer höher, immer lebloser werden, so muß ich darauf bekennen, daß selbst aus dieser öden Größe bey der nächsten Wendung ein neues Bild des Lebens sich entwickelt. Noch wurzelt zwischen dem nacktesten Schiefer ein dunkler Tannenwald, bis zur Höhe; noch sind auch die Häupter umgrünt. Eng umklammern sich dort oben die Tannen und Fichten, den eifigen Stürmen Widerstand zu leisten, und nur hie und da weisen die Kämme entblößte Scheitel ihrer Berghäupter. Noch wenn wir in rascher Wendung in eine neue Schlucht blicken, können uns grüne Berge überraschen, und die todte Herrschaft des Gesteins scheint noch einmal überwunden; noch tragen die von der Höhe herabsinkenden, oder stürzenden Bäche den Charakter des Geselligen; sie spielen mit dem Steingeröll, sie wälzen Mühlenräder, und werden von hölzernen Canälen über die Straße geführt. Noch gibt es kleine romantische Nebenthäler, die freylich wenig diesen Namen verdienen, wenn man die ganze Guldbrandtschlucht ein Thal nennt. Es sind kleine Schrammen, gerigt in die Bergwand, so erschienen sie wenigstens in Verhältniß zu der langen ungeheuren Wunde, welche die Revolutionen in die Erde gerissen, als das Guldbrandsthal entstand. Aber in diesen kleinen Schluchten wälzen sich zwischen bemostem Gestein die anmuthigsten Wasserfälle hinab, und der Landschaft findet treffliche Stellen zu Bildern. Mich konnten diese Bilder hier weniger fesseln, da sie die Aufmerksamkeit abzogen von dem einen Bilde.

Nicht unsere Sprache allein, auch unsere Farben sind ärmer als die Natur. Wir sind doch sonst so stark in Nachtgemälden und überbieten sie darin, nur Licht und Sonne vermögen wir nicht in der ewigen Heiterkeit und Klarheit wiederzugeben und schwelgen dafür in Nebel und Helldunkel. „Unsere Farben sind Roth,“ sagte einmal Friedrich zu mir. „Wer will mit Roth die Sonne malen?“ Und doch auch dieses Dunkel des immer tieferen Thales vermag kein Pinsel in seiner Steigerung wiederzugeben. Selbst das Graubraun der Felschichten würde im Spiegelbilde des Malers in kunstloser Einförmigkeit den Blick nicht fesseln, wo es doch in der Natur noch immer in Schattirungen den Sinn besticht. Noch immer aber fehlt der eigentliche ganz schroffe Charakter — und er fehlt vielleicht im ganzen Norwegen — die eigentlichen Klippen bleiben Ausnahmen. Wohl treten hie und da graue, zuweilen fast dunkelschwarze Felsmassen aus der Tannennacht der Bergabhänge schroff heraus, und mit der nackten Stirn trotzig in das Himmelsblau. Die Klippen bilden aber nirgend fortgesetzte Wände. Merkwürdig erscheint dagegen die steile, fast senkrechte Abdachung der eigentlich fruchttragenden Berge. So weit der Pflug unter Leitung von Menschenhand gehen kann, findet man zwischen Klippen und Forsten aufgerissene Acker; man glaubt, jeder Plahregen müsse diese

Haferäcker abspülen, aber das Seltsamste ist die geradlinigte Richtung, in welcher noch die Tanne wurzelt.

Die Namen der Wasserfälle zu nennen, wäre eben so ermüdend, als vielleicht unmöglich. Ihre ungeheure Ausdehnung ist merkwürdiger, als das einzelne Spiel ihres Falles, wie sie oben aus den nebelbedeckten oder Fahlen Höhen, ein weißer Streif, schräg hinab gleiten, dann in den schwarzen Tannenwäldern auf Augenblicke verschwinden und, wieder zum Vorschein kommend, ihren Lauf in sanften Halbbogen zu vollenden suchen. Zuweilen vereinigen sich mehrere noch auf der Höhe, und dann gewährt der Herabsturz, wie z. B. beym Olofossen, wo sich hoch in der Wolkenregion die schon breitschäumenden Gewässer auf der nackteren röthlicheren Felsabdachung zu einem breiten Schaumbette versammeln, einen imposanten Anblick. Sonst ist es weniger das Schauspiel, als die Vorstellung, welche hier den Sinn ergreift. Die Silberbogen sind zu entfernt, und selbst der Herabsturz gibt nur dann ein Bild für das Auge, wenn er von der Seite kommt, auf welcher uns der Weg führt.

Malerisch bleiben mitten in der unmalerischen Größe des Thales die oft nicht unbedeutend sich erhebenden Vorberge. Ungeheure Schieferblöcke mitten aus einander gesprengt, durch die nun der Weg hinführt. Auch verschwinden hier noch nicht die Hünengräber; ein Zeichen, daß dieß Thal bis hoch hinauf schon in der Vorzeit bebaut wurde. Eine ausgezeichnet hohe Kämpferhöhe, oder vielmehr schon ein Königgrab — denn diesen Unterschied macht man hier — erhob sich noch so wohl erhalten, wie die schwedischen Königgräber bey Upsala, an einer geräumigen Wendung des Flusses; leider habe ich den Namen des Ortes, so wie den Helden vergessen, dessen Asche die Sage darunter ruhen läßt. Eine mächtige Fichte schießt aus der Spitze hervor, ihre Äste weithin als Wahrzeichen des königlichen Grundes, auf dem sie wurzelt, ausbreitend. Alle diese einzelnen Punkte bildeten Staffagen, wie sie nur der Maler wünschen kann.

Der Abend kam und die Nacht folgte bald darauf, von der Natur des tiefen Weges bedingt. Wohl aber hätte ich gewünscht, auch einmal einen heiteren Sommerabend in dieser Schlucht zu erleben. Der geringe rothe Schein, welcher, der Abglanz eines von Wollenschleyern bedeckten Abendroths, die höchsten Bergscheitel schwach färbte, gewährte schon einen so mild erfreulichen Charakter, unbeschadet der Erhabenheit. Kesselartig mündete sich hier mehrmals das Thal; wir glaubten uns nicht selten eingeschlossen am Ziel unserer Reise, bis eine unerwartete Wendung der immer engeren Schlucht einen weiteren Weg bahnte. Die feyerlichste Stille wurde unsere Geleiterinn. Diese dunklen Tannenwände gewannen mit jedem Schritt eine Bedeutung, die sich mehr ahnen läßt, als aussprechen. Zwey Waldströme, die fast senkrecht hinab gleiteten, wie leuchtende Silberfäden auf schwarzen Sammet, brachten ein unbeschreiblich schönes Licht in diese Nachtlandschaft. Wer hätte es den Alten verargen, nein sogar, wer hätte es nicht von ihnen erwarten sollen, daß sie diese Bäche zu Nymphen umschufen.

Jetzt war es völlige Nacht. Über einen weiten See, eingeschlossen von steileren Klippen, schimmerte uns das Licht des Gastgebers entgegen, und wir krönten die Tagesreise noch durch eine romantische Wasserfahrt. Der Mond leitete uns bis in die nächtigen Räume des Tannenhauses, deren keine Burg-

hülle eines Ritters sich zu schämen gehabt. Mehr als einmal bedauerte ich, kein Maler zu seyn. Das Stillleben in diesen Balkenhallen, und was hier alles beschienen von den Flammen des Herdes zum Vorschein kam, verdiente so gut vom Pinsel eines Mieris oder Gerhard Dow verewigt zu werden, als irgend eine niederländische Schenkstube. Die Kennthierfelle, die Glendshörner, die blanken Kessel, alles an den Wänden, die Brotscheiben gereiht an einen langen Faden an der Decke, die Bankbetten an den Wänden, mit Schläfern in allen möglichen Stellungen, Kinderwiegen in der Mitte, und nun der niedrige kaminartige Herd, fast ein Sechstheil der Stube einnehmend, im Winkel die mannhohen und höheren Flammen, lodern knisternd in dem Rauchfang und beleuchten unbeschreiblich schön die kräftigen, ausdrucksvollen Gestalten ringsum, und jene bunten Gegenstände im tieferen Dunkel des Zimmers. Unwillkürlich überkommt uns hier das behagliche Gefühl einer glücklichen Wohlhabenheit, welche keinen Vergleich duldet zwischen einem norwegischen und norddeutschen Bauer. Daran erinnerte auch die mehr als kräftige Riesengestalt des Wirthes, die sich bey unserm Eintritt an den eisernen Eckpfeiler des Rauchfangs, übergoßen von der ganzen Glut des Feuers, lehnte. Wir wurden an Eisstein Biörn erinnert, jenen von Steffens so lebendig gemalten Sohn des Landes. Eine etwas störrige, verdrossene Natur, that sich hier zwar zuerst kund. Zutraulichkeit aber weckte Zutraulichkeit, und mit diesem Medicamente gegen Prellerey und Grobheit kam ich, als ich späterhin allein zurückreiste, besser als mit den besten Empfehlungsschreiben durch den Norden.

Ein schöner Morgen beleuchtete bey unsrer Überfahrt die Felsen, welche aber, ich muß es gestehn, im Dunkel des Abends weit erhabener aussahen. Wo die Schlucht enger ward, sahen wir bey einer plötzlichen Wendung des Weges ein hölzernes Kreuz. Die Inschrift ist verloschen, das Gedächtniß der That ist aber lebendig durch ganz Norwegen.

Im Jahre 1612 ließ Gustav Adolph von Schweden, im Kriege mit Dänemark begriffen, in Schottland für sich werben. Und unter andern führte auch der Obrist Sinclair gegen fünfzehn hundert Hochschotten nach Scandinavien. Aber die Dänen waren ihm zuvor gekommen, und er fand alle Häfen und Zugänge im Süden dergestalt besetzt, daß es ihm nicht möglich war, zum schwedischen Könige durchzudringen. Er schiffte deßhalb an der ganzen norwegischen Küste hinauf, bis er unterhalb Drontheim eine Landung erzwang. Bis in die Mitte des Landes, das heißt bis an die Gulbrandsdaler-Schlucht, gelangte er glücklich; an dem Orte aber, welcher Kringelen genannt wird, ereilte ihn das Schicksal, welches häufig regulirte Heere getroffen, die sich unvorsichtig in wilde und minder bekannte Gebirge hineingewagt. Die Bauern von Gulbrandsdal, sey es aus Patriotismus für ihren dänischen Oberherrn, oder weil die Schotten wirklich grausam wütheten, und es einen Krieg der Nothwehr und Selbsterhaltung galt, rotteten sich zusammen und erwarteten, versteckt auf den Höhen, den heranziehenden Feind. Kinder, die auf der Wiese spielten, sollten, so berichtet die Tradition, als unverdächtige Kundschafter die bestimmten Zeichen der Annäherung geben. Ehe Sinclair und seine Schotten es sich versahen, rollten Baumstämme und Felsblöcke auf sie nieder. Nichts half die hochländische Natur den Überfallenen, sie hätten senkrechte Felsen erklimmen müssen, oder auf so hohen Abhängen steil hinan steigen, daß sie den Tod wenigstens hundertmal

gefunden, ehe der Gipfel, und mit diesem die Feinde erreicht waren. Nach der Ortlichkeit zu schließen, hätte auch kein einziger Bauer bluten dürfen, um den Sieg zu erringen. Es bleibt zweifelhaft, ob irgend ein schottisches Feuerrohr über das ungünstigste, unsicherste Terrain, bis da hinauf getragen hätte, wo die Eingebornen sich hinter Fels und Strauch verbergen konnten. Zudem bedenke man die Unbeholfenheit der alten Donnerbüchsen, deren eine, angeblich Sinclair abgenommen, in Drontheim als Probe davon aufbewahrt wird, so wie die Verwirrung der tief unten, auf schmaler Straße Dahinziehenden. Es mußte ein Gedränge und Laufen seyn, während die Kloben und Klöße zerschmetternd von oben herab polterten, welches ein ruhiges Aufstellen und sicheres Zielen mit den Feuergewehren unmöglich machte, und es läßt sich nicht denken, wie die Schotten den himmelhoch entfernten Bauern mit ihren Breitschwertern hätten zu Leibe gesollt. So kann man gern glauben, daß dreyhundert friedliche Norweger vierzehnhundert Kriegsgeübte Schotten erschlagen haben. Der Weg ist so schmal, daß kaum drey Bewaffnete neben einander geh'n können, und so dicht am Abhange, daß jeder herunterrollende Stein tödten mußte. Sinclair soll zuerst gefallen seyn. Er war nicht der erste und einzige aus dem alten Hause Saint-Clair, das sich normannischen Ursprungs rühmt und lange Zeit die Orkney = Inseln beherrschte, welchen ein so trübes Schicksal niederwarf. Seine Familie ward als treue Anhängerinn der Stuarts, nachdem sie alle Güter und Herrschaften verloren, geächtet und landflüchtig. Ein Zweig davon, aber unabhängig von dem im Norwegen Gefallenen, blüht noch in Schweden, aufgenommen unter dem dortigen Reichsadel. Nur fünfzig Hochschotten, die nicht zerschmettert worden, sollen sich ergeben haben, dessen ungeachtet aber, nachdem man sie früher auf den einzelnen Höfen vertheilt, späterhin von der ergrimmtten Volksmasse, zusammengehauen worden seyn.

(Der Schluß folgt.)

Das Mädchen am Oberstrande.

Am heitern Oberstrande
Ein Mädchen, hold und schön,
Läßt mich in Liebesbande,
Ganz unerhört vergehn.

Sie blühet gleich der Rose,
Im bunten Mädchenflor,
Die hold aus weichem Moose
Die Blüthe hebt empor.

Und wo sie wallt und weilet,
Dort ist mir wohl und leicht,
Und wo sie schnell enteilet,
Auch mir die Lust entweicht.

Doch meiner Liebe Sehnen
Will nimmer sie verfehn;
Sie läßt in Schmerz und Thränen
Mich, Armen, still vergehn.

Und da solch bitt'res Leiden
Mein Lieben mir gebracht,
Wird bald der Tod mich scheiden
Von dieses Lebens Nacht.

Dann wird aus Rosenzweigen,
Die mir am Grabe blühen,
Bey mitternäch'tgem Schweigen,
So leises Flüstern ziehn:

„Er liebt' am Oderstrande
Ein Mädchen hold und schön,
Das ließ in Liebesbande
Ihn unerhört vergehn.“

H. v. d. Schubert.

Correspondenz-Nachrichten.

Neapel, im May 1828.

(Fortsetzung.)

L i t e r a t u r.

Einige um die italienische Literatur verdiente junge Männer in Neapel haben sich vereinigt, durch den Druck solche Schriftsteller bekannt zu machen, deren italienischer Styl gleich ferne von der Schreibart des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts, und von dem verdorbenen neuern, mit Gallicismen und Germanismen gemengten Styl sey. Unter diese Schriftsteller gehört unstreitig Hr. Alexander Manzoni, welcher sich jetzt in Manland aufhält, und dort wegen der gründlichen Kenntnisse in seiner Muttersprache und Reinheit seines Styls allgemeine Anerkennung fand. Um diesen und andere italienische moderne Schriftsteller kennen zu lernen, haben sich jene junge Männer vorgenommen: eine Sammlung historischer Romane (Raccolta di Romanzi Storici, scritti in Italiano) heraus zu geben, deren Anfang eben einen Roman von Manzoni enthält. Diese Sammlung historischer Romane, in italienischer Sprache verfaßt, wird gewiß mit Beyfall aufgenommen werden. Das erste Werk ist schon in vier kleinen Bänden erschienen, und man hat mit dem Roman des Hr. Manzoni, die Verlobten, betitelt (i promessi sposi) den Anfang gemacht. Selbst ohne ein Bewunderer der poetischen Arbeiten des Hrn. Manzoni zu seyn, muß man gestehen, daß jener Roman nicht ohne lebhaftes Vergnügen gelesen werden kann, und daß der Verfasser seinem Geiste in dem Felde der Prosa einen höhern Schwung, als in den beschränkten Grenzen der Verse zu geben versteht. Die Begebenheiten zweyer Personen von geringem Stande, welche sich lieben, das Band der Ehe knüpfen wollen, und an der Ausführung ihrer Wünsche durch die gemißbrauchte Gewalt eines Andern verhindert werden, machen den Stoff dieser Erzählung aus. Es gibt darin keine großen und erhabenen Charaktere; alle aber behaupten sich gut. Die Dialogen sind natürlich und auf eine gefällige Weise eingekleidet, die Ausdrücke und Sitten des Volkes mit Wahrheit nachgeahmt. Fast immer ist der Gang der Begebenheiten sehr richtig gezeichnet. Aber so sehr auch manche Episoden die Ungeduld reizen, mit welcher der Leser wünscht, den Ausgang der Liebe der Verlobten zu erfahren, eben so sehr ist es ihm lieb, nachdem er mit dem Roman fertig ist, sie gelesen zu haben.

Beschreibung einer Reise nach Pästum, vom Abte Mercurio Ferrara.
Neapel, 1827.

Dieses kleine Werk, in einem Bande, enthält nicht allgemein bekannte Nachrichten über einige Alterthümer des vaterländischen Bodens, und ist auch mit Geschmack

geschrieben. Die Dialogen, mit welchen der Verfasser die Beschreibung auf eine angenehme Weise eingeklochten hat, unterbrechen sehr schicklich die Einförmigkeit des Styls, welcher der aufmerksamste Schriftsteller, wenn er erzählt, nicht leicht ausweichen kann. Um die Alterthümer Pätums besser zu erläutern, bedürfte dieses Buch auch einige Kupfer.

(Der Schluß folgt.)

K. K. Hoftheater an der Burg.

Als vierte Gastrolle gab Hr. Kott den Gotthold von Felseck im „Fridolin.“ Man konnte auch in dieser Leistung dem talentvollen Künstler die gerechte Anerkennung nicht versagen. Hr. Kott hat sich bereits früher in ähnlichen Rollen den Beyfall des Publicums zu erringen gewußt, und es liegt auch außer Zweifel, daß die Natur derselben ihm sehr zusagt. Die rauhe derbe Gemüthlichkeit, die ritterliche Kraft, sind Elemente, aus welchen Hr. Kott eine sehr wirksame Gestaltung zu schaffen vermag. Er bewährte solches auch in allen Theilen dieser Darstellung, und wußte die Theilnahme lebendig zu erhalten. Mehrere Momente des Spiels wurden mit laut ausbrechendem, das Ganze mit entschiedenem Beyfalle gewürdigt. Hr. Kott wurde wie gewöhnlich vorgerufen.

Als Förster Rudolph in Körners Hedwig zeigte sich Hr. Kott zum fünften Male. Diese Rolle, so glänzend auch selbst gewöhnliche Schauspieler sich in ihr zu bewegen wissen, gehört dennoch zu den schwierigen Aufgaben für den Darsteller, wenn die Kritik anders höhere Forderungen an denselben stellt, als etwa durch Anstrengung der Lungen, oder die Situationen, in die ihn der Dichter stellte, wirksam zu werden. Diese etwas abenteuerliche Mischung von Reue und Schuld, von verworfenem Gemüth und großartiger Gesinnung in ein harmonirendes Ganzes zu verschmelzen, ohne daß dasselbe zu einem Bühnengeheuer werde, welches sich nach psychischen Grundsätzen nicht mehr entschuldigen lassen mag, unterliegt bedeutenden Schwierigkeiten. Wir haben diesen Vordersatz voraus schicken wollen, da er unser folgendes Urtheil begründet. Wir haben Hrn. Kott tadeln hören, daß er dem Charakter von vorne herein ein zu mildes Colorit verliehen habe, daß die dämonische Natur seines Wesens in solcher Darstellungsweise zu wenig bedeutsam vorgetreten sey u. s. w. Ref. ist gerade der entgegengesetzten Meinung, und kann sich seiner Idee nach sehr wohl mit dieser Spielart vergleichen. Rudolph hat sich freylich bereits tief in den Abgrund des Lasters versenkt, ehe er das Schloß betritt. Hier aber, zum ersten Male durch wahre Liebe gefesselt, in der stillen Umgebung des friedlichen Schlosses, in gänzlicher Abgeschlossenheit von der Außenwelt, ist ihm auch die Besinnung, — und warum mit ihr nicht die Reue? — zurückgekehrt. Sein Wesen ist also düstre Melancholie, durch eine heftige Leidenschaft noch gesteigert. Diese Principien bezeichnete Hr. Kott sehr genügend, und wie Ref. scheint, mit besserem Grunde, als wenn die Darsteller dieser Rolle den verkleideten Teufel gleich am Anfange so drastisch vorblitzen lassen. Erst als Rudolph die letzte Hoffnung, durch welche er sich mit dem Leben, womit er sich schon zerfallen wähnte, wieder zu verbinden und zu versöhnen hoffte, scheitern sieht, bricht die Hölle in seiner Brust wieder auf, und er taumelt mit desto stärkern Schritten dem Abgrund zu. Hier ließ auch Hr. Kott die wilde Kraft auf so entscheidende Weise vortreten, daß ihm nach dem Actschlusse die Ehre des Vorrufens zu Theil ward, welche sich am Schlusse wiederholte. Ref. glaubt durch diese Hindeutungen auf die Darstellungsweise auch bereits der kritischen Anzeige über das Spiel des Hrn. Kott genug gethan zu haben, und dessen nur lobend erwähnen zu dürfen, wie denn auch die eben angeführten Beweise der Theilnahme des Publicums die Würdigung desselben auf die für den Künstler ermunterndste Weise aussprachen.

Zum letzten Male betrat Hr. Kott die Hofbühne in der Rolle des Vicedoms in Schillers „Kabale und Liebe.“ Wir haben dieses Charakterbild bereits durch die Auffüh-

rung im k. k. priv. Theater an der Wien, als eine der vorzüglichsten Darstellungen des
 Hrn. Kott kennen gelernt, und als solche führte er sie auch jetzt wieder vor die Augen
 des Publicums. Die Würde, und das Imposante der äußern Erscheinung, wirkte gleich
 zweckmäßig wie der Gehalt in der Auffassung des Geistes der Rolle, von welchem der
 geschätzte Gast gänzlich durchdrungen war. Die feine Nuancirung der ersten Scene mit
 Ferdinand errang Hrn. Kott bereits den lautesten Beyfall. Er wußte ihn auch fortwäh-
 rend zu erhalten. Die verschiedene Färbung, gleich zweckmäßig und charaktergemäß, als
 Herr und Gebiether gegen Wurm, und die Millerische Familie, als Oheim gegen den
 Neffen, und als Hofmann gegen Kalb, war so wohl berechnet und angelegt, daß man
 unbedenklich diese Leistung des Hrn. Kott als höchst vorzüglich rühmen darf. Auch heute
 erfreute sich der Gast der Ehre des zweymaligen Vorrufens, einmal nach der großarti-
 gen Schlusscene des zweyten Actes, wo Hr. Kott durch sehr zweckmäßige pantomim-
 ische Andeutung zu erkennen gab, er fühle, daß er diese Auszeichnung mit Hrn.
 Löwe als Ferdinand (welchem die bestehenden Gesetze das Erscheinen wegen Vorrus-
 fens nicht gestatten) zu theilen habe, und am Schlusse des Trauerspiels, wo er mit
 bescheidenen Worten seinen Dank für die ehrenvolle Aufnahme aussprach, und somit
 von einem Publicum schied, welches seinem schönen Talente und der durch den regsten
 Fleiß errungenen Ausbildung desselben nie seine Anerkennung versagte, und ihm bey
 jeder Gelegenheit bewies, daß es ihn als einen würdigen Künstler achte und liebe, und
 zeigte, daß es ihn auch auf dieser Bühne als willkommene Erscheinung begrüße. Von
 den Mitwirkenden dieses Abends müssen wir Mad. Schröder als Lady Milford mit
 dem größten Lobe erwähnen. Diese Meisterinn zeigte sich heute wieder in einer Voll-
 endung, welche den höchsten Genuß gewährte. Das Publicum bewies durch einen raus-
 schenden Empfang bey ihrem Erscheinen, und durch den lautesten Beyfall bey der Ent-
 wicklung ihres Spiels, wie sehr es den Werth der trefflichen Künstlerinn erkenne. Hr.
 Schwarz gab den Musicus Miller mit einer Wärme und Kraft, welche ebenfalls mit
 der beyfälligsten Würdigung bemerkt wurden. Hr. Lembergt zeigte sich uns in einem
 ihm ganz neuen Fache als Kalb, und leistete so Lobenswerthes, daß man berechtigt
 ist zu hoffen, er werde sich in dieser Gattung vorzüglich zeigen. Zwar war in der ersten
 Scene eine gewisse Befangenheit, welche indeß der Bescheidenheit des Künstlers eher
 zum Lobe, als zum Tadel gereicht, nicht zu verkennen, aber bey dem Fortschreiten der
 Rolle, und durch Beyfall aufgemuntert, entwickelte er sie so zweckmäßig, daß seiner
 Leistung nur mit gerechtem Lobe erwähnt werden mag. Hr. Löwe gab den Ferdinand
 mit gewohnter Meisterschaft; Ue. Pistor die Louise mit viel Innigkeit und Gefühl, und
 allgemeiner Anerkennung, und auch Hr. Pistor, als Wurm, wußte so wirksam zu wer-
 den, als die Natur seiner Rolle es gestattete.

B e r i c h t i g u n g.

In No. 75, Seite 604, Zeile 18 von unten lese man lichte Aufsätze ic., statt
 dicke Aufsätze ic.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: K a d s c h u h.

Herausgeber und Redacteur: J o h a n n S c h i c h.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Dinstag, den 15. July 1828.

85

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halb, um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halb, um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse Nro. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Guldbrandsdalen.

Bilder, zu einer Reise durch Norwegen.

(S c h l u ß.)

Norwegen und Schweden sehen die That nicht mit gleichen Augen an. Diese wollen die kriegerische Ehre und den Ruhm der That dem Schotten erhalten wissen, welcher mit wenigen hundert schlecht bewaffneten, durch eine lange Überfahrt erschöpften Leuten, über starre Klippen, öde Felder und enge Schluchten, durch ein ganz fremdes und ganz feindliches Land so weit gedrungen sey. Kühn war die That gewiß. Die Norweger dagegen preisen die Heldenthat der Guldbrandsdaler Bauern. Es war der einzige kriegerische Vorfall in der neuern norwegischen Geschichte, wo der Norweger für sich allein etwas gethan; wer wollte es daher verargen, daß man den glücklichen Ausgang für eine große Heldenthat nimmt. Eine nationale war es gewiß, denn von Lindenaes bis zum Nordcap weiß sie ein jedes Kind zu erzählen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts ward auch eine Ballade darauf gedichtet, welche in den Kinderbüchern steht und von den Bauern gesungen wird. Unser eigener Skitsbonde begann sie zu unserm Erstaunen, als er sah, daß wir mit Interesse sie im Buche nachlasen. Die Weise ist trüb, wie bey allen nordischen Volksgefängen. Der Verfasser der Ballade war nicht unbekannt, die Hoffnung unserer Freunde, welche die Quelle populärer Dichtungen gerne im Nebeldunkel der autorlosen Volkspoese sich verlieren sehen, muß ich daher niederschlagen, wenn ich sage, daß er Sturm geheißn hat. Sie beginnt:

Herr Benker zog wohl über die See,
Nach Norwegen ging es so muthig.
An Guldbrands Klippen fand er sein Grab,
Da sah er es Sternen so blutig.

Wenn es auch nicht die Ballade im hohen Grade ist, poetisch erscheint die ganze Begebenheit. Hofenlose Bergschotten mit wallenden Plaids und bunten Tartans, im hohen Norden. In einem fernen Gebirgslande, in mancher Hinsicht so verwandt dem ihrigen, sterben sie widerstandlos den Tod, welchen

ihre Stämme kühnen Eindringern in ihr eignes Hochland so oft bereitet. Aber tragischer ihr Held. Selbst aus dem Blute ihrer alten Fürsten, seine vergessene Abkunft rühmend, muß er ruhmlos fallen von der Hand der Bauern in dem Lande seiner mythischen Väter. Man erinnert sich gern, was Walter Scott in seinem Lied des letzten Minstrels von dem tragischen Verhängniß des Hauses Saint-Clair singt und sagt. Wie sanft und schön ist die Ballade Rosabelle, und wenn sie auch nur den Untergang eines zarten Fräuleins aus diesem Hause besingt, die ihren Tod im Angesicht der väterlichen Burg in den Wellen gefunden, so erinnert doch eben die Hauptklage: daß eine Saint-Clair nicht in der Erbgruft ihrer Väter ruhe, auch an diesen Abkömmling. Die Erbgruft auf Ravensheuch röthet sich geheimnißvoll, wenn ein Saint-Clair draußen stirbt.

Über Roslin sah die schaurige Nacht
Man wunderbaren Glanz zumal,
Wohl breiter schien's als Wachtenfeu'r,
Und röther als der Mondenstrahl.

Es glommt auf Roslins Fessenschloß
Und röthet die bebuchte Schlucht;
Man sah's von Drydens Eichenhain,
Und auch aus Hawthorns tiefer Bucht.

Es schien, als brenne die Capelle,
Wo Roslins Herren ruhn ohn' Sarg,
Und jeden Freyherrn in der Erde
Nun seine ehrene Rüstung barg.

In Feuer scheint die Sacristey,
Daß selbst der Altar drinnen flimmert,
Der Pfeiler Laubwert leuchtet roth,
Und selbst der Todten Rüstung schimmert.

Es flammt die Zinne, flammt die Brustwehr,
Und wo heraus ein Pfeiler trat,
So flammt es einst, wenn das Verhängniß
Dem hohen Stamm der Saint-Clairs naht.

Zwanzig von Roslins kühnen Freyherrn
Ruhn in der hohen Pracht-Capelle,
Nen jeden hält das Erbbegräbniß,
Das Meer die holde Rosabelle!

Und jedem Saint-Clair ward die letzte Ehr'
Mit Buch und Klang und Kerzenhelle,
Doch der Seegrotten Klang und der Stürme Gesang
Grablied der holden Rosabelle.

Das zum Gedächtniß der That errichtete Kreuz, auf welchem eine einfache Anzeige des Vorfalles, oder vielmehr die Anzeige vom Tode des schottischen Obrist Sinclair gestanden, wird morsch; und die norwegische Regierung, jetzt mehr als je bedacht, Alles zu unterstützen, was das nationale Gefühl erwecken kann, läßt einige hundert Schritte davon ein marmornes Denkmal errichten, was aber noch nicht fertig war. Über die Identität der eigentlichen Mordstelle kann wohl kein Streit obwalten; indem der Kampf sich nothwendig über eine geraume Strecke Weges ausgedehnt haben muß.

Ich muß doch noch eines Wasserfalls namentlich gedenken, der unsern von Kringelen, rechts vom Wege, sein Wasser in den Lougen führt; es ist der Grüttafossen. Hoch im malerischen Falle stürzt er sich durch eine enge, schwarze Fels-

Schlucht, eine Rauchsäule steigt auf, und sein feiner Staubregen bespritzt die ganze Straße. In der Morgenbeleuchtung gewährt er einen so reizenden, großartigen Anblick, daß meine Reisegefährten versichern wollten: es sey das schönste Bild aller bisher gesehenen Wasserfälle.

Aber die Sonne hörte bald auf zu scheinen. Sie gehörte auch nicht mehr in die Regionen, die wir betraten. Immer öder, kahler, bedeckt mit schwarzen Schlacken wurden die steilen Höhen. Eine Revolution durch Feuer schien hier ihre Reste zurückgelassen zu haben, mitten in den Gegenden, die das Wasser unverkennbar gebildet. So aschenartig bedeckten die Schieferstücke die Bergwände, während kohlenartig schwarze Felsblöcke aus dem Grau hervorragten. Ungeheure, zusammengerollte Felsklumpen glichen den Hünnengräbern eines Gigantengeschlechts. Anziehender für uns wurde der erste Anblick eines Schneeberges. Zwischen den jähen Uferbergen grüßte uns ein dritter, isolirter aus weiter Ferne. Eine Perlenkrone von Schnee umkränzte seinen braungrauen Scheitel. Er gehörte einer neuen Region an, die wir noch zu betreten hatten, und bald verschwand er wieder, wie der Thurm einer Stadt, den man von einer günstigen Höhe erblickt, um ihn wieder so lange aus den Augen zu verlieren, bis die ganze Stadt sich aus dem Nebeldunst der Ferne erhebt.

Jetzt gewinnt mit jedem Schritte die Gegend ein verändertes Ansehn. Zusehends treten wir aus dem Thal heraus, welches nur eng schien, so lange wir uns unten befanden. Der Weg immer steigend, windet sich durch graues, verwittertes Geklüft. Das dunkelgrüne Guldbrandsdal hinter uns dünkelt uns, wo wir es von der Höhe gewahren, eine paradiesisch liebliche Flur. Die Schlucht wird eng, die Luft empfindlich kalt. Am Rande eines schroffen Abgrundes windet sich die Straße die Schlucht eines Bergstromes hinauf, den wir, glaube ich, nicht mehr mit vollem Recht Lougen nennen dürfen, und das Wasser unter uns tobt dergestalt, daß wir schreyen müssen, um uns zu verstehen. Und dies ist kein einzelner Fall, sondern dauert während einer langen Strecke Weges, wo man zur Erleichterung der Thiere gehen muß. Habe ich früher von Abgründen am Wege gesprochen, so bereue ich den Ausdruck, da unsere Sprache keine Steigerung für den gesteigerten Begriff enthält. Hier, wenn man in diese tieffte Tiefe blickt und der nie gedämpfte Zorn des Wassergeistes mit tausend Stimmen herauf dröhnt, kann den einsamen Wanderer ein Schwindel ergreifen. Der Geist ruft auch nicht vergeblich; seine Vasallen stürzen, über uns, seitwärts, vor uns, hundert kleinere und größere Wasserfälle, wie Silberfransen über das trübe, graue Gewand, hinunter zu ihrem Herrn. Man hat Brücken und Bogen gebaut; sonst gönnten sie dem Wanderer auch nicht einmal diesen schwindlichen Steg. Ein Weg mit diesen Schrecknissen, in solcher Ausdehnung, findet sich wohl in den wenigsten Gebirgsgegenden. Das alte Wasser ist noch zu mächtig auf diesen Höhen. Nur jenseits des Dofre begegneten wir einer Schlucht, die diese noch an schauerlicher Größe übertrifft.

Noch einmal erreichten wir ein grünes Bergplateau. Die Natur des Strombettes verschwand mehr und mehr. Es war ein flach dahinrieselnder Gebirgsbach. Einzelne mit dem dichtesten Tannenholz bekleidete Berge zeigten, wie hoch die nordische Vegetation der Eislust und den Stürmen trogen könne. Der norwegische Bauer unterscheidet sehr genau zwischen Bergen und Feldern. Jene, so lange Erdreich und Lage den Wuchs von irgend einem Holze gestatten,

wenn auch der Wind die oberen Scheitel kahl gefegt hätte. Im Guldbrandsthal ließ er noch keine Fiedler zu. Hier beginnen sie. Es sind keine Felsen, wie wohl die wörtliche Übersetzung so lauten könnte, keine isolirte Felsberge, keine Klippen. Braune Höhenzüge mit Kuppen und Abdachungen, mögen sie mehr aus nacktem Gestein, oder aus Schiefergerüll, überzogen mit Moos und Morast, bestehen, nur mit dem bestimmten Abzeichen, daß die Waldnatur aufhört, werden Fiedler genannt. Gemein hin liegen weiße Schneelager auf den braunen Wänden, ohne sie jedoch, bis auf einige der höchsten Fiedler, ganz zu bedecken. Ein unbeschreiblich trauriger und doch schöner Anblick, wenn der Nebel längs dieser Fiedler hinzieht, und das matteste Sonnenlicht durch seinen leichten Schleyer die Schneefelder beleuchtet und die schwarzen Regenwolken, die auf den Scheiteln der weiten Rämme ruhen. Hier mit diesen ewigen Schneefeldern verändert sich der ganze Charakter des Gebirgslandes, und aus den unteren treten wir in die höheren Regionen des Dofresfeld.

Ghe wir aber diese besteigen, noch einen Blick auf die letzten Gehöfte. Die Häuser werden klein, aber sie wachsen an Zahl so an, daß man glauben möchte, jede Kuh bekomme ihr eigenes Haus. Den wunderbarsten Anblick aber gewähren die Dächer, denn hier begnügt sich der Bauer nicht mehr damit, sie mit Gras und Moos bewachsen zu lassen. An einigen Stellen sah ich Kohlgärten darauf. Hier um den Dofresfeld scheint man aber die Cultur der Camillen darauf zu pflegen. Jenseits des Dofre wachsen sogar Bäume auf den niedrigsten Hütten, und man sieht nicht selten sogar einen Wald kleiner fruchttragender Eberätschen auf den Dächern.

Der Ambra (Bernstein) von Catania *).

Sachverständige haben beobachtet, daß in der Nähe solcher Örter, wo sich Ambra findet, immer auch Naphta- oder Steinöhl-Quellen vorkommen. An der Küste von Catania trifft man zwey Gattungen Ambra, schwarzen und den gewöhnlichen gelben: diese Verschiedenheit der Farben mag von der Verschiedenheit der harzigen Säfte in den Eingeweiden der Erde herrühren. Der schwarze Ambra entsteht aus einem ganz verschiedenen gleichfärbigen Harze, welches in mehreren Gebirgen Siciliens, und hauptsächlich in Ragusa vorkommt, wo schwarzer Ambra in Menge gefunden, aber wenig geachtet wird. Der Ursachen der Erscheinung des Ambra an Catania's Gestaden werden viele angeführt.

Einige sagen, daß das Steinöhl aus den unterirdischen Adern in das Meer fließe, sich dort verdichte, ja erhärte, und so bey stürmischem Wetter mit dem Seegrase an das Ufer geworfen werde. Andere behaupten, das mit fetteren und harzigeren Stoffen geschwängerte Steinöhl vermenge sich während des Flusses durch die Eingeweide der Erde mit andern Harz- und Schwefel-Substanzen, erhärte mit der Zeit, werde durch die während der winterlichen Regengüsse zu reißenden Strömen anschwellenden Sturzbäche in das Meer fortgerissen, und von diesem in der Verwickelung mit dem Seegrase auf den Strand herausgespült.

*) Discorsi intorno alla Sicilia di Rosario di Gregorio. 1828.

Wenn diese Jahreszeit und das heftige Regenwetter eintritt, laufen die Seeleute, das gemeine Volk und die Buben häufig an das Ufer hinaus und sind sicher, immer einige Stückchen Ambra in den herangeschwemmten Haufen Seegrases zu finden. Die Leute, die sich damit abgeben, heißen Corzolari von Corzola (Fischreufe), worin die Marinaris oft Ambra finden. Im rohen Zustande gleicht der Ambra rauhen Steinen von rostrother Farbe, die bey dem Bruche hiacinthgelb erscheinen.

Die gewöhnlichen Ambrastücke sind sehr klein und oft unter einer Unze schwer, wiewohl sich auch gewichtigere von einer, zwey und drey Unzen, äußerst selten aber Stücke von einer libbra (neap. Pfund) entdecken lassen. Der rohe Ambra in kleinen Stücken wird schlecht bezahlt: Stücke von zwey, drey, vier und mehr Unzen gelten aber eben so viele Goldunzen, und sind noch theurer, wenn Insecten darin vorkommen.

Der Ambra wird in Catania auf sehr kunstreiche Weise zu allerhand Geräthe und Schmucksachen verdrehselt, wodurch sich sein Werth noch erhöht. Die Landbewohnerinnen um Catania und aus den Dörfern des Mongibello haben aus uralten Zeiten die Sitte bewahrt, Halsketten von dicken Ambra-perlen zu tragen. Die Mädchen erhalten sie als Verlobungsgeschenk. Die Frauen aus Catania lassen für sich schöne Ohrgehänge, für ihre Kinder aber allerhand Anhängsel, meistens Herzchen, aus Ambra verfertigen. Schon zu Plinius Zeit war dieß die Bestimmung des Bernsteins.

Rifinger.

Correspondenz-Nachrichten.

Neapel, im May 1828.

(S c h l u ß.)

Der erste May in Neapel.

So wie der erste May an vielen Orten Europa's eigene Gewohnheiten mit sich bringt, um den Frühling zu feiern, so ist es auch in Neapel der Fall. Obgleich die Wiederkunft des Frühling in einem Klima, dessen Winter in mancher Berücksichtigung sich wenig vom Frühling unterscheidet, auf das Gemüth und die Sinne des Menschen nicht jenen lebhaften und angenehmen Eindruck machen kann, den man in nördlichen Gegenden bey der Rückkehr jener schönen Jahreszeit empfindet, so wird doch die Seele jedes an den Annehmlichkeiten der Natur nicht gleichgültigen Menschen, wo nicht durch die bloße Wiedererscheinung des Frühling in Neapel, doch durch die Mannigfaltigkeit und Üppigkeit der Vegetation, durch den hohen Grad der Wärme (am 28. April stand Reaumur's Thermometer im Schatten auf den 21. Grad der Wärme, und von dem Tage bis auf den 7. May immer zwischen 16 und 19 Grad um 2 Uhr Nachmittags), durch die glänzenden Farben der Blumen, und durch manche dieser Jahreszeit eigene Früchte, auf eine hinreißende Art beschäftigt. Unter die uralten Gebräuche gehört auch das feyerliche Geschenk an Blumen, welches die Stadt Neapel durch ihre Stellvertreter, den Syndicus und die Decurionen, dem Könige zu Füßen legt. Zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags sah man einen Zug von Lastträgern durch die schöne Straße Toledo, mit, auf den Köpfen tragenden, mehrere Fuß hohen Tempeln, Kronen, Altären, Triumphbögen etc. von den mannigfaltigsten, sowohl Feldblumen als Gartenblumen zusammengesetzt, welche auf eine künstliche Weise dicht an einander geflochten, die verschiedenen architectonischen Theile besonders der erstern und letztern nachahmten. Zuletzt erschienen vier solche Träger, welche eine, mehrere Fuß hohe Vorstellung in Blumen aller Farben von dem Leuchthurm trugen, der am Eingang des Hafens zu Neapel steht. Dieser war gegen den höhern Theil mit signalisirenden Fahnen geziert, und durch die verschiedenen

Gattungen und Farben der Blumen war auch die Form und die Verzierung des Leuchthurns angedeutet. Alle diese Gegenstände wurden unter dem Ausdruck der fröhlichsten Gefinnungen der zahlreichen Zuschauer in das königl. Schloß getragen.

T h e a t e r.

Im Florentiner Theater *) zu Neapel wurde am 15. April ein neues Trauerspiel, *Columbo* betitelt, aufgeführt. Die Vorstellung dieses Trauerspiels that auf manchen Zuschauer die Wirkung, welche die Zertrümmerung einer colossalischen Bildsäule gethan haben würde, deren Fragmente man in eine kleine Nische hätte stellen wollen. Für den großen Charakter des Columbus waren die engen Grenzen eines Trauerspiels nicht weit genug, um so mehr in einem Trauerspiele du genre, welches viele Gelehrte classisch nennen, während es eher zu der Classe der Pygmeen gehören kann. Da der Verfasser einen solchen Gegenstand hat ausführen wollen, mußte er nicht allein die Thatfachen verändern, die Zeitpunkte verwechseln, das was sich eher begegnete, später zeigen, und was später geschah, vorher erwähnen, sondern er wurde auch genöthigt, seine Thatfache zu einer dramatischen Erzählung umzuschaffen. Wir behaupten nicht, daß der Dichter sich unzertrennlich an die Geschichte halten soll; aber er kann sich bey allgemein bekannten Gegenständen nicht zu sehr davon entfernen, ohne dem unterrichteten Theil der Zuschauer zu mißfallen.

Nachdem wir gezeigt, welche unüberwindliche Schwierigkeiten der Gegenstand dem Verfasser eines guten Trauerspiels im Allgemeinen entgegen setzt, werden wir uns nicht eher mit der besondern Untersuchung des Stückes beschäftigen, bis wir nicht vorher erinnert haben, daß das Trauerspiel ein Problem ist.

Als der Vorhang aufgezo-gen wird, erscheinen in einem Gemache des königlichen Schlosses zu Barcellona, woselbst Columbus bey seiner Rückkehr aus der neuen Welt erwartet wurde, der königliche Staatsrath Fonseca, Günstling des Königs, und Bovadilla, einer der tapfersten spanischen Heerführer. Während diese sich über den Sturz des Columbus besprechen, kommt Aguado, Reisegefährte und erklärter Feind jenes großen Mannes, den er zu ermorden getrachtet hatte, und sagt, daß Columbus ihn abgeschickt, damit er der erste sey, dem Könige dessen Ankunft zu melden; daß er selbst aber mit den nemlichen Gefinnungen wider den genuessischen Seefahrer zurückgekommen, mit denen er abgereist war, und daß er dessen Chiffre ihm abgelernt hat. Mit Freude hört dieß Fonseca, und sagt dem Aguado, er könne sich unterdessen in seinen Zimmern ausruhen, wo er ihm später würde wissen lassen, was weiter zu thun sey. Kaum war Aguado abgetreten, als Fonseca dem Bovadilla sagt, daß er mit eigener Hand diesen Aguado ermorden müsse, nachdem er vorher von jenem Bösewichte sich eine gewisse Schrift würde haben geben lassen: denn, fügt Fonseca hinzu, einen Mitschuldigen zu haben ist gefährlich, zwen aber noch gefährlicher.

Nachdem Bovadilla abgetreten war, erscheint Ferdinand, höchst entzückt über die nahe Ankunft des Columbus. Fonseca, ohne Kenntniß des menschlichen Herzens, glaubt, daß dieß der günstige Augenblick sey, den Columbus dem König verdächtig und verhasst zu machen. Er redet mit dem Könige von dem Enthusiasmus, den die Rückkehr dieses glücklichen Seefahrers in ganz Spanien erregt hat, und erinnert ihn, daß die Macht Sauls ein Ende nahm, da er vom Volke als Überwinder von Tausenden begrüßt wurde, und David die nemlichen Lobpreisungen als Überwinder von zehntausend empfing. Hier scheint es wirklich, daß Fonseca in der Wahl seines Vespels nicht glücklich war. Als Saul in der Eigenschaft eines Überwinders von 1000, und David von 10,000 begrüßt wurden, so brannte jener eifersüchtige König vor Wuth, und wollte den David tödten, welcher nur durch die Flucht sich retten konnte. Die Entfernung dieses unüberwindlichen Feldherrn wurde in der Folge gerade der Untergang Sauls. Den Ferdinand also hieran zu erinnern, war eben so viel, als ihm sagen: wenn du den Columbus ver-

*) Dieses Theater trägt den Namen von einer nahe dabey stehenden Kirche, die den Titel *La Madonna de' Fiorentini* hat; wie in Venedig die Theater *San Samuele* und *San Christofomo*.

folgst, so wirst du zu Grunde gehen. War es vielleicht das, was Fonseca dem Könige sagen wollte? Schwerlich können wir es glauben. Dem sey wie ihm wolle, der König war mit dem Rathe und der Gelehrsamkeit des Fonseca wenig zufrieden, und ließ es ihm merken, gerade in dem Augenblick, als die Königin mit dem alten Perez, einem Freunde des Columbus, eintrat.

Perez war gegenwärtig gewesen, als die zu Entdeckungen im Westen bestimmten Schiffe das spanische Ufer verließen. Die Königin, die eifrigste Beschützerin jenes unsterblichen Unternehmens, hatte vermuthlich nicht die Rückkehr Columbus abgewartet, um sich von dem, was am Tage seiner Abreise sich begegnete, zu erkundigen: dem ungeachtet würdigte sie sich, Perez zu befehlen, ihr die geringsten Umstände jenes merkwürdigen Tages zu erzählen. Alles dieß geschah aber nur, um die Zuschauer damit bekannt zu machen. Die Erzählung des Perez ist schön, aber nicht an ihrer Stelle. Kaum hat er sie geendigt, so verkünden Kanonenschüsse die Ankunft Columbus. Perez geht ihm entgegen; der König und die Königin entfernen sich.

Der zweite Act enthält fast nichts als die Erzählung, welche Columbus dem Ferdinand und der Isabella von dem macht, was er während seiner wichtigen Reise gethan, gesehen, und ausgestanden hat. Diese Erzählung war interessant, und obgleich sehr lang, wurde sie doch mit Vergnügen angehört.

Im dritten Act wird Conseil gehalten zwischen Ferdinand, Isabella, Fonseca, Perez und Columbus, um die Vorschläge des letzten wegen der von ihm entdeckten neuen Länder zu untersuchen. Fonseca bezeigt sich auch hier rauh und unvorsichtig. Er fängt damit an, dem Könige vorzuwerfen, daß er sich um andere Reiche bekümmert, während er genug zu thun hat, wenn er seine Aufmerksamkeit auf diejenigen wendet, die er schon besitzt, und schließt mit dem folgenden Sarcasim wider Columbus: Mehrere italienische Heerführer verriethen uns schon zu Lande; möchte vielleicht nicht ein anderer das nemliche zu Wasser thun? Ferdinand der tapferste Krieger, der größte König seiner Zeit, hört alles dieß gelassen an; Columbus aber springt von seinem Sessel auf, und scheint den Fonseca anfallen zu wollen, er steht indessen nur auf, um ihm zu erzählen, daß die Magnetnadel in Amalfi von einem Italiener erfunden wurde, und daß Marius Gioja der erste und eigentliche Entdecker der neuen Welt war.

Das Conseil wird aufgehoben, ohne etwas zu entscheiden. Ferdinand war unentschlossen; die Königin neigte sich gegen die Meinung des Columbus, und hatte fast den König dahin gelenkt; aber unglücklicher Weise wirft der König einen Blick auf die Papiere, welche Columbus auf den Tisch gelegt hatte, um welchen das Conseil versammelt war, sieht einen Brief an den Senat von Genua gestellt, in welchem Columbus verspricht, die Spanier zu hintergehen, und die Entdeckung der neuen Welt zum Vortheil seines Vaterlandes zu thun.

Dieses Papier, von Aguado geschrieben, und, man weiß nicht wie, durch Fonseca unter die Schriften des Columbus geschoben, bestimmt den König und die Königin, den Columbus verhaften zu lassen. Bovadilla erhält den Befehl dazu, führt ihn gleich aus, und begibt sich darauf hin, den Aguado zu ermorden, wie es ihm vorher von Fonseca aufgetragen worden war.

Der vierte Act enthält größten Theils Unterredungen über das bürgerliche Recht zwischen Ferdinand und Zamorro, einem amerikanischen Caziken, welcher mit seiner Gemahlinn Zahia erscheint, um die Bühne zu zieren, und die Zuschauer auf einige Augenblicke zum Lachen zu bringen. In diesem Acte kommt auch ein Gespräch zwischen Isabella und dem in Ketten gelegten Columbus vor, welches sehr interessant hätte werden können. Allein, da Columbus nie bestimmt die Fragen der Königin beantwortet, sondern in Vorstellungen seiner Unschuld herum schweift und sich auf eine sonderbare Metapher stützt, die er in der Sonne, in den Sternen, und in den Wolken findet, so gestaltet sich jenes Gespräch sehr langweilig.

Endlich kommt im fünften Acte Perez, und sagt zur Vertheidigung des Columbus, was dieser selbst hätte sagen können, nemlich, daß der Brief, den man von Columbus geschrieben glaubt, ihm immer schaden, aber nie nützen könnte, und daß er deswe-

gen, ohne das Gehirn verloren zu haben, ihn nicht hatte schreiben können &c. Wenn euch wirklich Columbus hätte hintergehen wollen, fügt Perez hinzu, so würde er von seinen Entdeckungen nur falsche Nachrichten gegeben haben. Wenn ihr also alle seine Reisegefährten fraget, und von ihnen hört, daß er euch die Wahrheit gesagt, so dürft ihr an seiner Redlichkeit nicht mehr zweifeln. Die Worte des Perez wurden, wie natürlich, sehr gegründet gefunden. Fonseca thut den Vorschlag, den Aguado, welchen er für todt hält, zu befragen. Man schickt hin, und Perez selbst eilt, um ihn dem Könige geschwind vorzustellen, aber kommt nach einigen Augenblicken mit der Nachricht zurück, daß Aguado umgebracht worden sey. Fonseca gibt sich alle Mühe, zu beweisen, daß Keiner als Columbus ihn hätte umbringen können, und bey diesen Worten erscheint Aguado tödtlich verwundet, auf zwey Krieger gestützt, erklärt die Unschuld des Columbus, entdeckt die List Fonseca's und Bovadilla's, und stirbt auf der Bühne, indem er hiedurch dem sich nun endigenden Drama den eigentlichen Titel eines Trauerspiels gibt.

Der auffallendste Fehler dieses Theater-Productes besteht, vieler Meinungen nach, in dem gänzlichen Mangel an Charakteren und Dialogen. Der Columbus in dem Trauerspieler ähnet mehr dem Schauspieler, der ihn vorstellt, als dem Columbus der Geschichte. Er ist vortrefflich, wenn er erzählt, taugt aber nicht, sobald er den Geist oder die Leidenschaften in Bewegung setzen muß. Fonseca ist vorsichtig in Worten, unvorsichtig in Thaten. Was Ferdinand ist, weiß man eigentlich nicht, und Isabella ist eine mittelmäßige Frau.

Seiner Fehler ungeachtet, hat indessen das Stück doch sehr viel Verdienst. Die Sprache ist sehr rein; der Styl edel und einfach, und häufig findet man darin nützliche Sittensprüche und dichterische Schönheiten.

Die komische Gesellschaft des Florentiner Theaters, und auch das neapolitanische Publicum leben jezt in Sorgen über die Gesundheit des ersten Schauspielers dieser Gesellschaft nicht allein, sondern vielleicht ganz Italiens. Hr. de Marini liegt an einer peinvollen Krankheit darnieder, und die zahlreiche Volksmenge, welche ihn bey seiner ersten Erscheinung vor wenigen Wochen, nach einer sehr langen Abwesenheit von Neapel, mit Frohlocken bewillkommte, ist jezt nicht bloß über seine Genesung unsicher, sondern auch um sein Leben. Hr. de Marini heiratete vor wenigen Jahren die sehr wohl erzogene Tochter einer würdigen neapolitanischen Magistratsperson.

E i n l a d u n g.

Se. Majestät der Kaiser haben allergnädigst zu gestatten geruht, daß dem vereinigten Ober-Director der Wiener-Neustädter Militär-Academie, Feldzeugmeister, Franz Grafen von Kinsky, in dem Garten dieses Institutes ein Denkmal errichtet werde. Es wird in einer colossalen Büste des Feldzeugmeisters aus Bronze, auf einem Marmorpedestal bestehen. Die Ausführung ist dem Professor der Bildhauerey an der hiesigen Academie der bildenden Künste, Hrn. Schaller, übergeben. Derselbe hat zu diesem Ende die Büste in Lebensgröße bereits in Thon geformt. Nachdem aber bisher alles Streben, ein Porträt des gefeyerten Helden ausfindig zu machen, vergebens war, so mußte Hr. Schaller die Büste nun nach den Angaben einiger ehemaligen Jöglinge des Institutes bilden, denen die Züge ihres Erziehers noch in der Erinnerung leben. Es werden daher alle Personen, welche den Feldzeugmeister Grafen von Kinsky persönlich genau kannten, ersucht, sich gefälligst in das Atelier des Hrn. Professor Schaller bemühen zu wollen (im Hofe des academischen Gebäudes nächst dem Eingange von der Johannesgasse) und demselben ihre Bemerkungen über die Ähnlichkeit der Büste mitzutheilen. Hr. Schaller wird zu diesem Ende durch einige Tage von 10 Uhr Vormittags bis 2 Uhr Nachmittags dort zu treffen seyn.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 17. July 1828.

86

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. den H. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Meister Kunbert.

Novelle von Carl Gottfried v. Leitner.

In der uralten freyen Reichsstadt *burg hatte man vor kurzem — eigentlich vor ein Paar hundert Jahren — ein neues, ganz kleines Gängelein rings um den alten gothischen Stadthurm angebracht, kaum so groß, daß eine mäßige Ohreneuse oder ein junger Geyer, deren es daselbst ganze Gehäge soll gegeben haben, darauf hätte bequem herum spazieren können. — Die ehrsamten Bürger und selbst die Mitglieder des wohlweisen Rathes wußten daher nicht, wozu dieser neue Bauauswuchs von dem Herrn Bürgermeister war anbefohlen worden. Für einen Thurm und Feuerwart schien dieser Treppelweg allerdings zu enge und zu schwach, selbst wenn derselbe ein Nachkomme der nibelungischen Zwerge gewesen wäre. — Daher sah man denn ganze Scharen von Neugierigen auf dem Marktplatz stehen, mit offenem Maule den Thurm hinan gaffen, und, von der Sonne geblendet, tausenderley komische Gesichter schneiden. Fast alle schüttelten am Ende den Kopf, zuckten die Achseln, und trösteten sich im Weitergehen damit, daß der Herr Bürgermeister ja schon mancherley angeordnet habe, wobey die ganze Stadt, ihn selbst nicht ausgenommen, nicht wußte, wozu und warum? Dieses Mal that man ihm aber Unrecht. „Sehen Sie nur, dort steht seine dürre hochbeinige Gestalt hinter dem hohen Fenster des großen Rathszimmers. Der dort ist's mit dem hellrothen Rocke und der schwarzsammetenen Klappenweste, der sein kleines, etwas verrostetes Gesicht eben wieder zurück zieht. — Obwohl er heute zwey Herren, die mit dem Satan einen Ausflug auf den Bloßberg gemacht haben sollen, und einen alten Bauer, der mehrere Male Nachts mit einem unheimlichen Lichtlein auf seinem Kirschbaume hockend war ertappt worden, obwohl er heute, sag' ich, drey so wichtige und erfreuliche Missethäter zu examiniren, zu torquiren — und, will's Gott! — zu comdemniren und zu verbrennen hatte: nichts desto weniger schlich er sich doch jederzeit, — wenn ihm etwa während des Daumschraubens und Kneipens des läugnenden Delinquenten einige Augenblicke erübrigten, an das Fenster, freute sich über die Neugierde und die Gedankenverwirrung seiner Ge-

meinde, und lächelte wohlgefällig in seine steifen Brustkrausen hinein. Denn außer ihm wußte nur noch ein einziges menschliches Wesen, wozu das bewußte Thurmgänglein da sey, welches so viele Köpfe schwindeln machte, und so viele Hälse verrenkte; und dieses menschliche Wesen ist niemand anderer als Meister Kunbert in der Brückengasse, Haus No. 132, zu ebener Erde. Die Leute wissen nicht recht, was sie aus ihm machen sollen. Sein kleines Erdgeschosß ist mit allerley wunderlichem Holz- und Eisengeräthe voll geräumt, und dazwischen sitzt er oft Tage lang, zirkelt, feilt und schabt, rechnet und studiert, schmilzt, hämmert und raspelt. Einige *burger meinten, er sey ein Mechanicus, und wolle einen Wagen mit fünf Rädern erfinden, oder einen Karren mit drey; andere aber, worunter viele sehr gebildete Höckerweiber, hielten dafür, er verstehe geheime und schwarze Künste; wasmaßen mehrere Bauernkerle, welche bey ihm ihre Holzuhren ausbessern lassen wollten, an seiner Thüre mit unsichtbaren Maulschellen waren überrascht worden. In Wahrheit war er aber nur ein ältlicher, ganz still und für sich lebender Mann. Schemals ein Uhrmacher nährte er sich auch jetzt noch von dieser Kunst, brütete aber gerne über tausenderley seltsamen mechanischen Erfindungen, und wenn er gerade bey der Ausführung einer solchen Idee war, ließ er sich nicht gerne stören, und scheuchte die Leute durch kleine Künste von seiner Schwelle, wenn er auch dafür einige Tage hungern mußte. Eben jetzt ist er wieder in seinem stillen, künstlerischen Eifer. Welch ein hübsches niederländisches Bild gibt es nicht, wenn man so durch das halbrunde Fenster in seine Erdstube guckt! Der ernste alte Mann, mit der absonderlichen Pelzmütze auf dem grauen Kopfe, sitzt behaglich im hohen, halbverrissenen Ohrenstuhle, und schaut eben durch das Vergrößerungsglas, das eine Auge zublinzend, die feine, blaue Stahlfeder an, an welcher er gerade gearbeitet hatte. Dabey schreitet auf seinem Arbeitstische, mitten unter den Feilen und Hämmern, ganz zutraulich ein alter Haushahn herum, und schüttelt von Zeit zu Zeit das schön schillernde Gefieder und die hohen krummen Steißfedern. — Der alte Meister selbst aber lächelt so selbstgefällig vor sich hin, als freue er sich heimlich, daß er diesmal auch wisse, was der Herr Bürgermeister weiß, und noch ein gutes Stück mehr.

Endlich war der Tag erschienen, an welchem Alles an die Sonne kommen sollte, was die Beyden zusammen so geheimnißvoll gesponnen hatten. Der große Platz stand voll gaffender, drängender und lärmender Leute, welche alle das neue Wunder auf dem Thurmgänglein sehen wollten. Nun trat der Bürgermeister in Parade auf die graue Steinaltane des Rathhauses hervor, und unten zum Thore heraus lief Meister Kunbert, in der Rechten ein kleines Bündel tragend, mit welchem er sich durch die Menge schob, und zum Kirchthore hinein eilte. Der Herr Bürgermeister setzte bald darauf ein ellenlanges Fernglas an das umborstete Auge, und suchte so mit dem verlängerten Sehnerven den Thurm zu erreichen.

Ganz *burg war in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. —

Jetzt schritt ein Haushahn auf das Gänglein hervor, schwenkte den rothlappigen Schnabel, und den hochbefiederten Steiß, und krächte einige Male recht stolz und hell ins Blaue hinaus. Alsobald lachte auch die ganze Menge laut auf über den schnackigen Zufall, daß des Thürmers Hahn sich eben jetzt

heraus verirrt, und vor der ganzen Stadt producirt habe. Der Herr Bürgermeister aber ließ vor Freude seinen Dreyspiß fallen, hüpfte mit den dünnen Spindelbeinen und klatschte so gewaltig, daß ihm der Zopf wackelte, während er unmäßig: „Bravo, bravo!“ schrie. Des wunderten sich die versammelten Bewohner von *burg höchlichst; denn derselbe war sonst ein gar ernster und mürrischer Mann, in dessen Kalender selten Sonnenschein stand.

Nun war der Hahn an die andere Thurmecke geschritten, und krächte wieder. Der Bürgermeister trieb's jetzt noch ärger, daß der Herr Stadtchirurg wirklich schon nach seinen Lanzetten griff, meinend, der hochweise Herr benötige ob raptum eine schleunige Aderlaß. Dieser aber reakte sich mit wuthfunkelnden Augen über die Altane hinaus, und schrie mit ganz überschnappender Stimme: „So klatscht doch, ihr dummes Volk! das ist ja eben das Kunststück.“ Darüber plakte erst alles in ein schallendes Gelächter aus, und der Chirurg war mit ein Paar Sprüngen im Rathhause. Der Vorsteher des hohen Rathes aber brüllte ganz heiser: „O ihr Tröpfe! der Hahn, welcher da oben spaziert und krächt, ist ja kein Hahn, sondern nur ein Automat, pures Eisen, Eisen, nichts als Eisen.“

Da blieb Allen der Mund offen stehen, und die Augen glohten zum Thurne hinauf. Der Hahn krächte nun an der dritten Ecke. Alles klatschte.

„Zählt nun,“ rief jener voll Freuden, „er krächt die Stunde.“ Indessen war der Wunderhahn an die vierte Ecke herübergeschritten, und alle Welt zählte nun sein Geträh. „Richtig! der Herr sey bey uns! Wahrhaftig neun Uhr.“

„Und das hat unser Meister Kunbert gemacht!“ proclamirte triumphirend der Herr Bürgermeister zum Schlusse, und trat in die Rathstube zurück.

Meister Kunbert? — zischelten nun haufenweise die ehrlichen *burger zu einander. — Meister Kunbert in der Brückengasse? — Ja, Nro. 152. — Ey, was nicht noch! — Der, dessen Schwester die lange Margreth war? — Sein Vater war ja ein Käseträger. — Macht er nicht auch Mausfallen und Fliegenklatschen? — Ja! — Nein! — Woher muß er doch das haben? — Etwas steif schreitet der Hahn doch. — Er krächt etwas zu hell, zu grell. — Nein, zu heiser. — Freylich, freylich.

Der ehrliche Meister hörte aber zum Glücke von all dem ungewaschenen Zeuge nichts. Er lag in dem alten, ehrwürdigen Dome demüthig auf den Knien, und weinte vor Freude und Rührung, daß ihn der liebe Herrgott sein Werk so glücklich hat vollbringen lassen. Und als er sich durch das Volk nach Hause geschlichen hatte, wie selbstzufrieden und unschuldig stolz, warf er sich in seinen Lehnstuhl, schob das Käpplein auf das linke Ohr, und schaute behaglich lächelnd nach seinen Wandbildern hin! Er sah sich nemlich auch schon leibhaftig daneben hängen, nemlich neben Robert Groteß, dem Bischof von Linkoln, und Roger Baco, welche schon im dreyzehnten Jahrhundert eiserne Köpfe ohne Rumpfe verfertigten, die reden konnten, und vernünftiger als manche mit Rumpfen, oder neben Kaspar Schott und Athanasius Kircher, welche im fünfzehnten Jahrhundert hölzerne Figuren machten, die auf das zierlichste zu walzen und die Flöte zu spielen verstanden, so daß die eine nicht selten tauzen mußte, wie die andere pffiff; kurz, gerade wie wirkliche Menschen.

Und Meister Kunbert hatte sich in seiner Hoffnung auf Ruhm und Ehre nicht betrogen. Allmählig verbreitete sich der Ruf von dem eisernen Hahne

zu *burg Rhein auf= und abwärts durch das ganze heilige römische Reich, und viele Fremde fanden sich ein, das unerhörte Kunstwerk mit eigenen Augen und Ohren zu würdigen, so zwar, daß Meister Kunbert seine geheime Maulschellen-Vertheilungsanstalt gänzlich einzustellen für nöthig fand, absonderlich seit ein äußerst gelehrter Professor aus Bologna, welcher unsern Wundermann besuchen und eben mit ernstem, erwartungsvollem Gesichte in die Stube treten wollte, so höchst überraschend war empfangen worden.

Auch der Amtsbothe des hohen Magistrates mochte einen ähnlichen Gruss besorgt haben; denn er trat eines Tages nicht an die Thüre, sondern nur an das niedere Straßfenster hin, pickte an, und meldete mit einem höflichen Scharrfuß: der Herr Bürgermeister wünsche, noch diese Stunde mit Meister Kunbert zu sprechen.

Meister Kunbert zog sofort alsogleich seine Brille von der Nase, schüttelte die Feilspäne von der grünen Schürze, fuhr eilig in seinen Sonntagrock, vergaß einen Hut statt seiner Mütze aufzusetzen, und rannte — seine Hauspantoffeln noch an den Füßen — so schnell er konnte, auf das Rathhaus.

Als er nun, sich mehrmals verneigend, bescheidenlich in die Amtsstube trat, sah der Herr Bürgermeister langsam um, winkte ihm darauf mit der schmalen langfingerigen Hand huldvoll näher, und stand selbst, ganz eigen lächelnd, auf. „Werther Meister!“ begann er, „euer Werk hat sich nun bedungener Weise durch drey Jahre bewährt, und ihr habt nun euern Lohn zu fordern. Er soll euch werden und reichlich.“ Somit leerte er einen Sack neuer Reichsthaler auf den steinernen Zahltsch aus. „Es sind zweyhundert Stücke. Seyd ihr zufrieden?“ —

„Ey, wie sollt' ich nicht?“ rief überrascht der arme Meister, und begann unter vielen ehrfurchtvollen Bücklingen, den neuen Schatz wieder in den Zwilch-sack zu verbergen.

„Schaut die schönen, funkelnden Stücke lieber noch einmal an,“ sagte der Bürgermeister. Kunbert hielt inne, und drehte ein Stück wohlgefällig beäugelnd hin und her, und fuhr dann wieder fort, weiter einzupacken. — „Habt ihr sie denn schon genug angeschaut?“ fragte jener wieder mit einem schlauen, fast höhnischen Lächeln um den Mund. — Kunbert glockte ihn mit unheimlichem Erbängen an. — „Nu, es ist nur, damit ihr nicht vergeßt, wie Thaler aussehen. — Schauet auch dort zum Fenster ein wenig hinab, und merkt euch, wo der Münster mit eurem Hahne, das Rathhaus, die Börse u. s. w. stehen. Nu, schaut nur, schaut! — So Meisterchen! — und nun Meister Freißhart, stecht ihm gleichwohl die Augen aus.“

„Großer Gott!“ jammerte der Künstler zusammenschreckend.

„Ihr seyd ein großes, wunderbares Genie, Herr Kunbert. So ein Kunstwerk, wie die unsrige, besitzt keine einzige Stadt in der ganzen Christenheit.“

„Und dennoch . . .“

„Ja eben deßhalb. Glaubt ihr denn, man hätte nicht erfahren, daß ihr den Amsterdamern auch so einen Hahn, Kauz oder Uhu machen wollt? Das soll aber nicht seyn. Man wird euch schoppen bis an's liebe Ende, was wollt ihr mehr? Vielen tausend Künstlern geschieht das nicht. Oder ist's euch nicht recht? — Gut, so laß' ich euch als einen Heyenmeister und Schwarzkünstler publice braten, als wäret ihr eine Drossel.“

„Um Gottes willen!“ — jammerte der arme Meister, auf die Knie niederstürzend — „nur nicht die Augen! Schlagt mir ein Bein ab, oder beyde, oder reißt mir die Zunge aus, nur laßt mir meine Augen, Eines, Eines doch zum wenigsten. O Gott! ihr raubt mir ja Alles! Sonn' und Mond werden sich verfinstern, die Sterne vom Himmel fallen, die Welt um mich her vergehen, und ich lebe, lebe dann noch! Entsetzlicher Gedanke! Furchtbare, endlose Todesnacht ohne Tod!“

„Übertreibt es nur nicht so, Meisterchen!“ redete wohlmeinend der Herr Stadtvorsteher dazwischen. „Ihr behaltet noch immer manches hübsche Glied, zum Exempel: eure Ohren. Ihr werdet täglich, zu eurem Stolze, den eisernen Hahn krähen hören.“

„Grausamer Mann! woran erinnert ihr mich! meine Kunst — o Gott, Gott!“ — Enirschte der Verzweifelte, schüttelte den Kopf und ballte die Faust an die Stirne, während er wild empor starzte.

Der Herr Bürgermeister aber winkte mit den hohen, schwarzen Augenbrauenbögen, und die Steckelknechte rissen den todblaffen Mann fort in ein finsternes Gemach, zwangen ihn auf ein kleines Stühlchen nieder, und holten aus einem Winkel eine Pfanne mit glühenden Kohlen. — Doch blicken wir über den Gräul hinweg, und wieder in das stille Kämmerlein im Hause No. 152. Dort sitzt unser Meister nun wieder im alten, gewohnten Lehnstuhle — die blutige Binde um das graue Haupt gewunden. Das letzte Bild, welches ihm von der Außenwelt noch vorschwebt, sind die zwey rothen Feuerpuncte der glühenden Brenngabel und das gräßliche, roth angeleuchtete Gesicht des Henters. Sonst war Alles Nacht um ihn und in ihm. So saß er viele Wochen lang, stumm und bleich. Seine Uhren fingen an stehen zu bleiben, zuerst die Wochen- dann die Monathuhren; nur die große Jahresuhr pickte noch einsam fort. Wozu sollten ihm auch alle diese Zeitmesser, für ihn war nur mehr eine einzige, unendliche Nacht. Indessen strömten ihm tausend neue Ideen zu, die kühnsten und seltsamsten, die seinen Namen unsterblich zu machen verhießen. Schon sah er im Geiste seine neuen Schöpfungen, selbst jubelnd, und vom Volke umjubelt, fertig vor sich, — rasch langte er nach seinen Werkzeugen, — doch er streckte die Hand nur in dicke Nacht hinaus. Oft sprang er dann ergrimmt auf, und schloß von einer Wand an die andere im Zimmer auf und ab; oft aber sank er, tief aufseufzend, in den Stuhl zurück, und weinte still, daß dem alten Nachbarnweibe, welches ihn äzte und sonstig besuchte, das Herz im Leibe brach.

„Können, und doch wieder nicht können, es ist ein furchtbarer, vernichtender Gedanke!“ stöhnte er manchmal. —

„Aber, lieber Meister!“ hätte ich ihm an der Stelle des alten Weibes geantwortet — „wo steht es denn geschrieben, daß ihr gerade enorme Erfindungen und geniale Kunstwerke machen sollet? — Windet Garn ab, schleifet Federn, oder dergleichen, thuen es doch auch andere ehrliche Leute, und sind dabey gesund und zufrieden. Und überdieß, was schreyt ihr denn? Seyd ihr denn nicht ein seltener Prophet im Vaterlande? hat man euch nicht aus bloßer Anerkennung eures Talentes die Augen ausgebrannt? Was wollt ihr denn noch mehr? — Hätte man euch etwa auch noch die Hände abschlagen sollen, um euren Ehrgeiz zu befriedigen? —“

Die Bürger hörten wohl von dem Glende ihres Mitbürgers, auf den sie alle stolz waren, und viele bemitleideten ihn heimlich; aber, weil sie den Herrn Bürgermeister fürchteten, mochte keiner mit dem blinden Narren etwas zu thun haben. Und so war die Geschichte schon fast vergessen, als es auf einmal hieß, Meister Kunbert habe beym löblichen Stadtmagistrate die Bitte eingelegt, ob er an dem Thurme nicht auch einen eisernen Frosch anbringen dürfe, der durch sein Gequack das Wetter anzeige. Das Wahre an der Sache aber ist, daß er den Herrn Bürgermeister bitten ließ, ob es ihm nicht vergönnt wäre, der Stimme seines Hahnes wieder ein wenig nachzuhelfen; denn sie scheine ihm durch die Witterung etwas verrostet und rauh geworden zu seyn. Der hohe Vorsteher der Bürgerschaft stimmte mit Freuden alsogleich bey; denn der Hahnenruf am Thurme hatte auch ihm schon seit geraumer Zeit höchst widerlich, durch Mark und Gebein schneidend geklungen, so daß er schon mehrmals Willens war, den biblischen Schreyhals seines Thürmeramtes zu entsetzen.

Meister Kunbert wurde also mit einer Sänfte abgeholt, in den Dom getragen, und behutsam die enge Wendeltreppe den Thurm hinangeführt, so hoch und in so vielen Windungen, daß schier Alle bleich und schwindlich wurden außer dem Blinden.

Als man ihm endlich die tastende Hand auf seinen eisernen Hahn gelegt hatte, zuckte ein ganz eigenes Lächeln der Rührung über sein Gesicht, welches aber gleich in einen tiefen, schmerzhaften Ernst überging. — Er holte nun aus seiner Brust ein gar feines, kleines Instrumentlein, und fuhr damit dem geduldigen Automaten in den Schlund. — Dann steckte er selbes wieder zu sich, legte den Zeigefinger an den Mund, und blieb schweigend davor stehen.

Endlich begann es neben zu brausen und zu rasseln, das Uhrgewicht rollte ab, die Stunde schlug, daß der Thurm erzitterte und Alle in ihm.

Nun wartete alles in lautloser Erstarrung auf den ersten Ruf des restaurirten Wundervogels. Es währte schon ziemlich lange, man ermahnte sich gegenseitig mit deutendem Finger zum Stillschweigen, mit jeder Secunde stieg die Spannung, — endlich plakte Meister Kunbert in ein hellgellendes Spottgelächter aus, und schrie dazwischen: „Der Kräh = he, he, he, he, he = äht euch nimmermehr!“ —

Da fuhren Alle voll Unwillen gegen ihn her. „Und wird der Hahn auch nicht mehr so schön herum spazieren?“ — fragte traurig des Thurmwarts Kind. Meister Kunbert schüttelte den Kopf, und darüber begannen er und das Kind mit einander bitterlich zu weinen. —

Bis hieher gehen die sicheren Nachrichten von Meister Kunbert und dem eisernen Hahne zu *burg. Die folgenden, den Schluß der ganzen Geschichte betreffenden, lauten sehr verschieden. Einige sagen, man hätte den alten Meister, als man das große Kunstwerk zerstört sah, in der ersten Wuth zum Thurme hinabgestürzt; Andere behaupten dagegen, man habe ihn noch viele Jahre an der **brücke betteln gesehen. In den hundert und hundert eselhäutigen Urkunden, die ich deßhalb durchbuchstabirte, konnte ich aber von dem Allen nichts finden; und so ist denn meine unmaßgebliche Meinung, der Gram habe ihm allmählig im Stillen das Leben abgefressen, man habe ihn darauf in irgend einem vergessenen Winkel verscharrt, übrigens aber habe kein Hahn nach ihm gekräht.

Das Mozartsche Requiem.

Diese Blätter, den Früchten des Friedens, der Kunst und Literatur geweiht, enthalten sich eines Antheils an jedem Streite, beträfe er auch einen noch so interessanten Gegenstand. Erst jetzt, nachdem Hr. Gottfried Weber in Darmstadt, welcher den Streit über die Echtheit des Mozartschen Requiem erhob, in dem 29. Hefte der ihm unterthänigen Zeitschrift *Cäcilia*, Seite 57, erklärt hat, daß dieser Streit „gar kein Streit“ war, halten wir uns berechtigt, ja sogar verpflichtet, unsern Lesern davon zu erzählen, da es sich um ein Kunstwerk, also um einen in unsern Bereich gehörigen Gegenstand handelt.

Besagter Hr. Gottfried Weber hat im 10. Hefte der *Cäcilia*, nachdem er gezeigt, von welchen Grundsätzen man bey der Composition eines Requiem ausgehen, und wie es beschaffen seyn müsse, ein von ihm componirtes Requiem als das rechte Requiem aufgestellt; dem man es übrigens — nach den mitgetheilten Musterstellen zu urtheilen — in der That nicht ansähe, daß es „das Erzeugniß zur Klarheit gebrachter Ideen, eines geschärften und geläuterten Gefühls, und einer also stet und langjährig gesteigerten Erwärmung“ ist; wie jedoch der Hr. Tonseher S. 104 alles Ernstes versichert.

Da aber diejenige Belehrung die wirksamste ist, welche nicht nur zeigt, wie man etwas machen, sondern zugleich, wie man es nicht machen soll, und ein Vorbild zur Nachahmung doppelt nützt, wenn man daneben ein mißlungenes Werk derselben Gattung stellt, das alle zu vermeidenden Fehler in sich trägt, hat Hr. G. W. in dem zugleich mit dem 10. erschienenen 11. Hefte der *Cäcilia* das Mozartsche Requiem zu letzterem Endzweck gewählt. Obschon die größten Meister und Kenner, ein Haydn, Hiller, van Beethoven, Cherubini, Zelter, Geybler, Abbé Stadler, Kochly, Gerber, u. v. a. es in ihrer Einfach seit seiner Erscheinung nicht nur für Mozarts größtes Werk, sondern für eines der größten und „ersäunenswürdigsten“ Meisterwerke der Tonkunst überhaupt gehalten haben, findet Hr. W. es so grundschlecht, daß, nach seiner Meinung, „der herrliche Mozart sich gewiß knirschend im Grabe herumdrehen würde“ (*Cäc.*, Hest 11, Seite 220), wenn er hörte, daß man diese Composition für die seinige hält. — Es bleibt Hrn. W. daher kein Zweifel, daß dieses Werk, so wie wir es besitzen, unecht, Mozarten untergeschoben, und bloß aus, unter dessen Papieren, „vielleicht unter andern Papierschnitzeln“ zurückgebliebenen Skizzen, so genannter Schauchen, Croquis u. dgl. von Süßmayr angefertigt worden sey (*Cäc.*, Hest 11, S. 208). Diese Wendung, durch welche Hr. W. seinen Angriff auf Mozart und dessen kostbarstes Werk mit einem, freylich gar seltsamen Zweifel an der Echtheit des letztern verschleiern wollte, könnte für wohl erfunden gelten; nur schade, daß er diesen Schleyer gleich darauf selbst zu unvorsichtig gelüftet hat: denn, nachdem er seine Meinung durch Süßmayrs Brief an die Breitkopfsche Handlung belegt (worin, im Vorbeygehen gesagt, nicht eine Sylbe von Papierschnitzeln und Croquis vorkommt), sucht er die Unfehlbarkeit derselben aus dem Werke selbst zu erweisen; aus den „Gurgeleyen“ im Kyrie ¹⁾ (*Cäc.*, H. 11, S. 216), aus dem „schmelzenden“

¹⁾ Wenn Hr. W. diese, zu einem der herrlichsten Muster contrapunctischer Kunst verarbeiteten Figuren Gurgeleyen nennt, wie heißen ihm denn folgende Stellen seines eigenen Requiem:

Do - - - - - mi-ne. li - - - - - be-ra.
pec - ca - - - - - ta mun - di

worin die nichtsagenden, zu keinem höhern Kunstzwecke vorhandenen Figuren eine wahre Parodie der Textworte liefern, und besonders die wunderfüßen peccata sich gar lieblich ausnehmen.

Zwischenspiele der Violinen im *Tuba mirum* (S. 219), aus dem „die Niederträchtigkeit des Tertés ¹⁾ so recht *con amore* heraushebenden, wild hehrenden Unifono“ der Bogensinstrumente im *Confutatis* (S. 220); aus der Wahl der, „eine bloße Nebenbeziehung enthaltenden“ Worte: *Quam olim etc.* zu einer Fuge (S. 223); aus dem „bedeutungslosen und wirren Herumfahren aus der Höhe in die Tiefe, und aus der Tiefe wieder in die Höhe“ bey der Wiederholung des *Hostias* (S. 224) u. s. w. — Dieser höchst positiven Kritik aller jener Sätze, welche, wie jeder nur einiger Maßen Unterrichtete weiß, und jeder wahre Kenner überzeugt ist, wirklich von Mozart componirt sind, folgt eine nicht minder ergeßliche Lobpreisung derjenigen drey Nummern, die, wie aller Welt bekannt ist, nicht von Mozart, sondern von Süßmayr herrühren; nemlich: des „des Allerhöchsten ganz würdigen Anfangs“ vom *Sanctus*; des „Eintritts der Bässe mit dem unbeschreiblich wirkenden *h̄c* bey *Pleno*; des „wunderherrlichen, kindlich frommen, und doch so edel erhabenen“ *Benedictus*; und des *Agnus*, zu dessen Anfang „vielleicht auch noch ein bekrizeltes Papierstreifen“ von Mozarts Feder vorhanden war (S. 226.) — Wenn schon der Zweifel über die Echtheit dessen, was echt ist, einen viel gegründeteren Zweifel über die Kunstkennerchaft des Hrn. W. erregen mußte, so ward dieser durch das wiederholte Verlangen nach der Einsicht der Mozartschen Urschrift zur völligen Gewisheit: denn, so wenig man denjenigen, der einen Vogel nicht aus seinem Gefange, sondern nur aus seinem Gefieder kennt, einen Kenner der Vögel wird nennen können, eben so wenig, und noch weniger wird Jemand für einen Kenner der Musik gelten dürfen, der die Composition eines classischen Meisters nicht aus ihrem Geist und Styl zu erkennen vermag.

Hr. W. überließ es also der Welt, ob sie ihn der Unwissenheit oder einer bösen Absicht zeihen will: eine Wahl, um die wir ihn wahrlich nicht beneiden!

Unser würdiger Veteran der Tonkunst, Hr. Abbé Stadler, ein geborner Feind der Anmaßung wie des Unrechts, und einer der vertrautesten Freunde Mozarts, ließ sich von den hier lebenden zahlreichen Verehrern dieses unsterblichen Meisters bereden, in seinem achtzigsten Jahre zum ersten Male als Schriftsteller aufzutreten, nachdem er so viele Jahre hindurch mehr, als man durch Worte im Stande ist, durch seine vorzüglichen Tonwerke ²⁾ zur Vervollkommnung der Musik, und gegen die einreißende Flathheit in derselben gewirkt hat. Er schrieb eine Vertheidigung der Echtheit des Mozartschen *Requiem* (Wien, bey Tendler und v. Manstein). Der Hr. Abbé, durch Mozarts persönliche Bekanntschaft und durch den Augenchein von Allem, was dieses Werk betrifft, aus erster Quelle unterrichtet, zeigte darin schlicht und ruhig, wie Mozart, vom *Kyrie* angefangen, von allen Theilen, welche ein *Requiem* zum *Requiem* machen (denn das *Sanctus*, *Benedictus* und *Agnus* hat es mit jeder musicalischen Messe gemein), die Singstimmen und den begleitenden Bass in Form einer ordentlichen Partitur mit eigener Hand geschrieben, auch die Instrumentirung größten Theils beigelegt, und, wo letzteres nicht vollständig geschehen, die Motive der Begleitung zur weiteren Ausschreibung derselben durch mehrere Tacte genau angegeben hatte, woraus folgt, daß Süßmayr, von allen diesen Sätzen nichts nach eigenem Geschmack oder Gutdünken auszuführen, sondern nur das schon vorgeschriebene *Accompagnement* vollends auszusprechen übrig blieb. — So vielen Dank Hr. Abbé Stadler durch diese kleine Schrift, von welcher in kurzer Zeit zwey Auflagen erschienen sind, sich auch erworben hat, können wir doch den Wunsch nicht unterdrücken, daß er sie nicht unternommen hätte. Denn, abgesehen davon, daß seine schmucklose, nur nach einfacher Darlegung der Wahrheit strebende Schreibart in einer Zeit, in der

¹⁾ Nemlich des katholischen Ritual: Tertés.

²⁾ Es sey uns hier die Klage erlaubt, daß die einfache Sinnesart und die fast übertriebene Bescheidenheit des verehrten Tondichters der Welt die Bekanntmachung so vieler noch im Manuscripte befindlichen, bloß hier in Wien öffentlich zu Gehör gebrachten Meisterwerke noch immer vorenthält, von welchen wir nur die Ehre zu Hrn. v. Collins „*Polyrena*“, Klopstocks „*Frühlingsfeier*“, und sein herrliches großes *Requiem*, eine der Zierden der kaiserlichen Hof: Capelle, nennen wollen.

man höher anschlägt, wie, als was geschrieben wird, sich mit Hrn. Webers gewandter Beredsamkeit nicht messen konnte; welcher Gewinn war dabey zu erreichen? — Den Werth des Mozart'schen Schwanengesangs zu beweisen? Für welchen wahren und unbefangenen Kenner trägt er diesen Beweis nicht in sich selbst? — Die Geschichte der Entstehung und Vollendung desselben bekannt zu machen? Welchem nur einiger Massen Unterrichteten war sie es nicht? — Hrn. Webers Absicht bey dem Aufsatze im 11. Hefte der Cäcilia aufzudecken? Welchem aufmerksamen Leser, dem das 10. Hest jener Zeitschrift bekannt war, konnte sie entgehen? — Es war also aus einer Widerlegung dessen, was keiner Widerlegung werth war, von keiner Seite ein bedeutender Vortheil zu ziehen; wohl aber war aus der Leidenschaftlichkeit, mit welcher schon der Aufsatz im 11. Cäcilien-Hefte geschrieben war, mit Gewißheit voraus zu sehen, daß diese sich zur Wuth steigern würde, wenn Jemand es wagen sollte, die Sache in ihr wahres Licht zu stellen. Und so geschah es auch. Wir wollen unsern Lesern die wunderlichen Äußerungen, durch welche Hr. W. Stadlers Widerlegung zu entkräften vermeinte, um so mehr ersparen, als wir ihnen die merkwürdigsten derselben zum Schlusse dieser Erzählung aufbehalten; hier sey es genug, zu erwähnen, daß Hr. W. die seinen Behauptungen entgegengesetzten Thatsachen, da es nicht mit Gründen geschehen konnte, mit Angriffen auf die Person seines Widersachers bestritt, und dessen auch nicht ein unziemliches Wort oder Beywort enthaltend, Schrift mit den gemeinsten, pöbelhaftesten Schmähungen beantwortete, wie kein Schriftsteller von Ehrgefühl und Erziehung gegen irgend Jemand, geschweige denn gegen einen so allgemein hochgeachteten Mann sich erlauben würde¹⁾. Da aber Hrn. W., ganz im Stillen, der Sieg wegen der behaupteten Unrechtheit des Werkes doch schon zweifelhaft zu werden begann, wollte er wenigstens sein Urtheil über dessen Unwerth in Sicherheit bringen, und gab zu verstehen, daß Mozart in seiner letzten Krankheit zu solch einer Arbeit weder Laune noch Vermögen besaß, und daß er sich wohl auch nicht viel Mühe damit gab, weil sie „eine ganz andere Bestimmung hatte, als die, der Welt für ein Requiem seiner Composition gegeben zu werden.“ (Cäc., H. 16, S. 340²⁾). Um endlich dieser Voraussetzung noch mehr Gewicht zu geben, ergriff Hr. W., dieser „wahre Verehrer und Anhänger“ Mozarts (Cäc., H. 16, S. 276) ein Mittel, das er — wie unsre Leser erst gesehen haben, und später noch deutlicher sehen werden — ungemein liebt; er fiel Mozarts Charakter an, welcher, neben dem göttlichen Künstler eben auch ein lebenslustiger Mensch war, der schnödes Metall, zumal voraus bezahltes (!) zu gebrauchen und zu verbrauchen verstand“ (Cäc., Hest 16., S. 340); es also nicht der Mühe werth achtete, eine Arbeit, die schon bezahlt war, auch gut zu liefern. — Oder welchen andern Sinn können die angeführten Worte haben? —

Hr. Abbé Stadler hatte mittlerweile einen neuen Beweis für die Echtheit des herrlichen Werkes aufgefunden, und zwar den überzeugendsten, den es geben kann: Mozarts Handschrift des ganzen Dies irae; keine Skizze, eine förmliche Partitur, welche der Hr. Abbé — nicht Fanatiker und Dummen, wie Hr. W. im 16. Hefte der Cäcilia S. 318 mit gewohnter Urbanität alle diejenigen nennt, die hierüber nicht seiner Meinung sind — wohl aber allen in Wien lebenden Tonmei-

¹⁾ „Eine so höchst wunderliche Erscheinung zu erklären, ist nun freylich — will man den Verfasser einer solchen Vertheidigung nicht für geradezu verrückt halten — gewiß eine nicht leicht zu lösende psychologische Aufgabe!“ (Cäc., H. 16, S. 313.)

„Der brave aber alterschwache Mann... wahrscheinlich auch sonst cholertischen Temperaments, bey welchen Eigenschaften der Eifer den Spruch zu bewähren pflegt, daß Alter nicht vor Thorheit schützt.“ (S. 314.) „... wollte man die einladenden Blüten benutzen, welche ein so plumy und ungeschickt organisirter Angriff (??) darbietet.“ (S. 316.) u. s. w. — u. s. w.

²⁾ Hr. W. spielt hier darauf an, daß der Besteller des Requiem es in der erst später bekannt gewordenen Absicht bestellte, dasselbe für seine Arbeit auszugeben, wovon jedoch Mozart nichts ahnete, viel weniger wußte, sondern vielmehr zu seiner Gattinn sagte: er wolle dieß Requiem mit solchem Fleiß componiren, daß nach seinem Tode seine Freunde und Feinde es studiren würden. (Siehe den Brief der Wittve Mozart in Stadlers zweytem Nachtrag zur Vertheidigung. S. 49.)

stern und Kennern zur Einsicht mittheilte, und Alle für des unsterblichen Mannes Handschrift erkannt hatten. Dieses, und noch einiges Andere, die Wahrheit Bestätigende machte Hr. St. dem Publicum in einem Nachtrag zur Vertheidigung u. s. w. bekannt, worin er übrigens die ihm in dem 16. Hefte der Cäcilia zugefügten Insulten kaum berührte.

Hr. W. versicherte im 12. Hefte der Cäcilia, daß jener Nachtrag seine zuerst geäußerte Meinung keineswegs widerlege, sondern vielmehr auf das vollkommenste bestätige.

Hierauf antwortete Hr. Abbé Stadler mit einem zweyten und letzten Nachtrag der Vertheidigung u. s. w. Er enthält für diejenigen, welche die bis dahin über diesen Gegenstand erschienenen Schriften nicht gelesen haben, eine kurze Übersicht ihres Inhalts; einige Bemerkungen über den Vorbericht zur neuen Ausgabe des Mozart'schen Requiem durch Hrn. André in Offenbach; einen, Mozart, sein Genie und seine Werke betreffenden Auszug aus dem dritten Theile des neuen Lexicons der Tonkünstler von Gerber, und vier Briefe über das Requiem, wovon der erste von dem nunmehr verstorbenen dän. Staatsrath von Nissen, der zweyte von dem verklärten van Beethoven, der dritte (bey welchem das Datum irrig mit Wien statt Berlin angegeben ist) von einem der ausgezeichnetsten Männer im Fache der Tonkunst, und der vierte von der Witwe Mozart ist. Ob Hrn. W. bey der Ausgabe des 29. Heftes der Cäcilia dieser zweyte, lange vorher erschienene Nachtrag wirklich noch unbekannt war, oder ob er ihn weißlich ignorirte, weil dagegen — zumal gegen den vierten, Hrn. Webers so mühsam aufgeführtes Luftgebäude um und um stürzenden Brief — selbst mit aller sophistischen Eloquenz und allen urbanen Kraft-Ausdrücken nichts mehr auszurichten war, sey dahin gestellt. Da er aber doch das im zweyten Briefe über ihn und sein Requiem ausgesprochene Urtheil nicht hinunter schlucken konnte, nahm er die Veranlassung, seine Galle darüber auszuschütten, daher, daß Hr. Stadler diesen nemlichen Brief dem Verfasser einer Biographie Beethovens auf Verlangen zur Bekanntmachung mitgetheilt hatte, und trieb seine schon so vielfältig bewiesene Unverzagtigkeit so weit, jenen Heros der Tonkunst, noch mehr aber Hrn. Abbé Stadler, einen Mann, der nicht nur durch seine ausgezeichneten, bewährten Kenntnisse, sondern auch, und fast noch mehr, durch seinen edlen, überaus liebenswürdigen Charakter viele Decennien früher der Gegenstand der allgemeinen Hochachtung war, ehe die Welt von der Existenz eines Hrn. Gottfried Weber Notiz genommen hatte, als Pasquillanten anzuklagen.

Der hier besprochene Brief Beethovens lautet also:

„Wien, den 6. Februar.“

„Mein verehrter, hochwürdiger Herr!“

„Sie haben wirklich sehr wohl gethan, den Manen Mozart's Gerechtigkeit durch Ihre wahrhaft meisterhafte, die Sache durchdringende Schrift zu verschaffen. Sowohl Geweihte als Profane, wie Alles, was nur musikalisch ist, oder nur dazu gerechnet werden kann, muß Ihnen dafür Dank wissen. — Es gehört entweder nichts oder sehr viel dazu, d. gl. auf's Tapet zu bringen, wie Hr. Weber. Bedenkt man noch, daß, so viel ich weiß, ein Solcher ein Tonsehbuch geschrieben, und doch solche Sätze“ (hier ist die Stelle des Mozart'schen Kyrie nach Hrn. Webers Verbesserung in Noten aufgeführt) „Mozarten zuschreiben will; nimmt man nun das eigene Nachwerk Weber's noch dazu“ (hier sind aus dessen Requiem 5 Tacte des Agnus eingeschaltet). — „Man erinnert sich bey der erstaunlichen Kenntniß der Harmonie und Melodie des Hrn. Weber an die verstorbenen alten Reichscomponisten Sterkel, Kalkbrenner (Vater) André (nicht der gar Andere) so wie auch der — — requiescant in pace. Ich insbesondere danke Ihnen noch, mein verehrter Freund, für die Freude, die Sie mir durch Mittheilung Ihrer Schrift verursacht haben: allzeit habe ich mich zu den größten Verehrern Mozart's gerechnet, und werde es seyn bis zum letzten Lebenshauch. — Ehrwürdiger Herr, nächstens Ihren Segen.“

Ev. Hochwürden mit wahrer Hochachtung verehrender
Beethoven.

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Neapel, im Juny 1828.

Am Abende des 30. May ging die Oper: „Il Pirata“ auf dem Theater San Carlo in Scene. Der Ferdinandstag, als Festtag in unsrer königlichen Familie, wurde in diesem Theater mit einer großen Illumination und Erscheinen des Hofes und Hofstaates in Galla gefeyert. Das Haus war überfüllt, und bey dem Eintritt des allerhöchsten Hofes wiederhallte das weite Gebäude von dem Jubel, womit Ihre Majestäten und die erhabene Familie unsers Fürstenstammes begrüßt wurden. Am 1. Juny wurde die Oper wiederholt, und abermals mit dem größten Beyfalle aufgenommen. Diese Theilnahme wurde noch durch den Umstand gesteigert, daß der Tonsetzer, der jugendliche Künstler *Bellini*, der mit diesem Werke einen so schönen Beweis seines Talentes gab, Zögling des hiesigen Musik-Collegios ist. Hr. *Rubini* und seine Gattinn gaben die Hauptparthien mit dem lärmendsten Beyfall. Hr. *Rubini* enthusiasmirte durch seinen meisterhaften Vortrag das Publicum auf eine seltene Weise. Schon seine erste Arie fand stürmischen Beyfall. Dieser steigerte sich noch bey dem großen Duette zwischen ihm und seiner Gattinn, worin der lebendige Ausdruck der verschiedenartigsten Gefühle die allgemeine Bewunderung erregte. Mad. *Rubini* wußte in ihrer Scene und Arie des zweyten Aufzugs nicht nur als ausgezeichnete Gesangskünstlerinn, sondern auch als treffliche Schauspielerinn zu entzücken. Nicht nur Ihre Majestäten selbst beglückten das ausgezeichnete Künstlerpaar mit dem allerhöchsten Beyfall, sondern auch das gesammte Publicum strebte durch die lebhaftesten Äußerungen des Antheils und der Würdigung seine vollkommene Zufriedenheit mit dieser vortrefflichen Darstellung auszusprechen. Es dürfte Ihnen angenehm seyn, zu vernehmen, daß abermals eine Landsmänninn von Ihnen hier mit entschiedenem Beyfall als prima Donna erschienen sey. Es ist dieselbe *Vesceiner-Polledo*, welche am 31. May im Teatro nuovo als Rosine im „Barbier von Sevilla“ zum ersten Male auftrat, und sehr beyfällig aufgenommen ward. Alle Stimmen sprachen sich zu ihren Gunsten aus, und das hiesige Blatt: *Il raccoglitore*, rühmt ihre klare und elegante Aussprache, ihre gute Schule, Bühnenkenntniß und schöne Stimme mit gerechtem Lobe. Ich werde über ihre ferneren Erscheinungen, insofern sie fortwährend in solchem Maße die Theilnahme des Publicums erregen, Ihnen berichten.

Literatur.

Szàpàry und *Battliànny*, Heldengedicht aus dem ungarischen Türkenkriege, von *Harro Harring*. München, bey *F. W. Michaelis*, und Pesth bey *Wigand* 1828.

Die Romanzen vom *Cid*, die unsern Lesern durch *Herders* meisterhafte Übersetzung bekannt sind, haben aller Wahrscheinlichkeit nach *Hrn. Harro Harring* auf die Idee zu einem *Balladen-Epos* geführt. Eine umständliche Beantwortung der Frage: ob es ein glücklicher Gedanke gewesen, einen Epos in Balladen zu dichten, würde uns über die Grenzen dieser Blätter hinaus führen. Offen gesprochen, der Referent kann die Ansicht des Dichters nicht unbedingt theilen. Bekanntlich war die *Ballade* in der Zeit, als *Geschichte* und *Poesie* noch ein und dasselbe Haus bewohnten, als das Volkslied als Depositär der wichtigsten historischen Ereignisse da stand, der Vorläufer des Epos. Sie machte ihm Bahn, bereitete ihm die Wege. Nachdem nun dem Heldengesange die Straße geöffnet ist, dürfte man es wohl für eine Art von dichterischer Reaction erklären, wenn der Epos sich der an ihm gewohnten Herrlichkeit entkleiden und den Königsmantel mit der leichten Minstreljacke vertauschen wollte. Es gebührt übrigens dem Gedichte das echt epische Element, denn gerade diejenigen Momente, die der Heldenmähigkeit als Basis unterliegen, tragen den Charakter des Leidens, der Passivität. Es liegt freylich sehr oft in dem Leiden die größte moralische Thätigkeit; allein diese Thätigkeit hat doch immer mehr oder weniger etwas Negatives, was mit der Natur des Epos unverträglich ist. So wenig wir *Klopstocks Messias* ein Heldengedicht nennen können, — er gilt uns als frommer didaktischer Sang, als großes geistliches Lied sehr viel — eben so wenig möchten wir *Hrn. Harrings Szàpàry*

vàr y und Battliàn y als Epos aufführen. Der Name thut ja ohnehin wenig zur Sache. Verändern wir den Ausdruck: Epos in das Bescheidenere: Ein Balladen-Franz, und wir vergeben dem Dichter um so eher das Chronikenartige des Toncs, dem wir in diesem Gedichte zu verschiedenen Malen ungerne begegneten. Für den Epos, der die lyrischen und dramatischen Elemente in sich verschmelzen und daraus eine Glocke gießen soll, die majestätisch klingend, den sieghaft heimkehrenden Ruhm feyerlich ernst begrüßen soll, paßt diese Sprache nicht.

Die Dichtung des Hrn. Harring bleibt übrigens für den Ungar, dem die vaterländischen Erinnerungen über Alles theuer sind, ein erfreuliches Angebinde. Der ausgehobene Zug, dem freylich die Sage das Ihrige beigegeben hat, wofür der Dichter nicht verantwortlich ist, hat viel Großartiges und Rührendes. Hr. Harring gab dem herrlichen Bilde, das in dem Ahnensaat der edlen Geschlechter der Szàpàr y's und Battliàn y eine Stelle verdient, eine zwar schlichte, aber im Ganzen anmuthige und ergreifende Einfassung, bey der wir gern verweilten.

Je einfacher die Form ist, unter der Hr. Harring seine Dichtung ausprägte, je fesselloser er sich daher bewegen konnte, desto strenger hätte er es auch mit dem Reimen nehmen sollen. Was man der Stanze, der Canzone und dem Sonette, deren Toilette sehr mühsam und kostspielig ist, verzeiht, das kann man der schmucklosen Ballade nicht nachsehen. Reime wie i h t und k ü h t; M a n n und B a t t h i a n (wir haben es hier mit einem langen gedehnten A zu thun); k ü h n und v e r l i e h n, G o t t und N o t h, w o h l und s o l l hätten billig vermieden werden können. Da der Dichter am Schlusse durch das

So fahret wohl ihr Bilde, ihr Blüthen treu gepflegt,
Als mich ein böses Fieber zu Wien auf's Bett gelegt,
Als ich nicht schlafen konnte, da sang ich und vergaß,
Daß neben mir der Kummer als Krankenwärter saß —

auf Rücksichten Anspruch machen kann, da auch die Kritik, ohne gerade barmherzige Schwester zu seyn, ein wundes Dichterherz zu ehren weiß, so scheiden wir von Hrn. Harro Harring mit dem Wunsche, daß seinen Dichterverken, bey denen wir immer mit Liebe verweilten, das Siechbett künftighin fern bleiben, und seiner Phantasie, deren zarte Gemüthlichkeit wir nicht verkennen, recht bald ein heiteres Stillleben erblühen möge. B.

K. K. privil. Theater an der Wien.

(Gingesendet.)

Mad. Bredede verläßt diese Bühne, und gab im „jungen Herrn auf Reisen“ ihre letzte Rolle. Der Werth dieser vorzüglichen Künstlerinn ist durch ganz Deutschland allgemeyn anerkannt, und hat sich auch hier in jeder Epoche ihrer dreyimaligen Gastspiele auf dem k. k. Hoftheater auf das ehrenvollste bewährt. Am Theater an der Wien konnte Mad. Bredede um so weniger einen angemessenen Wirkungskreis finden, da in dem Repertoire dieser Bühne für das feine Lustspiel und Conversationsstück kein Raum bleibt. Eben darin aber ist Mad. Bredede in ihrer eigentlichen Sphäre, wo nur wenige ihrer Kunstgenossinnen ihr den Rang streitig machen können. Viele ihrer Darstellungen in diesem Fache tragen das Gepräge entschiedener Meisterchaft.

Mad. Bredede gehört jener Kunstschule an, die Wahrheit der Darstellung und mithin Schärfe der Charakteristik als das Grunderforderniß aller dramatischen Kunst ansah, und verschmäht daher Effecthalscherey und jeden der echten Kunst unwürdigen Behelf mit gewissenhafter Strenge. Je seltner heute zu Tage, wo Komödianten den Beyfall so wohlfeil haben können, ein solcher echter Beruf ist, um so mehr wird es Pflicht der Kritik, auf die Ausnahme aufmerksam zu machen, die den Charakter des Schauspielers bey Ehren erhalten. — Der „junge Herr auf Reisen“ ist eine schlechte Posse nach Shakespear's lustigen Weibern von Windsor, durch nichts merkwürdig, als durch das Verdienst der Darstellerinn, die eine Schöpfung ihres eigenen Talents hervorgehen ließ, wo die Aufgabe fast keinen Raum zu seiner Entwicklung gestattet. Die französische Scene im 4. Act würde auch auf jedem französischen Theater vorzüglich genannt werden, und der laute Beyfall, den die Künstlerinn in derselben jedes Mal erhält, ist wohl erworben. Bey so viel wahrem Verdienste läßt es sich hoffen, Mad. Bredede werde bald in einem, ihres Talentes würdigen Vereine den Platz finden, den der Wunsch des gebildeten Publicums ihr zutheilt, und wo dem echten Kunstfreunde leid seyn muß, sie zu vermissen. † †.

Modenbild XXIX.

Kleid von Organdie, mit geschlungenen Falben, die Binde ist ein bemaltes Band, nach einem Original des Hrn. J. G. Beer, bürgl. Kleidermacher in der Dorotheergasse, Nro. 1108. — Der mit Blumen gezierte Gaze-Hut ist nach einem Original des Hrn. Franz Langer, bürgl. Handelsmann und Modist in der Kärnthnerstraße, bey dem goldenen Sattel, Nro. 983.

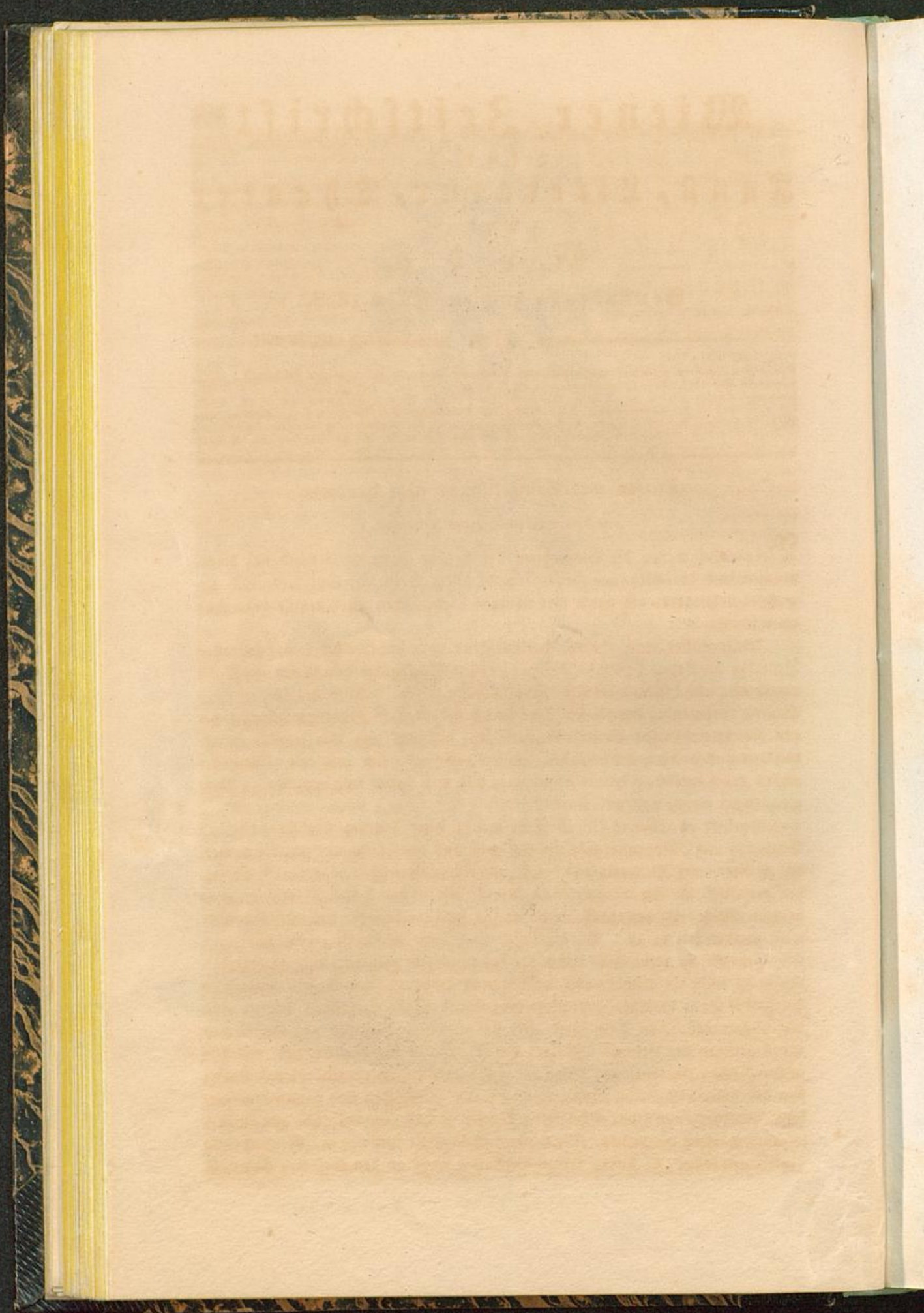
Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Wittve.



F. J. Scher. sc.

*86
1828.*



Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Sonnabend, den 19. July 1828.

87

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 6 fl., halbjährlich um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährlich um 3 fl. 45 kr., halbjährlich um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M., bey A. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbjährlich und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

Skizzen und Bemerkungen über London.

Aus dem Tagebuche eines Reisenden.

Bekanntlich waren die Einwohner der beyden Haupttheile Londons, Westmünster und der City, vor Zeiten sowohl durch Vermögensumstände und gewohnte Lebensart, als durch ihre übrigen bürgerlichen Verhältnisse bedeutend unterschieden.

Westmünster war ehemals ausschließend vom hohen Adel und den ersten Beamten der Krone bewohnt, die ihre großen Glücksgüter von Vater auf Sohn vererbten, und diesem gemäß auf einem Fuße lebten, welchen der Glanz ihres Hauses nothwendig machte und ihre höchst bedeutenden Mittel zuließen, dagegen die betriebsamen Bewohner der City, meistens aus Kaufleuten, Handwerkern und andern erwerbenden Classen bestehend, sich mit den stillen Genüssen des häuslichen Lebens begnügten, und mit Luxus und rauschenden Vergnügungen wenig vertraut waren.

So war es, aber so ist es nicht mehr; denn seitdem der Handelsstand Englands mit Pölypen-Armen um sich griff und den Kaufmann zum Banquier, den Krämer zum Millionär und den Handwerker zum reichen Fabricanten machte, hat der Geist der Zerstreungssucht, der leider in den letzten Decennien zum größten Nachtheile des Familienlebens fast in allen Ländern beunruhigend einwirkte, auch hier in allen Bürgerclassen ungeheure Fortschritte gemacht.

Schauspiele jeder Art, selbst die der untergeordnetsten Gattung, werden mit einer Eier aufgesucht, von welcher man früher keinen Begriff hatte und der Pöbel sogar vergiftet, ungeachtet der täglich höher steigenden Taxen, und der außerordentlichen Theuerung aller Lebensmittel, bey den pantomimischen Vorstellungen der Kleinern Theater, den Seestücken bey Sadlerswell und den gymnastischen Productionen Astley's, daß der letzte Penny vergeudet wird. Selbst bey den höhern Ständen ist der Sinn für die geistreichen und zarten dramatischen Productionen eines Sheridan, Burgoing und Fuchbold fast gänzlich erloschen; stärkere Eindrücke, eine derbere Geisteskost sind ihnen zur Nothwendigkeit geworden; sie finden keinen Geschmack mehr an den einfachen und rüh-

renden Gemälden der Liebe und häuslicher Scenen, und können nur durch erschütternde romantische Begebenheiten und Darstellungen, die mit Decorationen, mit Tänzen und Spectakel-Reiz jeder Art überladen sind, herbeygezogen und in Bewegung gesetzt werden. Unter diesen Umständen darf man sich denn freylich nicht wundern, daß auch das englische Theater, wie so viele andere, durch die niedrigsten Possenreißereyen besudelt und durch elende Foten und excentrische fragenhafte Leistungen herabgewürdigt wird. Sonntags wimmeln die öffentlichen Promenaden von Spaziergängern aller Classen, doch gehört ein geübtes Auge dazu die verschiedenen Stände von einander zu unterscheiden. Die Herzoginn und ihr Stubenmädchen, der Gentleman und sein Bedienter sind gleich gekleidet. Beyde tragen wetteifernd schneeweiße Wäsche, spiegelblanke gewichste Stiefeln und elegante Fracks, auch hört man manchen dieser Herren eine Sprache reden, die nur für ihren Stallknecht passend wäre. Die junge Kaufmannsfrau und das niedliche Puzmachermädchen nähern sich in Kleidung und Haltung der Frau vom Stande, und sind so leicht und lustig angethan, daß man sich unter den schönen Himmel Griechenlands versetzt glaubt.

Sonnenschirme und Schleyer werden von allen Frauen getragen, so sehr sie sich übrigens durch Stand und Alter unterscheiden mögen; Vornetten sind beyden Geschlechtern gemein, und werden auch von Herren und Damen gebraucht, denen der Himmel ein recht gutes Gesicht beschert hat.

Das Baurhall behauptet, als erster Belustigungsort, für die bessern Classen noch immer seine Rechte, und ist für die Einwohner dieser Hauptstadt gerade das, was den Parisern Tivoli zur Zeit seines höchsten Flores war. Jedermann kann sich hier für seine vier Schillinge Begegeld von 7 Uhr Abends bis spät in die Nacht auf seine Weise ergözen.

Der erste Gegenstand, der den Eintretenden ins Auge fällt, ist das Orchester, ein achteckiges großes Gebäude im gothischen Geschmacke von ungefähr 80 Fuß Höhe, welches auf einer großen mit Bäumen besetzten Fläche errichtet und rings mit bedeckten Gallerien umgeben ist. Die Musik befindet sich im ersten Stock, unter welchem kleine Cabinete angebracht sind, in denen man speist. Dieses Gebäude wird Abends mit vielen tausend farbigen Lampen erhellt, die auf allen Vorsprüngen desselben angebracht sind, und gewährt einen magischen feenartigen Anblick, auch gebraucht man zur Beleuchtung desselben, so wie des ganzen Gartens, weit über eine Million solcher gefärbten Gläser. Das große Concert fängt um 8 Uhr an, ein anderes aber, welches von Musikern in komischen Charakter-Masken gekleidet, auf einer benachbarten großen Fläche aufgeführt wird, etwas später.

Um 10 Uhr gibt eine Glocke das Zeichen zur Eröffnung der Cascade, ein mechanisches Tableau von bedeutender Größe. Man erblickt Mühlen, Brücken, über welche Frachtwagen fahren und allerley Vieh schreitet u. s. w. Sie ist in dem Theile des Gartens angebracht, wo sich die so genannten schwarzen Alleen befinden, der unbeleuchtet ist, und sowohl verliebten Abenteuern als den Speculationen der Beutelschneider günstige Gelegenheiten darbietet. Um 11 Uhr endlich bestimmt ein zweyter Glockenschall den Anfang des Feuerwerkes, und dieß ist eigentlich der Augenblick, wenn sich die vornehme Welt versammelt, um sich dann erst um 1 oder 2 Uhr Nachts wieder zu verlieren. Jeden Montag, Mittwoch und Freytag, während der schönen Jahreszeit, ist das Baurhall er-

öffnet, außerordentliche, glänzende Feste aber werden nur am Geburtstage des Königs und einiger königlichen Prinzen gegeben.

Die Engländer, nicht dazu geeignet, gleich den Franzosen sechs oder sieben Stunden in einem öffentlichen Garten hinzubringen, um die Damen zu logniren, zu tanzen oder Limonade zu trinken, unterhalten sich auf eine solidere Art, und Alle, die das Vauxhall besuchen, nehmen eine gute Abendmahlzeit ein, so daß man nicht selten zehn bis zwölf tausend Personen in dem ganzen Umfange des Gartens zusammen speisen sieht. Die Portionchen aber, die hier ausgeheilt werden, sind außerordentlich klein und übermäßig theuer, die Schinkenschnittchen unter andern so dünne, daß man dadurch lesen kann; auch ist es zum Sprichworte geworden: Do not give us any Vauxhall slices (gebt uns keine Vauxhall Schnittchen).

Die beyden National-Theater Drury-Lane und Covent-Garden so wie die Oper sind vom Anfang July bis Mitte September geschlossen, und dieß ist dann die Erntezeit für die Kleinern, the little Theatre, the Lyceum &c. wovon einige nur während des Sommers offen sind.

Die englischen Schauspieler bilden keine Gesellschaft, sondern nehmen Engagement bey dem Theater-Director, der sie am besten bezahlt, so daß sie bald in Drury-Lane bald in Covent-Garden spielen, in welchen beyden man ohne Unterschied Trauerspiele, Lustspiele, Farcen und Pantomimen durch einander aufführt. Beyde Säle von einem edlen großartigen Baue, woran die Vergoldungen nicht gespart sind, werden nicht, wie in andern Ländern, durch einen in der Mitte hängenden Kronleuchter, sondern durch Wachskerzen erhellt, die in großen an den Logen angebrachten Girandolen stehen. Die Cassen werden um halb sechs Uhr eröffnet, die Courtine aber eine Stunde später aufgezo- gen. Obgleich man hier wie allenthalben auf Logen pränumeriren kann, so verliert doch jeder Abonnent sein Recht darauf, wenn er nicht spätestens zu Ende des ersten Actes erscheint. Der Preis einer Loge in beyden Theatern ist sieben Schilling, für einen Platz im Parterre vier, auf der ersten Gallerie zwey, auf der zweyten ein Schilling. Letztere wird aber nur vom Pöbel besucht, und heißt ihrer Höhe wegen the Abode of the Gods (der Göttersitz). Leute vom guten Tone zeigen sich nur in den Logen. Covent-Garden und Drury-Lane sind die beyden National-Theater, die Oper aber ist nur für die höhern Stände bestimmt, und um dem übrigen Publicum alle Lust zu benehmen sie zu besuchen, werden die Plätze außerordentlich hoch gehalten. Eine Loge von 6 Sitzen kostet jährlich 400 Pfund Sterling, das Parterre, auf welchem man sogar Damen von Stande sieht, eine halbe Guinee, der letzte Platz endlich, welcher aber nur von Kleinbürgern und Kurtisanen besucht wird, fünf Schillinge. Hier werden auch Ballette, meistens aber von französischen Tänzern gegeben. Madame Catalani war vor mehreren Jahren als erste Sängerin mit fünf tausend Pfund Sterling engagirt, hatte zudem noch zwey Benefice, wovon ihr jedes 700 Pfund eintrug. Außer diesen ungeheuern Einnahmen bezog sie bedeutende Summen von den Concerten, welche in den Sälen Argyle gegeben wurden, und erhielt für drey Singstücke drey hundert Pfund; da man aber bemerkte, daß diese Concerte die Oper beeinträchtigten, verweigerte man ihr bey ihrem zweyten Engagement die Erlaubniß daselbst zu singen. Um diesen Verlust zu ersetzen, kam sie auf den Gedanken, jungen Damen Unterricht in der Mimik, Grazie und

Körperlichen Haltung zu geben, da sie aber selbst in der Pantomime weniger excellirt als in der Musik, so wurde das Deficit freylich nicht ganz gedeckt.

Oper ist zweymal wöchentlich, nemlich Dinstags und Sonnabends. Die Thüren werden um halb sieben geöffnet, der Anfang ist Dinstags um acht, Sonnabends aber um halb acht Uhr, weil alles um Mitternacht präcise geschlossen seyn muß, ja die Achtung für den Sonntag ist so groß, daß mit dem Schlage zwölf die Courtine fällt, die Oper mag beendigt seyn oder nicht.

Da man hier gerade nicht so pünctlich seyn darf, und nicht gehalten ist, am Ende des ersten Actes zu erscheinen, so kommen die Frauen erst um halb zehn, die Männer gegen elf Uhr. Die Damen sind immer im größten Puge, und mehrere hundert so hoch geschmückter, meistens schöner Frauen, in ihren mit rother Seide reich drappirten Logen sitzend, gewähren in der That einen sehr entzückenden Anblick. Nach dem Schauspiele begibt sich das Publicum in eine große Rotunde, um die Equipagen zu erwarten; hier ist denn das Gedränge so groß, daß man kaum einen Schritt vorwärts machen kann. Außer diesen Kleinern und großen Schauspielhäusern besucht man noch das Astley'sche Amphitheater, wo Reitkünste, Farcen und Pantomimen aufgeführt werden, und welches eine Nachahmung des Circus der Gebr. Franconi in Paris ist, die der Gesellschaft des Herrn Astley an Geschicklichkeit indessen weit überlegen sind. Ein anderes Schauspielhaus, welches dieser Hauptstadt eigenthümlich ist und nur im Sommer besucht werden kann, ist das hydraulische Theater von Sadler-Well. Es ist am so genannten neuen Flusse gelegen, dessen Wasser durch Maschinen in die große Rotunde des Theaters geleitet wird, und sich bald als Fluß oder Wasserfall ergießt, bald als Teich oder See verbreitet wird, auf welchen Fischereyen, Schiffbrüche, Seeschlachten und mythologische Scenen, in denen Neptun mit den Nymphen, Najaden und andern Fluß- und Meer-göttern und Göttinnen die Hauptrollen haben, dargestellt werden.

Wer einiger Maßen mit den englischen Sitten vertraut ist, weiß, mit welcher religiösen Strenge die Feyer des Sonntags beobachtet wird, und daß nicht nur alle Theater, sondern auch öffentliche Vergnügungen jeder Art untersagt sind, durchaus keine Geschäfte getrieben werden dürfen, ja die nothwendigsten Lebensbedürfnisse während des Gottesdienstes nicht für Geld zu haben sind; höchstens erlaubt sich hie und da ein Haus seine Routs oder Abendgesellschaften zu geben; erfährt indessen der Bischof von London, daß gespielt worden ist, setzt sich die Frau vom Hause Vorwürfen und schriftlichen Berweisen aus.

Sonntags nach dem Gottesdienste gegen 2 Uhr bietet London einen ganz eignen Anblick dar, indem eine Anzahl von Menschen zu Fuß und zu Pferde, in Fiakern und eigenen Equipagen, und zwar viele Tausende zu gleicher Zeit, sich über Picadilly nach Hyde-Parck begeben, um ihren Tag im Freyen zuzubringen, ja man findet daselbst nicht selten über zehn tausend Fuhrwerke neben einander stehen. Im Juny und July aber ist es gebräuchlich seine Promenaden noch über Hyde-Parck hinaus fortzusetzen und den Garten von Kensington zu besuchen. Hier wie da haben die Damen von Stande eine eigene Allee, ein geheiligtes Gebiet der Mode.

Die Equipagen sind in London bey Hohen und Niedern so gewöhnlich, daß man sie fast als einen unentbehrlichen Gegenstand des Haushaltes betrachtet. Nichts gleicht der Eleganz, mit welcher sie verfertiget, und der Sauberkeit, mit

der sie erhalten werden, auch nicht das Geringste daran wird vernachlässiget, und Alles wird täglich mit Sorgfalt gepuht, gewaschen und gerieben, so daß jeder Wagen, auch wenn er Jahre lang gedient hat, immer erscheint, als würde er zum ersten Male gebraucht. Zu Kutschern wählt man gewandte Kerle von schönem Wuchse, und zu Bedienten die größten Leute, welche man im Lande finden kann. Wenn Damen von Stande an Gallatagen zur Cour fahren, tragen ihre Kutscher ungeheure Blumensträuße im Knopfloche, ein Puz, welcher zu gewissen Jahreszeiten sehr kostspielig ist, aber dann gerade ist es am wenigsten erlaubt sich dieser Mode zu entziehen, auch sind diese Blumensträuße der Kutscher bey großen Routs oder Zusammenkünften der höhern Stände gebräuchlich.

Jedes bedeutende Haus hat wöchentlich einen solchen Rout. Man muß einer solchen Gesellschaft beygewohnt haben, um sich einen Begriff von der Unordnung und dem Tumulte, welcher darin herrscht, machen zu können.

Einmal ladet man gewöhnlich drey mal so viel Menschen ein, als die Säle des Hauses fassen können, so daß alle Vorzimmer, Vorhäuser, ja die Treppen selbst voll gepfropft sind.

Da es der Frau vom Hause bey dieser Menge Menschen, die oft bis tausend, ja zwölf hundert Personen anwächst, schwer fielen sich zu überzeugen, ob wirklich alle Geladenen gekommen sind, so müssen die von Distanz zu Distanz aufgestellten Bedienten den Namen und Charakter jedes Eintretenden laut ausrufen, welcher dann auf der Liste ausgestrichen wird. An Rout-Tagen sind die Säle des Hauses zum Empfange der Gäste auf das prächtigste geschmückt, gewöhnlich neu drappirt, und Corridors, ja Treppen selbst, prangen mit den kostbarsten Blumen, ein Schmuck, der außer der Jahreszeit, nicht wenig kostspielig ist.

Die Fenstervorhänge sind zurückgezogen, damit auch die Vorübergehenden sich von dem Glanze des Festes überzeugen können. So groß das Gewühl immer seyn mag, ist doch die Unterhaltung höchst mager, es wird weder gespielt noch getanzt, sondern Alles steht gedrängt neben einander und langweilet sich, bis die Thüren geöffnet werden und die Zeit zum Souper da ist. Dieß ist dann der Augenblick, wo man in die Zimmer des untern Stockes eilt, wo die Tafeln aufgerichtet sind, ein günstiger für diejenigen, welche bis dahin auf den Treppen gestanden, weil sie nun die Vorhut bilden und sich auf die Speisen, wie wilde Soldaten auf eine der Plünderung preisgegebene Stadt, zuerst stürzen können.

Die Routs fangen um 11 Uhr an und endigen gegen 2 Uhr nach Mitternacht, doch gehört es zum guten Ton 8 bis 10 solcher Routs an einem und demselben Abende zu besuchen, denjenigen aber zuletzt, wo es ein Abendessen gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

A n A m a n d a.

Wo ich ihn fand, im Wintergarten,
Versprach ich diesem bunten Strauß:
Es werd' ihn neuer Frühling warten,
Vor deines Busens Blumenhaus;
Es werde ihn dein Hauch behüten,
Erfrischen deines Athems Thau —
O halte nun den armen Blüten,
Was ich versprochen, holde Frau!

Zwar müßten sich die Blumen schämen,
 Wie frisch und duftig sie auch sind,
 Den Platz an deiner Brust zu nehmen,
 Den nur die Liebe sich gewinnt.
 Ich hab' ihn selber zugesaget,
 Jetzt aber könnt' ich neidisch seyn;
 O Blumen, die ihr Solches waget,
 Wie kam euch denn der Hochmuth ein?

Ihr Rosen küßet das Verlangen,
 Wenn man euch einmal nur vergleicht
 Mit jenen rosumglühnten Wangen,
 Vor denen euer Purpur weicht.
 Roth seyd ihr nur; — auf jenen Rosen
 So roth als weiß, so weiß als roth;
 O ich beklag' euch arme Rosen,
 Die Wangen künden euren Tod.

Ihr braune, kleine, würz'ge Nelken,
 Was hat denn euch den Sinn berückt?
 Müßt ihr nicht alsogleich verwelken,
 Wenn sie auf euch hernieder blickt?
 Ihr konntet Farb' und Balsam saugen
 Im Reich des milden Tageslichts,
 Doch angestrahlt von braunen Augen,
 Verschwindet eure Pracht zu — nichts.

Und Lillie, du weiße, reine,
 Du gehst den schlimmsten Wettstreit ein;
 Ihr Busen strahlt im Lillenscheine,
 Ihr Busen ist wie du so rein.
 Sind deine glanzumwobnen Blätter,
 Schön wie sie prangen, falt und weiß —
 So ist der Sitz unzähl'ger Götter:
 Amanda's Busen weiß und heiß.

Ihr Blumen sollt den Willen haben; —
 Amanda, trag' die Blumen heut!?
 Und morgen werden sie begraben,
 Dem allerschönsten Tod geweiht.
 Ach, dürfte ich ihn so erwerben,
 Nach einer selgen Stunde Frist! —
 Wohl kann, wie Blumen, fröhlich sterben,
 Wer blühend erst so glücklich ist!

E. v. Holtei

Das Mozartsche Requiem.

(S c h l u ß.)

Die Art, wie Hr. W. bey der erwähnten Anklage im 29. Hefte der Cäcilia vorgeht, ist folgende:

Nachdem er sein schon früher erlassenes Urtheil über die „Leerheit und Blöthe, ja Trivialität“ der Beethovenschen Composition: Die Schlacht von Vittoria, „so wie auch über einige andere neueste Beethovensche Compositionen ähnlicher und wohl noch ärgerer Art“ (S. 61.) bestätigt, zeigt er seine eigene Erhabenheit über jedes Urtheil durch die Mittheilung jenes Briefes, den er „ein kindlich gemüthliches Pasquill“ nennt, „welches, wenn auch nicht von Hrn. van Beethoven zum Pasquill gegen ihn bestimmt, doch von einem andern Gönner“ (nemlich Hrn. Stadler) „zu einem solchen gemißbraucht worden ist.“ (S. 61.) Ganz empört darüber, daß Hr. St. diesen „pro amico geschriebenen Brief“ zu Jemand's Compromittirung herausgibt, läßt Hr. W. gleich daneben ein anderes Schreiben Beethovens abdrucken, das, obschon es gewiß weit weniger als jenes zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmt, und noch weit mehr nur pro amico gemeint war, gleichwohl bey weitem nicht beweiset, was Hr. W. gerne damit bewiesen hätte, nämlich „daß der große Kunstgenius doch, als Mensch, auch seine Leute zu gebrauchen wußte, und neben

den ätherisch genialen Kindlichkeiten und Göttlichkeiten doch auch — wie man zu sagen pflegt — nicht so da war, wie man wohl meinte.“ (S. 65. 66.)

Während demnach Hr. W. den Abbé St. in den unanständigsten Ausdrücken einer begangenen Indiscretion anklagt, begeht er selbst eine unendlich größere; indem Hr. St. nur einen, Beethoven zur Ehre erreichenden, Hr. W. hingegen einen Brief dem Publicum mittheilt, der, wie er S. 60. selbst eingesteht, auf Beethovens Charakter einen Schatten werfen soll; bloß um dadurch dessen gegen ihn ausgesprochenes Urtheil zu entkräften¹⁾! Könnte man sich aber auch das Unmögliche möglich, und die Herren van Beethoven und Stadler fähig halten, ein Pasquill auf Hrn. W. zu machen: so würden sie sich die Mühe schon als höchst überflüssig erspart haben, nachdem dieser berühmte Schriftsteller das beißendste, das es geben könnte, auf sich selbst gemacht hat. Hier ist es:

Hr. Gottfried Weber: Von allen Werken unsers herrlichen Mozart genießt kaum irgend Eines so allgemeine, so vergötternde Anbethung, als sein Requiem. Dies ist aber eigentlich sehr auffallend, und beynahe wunderbarlich zu nennen, indem gerade dieses Werk ohne Anstand sein unvollkommenstes, sein wenigst vollendetes, — ja kaum wirklich ein Werk von Mozart zu nennen ist. (Cäc., H. 11, S. 205.)

Hr. Abbé Stadler: Es ist sein vollkommenstes, sein, so weit er es vor seinem Tode ausführen konnte, vollendetstes, ein echtes, reines Werk Mozarts. (Verteidigung, S. 11.)

Hr. Gottfried Weber: ... so ist es höchst merkwürdig, diese Unechtheit²⁾ auch von einem noch lebenden Freunde Mozarts, von dem Abbé Stadler, aufs lebhafteste bekräftigt zu sehen. (Cäc., H. 16, S. 263.)

Hr. G. W. Solche, unter Mozarts Papieren, vielleicht unter andern Papierschnitzeln zurückgebliebene Skizzen waren ohne Zweifel das, was aus seinem Nachlasse von seiner Witwe dem Hrn. Süßmayr übergeben wurde, und woraus dieser dasjenige Requiem, was wir dermal besitzen, anfertigte. (Cäc., H. 11, S. 213.)

Hr. A. St. Es ist nicht von Süßmayr aus Mozartschen Skizzen und Papierschnitzeln zusammengestoppelt. Mozart hat es auf wälschem Papier mit 12 Linien in eine förmliche, ordentliche Partitur gebracht. (Verteidigung S. 11.)

Hr. G. W. Alles also ganz und aufs buchstäblichste genau so, wie ich es gleich in meinem ersten Aufsatze angegeben hatte. (Cäc., H. 22, S. 234.)

Hr. G. W. Was aber möchte er³⁾ wohl zu der vorliegenden Ausführung seiner Croquis sagen? (Cäc., H. 11, S. 222.)

Der selbe: ... weil ich, viel zu unbefangen, entfernt war, es auch nur als möglich zu denken, es werde irgend Jemand so toll oder so hämisch seyn können, mir anzudichten, ich hätte gesagt: das Requiem sey aus Mozart'schen Skizzen, Croquis u. s. w. zusammengestoppelt. (Cäc., H. 16, S. 318.)

Hr. G. W. Zeter und Mordio würden alle Sänger und Beurtheiler schreyen, wenn unter einem andern als Mozarts ehrfurchtgebietendem Namen solche wilde gorgheggi und noch gar in einem Kyrie, ausgedoten werden sollten. (Cäc., H. 11, S. 218.) Aber da sieht unsre musicalische Welt, und möchte ja vergehen und zerfließen vor süßem Wohlbehagen über das anmuthig schmelzende Tonspiel bey den Schauerworten⁴⁾. (H. 11, S. 220.)

Der selbe: Namentlich sollte man darauf schwören, es handle sich von einer Herabwürdigung der Mozart'schen Muse. (Cäc., H. 16, S. 258.)

¹⁾ Quam vix justus sit securus.

²⁾ Und ein Mann, der also handelt, hat den Muth (wir könnten uns hier eines viel passenderen Ausdrucks bedienen, wollten wir uns der Urbanität des Hrn. W. befehlen), vom Abbé St. zu sagen: Er habe „nur allzu sehr gezeigt, daß es ihm auf die Wahl der Mittel eben nicht allzu sehr ankomme.“ (Cäc., H. 29, S. 65.)

³⁾ Des Mozart'schen Requiem nemlich.

⁴⁾ Mozart.

Hr. G. W. Die durch die Menge von Entstellungen und Verunstaltungen der Mozart'schen Ideen immer noch und siegreich hindurch leuchtende Tiefe eines großen, herrlichen Gemüths u. s. w. (Cäc., H. 11, S. 225.)

Hr. A. St. Jetzt aber kann und muß ich noch hinzu fügen, daß ich mir, bevor noch das Werk aus einer Abschrift in Leipzig gedruckt ward, aus der Urschrift, aus der originalen Partitur, aus der eigenen Handschrift Mozarts, sowohl das Requiem und Kyrie, als auch das Dies irae mit allen Theilen bis lacrimosa, ebenfalls in Partitur für mich abgeschrieben, und bis jetzt sorgfältig aufbewahrt habe. Überdies war ich endlich so glücklich, selbst die Urschrift, die Partitur vom ganzen Dies irae von einem Freunde zu erhalten u. s. w. Sie besteht aus 11 Bogen u. s. w. Alle diese Bogen sind nun wahrlich keine Skizzen. Sie sind eine vollständige, von Mozarts eigener Hand gefertigte Partitur. Jeder einzelne Satz ist von Mozart selbst vom Anfange bis zum Ende ausgearbeitet, so zwar, daß Süßmayr von dem Seinigen nichts hinzu thun, noch weniger et was verunstalten konnte. Ein jeder nicht ganz unwissende Notist hätte eben dasselbe leisten können, was Süßmayr, der überdies Mozarts Anleitung genoß, geleistet hat, und welches nichts anders war, als die Begleitung hier und dort fortzusetzen, die Mozart zwar vorgeschrieben, aber nicht überaus geschrieben hatte. (Nachtrag zur Vertheidigung, S. 8. 9.)

Hr. G. W. Es scheint mir um so nöthiger, treu und genau zu bezeichnen und darzustellen, was diese Schrift¹⁾ denn eigentlich enthält und besagt, da dieselbe von Manchem dem Publicum mit gewaltigem Jubel als eine Beurkundung von Dingen präsentiert wird, die sie gar nicht enthält: als eine Verweisführung, welche jeden Zweifel an der gänzlichen²⁾ Echtheit des befraglichen Werkes niederschlägt! — Was freylich kaum zu begreifen ist, indem von einer Beurkundung dieser Art — kein Wort darin steht. (Cäc., H. 22, S. 133.)

Hr. A. St. Alle von Hrn. W. getadelten Stellen, z. B. die Melodie im Tuba mirum, das Confutatis u. s. w. hat Mozart selbst geschrieben. (Nachtrag, Seite 9.)

Hr. G. W. Das Resultat ist dennoch immer wieder kein anderes, als: daß all das, was ich ursprünglich als eine wahrscheinliche Vermuthung ausgesprochen, immer von neuem als historische Gewißheit hervortritt, und zwar in einem solchen Grade, wie ich es mir gar nicht hätte träumen lassen. (Cäc., H. 22, S. 141.)

Nunmehr werden sich die Leser folgende drey Fragen selbst beantworten können:

Auf wen lassen sich die gegen Hrn. St. angeführten Verse des Schiller'schen „Wallenstein“ beziehen: „Seyd ihr nicht wie die Weiber“ u. s. w.? (Cäc., H. 29, S. 58.)

Wer bedarf einer „Consolation über die sich selbst zugezogene Blamage?“ (Cäc., H. 29, S. 62, 62), und

Wer hätte nöthig, etwas „zur möglichsten Herstellung seines literarischen Credits“ (Cäc., H. 29, S. 63) zu thun? — Wenn er nur irgend wieder herzustellen wäre! —

¹⁾ Nachtrag zur Vertheidigung u. s. w.

²⁾ Wie ist der Schriftsteller zu bedauern, der sich, um einen Schein von Recht zu retten, hinter ein so armseliges Wörtlein flüchten muß, das obendrein im vorliegenden Falle gar keinen Sinn hat; da wohl Jedermann mit Hrn. St. in seinem zweyten Nachtrag, S. 10, sagen muß, daß „kein vernünftiger Mensch ein Tonwerk deshalb unfertig nennen wird, weil hie und da die schon genau angegebene Instrumentirung nicht ausgeschrieben war.“

Wiener Zeitschrift

f ü r
K u n s t , L i t e r a t u r , T h e a t e r
u n d
M o d e .

D i n s t a g , d e n 22 . J u l y 1828 .

88

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels. um 6 fl., halb. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer viertels. um 3 fl. 45 kr., halb. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. E. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Skizzen und Bemerkungen über London.

(F o r t s e t z u n g .)

So viel Sinn die Engländer immer für kostbare und geschmackvolle Einrichtungen ihrer Landhäuser hatten, verwendeten sie doch bisher auf Häuser in der Stadt sehr wenig. Jetzt hat sich dieß auch geändert. Hier wie dort reihen sich prächtige Sofas und Ottomanen mit reich verzierten Polstern an den Wänden umher, aromatische Gerüche durchwürzen die Luft, und natürliche oder künstliche Blumen zieren die Fenster; feine Weine und durch Kunst gereifte Früchte bedecken die Tische, und zeigen von dem Reichthum oder der Verschwendungssucht der Hausbesitzer.

Bey diesem glänzenden Überflusse hat das Schlafzimmer allein die ursprüngliche Einfachheit seiner Einrichtung behalten. Vorhänge und Bettgarnituren sind noch immer von baumwollnem Zeuge, der in England sehr wohlfeil ist. Die ehemaligen, bey reichen Leuten gebräuchlichen damastenen Drapperien sind den niedern Ständen überlassen, weil man gefunden, daß sie schädlichen Insecten und Krankheitsstoffen zum Aufenthalt, und durch Farbe und Stoff, der Unreinlichkeit zum Vorwande dienen.

Gewisse Gewohnheiten sind durch alle Volksclassen herrschend, so ist der häufige Gebrauch des Thees in dem glänzenden Boudoir der Damen sowohl als in der schmutzigen Hütte der Fischhändlerinn an der Tagesordnung und wird täglich genossen. Der Theetisch ist der magische Kreis, um welchen sich die an Geist und Bildung verschiedensten Menschen versammeln, und an der gewissenhaften Beobachtung aller kleinen Gebräuche und Gewohnheiten erkennt man diejenigen, denen man eine gute oder schlechte Erziehung zuschreibt. Es gibt hundert und aber hundert Arten den Thee einzuschicken, ihn aus der Hand der Hausfrau zu empfangen, und ihn auszuschlürfen. Die Regeln über diesen Gegenstand bilden den Coder der guten Lebensart, und dieses Getränk, welches ehemals nur dazu diente, einen in Unordnung gebrachten Magen wieder herzustellen, ist jetzt Männern, Weibern und Kindern ein ganz unentbehrliches Bedürfniß geworden.

In dem widersinnigen Gebrauch der Tagesstunden übertrifft der wohlhabende und vornehme Theil der Einwohner Londons alle Großstädter in Europa. Die gute alte Gewohnheit bey Sonnenaufgang zu frühstücken, um 12 Uhr zu Mittag zu essen und bey Sonnenuntergang sein Abendbrot einzunehmen, welche zur Zeit der Königin Elisabeth jeder brave Engländer strenge beobachtete, ist längst abgekommen, dagegen frühstückt man jetzt um 4 Uhr Nachmittags, setzt sich um 10 Uhr Abends zur Mittagstafel und speißt den folgenden Tag bey Sonnenaufgang zur Nacht.

Die widersinnige Vertheilung der Beschäftigungen beyder Geschlechter und das Mißverhältniß der Arbeiten und Künste ist nicht minder auffallend. Mit Bewunderung sieht man junge kraftvolle Männer sich leichten Geschäften, welche nur den Weibern geziemen, widmen, während diese mit Anstrengung und Gefahr bey allen Witterungen auf den Straßen umher rennen. Junge zarte Mädchen mit ungeheuern Schachteln beladen, drängen sich durch die Menge, und sind den Wißeleyen und Beleidigungen des Straßenpöbels ausgesetzt, während Männer mit buschigen Schnurbärten ihre Zeit in Mode-Magazinen zubringen, Spitzen und Band abmessen, den Damen, welche täglich in den eleganten Buden am Strande Zeit und Geld vergeuden, schöne Sachen vorsagen und ihre Reize geltend zu machen bestrebt sind. Im Innern der Häuser ist dieser Mißbrauch noch ärger. Robuste elegant gekleidete Bediente bringen ganze Tage im Müßiggange hin, vertreiben sich, des großen Augenblicks gewärtig, wenn sie etwa ein Viertelstündchen hinter dem Wagen schaukeln oder der Herrschaft einen Besuch ankündigen, durch Würfel und Kartenspiel die Zeit, während die weiblichen Dienftboten Holz tragen, waschen, aufreiben und die schwersten Arbeiten verrichten. Dennoch wird in großen Häusern das männliche Personale nicht nur ansehnlich bezahlt, sondern erhält jährlich noch eine bedeutende Summe für Puder, Pommade, seidene Strümpfe u. s. w., dagegen das weibliche mit strenger Ökonomie abgelohnt wird.

Die Lese lust ist allgemein verbreitet, beschränkt sich aber in den niedern Ständen nur auf Romane. Selbst Stubenmädchen und Näherinnen erwarten mit Ungeduld den Augenblick der Muße, um ihre Einbildungskraft an dem übertriebenen Gemälde einer chimärischen Liebe, eines reich gewordenen Dienstmädchens, oder den Schrecknissen eines Mode-Romans zu weiden.

Die Spielsucht hat nicht minder verderblich um sich gegriffen, so sehr die Magistrate auch bestrebt sind die Fortschritte derselben, wenigstens in den niedern Classen, zu hemmen, denn das Gesetz ahndet gewöhnlich nur geringe Vergehen dieser Art und züchtigt die Kleinern Verbrecher, während die größern ungestraft durchschlüpfen.

Diese überlassen sich daher ungescheut der verderblichsten aller Leidenschaften. Im Innern ihrer Häuser machen sich Thorheit, Geiz und Habsucht ganze Haufen Goldes freitig, und der Dämon des Selbstmords sucht und findet hier nicht selten seine Opfer.

Die Musik ist in England allgemein geehrt, und obgleich mehrere grämliche Gemüther sich der Eröffnung einer italienischen Oper noch vor einigen Jahren lebhaft widersetzten, so hat doch der Zauber der Tonkunst den Sieg davon getragen, und dieses Etablissement erfreut sich gegenwärtig eines so eifrigen Zuspruchs, daß das Abonnement einer einzelnen Loge bis auf 200 Pfund

Sterling gesteigert ist, ja der Zudrang ist so groß, daß der Director sich außer Stande sieht allen Begehren Genüge zu leisten.

Viele Engländer, eifersüchtig auf den Ruhm ihres Landes, beklagen sich, daß so ungeheure Summen an fremde Sänger und Musiker verschwendet werden, da England sich doch eines Lissington, Busby, Shiefeld, Calloth, Tatson und Brahams zu rühmen hat, die wahren Kenner fühlen indeß sehr wohl, daß der Nebelhimmel Großbritanniens nichts hervorbringen könne, welches man den zauberischen Talenten einer Catalani, eines Grassini, Naldi und anderer Kinder Apollo's, die unter dem glücklichen Himmel Italiens empfangen und geboren wurden, mit Kraft entgegen setzen könne.

Die schädliche Gewohnheit, Schlachtbänke im Innern der Stadt anzulegen, hat unstreitig den nachtheiligsten Einfluß auf die Gesundheit der Einwohner, beleidiget das Gefühl und gewährt einen täglich wiederholten empörenden Anblick. Mit Widerwillen und Ekel liest man ja Beschreibungen von den Thieropfern der Alten, und stumpft sich dennoch gegen ein Schauspiel ab, welches auch die unempfindlichsten Sinne empören muß. Diese Gleichgültigkeit ist um so auffallender, da die Engländer vorgeben ein Grausen gegen Blutvergießen zu haben, und auch wirklich wenig Mordthaten begangen werden, da Duelle, Dank sey es der edlen Gewohnheit des Vorens, selten sind, und sogar bey Volksausläufen der Pöbel mehr Neigung zum Raube als zum Morde zeigt. Die gar zu häufigen öffentlichen Hinrichtungen sind ein um so auffallenderer Mißbrauch, da die Erfahrung hinlänglich gelehrt hat, daß sie die Anzahl der Verbrecher nicht vermindern, und in der That ist die Menge so gleichgültig dagegen geworden, daß zehn an einem und demselben Tage gehenkte Übelthäter kaum eine geringe Sensation im Volke erregen, indem es diese Strafe mehr als ein Schauspiel, welches ihm gegeben wird, als wie eine nothwendige Folge des Verbrechens betrachtet.

Eben so empörend ist der Anblick der vielen Galgen, womit die Heerstraßen gleichsam überfüllt sind, und es ist zu verwundern, daß bey einer so hochgebildeten Nation diese gräulichen Werkzeuge der Strafgerichtsbarkeit gleichsam als Bierden des freyen Feldes aufgestellt werden.

Diese Schreckbilder sind übrigens den Reisenden mehr schädlich als nützlich, indem sie seine Aufmerksamkeit beschäftigen, und seine Wachsamkeit einschläfern, während Räuber und Diebe an dieses Schauspiel gewöhnt sind, und sich nicht abhalten lassen ihr ehrloses Gewerbe fortzusetzen.

2.

In der Regel steht eine Frau von Stande nicht vor 12 Uhr auf, verläßt dann aber sogleich das Schlafgemach um sich in ihr Putzzimmer zu begeben, in welchem sie bereits von ihrer Kammerjungfer und der Kammerjungfer ihrer Kammerjungfer erwartet wird. Jede Dame hat nemlich zwey weibliche Dienstboten, die zu dem geheimen Dienst der Toilette bestimmt sind, nemlich eine Kammerjungfer (Lady maid) und ein Stubenmädchen (Chambre maid). Die erste beschäftigt sich bloß mit der Lady selbst, ist die Vertraute, Inhaberin aller Geheimnisse, und erste Schmeichlerin, das Stubenmädchen aber unterstützt sie in allen ihren Verrichtungen, ordnet das Zimmer und die Toilettenstücke, darf aber die Dame durchaus nicht berühren. Während des Anziehens wird das Frühstück eingenommen, welches aus Kaffee, Brot, Butter und Eiern

besteht, die Gouvernante mit den Kindern wird citirt, und die verschiedenen Artikel der Küchenbill, welche ihr von dem Gemahle durch den Koch zugesendet worden, verworfen oder gebilligt, nach der Toiletten = Sitzung aber die Schneiderinnen, Näherinnen und andere Puzkünstlerinnen in corpore vorge lassen.

Diese Angelegenheiten beschäftigen die Dame bis 2 Uhr, dann begibt sie sich in den Saal, um mit der gesammten Familie eine Art Gabelfrühstück (luncheon) einzunehmen. Nach diesem zweyten Frühstücke bleibt sie entweder zu Hause um Besuche zu empfangen, oder fährt aus um welche abzustatten, denn obwohl man in London wie in allen großen Städten Visiten = Billete durch Bediente herum tragen läßt, treten doch häufig Fälle ein, wo man mit seiner Person bezahlen muß, daher denn jeder Portier zwey Büchsen hält, wovon eine die Aufschrift gesandt, die andere gebracht führt, in denen er die Billete vertheilt, je nachdem sie von der Herrschaft selbst oder von dem Bedienten übergeben worden.

Damen, welche es über sich gewinnen ein oder zwey Stündchen vor Mittag aufzustehen, wenden diese Zeit zum Musciren, Brieffschreiben oder zu sonst einer Favorit = Arbeit an. Eine dieser Lieblingsarbeiten, so sonderbar es immer klingen mag, ist das Schuhmachen, und es gibt Frauen ersten Ranges, welche den Schusterahl und den Hammer mit eben der Geschicklichkeit führen als der erste Fußkünstler, und leidenschaftlich beschäftigt sind, sich ihre Schuhe selbst zu machen. Freylich haben sie dieses Talent theuer erkauft, denn die Herren Schuhmacher = Professoren lassen sich ihre Lection mit einer halben Guinee und darüber bezahlen.

Gegen 4 Uhr erscheinen die Frauen von Stande in Bond = Street, einer, wegen der glänzenden Kaufläden, die sich an beyden Seiten derselben in einer langen Reihe hinziehen, der schönsten und besuchtesten Straßen von London, und während dieser Tageszeit der Sammelplatz der ganzen schönen Welt. Hieher richten die Elegants und Incroyabels, die meist noch später als die Damen selbst aufstehen, ihre Schritte, um zu sehen und gesehen zu werden. Das schöne Geschlecht, in eleganten Wägen, nimmt die Mitte der Straße ein, die jungen Herren zu Fuße das östliche Trottoir, das westliche aber bleibt dem Volke und den Geschäftsleuten überlassen. Das Gedränge der Wagen und der Tausende von Stukern ist oft so groß, daß Stöckungen entstehen, obgleich die Straße eine der längsten und breitesten der Hauptstadt ist.

Von hier begibt sich Alles nach Hyde = Park, und die nemlichen jungen Leute, welche sich schämen würden, nach Bond = Street anders als zu Fuße zu kommen, müssen hier, so will es die Mode, zu Pferde erscheinen, doch sitzen sie bald ab um mit den Damen in einer dazu bestimmten Allee, welche gleichfalls als ein Sacred ground of fashion betrachtet wird, eine Zeit lang auf und ab zu gehen. Dieß dauert bis 6 Uhr, dann eilt Alles nach Hause um die Mittags = Toilette zu machen. Um 7 Uhr setzt man sich zu Tische. Der Adel richtet sich in seiner Küche zwar nach dem französischen, doch behaupten der Roastbeef und der Plumb = Pudding, als National = Gerichte, noch immer ihre Rechte. Die Tischwäsche ist vortreflich, das Tischgeschirr zahlreich, und bey jedem Gerichte wird ein anderes Couvert gereicht. Der Engländer ist viel, spricht wenig, und wendet sich höchstens mit einigen Worten an seine Nachbarinn, um

ihr ein Glas Wein anzubieten, welches aber von dem größten Theil des schönen Geschlechts ausgeschlagen wird.

Sogleich nach dem Desert stehen die Frauen auf. Die Männer fahren fort zu trinken, und die Unterredung, welche sich jetzt meist um politische, auch wohl um lockere Gegenstände dreht, wird laut und lärmend; die Sitzung wird bis 12 Uhr fortgesetzt und endigt nicht selten mit einem allgemeinen kleinen Rausche.

Die Damen haben sich unterdessen in die ferneren Zimmer zurückgezogen, wo sie sich mit Musik, Näschereyen und Schwätzen die Zeit vertreiben, ohne frühere Besuche von den Männern anzunehmen, bis die Tafel derselben gänzlich aufgehoben ist, wo denn alle zu ihnen eilen, gleichfalls Thee trinken, und bis Mitternacht, die Zeit des Abendtisches, sich so gut es gehen will, mit einander unterhalten, ohne besondern Antheil an den Gesprächen der Damen zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sängers Trost.

Daß du leidest unverschuldet,
Ach! was klagst du d'rum so sehr?
Mancher hat schon das erduldet,
Mancher das, und wohl noch mehr.

Und er konnt' es Niemand klagen,
Der ihm weinend zugehört,
Konnt' es nicht in Liedern sagen,
Was im Stillen ihn zerstört.

Und wenn einst hinabgesenket
Früh ihn hat der frühe Schmerz,
War's umsonst, und Niemand denket
Treu noch an das treue Herz.

Sieh! und dir, dem Sänger, breiten
Freunde rings die Arme zu,
Kannst an manche Brust noch gleiten
Zu ersehnter Abendruh'.

Deines Liedes Klang verschönet,
Hebt, und schwellet jeder Sturm,
Wie die Wetterharf' ertönet
Im umbrausten, öden Thurm.

Und wenn einst in stillen Wehen
Ganz das müde Herz dir brach, —
Augen, die dich nie gesehen,
Weinen dann noch spät dir nach.

Carl Gottfried v. Leitner.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, den 10. Juny 1828.

Ein Tag der schönsten, festlichsten Feyer ist uns geworden, an dem jedes treue Sachsenherz freudig höher schlug, und wo Dank und Liebe und Hoffnung in Eins ver-

schmolzen! Unsre theure Prinzessin Amalia Augusta, K. H., Gemahlinn unsers Prinzen Johann, hielt vorgestern ihren feyerlichen Kirchgang. Taufende erfüllten vom frühesten Morgen an die Kirche; als nun nach geendigter stillen Messe halb 11 Uhr die Kerzen flammten, die Glocken im vollen Geläut ertönten, und die Trompeten und Pauken festlich zu schmettern und wirbeln begannen, da sah Alles mit gespannter Erwartung dem feyerlichen Zuge entgegen, und wohl war es ein einzig schöner rührender Anblick, die hohe, jugendlich blühende Fürsinn mit ihrem lieblichen Kinde auf den Armen, in stiller Mutterwürde, umgeben von dem Hof, dem Bischof, der Geistlichkeit und dem Gefolge, sich durch den mittleren Gang der Kirche dem Hochaltar nahen zu sehen! Über die Gänge weg, die Treppen herunter, bis an die große Kirchenthüre, hatte erst die Obersthofmeisterinn, Baroninn von Miltiz, selbst auf einem Tragsessel ruhend, den kleinen Prinzen gebracht (stürmisch rauhe Witterung machte es unmöglich, ihn die äußere Kirchentreppe so herauf zu tragen, wie man es erst wünschte). Die fürstliche Mutter übernahm hier dieß von tausend Segenswünschen begrüßte Kind, und der fromme Dank leuchtete noch heller aus ihren sanft sprechenden Augen, als die Diamantenkränze in ihren dunkeln Locken strahlten. Als sie die Stufen zum Hochaltare hinangeschritten war, nahm Se. M. der König selbst das Kind auf die Arme, begleitet von J. K. H. dem Prinzen Maximilian und Johann, und den Prinzessinnen Louise und Amalia, um als Pathe es dem Bischof zu reichen, und die Kirchenweihe und feyerliche Einsegnung vollziehen zu lassen; die fürstliche Mutter ruhte indeß unter einem neben dem Hochaltar errichteten Baldachin; nach vollendeter Feyer begaben sich die allerhöchsten Herrschaften hinauf in ihre Tribunen, wo der übrige Hof sich befand, und das Hochamt wurde nun wie gewöhnlich gehalten.

Der Abend wurde durch die Gnade unsers gütigen Königs zu einem allgemeinen Fest für alle höhern Stände. Im Hoftheater wurde nemlich ein reizendes Festspiel: „la Nascita del Sole,“ die Geburt der Sonne, aufgeführt; dieß war uns Allen doppelt theuer, denn da es früher bey Gelegenheit der Geburt unsers geliebten Prinzen Friedrich gedichtet, und damals in den Zimmern bey Hof gesungen wurde, hatte es zu jener Zeit unser jehiger, mit allen Musenkünsten so wohlvertrauter Monarch, der die Stunden der Muße stets lieber dem edeln, ernstern Studium der Tonkunst weihte, als irgend einer sinn- und herzlosen Zerstreuung, die Musik dazu selbst componirt. Diese lieblichen, reinen Melodien wurden jetzt nur, dem Geschmack der Zeit und den Forderungen des Theaters gemäß, etwas reicher instrumentirt, und so konnte das Ganze glänzend und wirkungsvoll in Scene gesetzt werden. Um das gehörige Zeitmaß auszufüllen, und die beyden Zwischen-Acte, die ein bedeutender Decorationswechsel fordert, würdig zu einem ununterbrochenen Ganzen zu verbinden, hatte Hr. Capellmeister Reißiger hiezu zwey treffliche Sätze von Instrumentalmusik für das Orchester componirt, welche sich dem Styl des Ganzen treu anschmiegend, eben so gediegen als genial waren, und worin der ausdrucksvolle und liebliche Vortrag mehrerer unsrer Virtuosen Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen. Der Einlaß zu diesem Festspiel war frey, und durch Einladungskarten wurde jedem, seinem Rang und Stand gemäß, der Platz angewiesen. Die Ordnung dabey war musterhaft, kein Platz blieb unbenutzt, aber nirgends war lästiges Gedränge. Das ganz erleuchtete Haus sah überaus freundlich und elegant aus, alle Logenreihen waren mit Blumeneinfassungen geschmückt, die Zwischenwände weggenommen, und die Säulen so wie der Kronleuchter mit Kränzen umwunden; die schönste Wirkung brachte aber die glückliche Idee hervor, daß, als im dritten Act endlich die lang ersehnte Sonne glänzend erschien, in demselben Moment aus allen Logen volle Rosen-Guirlanden, die zuvor verborgen waren, geworfen wurden, so daß plötzlich das ganze Haus mit Festons geschmückt war, wie ein Tempel der Freude. Der strahlende Schmuck des Hofes und aller Anwesenden machte einen prachtvollen Eindruck; die höchsten Herrschaften waren in den Mittel-Logen, die gewöhnlichen Hof-Logen waren aber sämmtlichen Hofdamen und Hofräuleins angewiesen; so erschien kein Platz verödet, sondern alles freundlich und lachend. Die geliebte Fürsinn und ihr Gemahl wurden mit endlosem Jubel und Vivatrufen empfangen. Die Sänger führten ihre Rollen sehr gut aus; Ille. Schiafetti war als Amor ganz allerliebste, sie sowohl als

Mlle. Palazzesi als Zauberinn Amalia, Mlle. Beltheim als deren Begleiterinn Maria, und Sign. Bezi als Priester, sangen vortreflich; die Tänze waren ausgezeichnet kunstvoll und hübsch, Decorationen und Beleuchtung höchst gelungen; der sehr hohe Berg im zweyten Act, wo die mannigfaltigsten Gruppen mit einzelnen Fackeln an den Abhängen vertheilt waren, und oben in die Wolken ragend der Altar mit seiner Opferflamme stand, und Zauberinn, Amor und Priester dabey und darunter standen, nahm sich trefflich aus, und der aus dem Dunkel hervortretende klare Morgenstern daneben, der auf die früher geschenkte kleine Prinzessin deutete, war in seinem stillen Licht eben so schön wie die herrlich strahlende, aus dem Meer auftauchende Sonne im dritten Act, welche die phantastische, tropisch üppige Blumen- und Palmenwelt mit Licht überströmte, welches (sehr wohlthuend für das Auge) nicht wie gewöhnlich von der Seite, sondern von oben herein fiel.

Unser gütiger König hatte die Hauptprobe selbst mit seiner Gegenwart beehrt, und durch die huldvolle Herablassung, womit er jedes aufmunterte, und seine Zufriedenheit bezeugte, wieder alle Herzen beglückt. Am Montag wurde dieses Festspiel wiederholt, und der gesammten Bürgergarde, so wie allen löblichen Innungen und Bürgern Freybillets ertheilt; so wurde das schöne Familienfest zugleich Volksfest für alle Stände, und gerührt segnete jedes Herz das geliebte Königshaus! —

Heute verläßt J. M. die verwitwete Königin von Bayern nebst ihren beyden Prinzessinnen Töchtern wieder Dresden, und unser ganzer Hof begibt sich nach Pillnitz.

Noch habe ich Manches nachzuholen in meinem Bericht über den vergangenen Monat. Daß das „Dürers-Fest“ auch hier sehr würdig gefeyert wurde, brauche ich kaum zu erwähnen; so viele Zeitschriften erzählten dieß schon ausführlich, daß meine nähere Schilderung nur verspätet seyn würde. Möge die Frucht eines Kunstvereines, die uns jenes Fest trug, recht segensvoll wirken, wecken, aufmuntern und lohnen!

Daß die sehr talentvolle, sinnige Künstlerinn, Mad. Mevius, für unsre Bühne gewonnen ist, erregt allgemeine Freude, sie tritt heute zum dritten Debut als Donna Diana auf. Mlle. Fournier ist auch wieder genesen, und so konnte der „Hans Sachs,“ der ein wahres Lieblingsstück geworden ist, mehrere Male mit entschiedenem Beyfall wiederholt werden; die holde Fournier als Kunigunde, und Hr. Devrient als Hans Sachs, sind unübertrefflich. Hr. Breiting er gab hier mehrere Gastrollen; dieser brave Tenorsänger fand großen Beyfall, und seine treffliche Stimme siegte über sein, zu jugendlichen Rollen so sehr ungünstiges Äußere.

Am dritten May wurde die neue ernste Oper: „Der Normann auf Siciliens Thron“ zum ersten Mal aufgeführt; die Musik ist von dem braven Wolfram, der Text von Ghehe. Sie wurde bald darauf wiederholt, doch trotz so mancher wahrhaft charaktervollen Schönheit der Musik und der braven Ausführung der Sänger konnte sie kein Lieblingsstück unsers Publicums werden. Manches Vorurtheil schien zu walten, und so zufrieden auch einzelne Musikkenner mit vielen Sätzen waren, wie namentlich mit Cäcilia's erster Arie, dem darauf folgenden Duett, dem Finale des ersten Acts, mehreren Chören ic., so drang doch der Beyfall, den sie zollten, nie durch. Das Kämpfen des Tyrannen mit dem Geist um die Waffen möchte schwerlich auf dem Theater irgendwo Glück machen; wo das bloße Erscheinen eines Geistes nicht hinreichend ist, um furchtbaren Eindruck zu machen (und es wäre es hier), da sollte er sich lieber nicht in irdische Händel mischen, so wie er die Stufen seines Monuments verläßt, sinkt seine Würde; eben so sonderbar ist ein Erdbeben, welches nur eine Mauer versinken läßt, hinter welcher eine so zahlreiche Gruppe schön geordnet da steht — so etwas ist zu sichtbar auf Effect berechnet, und verfehlt gerade dadurch seinen Zweck. Übrigens ist der Text sehr wohlklingend. — Mit einstimmigem Beyfall wurden Wiederholungen des Oberon und des Maurers aufgenommen.

Bei der italienischen Oper hörten wir vollendet schöne Aufführungen des „Crociato,“ der „Elisabetta“ ic.; möchte nur bald etwas Neues einstudiert werden, damit wir die braven Sänger und Sängerinnen, die wir haben, gehörig benutzten.

Am 2. May war das letzte große Concert im Hôtel de Pologne, welches die Kammermusici Haase gaben. Die herrliche Ouverture zum Egmont von Beethoven eröff-

nete es. Hierauf spielte Ludwig Haase eines der schwierigsten, aber zugleich auch schönsten Violin-Concerte von Poldro so meisterhaft und mit so hoher Vollendung, daß für alle Zuhörer, die nicht echte Kenner waren, alle Schwierigkeiten gleichsam verschwanden, und es nur ein hinreißend liebliches Spiel mit südländischen Zauberklängen schien, welches mit dem Gesang der Menschenstimme wetteifernd, nur ein viel weiteres Feld beherrschte, und wo Kraft und Zartheit, tiefes Gefühl und rasches Feuer abwechselten, ohne daß es schien, irgend einer Anstrengung des Künstlers zu bedürfen; diese Ruhe bey so lebendiger Blut des Gefühls ist das Siegel wahrer Meisterschaft. Eben so trefflich trug der noch viel zu wenig gekannte Künstler den „Potpourri sur des thèmes irlandais“ von Spohr vor; er traf das eigenthümliche Colorit beyder so verschiedenartigen Compositionen mit jener Richtigkeit und Feinheit des Gefühls, welche nur den höhern Künstlern eigen ist, und unzähligen, recht braven Spielern doch ganz versagt bleibt. Sein Bruder August Haase spielte ein recht angenehmes Concertante für das Waldhorn, welches er ausgezeichnet schön behandelt, mit Clarinette und Pianoforte; das seelenvolle Spiel unsers Kotte auf der Clarinette unterstützte ihn sehr. Variationen von Schunke für zwey Waldhörner wurden zum Schluß von beyden Brüdern Haase sehr brav gespielt, und die Schoklänge darin entzückten alle Hörer durch ihre Reinheit und ihr sanftes Verschweben. Mlle. Schiasetti und Sign. Besi erhöhten den Genuß dieses Abends durch ihren Gesang.

Wir hoffen immer noch den Wunderkünstler Paganini auch hier zu hören.

Die hier neu eingeführte Gasbeleuchtung findet nun bey dem Schloß, der katholischen Kirche und dem Theater Statt, und neben dieser Zaubertrabe der gebändigten Erdgeister erscheint alles frühere Lampenlicht trübe und spärlich.

N a c h r i c h t.

Die Redaction der in Ofen erscheinenden allgemeinen Handlungszeitung von und für Ungarn, deren Pflicht es wäre zu wissen, daß Nachdruck und Nachsich von Allen innerhalb des Kaiserthums erscheinenden literarischen und artistischen Werken verboten sey, hat sich dennoch herausgenommen, öffentlich anzukündigen, daß das genannte Blatt in Zukunft wöchentlich, nebst andern ausländischen Moden, auch regelmäßig Nachsiche der nach Original-Zeichnungen gestochenen Herren- und Damen-Modenbilder aus dieser Wiener Zeitschrift geben würde, und in der Beilage, unter dem besonderen Titel: der Spiegel, oder Blätter für Kunst, Industrie und Mode, vom 5. July wirklich das der Wiener Zeitschrift angehörige Damen-Modenbild Nro. XXIV. und mit der Beilage unter demselben Titel vom 12. July das Equipagen-Modenbild Nro. II. in lithographirten Nachsichen geliefert.

Da nun jede Art von Nachsich und Nachdruck von, innerhalb der Monarchie erscheinenden, Original-Werken den bestehenden Gesetzen ganz entgegen ist, so ist der Herausgeber dieser Zeitschrift bereits um den Schutz seiner Rechte bey den höchsten Behörden bittlich eingeschritten. Er glaubt aber diese Anzeige vorläufig an das geehrte Publicum richten zu müssen, damit es nicht durch prählende Ankündigungen getäuscht werde, da vermöge den bestehenden Gesetzen weder die allg. Handlungszeitung von und für Ungarn, noch irgend ein anderes innerhalb der k. k. österreichischen Staatsgrenzen herauskommendes Blatt, Nachsiche oder Nachdrücke der unsern Blättern im Original beyliegenden Wiener Modenbilder liefern darf.

S a t z f e h l e r.

In Nro. 86, S. 706, Zeile 6 v. o. ist die Nummer des angeführten Heftes der Cäcilia auf Nro. 22 zu ändern.

In Nro. 87, S. 715, sind die Nummern zu den Noten verkehrt, und sollen in folgender Ordnung stehen:

Nro. 1	ist die Note zu Nro. 4,
„ 2	„ „ — „ — 1,
„ 3	„ „ — „ — 2,
„ 4	„ „ — „ — 3,

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 24. July 1828.

89

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. E. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

Skizzen und Bemerkungen über London.

(Fortsetzung.)

Aus dieser kleinen Skizze der brittischen Lebensweise höherer Stände sieht man, daß die Engländer das, was man in andern Ländern Gesellschaft nennt, wenig kennen. Der wechselseitige Verkehr beyder Geschlechter fehlt entweder ganz, oder ist gezwungen und voll überängstlicher Rücksichten; höchstens machen die Bälle, welche in größeren Häusern sehr oft veranstaltet werden, und auf denen Männer und Frauen sich etwas zwangloser betragen, hierin einigen Unterschied. Diese Bälle werden den Winter hindurch zu allen Zeiten gegeben und keinesweges auf die des Carnevals beschränkt, welchen die Engländer nur dem Namen nach kennen. Die Anstalten zu denselben sind äußerst kostspielig und dauern oft mehrere Wochen. Der zum Tanz bestimmte Saal wird ausgeräumt und erhält zu jedem Balle eine ganz veränderte, neue Gestalt. Bald werden die Wände mit seidnen Stoffen behängt, die mit Blumenguirlanden geziert, oder als Zelt drappirt, bald mit großen Lorberzweigen bedeckt, die mit Ananas, Orangen und andern kostbaren Früchten untermischt sind, so daß man sich in einen Garten Italiens versetzt glaubt. Die Fußteppiche werden weggenommen, der Boden mit mythologischen Darstellungen, tragenden Schäfern und Schäferinnen bemalt, und das Ganze durch mehrere tausend Wachskerzen, die von kostbaren Girandolen und Lustern herab blitzen, bis zur Tageshelle erleuchtet. Alle diese Anstalten fallen der Hausfrau zur Last, der Mann bekümmert sich um nichts, und miethet sich während derselben in ein nahegelegenes Hotel ein, um dem Lärm der Hämmer, dem Geruche der Farben und allen dabey vorkommenden Mackereyen zu entfliehen, ja spielt an dem festlichen Tage selbst keine andere Rolle als jeder Fremde.

Mit dem Balle ist ein Abendessen verbunden, und sobald dieses aufgetragen, werden Musik und Tanz eingestellt, und Männer und Frauen drängen sich in bunter Mischung in den Speisesaal. Letztere haben dabey von der Galanterie ihrer Cavaliere wenig zu erwarten, werfen sich daher auf die Gefahr, Kleider und Kopfschmuck zu zerstören, mit gleicher Ungeduld wie die Herren ins

dicke Gedränge, um die ersten Schüsseln und etwaige Liebesspeisen nicht zu verfehlen.

Es ist Ton, auf diesen Bällen keinen Tanz auszulassen, daher sind sie äußerst ermüdend, und manche Dame, die Tages vorher mit einem Teint voll Villen und Rosen in den Saal trat, ist beyhm Zuhausekommen so entsetzt, daß sie kaum von ihren eigenen Leuten erkannt wird.

Die Maskenbälle, welche in den Häusern des Adels gleichfalls von Zeit zu Zeit gegeben werden, erfordern fast die nemlichen Anstalten, doch mit dem Unterschiede, daß die Wände nicht mit Seide, sondern gewöhnlich nur mit Lorberzweigen bedeckt sind, zwischen welchen große Öffnungen gelassen werden, in denen man Dugende von Larven steckt, die alle Vorübergehende bald ernst und aufmerksam, bald lächelnd und grinsend zu beobachten scheinen, welches ein seltsames und nicht unangenehmes Schauspiel gewährt.

Bey Bällen braucht man die erhaltenen Einladungskarten nicht vorzuzeigen, bey Maskeraden aber ist es unerlässlich.

Jedes Billet trägt das Wappen der Familie und die Worte: *not transferable upon your honour* (nicht zu übertragen auf Ehrenwort). Diese Vorsicht ist nöthig um zu verhindern, daß ungeladene Gäste erscheinen, und dennoch schleichen sich oft junge Leute, welche sich mit den Bedienten des Hauses verstehen und gern auf einem Maskenball seyn möchten, zu welchem sie nicht eingeladen worden, als *Sontrebande* ein.

Niemand darf weder in schwarzem noch farbigem Domino erscheinen, die Maskenliebhaberey vorzüglich für *Sarricaturen* ist allgemein, und je auffallender diese gewählt werden, je sicherer kann der Gast auf den Beyfall der Gesellschaft rechnen. So sieht man Katzen und Hunde die Violine spielen, tanzende Affen, Bärenführer mit Bären, Nachtwächter, Quäker, Juden, Schornsteinfeger u. s. w., wovon ein Jeder seine Rolle stundenlang durchzuführen verbunden ist.

Die Damen zwar wählen ihre Masken mit mehr Rücksichten und überlegen vorher, was dazu beytragen könne ihre Reize in das gehörige Licht zu setzen. Unter diesen sieht man, hier, eine pikante *Koyelane*, dort, eine ernste *Minerva* oder lächelnde *Hebe*, bald eine gefühlvolle *Spanierinn*, eine dreiste *Indianerinn* oder sittige *Bestalinn* einhergehen, am häufigsten aber erscheint die Nacht mit einem alterthümlichen Kleide von schwarzem Crepp und einem Spitzenschleyer, der auf der Stirne durch einen brillanten Halbmond festgehalten, und über Arme und Schultern nachlässig und elegant hingeworfen wird. Der Strahlenschleyer ist mit silbernen und goldenen Sternchen besäet. Galante Masken, die einer solchen Nachtgöttinn begegnen, ermangeln nicht wortspielend zu flüstern: *What a fine night!* (welche schöne Nacht) oder noch artiger: *I hope it will never be day!* (möchte es doch nie wieder Tag werden.)

Damen, welche mythologische oder andere schöne Masken gewählt haben, tragen nie Larven, um nicht Gefahr zu laufen unerkannt zu bleiben.

Ein großer Bewegungsgrund der Damen, ihre Maske immer reich und geschmackvoll zu wählen, ist die Morgenzeitung oder *Morning-Post*. Sie liefert einen eigenen Artikel, der jeden Montag die *Routs*, Bälle und Maskeraden, welche die Woche hindurch in allen großen Häusern Londons gegeben worden sind, enthält, und führt nicht allein namentlich die Personen an, welche den-

selben beygewohnt haben, sondern beschreibt bis ins kleinste Detail die Masken und Kleidungen, in welchen sie erschienen sind.

Man hält strenge darauf in dieser Liste nicht ausgelassen zu werden, und eine Dame, die sich vergessen sieht, ermangelt nicht, sogleich der Redaction zu schreiben, die ihren Fehler durch ein Erratum wieder gut zu machen strebt. Nur die entschiedenste Eigenliebe kann den Damen die Geduld verleihen diesen Artikel durchzulesen, der immer mit den nemlichen Namen angefüllt ist, und die langweilige Nomenclatur vieler hundert Individuen zu durchlaufen, die bald als Ladende bald als Geladene stets wieder erscheinen, und immer und ewig wieder gelesen werden müssen.

Auch bey Maskenbällen wird ein splendides Abendessen gegeben, bey welchem dann die Larven abgenommen werden müssen, daher jede, die nicht erkannt seyn will, sich früher zurück zieht.

In den Monaten Februar und März werden öffentliche Maskeraden im Opernhause und im Pantheon gegeben, an welchen aber nur die Einwohner der City und einige Mädchen leichten Schlages Theil nehmen. Die schöne Welt männlichen Geschlechts besucht sie um Intriguen anzuknüpfen, höchstens ins geheim. Hier nun ist der Domino die allgemein übliche Kleidung. Der Eintrittspreis ist nicht gering, sondern eine halbe, und mit einem mageren Abendessen verbunden, eine ganze Guinee, ja um das weniger bemittelte Publicum und den Pöbel abzuhalten, erhöhen ihn die Unternehmer oft auf zwey Guineen.

Die Wuth der Engländer, große, oft ruinirende Wetten anzustellen, hat noch immer nicht nachgelassen, und sie sind bey den drey großen National-Vergnügungen dem Pferderennen, Boxen und Hahnenkämpfen, noch immer im Gebrauche.

Es gibt keine Provinz in Großbritannien, wo nicht wenigstens ein, drey Tage lang dauerndes Pferderennen gehalten würde, bey welchem sich die Bewohner der Umgebungen, auf 30 Meilen in der Runde, regelmäßig einfinden.

Die Namen der Pferde, welche um den Preis rennen, werden von einem eigens für immer dazu bestellten Schreiber vorgemerkt, die beyden Richter oder Stewards aber, denen die Entscheidung zukommt, alljährlich neu gewählt. Die Preise bestehen in großen silbernen Vasen, welche von den Stewards, oder wenn sich ein begütertes Parlamentsglied in der Nähe befindet, von diesem vertheilt werden.

Auch veranstaltet man zum Vortheile der Sieger noch besondere Collecten, welche gemeinlich fünfzig, oft hundert Guineen eintragen. Zu diesen Sammlungen bedient man sich einer Jockey-Mütze (Handy-cap.), welche ein Stündchen lang unter den Zuschauern die Runde macht und dann mit Goldstücken gefüllt den Stewards zur Vertheilung übergeben wird.

Die zum Wettrennen bestimmten Pferdehuben oder Jockeys werden so klein, mager und dünne als möglich ausgewählt, vorher gewogen, und der Unterschied der Schwere durch bleyerne Platten, welche man den leichteren anhängt, ausgeglichen. Nach vollendetem Laufe wiegt man sie abermal um zu sehen, ob nicht einige ihre Gewichte weggeworfen haben, welches nicht selten geschieht.

Die größten und berühmtesten Wettrennen werden zu Newmarket gehalten, wohin sich alle Lords und Herren von London aus begeben; hier werden jährlich die bedeutendsten Wetten angestellt und ungeheure Summen gewonnen und verloren.

Nächst den Pferderennen kennt der Engländer kein anziehenderes Schauspiel als das Boxen. Robuste Kerle aus dem gemeinen Volke, mit Rhinoceros-Knochen, derben Fäusten und eisernen Rippen begabt, die dabey einen unüberwindlichen Hang zum Trunke und zum Müßiggange bey sich verspüren, widmen sich gewöhnlich diesem elenden Gewerbe. Zu diesem Zwecke begeben sie sich in eine der Anstalten, die man in London sparring-school nennt, um da in Gesellschaft mehrerer jungen Lords die edle Kunst der Selbstvertheidigung (the noble art of selfdefence) theoretisch und praktisch zu studieren. Hier werden die ersten Faustkämpfe in Handschuhen gemacht, die mit Wolle gefüttert sind; der Lehrer verfährt säuberlich mit dem Practicanten, und diese Übungen sind ein Kinderspiel gegen den spätern Ernst.

Glaubt sich der Lernende nun in alle Geheimnisse des Faustkampfes eingeweiht, so erläßt er, immer noch unter den Auspicien seines Lehrers, ein Aufforderungsschreiben an alle berühmte Boxer der Gegend. Gewöhnlich stellt sich einer ein, die Subscriptionen werden eröffnet, die Wetten geschlossen, und man bestimmt Ort, Tag und Stunde. Die Wahl des Tages ist dabey ganz gleichgültig, keinesweges aber die des Ortes; denn da die Polizey Befehl hat, sich den Faustkämpfen zu widersetzen, so werden sie nie in London oder dessen Weichbilde gegeben, sondern man entfernt sich viele Meilen von der Hauptstadt, an einen Ort, wo die Grenzen mehrerer Provinzen sich berühren, damit, wenn der Kampf etwa durch die Magistrate der einen gestört würde, man nur einige Schritte zu machen habe, um sich der Gerichtsbarkeit derselben zu entziehen und ihn an einem andern Orte fortzusetzen. Sobald man auf dem Kampfplatze angelangt ist, wird eine Art von Amphitheater oder Gerüste von ungefähr zehn Fuß Höhe errichtet, auf welchem die Richter, die unter den ältesten, bereits invaliden Boxern gewählt werden, Platz nehmen, der übrige Theil wird den Kämpfern überlassen, welche in Begleitung ihres Secundanten, die bottle-holder oder Bouteillenhalter genannt werden, erscheinen.

Diese Secundanten haben wirklich Flaschen mit Branntwein und einen Schwamm in der Hand, lassen sich auf ein Knie nieder und bieten das andere den Kämpfern zum Ausruhen an. Von diesen Sizen dürfen sie indessen nur nach Beendigung eines jeden Ganges Gebrauch machen, und die Ruhe darf höchstens eine Minute dauern, wenn der Ruhende nicht als überwunden erklärt werden will. Dieser Zwischenact wird benutzt, den Kämpfer, welchem gewöhnlich gleich nach den ersten Faustschlägen das Blut aus Nase, Mund und Augen dringt, zu reinigen und ihn mit einem guten Schlucke Branntwein zu erquickern. Sogleich fängt der Kampf wieder an, bis Einer überwunden worden und unter den Schlägen des Siegers halb todt erliegt, welcher letztere sich in der Regel in einem fast gleichen Zustande befindet.

Nach beendigtem Kampfe, bey welchem es ohne zerbrochene Rippen, zersplitterte Kinnbacken, verrenkte Arme oder ausgeschlagene Augen niemals abgeht, wickelt man die Halbtodten in Decken, bringt sie in ein nahegelegenes Wirthshaus, wo man alles anwendet sie durch gute Pflege wieder zu Sinnen zu bringen, und ins Leben zurück zu rufen, welches nicht immer gelingt.

Der Betrag der Subscription wird zwar dem Sieger zuerkannt, wenn aber der Überwundene Muth und Gewandtheit bey dem Kampfe gezeigt hat, veranstaltet seine Partey gleichfalls eine Collecte zu seinem Besten.

Es gibt Boxer, die an Stärke und Gewandtheit ihren Collegen so sehr überlegen sind, daß sie mit e i n e m Schlage den Gegner zu Boden werfen und ihn zum Kampfe unfähig machen, doch ist ihre Anzahl nicht groß.

Ein Kämpfer, der sich unüberwunden zurückgezogen hat und als Veteran existirt, ward Champion genannt, ein Ehrentitel, der nur sehr Wenigen beygelegt wird.

Der jetzige Champion ist ein gewisser Cris, welcher in seinem letzten Kampfe mit dem Mohren Molguez Sieger war, obgleich letzterer in dem Rufe stand seinen frühern Gegner mit e i n e m Faustschlage getödtet zu haben. Auch der Jude Lewy ist ein renommirter Boxer, hat aber doch vor dem unvergleichbaren Cris die Segel streichen müssen.

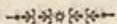
Der Versammlungsort aller Londner Faustkämpfer und der Liebhaber, die auf ihre Geschicklichkeit Wetten anstellen, ist ein Wirthshaus, welches von einem Boxer-Veteran, Namens Greyson, gehalten wird, der als Ausnahme von der Regel nicht allein alle Kämpfe unverstümmelt überlebt, sondern sich auch ein Vermögen erworben hat.

(Der Schluß folgt.)

Als sich am Begräbnistage weiland des hochgeborenen Herrn Clemens Grafen von Kesselstatt &c. die erste Passionsblume *) in meinem Garten entfaltete.

Der hochgeborenen Frau Francisca Gräfinn von Kesselstatt, gebornen Gräfinn von Fünfkirchen

ehrfurchtsvoll gewidmet am 13. July 1828.



Woher so früh auf den verschlung'nen Zweigen,
Du, schweren Leiden dienendes Symbol?
Willst du dich noch vor langer Trennung zeigen
Zum schmerzlichen, zum letzten Lebewohl?

Willst, Schwächling, du mit Lebensfülle prahlen,
Wo Todeshauch den kräft'gen Stamm umstoß?
Soll dort dein Kelch dem Morgenlichte strahlen,
Wo sich ein edler Blick auf ewig schloß?

Willst du am Thau der Thränen dich erquicken,
Der einer Gattinn bleiche Wangen näßt,
Den der gerechte Schmerz aus allen Blicken
Um den geliebten, theuren Todten preßt?

Soll wohl das unschuldsvolle Kind dich brechen,
Das, seinem Sarge staunend, unbewußt,
Nur klagt: „Der Vater schläft, er will nicht sprechen,“
Nicht fühlt den unersehlichen Verlust?

*) *Passiflora caerulea*. Linné.

Schließ', Passiflora, deine Dornenkronen!
 Kein Marterwerkzeug werde mehr gebraucht!
 Des Knöchlers Bürgerkauf hat ohne Schonen
 Den schärfsten Stahl in jede Brust getaucht.

Doch nein, entfalte deine Wundenmahle
 Vor Ihr, vom tiefsten Herzensweh gebeugt,
 Und leit' ihr Aug' aus diesem Jammerthale
 Zum Blau des Himmels, das dein Blattkreis zeigt!

Beständigkeit im ewigen Vereine
 Wird Sie durch des Erlösers Huld durchglühn,
 Und Ihr zum Trost in deiner Himmelskreine
 Des Wiedersehens schönste Hoffnung blühn.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, im May 1828.

Ihre talentvolle Landsmänninn, *Mlle. Pauline Siccard*, erste Sängerin am königlich portugiesischen Hoftheater in Lissabon, hat nun auch die Pariser Kunstwelt mit ihrem Gesange entzückt. Sie zeigte sich zum ersten Male am Mittwoch, den 30. April, in dem Concerte der Herren *Lafont* und *H. Herz*. Der Erfolg war glänzend. Schon die reizende Persönlichkeit dieser jungen Künstlerinn, die Anmuth ihrer äußern Erscheinung machte großen Eindruck. Er steigerte sich zum lautesten Beyfalle durch die Proben ihres seltenen Talents, womit sie die Versammlung erfreute. Der Geschmack und die Kunstfertigkeit ihres Vortrags, diese Vereinigung der Reize des *Contraltos* und *Sopranes* fand enthusiastische Würdigung, und *Mlle. Siccard* reichte sich mit Glück an die Künstlerinnen *Sontag* und *Schüh*, welche wir ebenfalls dem kunstfinnigen Österreich zu danken hatten. Mit demselben günstigen Erfolg zeigte sich *Mlle. Siccard* in dem Concerte des *Hrn. A. Sowinsky*. Sie sang ein Duett aus „*Tancredi*“, von *Rossini*, mit *Hrn. Richeimi*, und eine Cavatine aus der *Semiramis*. Beyde wurden mit entschiedenem Beyfalle aufgenommen, und *Mlle. Siccard* bewährte sich auch hier als ausgebildete Künstlerinn. X.

Hannover, den 24. May 1828.

Endlich hat man das längst begonnene Werk des *Waterloo-Monuments*, das ein paar Jahre geruht hat, mit neuer Thätigkeit wieder fortgesetzt. Der mit ihm in Verbindung gesetzte *Paradeplatz* wird ebenfalls vergrößert, und beschäftigt diese nicht unbedeutende Arbeit täglich mehrere hundert Menschen. In zwey Jahren soll das Ganze vollendet seyn. — Das Altarbild, welches die Gebrüder *Riepenhausen* (unsre Landsleute) für die neu restaurirte hiesige *Agidienkirche* in Rom angefertigt haben, ist vor ein paar Tagen angelangt. Mit diesem Heiligenbild hat auch unser kunstliebender Herzog von *Cambridge* ein paar Gemälde von diesen Künstlern gefertigt empfangen. Noch haben wir keines dieser Bilder ansichtig werden können; wir behalten uns also die Mittheilung über den Werth derselben noch vor. — Der Geburtstag unsers Königs *Georg IV.* (in England so wie hier, nicht an dem wirklichen Tage der Geburt dieses Monarchen, 12. August, sondern am *Georgstag*, den 23. April, stets celebrirt) ward in diesem Jahre besonders festlich hier begangen. — Große Militär-Paraden, eine sehr glänzende *Cour bey Hofe*, Reden in lateinischer und deutscher Sprache, gehalten von den *Primarnern des Lyceums*, wo auch Festhymnen mit Orchesterbegleitung gesungen wurden, prachtvolle *Diners* von mehreren Ständen der Einwohner veranstaltet, und ein höchst

brillanter Ball und Souper im königlichen Schlosse zu Herrnhäusen, verherrlichten dieses hohe Jubelfest. Auch unser Musentempel feyerte bey glänzendster Erleuchtung des ganzen Hauses diesen Festtag mit einem Prologe, gedichtet von Wilhelm Blumenhagen, und gesprochen von Hrn. Wolfmar mit eben der Würde, womit der Dichter diesen hohen Gegenstand abgefaßt hat. Darauf folgte die erste Darstellung des Rossinischen „Fraulein am See.“ Stößen wir auch hier und da auf mehrere Reminiscenzen des Componisten, und sind auch einzelne Gesangsstücke etwas in die Breite gezogen, so wurden doch manche Schönheiten, woran diese Oper reich ist, hoch aufgenommen. Es wäre nicht unzweckmäßig gewesen, wenn man, wie das doch bey so vielen ältern Opern der Fall ist, auch von dieser Oper hätte Tertbücher drucken lassen. Dem in Recitativen vorgetragenen Dialog ist unser Publicum im Allgemeinen nicht sehr hold; mag auch wohl nicht ganz Unrecht haben. Der deutsche Text wird von dem Übertrager selten dieser Gesangsprache so angepaßt, wie er der an Vocalen und weichen Bindungen so reichhaltigen italienischen Sprache wohltonend sich anschmiegt; überdem befeisigen sich die deutschen Sänger, namentlich in Recitativen, bey weitem nicht so der Deutlichkeit in der Aussprache der Worte, wie die Italiener, und so bleibt sehr Vieles dem Zuhörer unverständlich, welches hier bey dem verwickelten Sujet dieser Oper am fühlbarsten war. Ute. Grour gab die Helena. Diese bedeutende Parthie ist erst die dritte, seitdem sie die theatralische Laufbahn betreten hat; um so erfreulicher war es uns, die raschen Fortschritte dieser fleißigen Sängerinn auch in der Darstellungsgabe wahrgenommen zu haben. Aus ihrem bescheidenen Spiele, wie dieses einer Novice ziemt, blizten die bessern Eigenschaften für das Plastische und Mimische unverkennbar hervor, und sehr wohl thut die Beginnende daran, daß sie ihre intensiven Kräfte nicht zu sehr überbietet, um sichern Schritts sich der Vollkommenheit stufenweise zu nähern. Ihr Gesang war bis auf das zu schüchterne Entsetzen und das zuweilen zu sotto voce Vorgelegene fast durchgängig vorzüglich. Die Schluß-Variationen entzückten allgemein. — Ausgezeichnet gut war Mad. Schmid als Malcolm. Ihre große Arie zu Anfange des ersten Actes ward vom stürmischsten Applaus begleitet, vom tobendsten Bravorufen mehrere Male unterbrochen. Mit besonderer Vorliebe scheint Rossini für die Altstimmen componirt zu haben. Wenige Sängerinnen Deutschlands möchten indess diesen Parthien mit solcher Kraft und Gewandtheit Genüge leisten, wie das Mad. Schmid im Stande ist. Wir streifen nicht um ein Haar breit von der Wahrheit ab, wenn wir sagen: als Malcolm machte Mad. Schmid Furor, und wir laden nicht den Vorwurf der Lobhudelen auf uns, wenn wir dieser Künstlerinn den frischesten Lorber für diese Leistung als würdigen Preis darreichen. — Hr. Kauscher legte in seine Parthie als Richard viel Schönes und Wohltonendes, so wirkten auch die Herren Sedlmayr und Grill, Douglas und Roderich Dhu, verdienstlich zu dieser mit Beyfall aufgenommenen Oper. Die Costume waren geschmackvoll und reich, ganz besonders die der Mad. Schmid und des Hrn. Kauscher.

Wenige Tage vorher sahen wir auch Deinhardsteins „Hans Sachs,“ und wurden mit diesem wackern Volks-Drama höchst angenehm unterhalten. Der Verfasser desselben hat sich im Plane und in der Sprache nicht höher hinauf geschwungen, als dem Historischen und der Gemüthlichkeit des Helden des Stückes angepaßt werden durfte, weshalb auch etwas Ganzes und Gelungenes hervorgetreten ist, wofür die Bühne dem Spender noch lange dankbar verbleiben wird. — Die Rolle des Hans Sachs scheint uns keine der leichtesten Parthien im recitirenden Schauspiel. Das Gemisch von poetischer Schwärmerey, der Anflug von Stolz und Selbstvertrauen, gepaart mit der alten Biederkeit, die die Liebe zu dem mit der Kunst so heterogenen Handwerk nicht untergehen läßt, kann leicht vergriffen und von einer vorherrschenden Seite aufgefaßt werden. Hr. Kahianer hat, so viel wir glauben, den richtigen Mittelweg gewählt, und mit Ausnahme einiger zu kräftigen Momente ein treffliches Ganze vor uns hergestellt. In solchen Fällen möchten wir das *medio tutissimus ibis*, den Unsicheren stets wohlmeinend zurufen. Hr. Keller und Mad. Arour, erster als Meister Steffen, und letztere als Kunigunde, würzten diese Leckerkost auf das pikanteste. Hr. Struve, all zu schön

thuend, hätte wohl den Rathsherrn des sechzehnten Jahrhunderts nicht in einen Muscadin des neunzehnten Jahrhunderts verwandeln sollen. Ein schmelzend zärtlicher Rathsherr ist selbst in unsern aufgeklärten Tagen Etwas, wovon man sich keinen Begriff machen kann. Der entschiedenste Beyfall ward dem Stücke und der Darstellung zu Theil, und dem Hrn. Kazianer am Schlusse auch die Ehre des Hervorrufens.

Eine andere bedeutende Novität: „Belisar,“ von Schenk, erfreute sich ebenfalls der günstigsten Aufnahme. — Historische Begebenheiten, die von solchem romantischen Interesse übersprudeln, wie die des heldenmüthigen Belisar, müssen, wenn eine geübte Dichterhand sie in ein dramatisches Gewand kleidet, und sie aus den todten Geschichtsbüchern ins frische Leben zieht, stets eine willkommene Erscheinung in der Bühnenwelt seyn. Shafespeare's reichhaltige Gallerie historischer Tragödien, Schillers „Tell,“ und Göthe's „Verlichingen“ mögen nur als einzelne Beispiele zur Bestätigung dieser Behauptung da stehen. So sprach denn auch diese Tragödie mit ihrer biederreichen Diction uns freundlich zu. Kräftig unterstützte Hr. Kazianer den wackeren Dichter durch die gediegene Darstellung des Heros dieses Trauerspiels, den er in allen seinen Theilen und vorzüglich mit plastischer Gewandtheit würdig repräsentirte. Hrn. Volkmar's Parthie, Kaiser Justinian, ist in Hinsicht der Vollkommenheit, womit er diesen Musterfürsten darstellte, ein würdiges Seitenstück seiner Meisterrolle: „Antonio Allegri de Correggio.“ Mad. Artour wand als „Irene“ manch' üppiges Blümchen in ihren stets frischen Künstlerkranz. Die rachedürstende Antonia, Mad. Gehhaar, ward von dieser Repräsentantinn mit tragischer Hobeit dargestellt, und Hr. Engelken machte sich als Mamir recht sehr verdient.

Unter den späteren Concerten zeichneten sich die des Violinisten Hrn. Sigismund v. Praun und Hrn. Aloys Schmitt besonders aus. Ein Kunstwerk, welches zunächst unsrer Armee, und namentlich ihrem Generalissimus, Sr. Königl. Hobeit dem Herrn Herzoge von Cambridge, zugeeignet wird, ist das Neueste in diesem Gebiete. Es besteht aus den Abbildungen unsrer Truppen aller Waffengattungen, von fleißiger Hand in Kupfer gestochen und sauber illuminirt. Dasselbe erscheint in der Schrader'schen Kunsthandlung in sechs Heften, und wird bis zur großen Manöverzeit, Ende August d. J. fertig werden. Der Subscriptionspreis ist 24 Thaler für die ganze Sammlung.

Modenbild XXX.

Das Kleid der ersten Dame von Linon ist ganz gefaltet, der Leib und die Ärmel mit Stickerey unterlegt, und die Falbe durch zwölf Rollen von gleichem Stoffe gebildet. Der Blous-Überrock der andern Dame von Tull-Anglais hat den Leib mit Entoilagen garnirt, und zur Falbe einen, mit Stickerey unterlegten Revers. Beide Kleider nach Originalen von Hrn. Thomas Petko, bürgl. Damen-Kleidermacher nächst dem Hof, im Heidenschuß, Nro. 237.

Das Bonnet und der Hut, beyde von Tull-Anglais, mit Gaze-Bändern geziert, sind nach Originalen von Hrn. Franz Langer, bürgl. Handelsmann und Modist in der Kärnthnerstraße, zum goldenen Sattel, Nro. 983.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

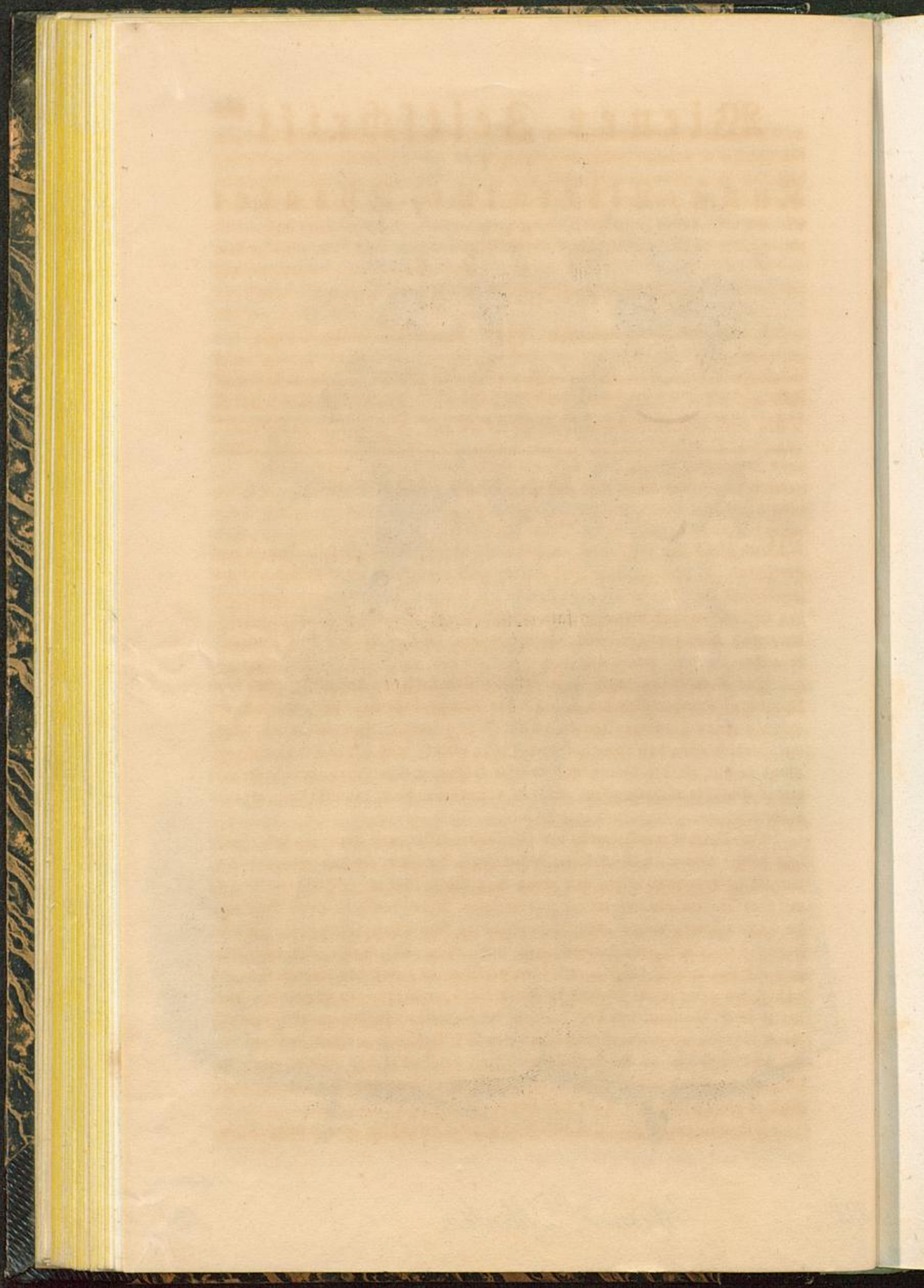


Fr. Schöberl sc.

59.
1828.

Wiener Moden.

XXX.



Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 26. July 1828.

90

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertelj. um 6 fl., halb-, um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer viertelj. um 3 fl. 45 kr., halb-, um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. E. M. bey H. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Skizzen und Bemerkungen über London.

(S c h l u ß.)

Wenn gleich der Geschmack an Hahnenkämpfen, der gleichfalls immer noch herrschend ist, dem englischen Charakter auch eben keine Ehre bringt, so hat wenigstens die Menschheit nicht darüber zu seufzen. Diese Hahnenkämpfe werden in London auf einem großen runden Platze, Cock pit genannt, gehalten, und häufig von reichen Müßiggängern, die ihre Wetten dort anstellen, besucht.

Die Kampfhähne oder Gann-Cocks sind indischen Ursprungs und von schönem glänzenden Gefieder. Sobald der Kampf beginnen soll, werden den Hähnen kleine stählerne Sporen an die Füße geschnallt, und selten endigt so ein Strauß, ohne daß einer auf dem Platze bleibt; auch haben sie ihre Champions so gut als die Borer, und es gibt Hähne, welche sieben, ja acht Gegner hinter einander niederstrecken, und dem neunten noch kampflustig entgegen krähen.

Bei dieser Kampfbegierde der Engländer sollte man glauben, daß Duelle sehr häufig wären, doch ist dieses keinesweges der Fall, sie sind vielmehr seltener als in andern Ländern, und wenn man sich ja schlägt, geschieht es niemals mit dem Degen, sondern immer mit Pistolen. Man kommt in Hyde-Park oder in Chalk-Farm, einem öffentlichen Ort eine Meile von London, zusammen, begibt sich mit seinem Secundanten und einem Chirurgus, der mit allen zum Verbande nöthigen Gegenständen versehen ist, auf den Kampfplatz und schlägt sich gewöhnlich zu Fuße in einer Entfernung von 12 Schritten, auch macht jeder Duellant vor dem Anfange des Kampfes sein Testament. In Chalk-Farm war es, wo der Lord Camelford von Mr. Vest, dem wüthendsten Renomist und Schläger in den drey Königreichen, getödtet wurde. Bleibt einer der Gegner, muß der andere fliehen, denn fällt er in die Hände der Gerechtigkeit, wird er nicht selten zum Tode verdammt.

Die glänzenden Familien von Westminster betrachten ihre Häuser in Lon-

don nur als Absteigequartier, und halten es kaum der Mühe werth sie zu schmücken, sondern verwenden ihre kostbaren Mobilien, theuren Gemälde und reichen Bronzen, zur Auszierung ihrer Landhäuser, und man muß gestehen, daß sie Recht haben, denn alle Häuser in der Stadt, selbst in den besten Quartieren, sind unscheinbar und nur größere oder kleinere meist geschmacklose Steinmassen ohne Hof und Garten, da hingegen fast alle Landhäuser pallastartig und im edelsten Style gebaut sind.

Jeder dieser Landsitze ist auf einen Fuß eingerichtet, der den Besitzern die Mühe erspart, ihre Bedürfnisse von den benachbarten Märkten zu beziehen, und ansässige Fleischhacker, Bäcker, Geflügelhändler und Bierbrauer liefern Alles, was zum Unterhalte der Herrschaften und des ansehnlichen Schloßpersonales nothwendig ist. Die Dienerschaft besteht gewöhnlich aus dem Haushofmeister, zwey Köchen mit ihren Gehülfen, der Wirthschafterin, vielen Wäscherinnen und Bedienten, dem Kutscher und Stallknechten, und einer bedeutenden Anzahl Jäger, indem die reichen Gutsbesitzer den größten Theil ihrer Zeit auf der Jagd verleben, von welcher sie meist nur Abends zurück kommen, um diesen mit den Damen zuzubringen, welche ihnen mit Musik und kleinen Schauspielen, die häufig gegeben werden, die Zeit vertreiben; auch gibt man zuweilen maskirte Bälle, zu welchen die schöne Welt auf 20 Meilen in der Runde herbeyströmt. Die Damen haben sich übrigens noch eine eigene Art von Zeitvertreib geschaffen und kleine Schweizerereyen angelegt, in denen sie als Vorsteherinnen und Wirthschafterinnen glänzen.

Nichts ist reicher, eleganter, geschmackvoller eingerichtet als diese Schweizerereyen, welche gewöhnlich in achteckiger Form und im gothischen Style erbaut, und an allen Wänden mit Landschaftsgemälden geziert sind. Niedliche Meubles von Marmor und Bronze, aufs geschmackvollste gearbeitet, stehen in den Gemächern vertheilt, und alle Geschirre sind vom feinsten Porzellan. Hier geben die Damen oft Frühstücke, die von ihren eigenen Händen bereitet, und bey welchen sie als Milchmädchen oder Schweizerinnen gekleidet sind.

Die Gärten, von denen diese Schlösser umgeben sind, haben einen so bedeutenden Umfang, und sind so großartig gedachte und ausgeführte Anlagen, daß Alles, was wir Ausländer mit den Namen der englischen Gärten zu bezeichnen pflegen, kleinlich dagegen ausfällt, indem es in England Gärten gibt, welche mit Inbegriff des daran stoßenden Parks einen Bezirk von 7 bis 8 englischen Meilen einnehmen, und dennoch mit der größten Sorgfalt unterhalten werden.

Man folgt bey diesen Anlagen den Fingerzeigen der Natur, und sucht sich so wenig wie möglich von derselben zu entfernen, außer bey den Parthien im französischen Geschmacke, zu welchen man sich gleichfalls einen ansehnlichen Raum auffpart, von denen man vorzüglich die Baumgänge mit hohen schattengebenden Bäumen nachahmt.

Auch der Küchengarten wird nicht vernachlässigt, aber so weit wie möglich vom Hause entfernt gehalten. Da viele feine Gemüse und Obstarten wegen des feuchten Klimas nicht zur Reife gedeihen, kommt die Kunst der Natur zu Hülfe, und man cultivirt Feigen, Weintrauben, Ananas u. s. w. in großen Glashäusern von mehreren hundert Fuß an Ausdehnung, wovon jeder Garten

fünf bis sechs enthält, so daß man auf den Tafeln der Reichen selbst in den Monaten December und Januar grüne Erbsen und Bohnen, frische Gurken und Spargel findet, welche in diesen großen Glashäusern erzeugt werden, ja es gibt Gärtner, die ihrer Herrschaft täglich zwey und mehrere Ananas zu liefern gehalten sind.

Constantinopel.

Mit Recht rühmt man unter den schönsten Städteansichten Genua, wenn man vom Meere her kommt, Neapel, wenn das Schiff zwischen den Zauberinseln in den Orangen-, Palmen- und Lorber- duftenden Golf gleitet, oder auch Londons Einfahrt mit dem Mastenwald, die übrigens unter dem armseligen Himmel und der schmucklosen Erde mehr imposant als schön genannt werden muß. Aber nichts von alledem gleicht dem ersten Anblick von Constantinopel, wenn man von den sieben Thürmen kommt, wo zuerst die Spitze des Serails, dann die dreysache Stadt und der Bosphorus mit seinen Pallästen und Gulistanen (Blumengärten) hervortritt. Wahrhaftig, du weißt nicht, wo du bist, du denkst, Alles sey Täuschung und Gaukeley, denn in dem Ganzen liegt etwas Traumartiges. Nur muß man dem Zauber nicht zu nahe treten, denn hinter diesen Decorationen ist viel Schmutz. Der Blick hinter die Gullissen zerstört immer die Illusion.

Tritt man in das Innere dieses herrlichen Constantinopels, so zeigen sich nur enge, winkelige, schlecht gebaute Straßen mit sehr wenigen schönen Häusern. Alle sind von Holz, roth oder schwarz angestrichen, und gewöhnlich gehen ihre Fenster auf einen innern Hof. Dieß gibt den Gassen etwas sehr Todtes. Man hält sie deßhalb für Nebengäßchen, und meint, die eigentliche Straße sey auf der andern Seite. Alles ist hier still und traurig. Nur hier und da plätschert das Wasser der häufigen Brunnen. Diese Einsamkeit der Straßen ist jedoch nicht mehr so groß, seit die Janitscharen unterdrückt sind. Aber auch die Eigenthümlichkeit Constantinopels hat dabey gelitten. Für das Auge waren gewiß die Leute mit großem grauen Turban und einfachem Stab, womit sie die Polizey übten, interessanter als die ganz auf europäische Weise mit dem Gewehr im Arm hin und her gehenden Schildwachen. Auf einigen Plätzen stehen Arabas oder Wagen mit Ochsen bespannt, und gezäumte Handpferde, die hier für den Liebhaber bereit gehalten werden, wie bey uns die Lohnkutschen. Da und dort zeigt sich ein Türke zu Pferd, hinten ein oder mehrere Diener, wohl auch eine verschleierete Frau mit einer Negerinn, oder eine Bettlerin, die die Hand hält. Das ist das Innere von Constantinopel. Sehr bezeichnend dabey aber ist die Menge Hunde, die in den Straßen herum laufen, und in langen Reihen auf dem Platz des Baches zu finden sind. Hier leben sie mit ihren Kleinen in Löchern mitten unter Staub und Lumpen. Viele sind mager, verhungert oder krank. Die Schlafenden liegen mitten in der Straße: alle Augenblicke ist man in Gefahr auf sie zu treten. Sie gehen auch niemals aus dem Wege, denn sie fühlen, daß sie hier ganz zu Haus sind. Sie leben vom Mitleiden der Gläubigen. Oft tritt ein Türke heran und kauft Brod, um es unter die

Hunde der Gegend zu vertheilen. Da muß man diese sehen, wie sie gleich seine gute Absicht errathen, und sich im Kreis um ihn herstellen, wie sie ihn ansehen, wenn er das Geld hervorzieht, nach dem Brote greift u. s. w. Jedes Quartier hat seine eigenen Hunde, und ein Hund en chef steht den Andern vor. Sie fallen nicht eher über die hingeworfenen Stücke Brot her, als bis der Aga = Hund das feine aufgeschnappt und dadurch Zeichen und Erlaubniß zum Mahl gegeben hat. Kommt unglücklicher Weise ein Hund aus einem andern Quartier dazu und will am Banket Theil nehmen, so wird er gleich heimgejagt und das nicht ohne Biße.

Die Bazar und Bezestän in Constantinopel sind nicht sehr merkwürdig, aber schmutzig genug. Man muß sich da wegen der Pest in Acht nehmen. An Kaffehhäusern fehlt es nicht, ein Blinder aber müßte glauben, es sey Niemand darin, wenn sie auch noch so voll sind. So still geht es da her. Hier sitzen und rauchen Türken und Leute von allen Nationen; wenn ja hier und da geredet wird, so geschieht es leise.

Nur eins erinnert in diesen Straßen und auf diesen Plätzen an jenen prächtigen Anblick Constantinopels. Hier und da zeigt sich eine schöne Moschee oder eine glänzende Capelle des Sultans, wo durch das Gitter die Gräber bemerkt werden, die mit prächtigen Cassmiren bedeckt sind, und neben denen ungeheure Wachskerzen stehen, und Priester, die abwechselnd Tag und Nacht lesen und bethen. Jede Sultans = Capelle hat einen Brunnen, eine öffentliche Schule und oft auch ein Hospiz. Auch bey den großen Moscheen ist es so, wiewohl sie in Constantinopel unzählig sind. Manche sind wirklich wunderschön. Zuerst und auch dem Gebrauch nach muß man St. Sophie bewundern, dann Suleimanie, die von Nuri - Osmani (das Licht Osmans), aber besonders die Moschee des Sultans Ahmed neben dem Atmeidan oder alten Hippodrom. Die Thür dieser schönen, in der reinsten maurischen Architektur erbauten Moschee ist eins der geschmackvollsten Werke in ihrer Art. Das zauberische Gebäude steht zwischen schönen Platanen und Cypressen, deren reiches Grün den arabischen Schmuck noch mehr erhöht.

Unter den Herrlichkeiten Constantinopels dürfen die Brunnen von Tophana und St. Sophia nicht vergessen werden. Brunnen sind unstreitig der größte Luxus der Stadt.

Das Serail kann man wie eine Art vierter Stadt betrachten, als Anhang der Frankstadt, der Türkenstadt und Scutari's. Es ist ungefähr so groß wie die Leopoldstadt, oder wie in Paris St. Germain, oder doch wie die Insel Notre = Dame. Hier wohnen zehn tausend Menschen, die zum Vergnügen, zum Dienst und zur Wache des Sultans gehören: aber es könnten noch zehn tausend da wohnen. Es ist schwer weiter als durch das erste Thor zu kommen. Nur mit großer Gunst gelangt man durch das zweyte. Die Dome, Kuppeln und goldenen Kugeln, die über die hohen Mauern ragen, verkünden große Pracht. Man sagt aber, die innern Gemächer, selbst die des Sultans, seyen nicht sehr prächtig, immer aber reich und glänzend. In den Sälen ist das Gold nicht gespart; sie sind aber oft ziemlich dunkel, und darin findet sich kein anderes Geräth als Divans und Teppiche. An den Mauern steht der Namenszug des Sultans, Stellen des Corans, oder wohl auch gemalte Blumen und Arabesken.

Bekanntlich malen die Türken niemals Personen. Dieß wurde ihnen durch die Religion verboten, um sie vom Bilderdienst zurück zu halten. Dazu kommt überdieß ein sonderbarer Aberglaube, der dem Gebot des Corans noch mehr Kraft gibt. Die Memoiren eines Griechen sprechen von einem Gemälde, das eine Schlacht vorstellt: man sah darauf mit großer Genauigkeit Schiffe, durch die Luft fliegende Kugeln, Bomben, die über der Stadt zerplagen, kurz Alles, nur keine Streiter. Die Türken wähen nemlich, am Tag des jüngsten Gerichts könnten die abgemalten Personen kommen und von ihnen eine Seele fordern.

Indessen sieht man doch in der St. Sophienkirche zwey kolossale kniende Engelsfiguren aus Kaiser Constantins Zeit. Wir fragten einige Türken, wie sie in der ersten Moschee von Constantinopel ganz gegen ihre Gewohnheit und gegen die Religion die zwey geflügelten Statuen hätten lassen können. „Wie,“ erwiderten sie, „die zwey großen Vögel?“ — Wahrscheinlich ließ man die Engel zum Triumph und Siegeszeichen hier.

Der Nachtwandler.

Da drüben im einsamen Kämmerlein
Da schläft er all' Abend gar still und allein,
Sonst hielt wohl sein Liebchen ihm freundliche Wach', —
Nun nimmer, seitdem er die Treue ihr brach.

Und kommt nun der Vollmond bleich schimmernd heran,
Und schaut ihn nun winkend durch's Fenster an:
Da faßt's ihn im Schlummer so bang und so wirr,
War oft ja gefessen im Monde mit ihr.

Da treibt's ihn vom Bette, da drängt's ihn hinaus,
Da kommt er allnächtlich in's Freye heraus,
Mit glanzlosem Auge, mit bleichem Gesicht',
So wandelt er einsam im Mondensicht'.

Allnächtlich da schleicht er gar unstät und scheu
Bey jeglichem Plätzchen der Liebe vorbey,
Schwankt stille vorüber an Daches Rand,
Wo einst ihm sein Klärchen die Liebe gestand.

Es treibt ihn ohn' Rast und Ruhe fort,
Durch einsame Haide zum Freythof' dort,
Da irrt' er wohl über die Gräber durch's Grün
Gar einsam in heimliche Ecke hin.

Tief unten da schlummert ein treues Herz, —
Die Treu' ward gebrochen, da brach's der Schmerz;
Eine Thräne sinkt still aus dem starren Blick,
Als dächt' er voll Wehmuth zurück, zurück.

Da beugt er sich leise zum Hügel herab,
Pflückt stille sich thauige Blümchen vom Grab',
Drauf schleicht er leis', wie er kam, nach Haus',
Manch mahnend Vergifmeinnicht hat er im Strauß.

Und küßt nun der Morgen die scheidende Nacht,
 Und — wenn er nun müde zu Bette erwacht:
 Da liegen viel Blumen rund um ihn, —
 Wohl weiß er, auf welchem Herzen sie blühen!

Adolph Ritter v. Eschaduschnigg.

Correspondenz = Nachrichten.

Paris, im April 1828.

In dem Gewühl der Volksmenge unsrer großen Hauptstadt erblickt man zuweilen die wunderbarlichsten Gestalten, Leute aus der untern Volksklasse, die durch ihr öffentliches Gewerbe das Merkmal ihres Standes an sich tragen, sich durch originelle Handlungsweise auszeichnen, durch eigene Sitten und Gebräuche, die bey dem Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung nichts von ihrer Eigenthümlichkeit verloren haben, die dem Sittenschilderer Anlaß zu so mancherley Betrachtungen geben, und den Volksdichtern Stoff zu jenen interessanten kleinen Gemälden, die auf den Volksbühnen so gern gesehen werden. So wurde vor einigen Jahren ein kleines Vaudeville: „les Cochers,“ mit großem Beyfalle aufgenommen, worin die Fuhrleute von der verschiedensten Gattung wahr und treffend geschildert wurden, mit allen Drolligkeiten ihres Betragens und geschäftigen Treibens. Außer diesen Fuhrleuten zeichnen sich unter der Classe von Menschen, die von zufälligem Verdienste leben, noch besonders aus: die Commissionäre an den Straßenecken, sehr ehrliche Leute, die pünctlich jeden Botendienst verrichten, und von der Behörde dazu autorisirt sind; die Kohlenträger, wahre Cyclopengestalten, schwarze Dämonen, aber von der besten Art; die Lastträger der Stadt (Crocheteurs) und Lastträger der Fischerhalle (Forts de la Halle), baumstarke Kerls, zu deren Herkulesarbeiten es gehört, den Augias = Stall der Fischerweiber nach abgehaltenem Markt zu reinigen; die Stiefelpuher auf den Straßen und Marktplätzen, die Antiquar = Buchhändler auf den Quais und Boulevards (Bouquinistes), die öffentlichen Schreiber, die Marktschreyer (Saltimbanques), die Seiltänzer (Baladins), und vielleicht in der letzten Abstufung jene armseligen Lumpensammler, die ihr Brod so kümmerlich verdienen, und deren zerlumpter Anzug ein wahrer Luxus der Armuth ist. Diese Lumpensammler wandern spät in der Nacht, wenn Alles auf den Straßen ruhig ist, mit einer Laterne in der Hand, umher, und wühlten mit einem zugespizten Stab in dem Kehricht herum, in dem auch herrnlose Hunde ihre Nahrung suchen, die oft mit ihnen um den Vorzug des Plazes kämpfen, und zuweilen nur mit Mühe zu vertreiben sind. Diese wachenden Nachtwandler haben in der Stille der Nacht schon manches Gespräch belauscht, manchen Diebeschlupfwinkel entdeckt, manchem Verbrechen auf die Spur geleitet, und man sagt, sie sollen der Polizey nicht unwesentliche Dienste leisten, obgleich sie mit derselben in keiner Verbindung stehen. Es sind meistens Savoyarden, die von diesem Gewerbe leben, und die von Jugend auf an Mangel gewöhnt, weniger als Andere das Drückende ihrer Lage fühlen. Da von diesen Leuten hier die Rede ist, so wollen wir hier eine sonderbare Anekdote erzählen, die neulich zu unsrer Kenntniß gekommen ist, und deren Wahrheit wir verbürgen können. Es starb unlängst ein solcher Lumpensammler, der in dem Quartiere, wo er wohnte, das größte Mitleiden über seine bittere Armuth erregte. Da sich Keiner fand, der ihn begraben wollte, so mußte der Armenvorsteher sich der Sache annehmen. Der Leichnam wurde entkleidet, und man fand auf ihm einen schmutzigen ledernen Leibgürtel, der untersucht wurde, und die bedeutende Summe von zehn tausend Franken, theils in Banknoten, theils in Gold enthielt, nebst einem Lappen Papier, auf welchem der Verstorbene eigenhändig folgende Worte geschrieben hatte: „Bruder! ich habe gedurbt und gehungert, um dir einst ein kleines Vermächtniß zu hinterlassen. Was sich nach meinem Tode in meinem ledernen Leibgürtel befindet, gehört dir zu, mehr besitze ich nicht.“ Es war schwer, bey einem so obskuren Testator den rechtmäßigen Erben aus-

findig zu machen; doch auch dieses gelang nach langen, langen Nachforschungen. Der Bruder, ein Leinwebergesell, kam aus einer entlegenen Provinz nach Paris, und legitimirte sich bald als einziger Verwandter des Verstorbenen. Aber kaum hatte er die Erbschaft erhalten, als er einen Streit erhob, über die Begräbniskosten, die sich auf 40 Fr. beliefen, und die er zu hoch angeschlagen fand, und durchaus nicht bezahlen wollte. Ein abscheulicher Zug ruchtloser Undankbarkeit neben diesem Beispiel brüderlicher Aufopferung und Zuneigung. Die Fälle sind übrigens hier nicht selten, wo Leute aus der untern Volksclasse, die in der größten Armuth leben, nach ihrem Tode zuweilen ein bedeutendes Vermögen hinterlassen. Der Wohlstand der Bettler ist beynah zum Sprichwort geworden, und erst ganz neulich enthielten alle unsre Blätter die Erzählung von einem jungen, wohlgekleideten Menschen, der sich einem Bettler näherte und ihn flehentlich bat, ihm nur noch einen Aufschub von acht Tagen zu bewilligen. „Das steht nicht mehr in meiner Macht,“ erwiderte der Arme, „denn ich habe die Papiere schon meinem Sachwalter übergeben.“ Das Volksleben bietet überhaupt manche seltsame Erscheinungen dar, die zuweilen ernsthafter, zuweilen spasshafter Art sind. So ist es unter den Kohlenträgern Sitte, daß ein Mann, der sich von seiner Frau prügeln läßt, rückwärts auf einem Esel reiten muß, und durch mehrere Straßen von Paris geführt wird. Dieser wunderliche Aufzug setzt ganze Quartiere in die fröhlichste Bewegung, und der doppelt geplagte Ehemann muß sich geduldig dem Gelächter preis geben. Man verzeiht den Kohlenträgern gern diesen lustigen Schwank über ihre große, unbescholtene Rechtschaffenheit, die sie so weit treiben, daß derjenige unter ihnen, der auch nur den Verdacht einer unedeln Handlung auf sich zieht, aus ihrer Mitte verstoßen wird. Wenn ein solcher Geist in allen Ständen und Innungen herrschte, dann könnte man getrost die Gerichtshöfe schließen, um sie nur in seltenen Fällen zu eröffnen. Der pomphafteste Volksaufzug ist den Schlächtergesellen im Carneval vorbehalten, wo es ihnen erlaubt ist, einen Ochsen, vor einen Triumphwagen gespannt, in ganz Paris herum zu führen. Dieses Volksfest setzt ganz Paris in Bewegung und in den lustigsten Taumel. Ein erfreulicher Anblick anderer Art ist die Hochzeitfeier unter den Waschweibern, die, nach der priesterlichen Einsegnung, auf den Waschschiffen unter fröhlicher Musik und Jubel Statt findet, und diese Feier versammelt eine große Volksmenge auf den Quais, die in den Jubel mit einstimmt. Die Schattenseite dieser Volks-scenen sind die abscheulichen Thiergefechte vor den Barrieren, die Roulettspiele auf öffentlicher Straße, die zuweilen tumultuarischen Auftritte in den Weinschenken und Wirthshäusern, die abgeschmackten Aufzüge der Marktschreyer, und die pöbelhaften Späße der Taschenspieler auf allen öffentlichen Plätzen und Spaziergängen.

(Der Schluß folgt.)

C o n c e r t.

Am 10. July gab Mlle. N. Vertraand, Kammer-Virtuosinn auf der Harfe, Sr. Majestät des Königs von Frankreich, Concert im Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore. Cherubini's Overture aus den Tagen der Gefahr wurde zum Anfang gegeben, und feurig vom Orchester des Hof-Operntheaters executirt. Hierauf erschien die junge und schöne Künstlerinn, von der man in einer der Academien des Hrn. Paganini die herrlichsten Beweise ihrer großen und auf diesem Instrumente äußerst seltenen Kunst erhalten hatte, und spielte das erste Allegro eines Concerts für die Pedalharfe, von ihrer Composition.

Ihre reizende Attitude, vereinigt mit jugendlicher Schönheit und Anmuth, würden ihr bey mittelmäßigen Fähigkeiten die Zuneigung und den Beyfall erworben haben, aber ihre außerordentliche Geschicklichkeit in Behandlung dieses schönen, romantischen Instruments steigerte das durch ihre Erscheinung schon erfreute Publicum bis auf den höchsten Grad der Theilnahme. Sie besitzt beyde Elemente, welche einem Virtuosen zu Gebote stehen müssen: die Kraft und die Schönheit; denn während ihr ganzes Instru-

ment von ihren rapiden Arpeggio's in starken Stellen erbebt, und ihre Finger durch alle Dissonanzen rauschen, versteht sie zugleich in den leisesten Piano's ein so liebliches und sanftes Säuseln hervorzubringen, daß der Zuhörer sich unwiderstehlich von ihrem schönen Vortrage ergriffen und begeistert fühlt. Dabey braucht sie die gedämpften aber nachklingenden Töne sehr meisterlich, und weiß ihrem Spiele alle erdenklichen Schattierungen zu verleihen. Wie imposant sind ihre Armbewegungen bey großen, kräftigen Stellen, und wie grazios verschmilzt sich in ihrem Spiele die Verschiedenheit des Anschlags, der bald oben, bald in der Mitte, und ganz unten Statt findet. Ihr Pedal ist sehr präcis und zeigt von einer trefflichen Construction. Ihr Vortrag ist höchst leidenschaftlich, und daher einem großen Wechsel unterworfen, was dem Accompagnirenden einige Schwierigkeiten macht.

Sowohl während des Tonstücks als am Schlusse wurde die Künstlerinn mit Beyfall und Bravo's überhäuft, und hervorgerufen. Sie spielte, wie viele große Meister, ohne Noten.

Wir gestehen übrigens, daß ein Allegro eigentlich zu wenig ist, um eine solche Künstlerinn zu beurtheilen, denn ein Adagio und Rondo gehört in der That dazu, um eine vollkommene Ansicht zu bekommen.

Ein Terzett aus Rossini's „Ricciardo e Zoraide“ wurde hierauf von Ull. Ehnés, Ull. Emering und Hrn. Ciccimara vorgetragen. Der letztere zeigte heute besondere Kraft der Stimme und Bravour, und wurde sowohl von dem Sopran (Ull. Ehnés), als auch vom Alt (Ull. Emering) trefflich unterstützt. Die erstere besitzt eine jugendliche, nicht eben sehr starke Stimme, doch zeigt sie schon viel Ausbildung. Ihre Intonation ist größten Theils rein, und wir gestehen, daß sie den lauten, ermunternden Beyfall verdiente. Ihre Höhe ist wohlklingend. Ull. Emering hielt sich ebenfalls recht wacker. Wir finden ihre Intonation ziemlich richtig, und die Gleichheit ihrer Stimmlagen schon in so weit abgerundet, daß nur viele Routine ihr die völlige Freiheit im Gebrauche derselben verleihen kann. Das Nemliche gilt aber auch von Ull. Ehnés. Alle drey wurden mit lautem Beyfall beehret und gerufen. Hr. Ciccimara zeigte sich als Meister.

Hierauf spielte Hr. Gros ein Divertimento auf dem Violoncell mit Beyfall. Seine Fertigkeit ist anerkannt, er erhielt beym Abgange die nemliche Auszeichnung des Hervorrufens.

Nach dieser Nummer sang Ull. Ehnés eine Cavatine aus „L'ultimo giorno di Pompei,“ und entwickelte eine bedeutende Gewandtheit im Vortrage der Passagen, sie wurde auch hier mit Beyfall entlassen.

Nach ihr spielte Ull. Bertrand eine Phantasie über die Romanze aus „Joseph“ von Mehul, auf der Harfe allein, von ihrer eigenen Composition. Hier bewegte sich die Virtuofinn mit noch mehr Freyheit und Anmuth. Ihre Trillerketten und vielsiedrigen Arpeggio's, welche gewöhnlich den ganzen Umfang der Harfe in Anspruch nehmen, zeigen das Resultat der Vollendung, denn die höchste Sicherheit und Reinheit herrscht in allen Passagen. Dabey vermehrt der Farbenwechsel zwischen dem stärksten Forte und leisesten Piano die Schönheit des Vortrags, und jene, welche die Harfe nur immer sanft behandelt wissen wollen, werden sich bey solcher Kunstfertigkeit leicht von der Wahrheit überzeugen, daß die höchste Kraft im Flusse der Begeisterung, wenn sie immer durch zartes Piano wieder gemäßiget wird, zum schönen Spiel unentbehrlich ist. Großer, stürmischer Beyfall wurde auch hier der liebenswürdigen Virtuofinn. Sie wurde auch hier gerufen.

Eine neu aufgeführte Overture aus „L'Alcade de la Vega“ von Dnslow, zeigte uns die Meisterschaft dieses großen Instrumental-Compositours, durch ihre schöne, organische Ausarbeitung; sie erhielt Beyfall.

Den Schluß machte ein recht schön executirtes Pas de trois, in welchem die Ulls. Therese und Fanny Elßler, und Ull. Pauline Hasenbut sich rühmlich auszeichneten.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 29. July 1828.

91

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertel, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertel, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. den N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Tricks Traum.

Von J. M**.

Trick floh die Welt, die er haßte, ohne recht zu wissen warum. In einem Schweizerthale bewohnte er ein Fleckchen Erde, das ihm gehörte. Ungeachtet seiner Menschenscheue übte er die patriarchalischen Tugenden aus, welche denjenigen Völkern eigen sind, die sich am wenigsten von der Natur entfernt haben. Er war gastfrey gegen Fremde, welche Neugierde oder Beobachtungsgeist auf die Gletscher führte, er war mild und uneigennützig, dabey verliebt, wie ein Einsamer, der nur mit seinem Herzen und der Geliebten lebt. — Jungfer Gretel, seine Haushälterinn, war hübsch und gefühlvoll. Mit Herrn Trick allein, sah sie ihn mit Vergnügen, weil sie ihn allein sah und er wirklich kein übler Mann war, sie hielt in ihrem Herzen die Achtung für die einfachen Tugenden ihres Herrn, und das Vergnügen, wenn er ihr von seiner Zuneigung sprach, für etwas mehr als Freundschaft, und wer glaubt, daß er verliebt ist, ist auch nahe daran es zu werden. Bis hieher war alles gut; aber der Teufel, der sich bey den besten Menschen wie bey den schlechtesten ins Spiel mischt, führte in Tricks Hütte einen Schäfer, der hübscher und jünger war als er, Nahrung und Arbeit begehrend. Ein Menschenfeind hat auch seine kleine Eitelkeit; Trick galt schon für einen reichen Mann unter seinen ärmern Nachbarn, hatte er gar noch einen Knecht, so gewann er noch mehr an Ansehn. Er übergab dem Hanns seine kleine Heerde, und Gretel, gut und menschenfreundlich gegen Jedermann, nahm es auf sich, ihm sein Linsengericht und seinen Käse aufs Feld hinaus zu bringen. Gretel in ihrer Natürlichkeit war der Meinung, man müsse dem Manne den Vorzug geben, der einem am besten gefiele. Ein paar Monate in einer großen Stadt hätten sie vielleicht eines Bessern belehrt. Dem sey nun wie ihm wolle, ihre Disposition zu lieben, die sie seit einiger Zeit verspürte, wendete sich plötzlich zu Hanns, und von diesem Augenblicke an kam ihr Herrn Tricks sentimentale Unterhaltung als das vor, was sie war, einförmig und langweilig, recht langweilig.

Hanns von seiner Seite fand die kleine Gretel auch recht liebenswürdig, und da man je näher der Natur, je aufrichtiger ist, so sagte er einst zu ihr,

„Gretel, ich habe dich lieb,“ und sie antwortete, „ich dich auch, mein lieber Hanns!“ Und da man nichts davon hat zu verbergen, was einem Vergnügen macht und Niemand schadet, so gingen sie zu ihrem Herrn, und sprachen: „Herr, wir haben uns lieb.“ Trick erschrak, ward blaß und roth, denn er hätte die hübsche Gretel gern für sich behalten; ihm fiel ein Mittel ein, er bot ihr seine Hand an.

„Herr!“ sprach Gretel, „wie kann ich euch heiraten, wenn ich einen Andern liebe? Hanns würde unglücklich seyn, ich auch, und ihr gewiß nicht weniger, und besser ist, daß Einer unglücklich werde als drey.“ — Trick versuchte zu widerlegen, was nicht zu widerlegen war. Gretel aber nahm unter einem Arm ihren Hanns, unter den andern ihr kleines Bündel und verließ die Hütte.

„Wo wollt ihr hin?“ rief Trick.

„Uns heiraten,“ antwortete sie.

„Und von was werdet ihr leben?“

„Hanns wird überall Schafe zu hüten, und ich eine Küche zu versorgen finden.“

„O die Weiber!“ sagte Trick, indem er sich einschloß, „die Weiber sind noch schlechter als die Männer. Die Undankbare! ich wollte sie zu mir erheben, und sie zieht mir den armen Schäfer vor!“ Er bedachte nicht, daß es für ein achtzehnjähriges Mädchen nur einen Mann auf der Welt gibt, der, den sie liebt, und dieser in ihren Augen Alles hat, was sie glücklich machen kann. Trick verließ zwey Tage seine Hütte nicht, er war schwach genug, sich um Gretel zu betrüben, und die Nachbarn sollten nichts davon merken. Die Leiden, die man nicht zu gestehen wagt, sind meistens Lächerlichkeiten.

Wie indessen einem Menschenfeind die Zeit eben so gut lang wird als jedem Andern, so gab Herr Trick am dritten Tage seiner Traurigkeit den Abschied, und fand für gut, sich den Verhafteten wieder in etwas zu nähern. — Da man sich überall nirgends besser zerstreut, als bey einer guten Mahlzeit, so ging Herr Trick sein fettestes Lamm zu schlachten, aber die Heerde, seit ein paar Tagen sich selbst überlassen, war aus einander gelaufen, und Trick hatte vollauf zu thun, sie wieder zu sammeln; dabey fand er Gelegenheit sich zu sagen: „Nichts ist so schlimm, es ist für etwas gut; indem ich meinen Lämmern nachlaufe, habe ich keine Zeit an Gretel zu denken.“ Aber er suchte seine Schafe auf der Seite, nach welcher Gretel sich gewendet, und als er ermüdet zurück kehrte, ohne die Hälfte gefunden zu haben, sprach er zu sich selbst: „Wenigstens bedarf ich nun keines Schäfers mehr, und wenn ich eine andere hübsche Haushälterinn finde, wird sie mich heiraten.“ Nun war er aber des Trostes für zweyerley Unglück bedürftig, statt eines Lammes schlachtete er daher zwey, und statt eines Nachbarn lud er zehn zu Gaste. Die Absicht ward erreicht, die Fröhlichkeit fand sich ein, man scherzte, man lachte, man sang; Trick vergaß seinen Verlust und nahm sich vor, nicht mehr verliebt und immer fröhlich zu seyn. Dem ungeachtet hatte er neben der hübschesten von seinen Nachbarinnen Platz genommen. Diese behauptete, um glücklich zu seyn, müsse man lieben, und unterstützte diese ihre Meinung mit so zärtlichen Blicken, daß Trick nicht umhin konnte, zu gestehen, sie sey weit liebenswürdiger als die ungetreue Gretel. Unsere Eigenliebe schmückt die Frau, die uns den Vorzug gibt, mit allen Reizen, die sie nicht hat. Eben wollte sich Trick dem Vergnügen geliebt zu werden hingeben, als ihm einfiel, daß die Nachbarinn verheiratet sey. „Nein,“ sprach

er, „nie werde ich das Verbrechen begehen, die Frau eines Andern zu verführen!“ Des Nachbars Frau war weniger gewissenhaft als er, und flüsterte ihm zu: „Trick, ich liebe euch;“ er entgegnete: „Frau Nachbarinn! Sie dürfen nicht!“ — Die Dame klagte ihrem Mann, daß Trick sie mit seiner Liebe belästige, und der Mann, halb trunken von Tricks Weine, klagte es den Übrigen, die alle als Ehemänner sich beleidigt fühlten; sie prügelten also gemeinschaftlich den armen Trick ein wenig durch, tranken seinen Wein vollends aus und verließen das Haus.

„Ach,“ seufzte Trick, „welch eine Welt ist das! Ein junges Mädchen, die ich glücklich machen will, von der ich mich geliebt glaube, verläßt mich, einem jungen Menschen zu Liebe, den sie kaum einige Tage kennt; meine Schafe verirren sich, und kein Mensch ist redlich genug, sie mir zurück zu führen. Ich vertheidige mich gegen eine unrechtmäßige Liebe und werde dafür geschlagen, und dazu trinkt man mir noch meinen Wein aus. O böse Welt! o schlechte Welt! Und wenn ich nur mein eignes Mißgeschick beklagen dürfte; aber Alles ist hier Gewaltthat, Ungerechtigkeit und Zerstörung; der Fuchs stellt den Hühnern nach, der Wolf frißt das Schaf, der Geyer holt die Taube, der Hecht verschlingt den Gründling, die Spinne fängt die Fliege, die Schwalbe ißt die Spinne, die Elster die Schwalbe, und der Mensch alle Thiere. Er streitet bis zum Tode um den Rain, der die Grenze seines Feldes um einen Schuh vergrößert; Giftpflanzen wachsen überall, Ungeziefer verheert die Erde, Krankheiten verpesten sie. O Welt, o schlechte Welt!“

Während Trick so philosophirte, war ein Gewitter heraufgezogen. Alles läuft durch einander, denn Jeder hat etwas in Sicherheit zu bringen. „Hagel,“ spricht Trick, „Hagel am ersten Juny, und unser Herr Schulmeister sagt, Alles wäre gut eingerichtet, die Vorsehung, behauptet er, wolle nur durch Unfälle die Menschen prüfen. Noch hatte Trick nicht ausgeredet, als ihn das Prasseln seiner durch den Hagel zerschlagenen Gartentöpfe und Gestelle aus seinem Nachdenken erweckte, er eilt hinaus und kaum hat er den Garten erreicht, als der Blitz in sein Häuschen schlägt und es zertrümmert, die Trümmer fallen auf die Schafe, die der Hagel nicht getödtet hat, die Schafe auf die Hühner, die Hühner auf die Küchlein, und in wenigen Minuten bleibt dem armen Trick nichts weiter übrig als die Last seines Daseyns. — „Das ist die vielbelobte Weltordnung,“ seufzt er, „deren unvermeidliche Übel die Menschen noch vergrößern. Wie ganz anders ständen die Sachen, wären wir im Stand der Unschuld geblieben, die Gaben der Natur wären gemeinschaftlich und für Alle hinreichend, die Thiere würden nicht das Opfer unserer grausamen Gefräßigkeit, das weidende Lamm dürfte weder den Wolf noch den Fleischer fürchten, und das edle Roß fände frey von Joch und Peitschenhieb Freyheit und Glück in Wald und Wiese. Ohne Geiz und Ehrsucht und folglich ohne Stolz und Haß lebte der Mensch, die Freundschaft wäre kein bloßes Wort, ein dauerndes Gefühl, und die Grotten gingen nicht mit jungen Leuten durch.“

Wenn man reich an Gedanken ist, und dabey immer fortgeht, so kommt man weit und weiß nicht wie; so befand sich Trick unversehens auf einem waldigen Berge und vor einer Einsiedelei. — Er klopfte an, denn ihn hungerte, ein Greis öffnete die Thür und bot ihm Brot und Haselnüsse. Indem er dieß frugale Mahl einnahm, betrachtete unser Trick seinen Wirth genauer. Die

gänzliche Abgeschlossenheit und Entfagung eines strengen Lebens unweit der Gletscher hatten, wie es schien, sein Haar früh ergraut und seine Stirne gefurcht, ein silberweißer Bart fiel ihm bis auf den Gürtel herab, aber aus seinen Augen, aus allen feinen Zügen leuchtete eine überirdische Ruhe. „Auf alle Fälle,“ dachte Trick, „weiß er vielleicht Rath für mein Unglück.“ Diese Hoffnung gab ihm Muth, und er fing an, dem Einsiedler seine Leidensgeschichte mitzutheilen. Je weiter er darin kam, je mehr vergeistigte sich das Ansehen des alten Mannes, der Bart und die Runzeln verschwanden, das grobe Gewand fiel ab, und als er geendigt hatte, stand ein Wesen vor ihm, glänzend in Jugend und überirdischer Schönheit. — Man hat nicht alle Tage Gelegenheit, solch ein Wesen zu sehen, Trick riß daher die Augen weit auf, und betrachtete Gegenwärtigen mit großer Bewunderung, als er sich plötzlich beym Haar erfaßt und mit Bligesschnelligkeit entführt sah. Diese Art zu reisen ist zwar nicht die bequemste, aber was man an Gemächlichkeit entbehrt, ersetzt die Schnelligkeit.

Trick zitterte und fing an, sich nach der unvollkommenen Erde zurück zu sehnen, wo man sich doch hier und da etwas Vergnügen verschaffen kann. Da aber die Reue nichts hilft, wenn man von dem Regen in die Traufe gekommen ist, so schloß Trick die Augen und unterwarf sich seinem Schicksal. Fünf Millionen Meilen durchflog er so in fünf Minuten, als auf einmal seine Füße Grund faßten. Er öffnete die Augen, der Geist war verschwunden und Trick befand sich in einer unbekanntem Welt, wo aber zum Glück für ihn alle Bewohner deutsch sprachen. „Wie kommt es,“ fragt er, „daß man in einer Welt deutsch spricht, in der man vielleicht nicht einmal weiß, daß die Schweiz dreyzehn Cantone hat?“

„Nichts ist natürlicher,“ antwortete ihm ein junges Mädchen, „man spricht hier deutsch, wie Agamemnon in Paris französisch spricht.“ Dieß junge Mädchen ist groß, zart, schlank; aber ist sie auch hübsch? Dieß ist die Hauptsache für einen Mann, die er immer zuerst wissen möchte; aber wie es diesmal erfahren? Das Mädchen trägt eine Maske, und Hand und Arme stecken in ellenlangen Handschuhen. Trick muß sich daher vor der Hand begnügen, ihren Geist und ihre schöne Seele kennen zu lernen, um die man sich gewöhnlich am wenigsten bekümmert. — „Unsre Mädchen in der Schweiz,“ dachte er, „sind mehr coquett als die hiesigen, tragen weder Masken noch so lange Handschuhe, die Schönen lassen sich gerne bewundern, und die Häßlichen glauben nicht, daß sie es sind; aber diese Sittsamkeit gefällt mir und ich schließe daraus auf die übrigen guten Eigenschaften der Schönen dieser Welt. — Sagen Sie mir zur Güte, mein Fräulein, wie die Erde heißt, auf der wir uns befinden?“

„Das Univerfum, mein Herr, oder die Welt par excellence.“

„Ah ich verstehe, man glaubt wie bey mir zu Hause, daß die ganze Natur sich nur mit dem Punct beschäftigt, den wir bewohnen, und daß das ganze Firmament nur deswegen mit so vielen Lichtern ausgestattet ist, um diesen zu erleuchten. Wie ist's denn mit den Sitten hier zu Land?“

„Sitten? mein Herr! das Wort ist mir fremd.“

„Vielleicht deswegen, weil man nur Eigenschaften hat.“

„Was heißt das, Eigenschaften?“

„Ich werde trachten, Ihnen einen Begriff davon zu geben. Lieben, achten Sie Ihre Ältern?“

- „Wer könnte daran zweifeln?“
 „Hat die Freundschaft Reize für Sie?“
 „Man baut ihr hier überall Altäre.“
 „Kennen Sie die Liebe?“
 „Die Liebe ist der höchste Grad der Freundschaft.“
 „Sind die Frauen ihren Männern treu?“
 „Wäre es möglich, es nicht zu seyn?“
 „Sind die Jungfrauen keusch?“
 „Keusch? Was verstehen Sie darunter?“
 „Gut, ich sehe, daß man hier alle Tugenden anspruchslos übt, weil man sie nicht einmal zu nennen weiß. Möchtet ihr guten Leute nur Gold und Silber eben so wenig kennen.“
 „Wir kennen es wohl.“
 „O weh!“
 „Aber wir graben es nicht aus.“
 „Also gibt es auch keine Prozesse und keinen Krieg?“
 „Was ist das Alles?“
 „Der Krieg ist die Kunst, sich in Reih und Glied zu stellen und einander methodisch todt zu schlagen.“
 „Wie, es gibt Menschen, die sich unter einander tödten?“
 „Und Sie sind glücklich genug, sich über das Alles wundern zu können! Mein Fräulein, Sie bezaubern mich! Wahrscheinlich lebt man auch hier in vollkommener Gleichheit, und es gibt keine große und reiche Herren?“
 „Reiche Herren? Ich möchte wohl wissen, was das ist?“
 „Meistens Eigenthümer großer Stücke Landes, die sie für ihre Rechnung durch andere bauen lassen, und sich dann von dem Ertrage eine Menge Diener und Pferde halten.“
 „Hier, mein Herr, gehört die Erde Niemand und ihr Ertrag Allen.“
 „O herrliche Einrichtung! Ja bey euch herrscht das goldene Zeitalter, das bey uns nur der Traum einiger Leute ist. —

(Der Schluß folgt.)

C h a r a d e .

(Dreysylbig.)

Die Erste ist ein Götterkind, entstiegen
 Der unbekanntem ewig schönen Au,
 Dem zarte Knospen sich in's Goldhaar schmiegen,
 Die Schwingen glänzend an dem Nacken wiegen,
 Sein Auge strahlt in mild verklärtem Blau.

Er sendet seine zwitschernden Gesandten,
 Zaunkönig, Schwarzspecht, Schwalbe munter aus,
 Zur Kunde an die freundlichen Verwandten,
 Die jungen Weilschen, welche längst schon brannten,
 Zu treten aus dem winterlichen Haus.

Die Lisse kommt im weißen Feyerkleide,
Mit grünem Teppich schmückt sich Wald und Flur,
Die Schlüsselblumen sprossen auf der Haide,
Und muntre Lämmer blöcken auf der Weide,
Das ganze All entzückt des Knaben Spur.

Dem Röslein glühen purpurroth die Wangen,
Und die Aurikel trägt den bunten Schmuck,
Es steht der Baum in jugendlichem Prangen,
Natur schmückt sich mit sonnegoldnen Spangen;
Zerbrochen ist der lange Fesseldruck.

Herüber von des Waldes Schattenraume
Weht sanft und lockend meiner Lehnen Paar,
Es folgt dem Pilger zu des Lebens Saume,
Es grüßt das Kind im ersten Morgentraume
Mit hellen Tönen, rein und silberklar.

Du süßes Ganzes in der Unschuld Zierde,
Der Göttinn jüngstes zartes Lächlerlein,
Trägst nicht der Tulpen Pracht, der Rosen Würde;
Nur einsam lachst du an verborgner Hürde,
Verhüllt in sanfter Silbersterne Schein.

Du holdes Kind in deiner Anmuth Milde,
Wie bist du schön, küßt dich das Morgenroth!
Du erster Reiz erwachender Gefilde,
Wie lieb' ich dich, du freundliches Gebilde,
Und ach! wie tief schmerzt mich dein früher Tod!

Emmy...

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, im April 1828.

(S c h l u ß.)

Die berühmte Wahrsagerinn, Mme. Lenormand, die bisher eingezogen auf ihren Gütern lebte, ist aus der Vergessenheit aufgetaucht, in der sie versunken war. Sie führt jetzt einen Prozeß über eine Wasserleitung, deren Richtung über die Grenzen ihres Gebietes sie zu bestreiten sucht. Auch scheint es, daß sie auf der großen Weltbühne wieder auftreten will, denn sie betreibt ihren kleinen Prozeß mit der größten Eile, um bald nach England zu reisen, wo, wie sie vorgibt, die feine Welt sie mit großer Ungeduld erwartet. Diese Reise wird wahrscheinlich ihren Ruhm und ihre Besitzungen vergrößern. In Paris hat sie ihre Rolle ausgespielt, doch hat sie sich keineswegs zu beklagen, daß Propheten nicht in ihrem Lande geachtet werden, denn sie ist von einer armen Frau zu einer reichen Dame geworden, und also für sich selbst keine Unglücksprophetinn gewesen. Doch das Buch der Zukunft scheint in ihre eigne Angelegenheiten ihr verschlossen zu seyn, sonst hätte sie durch den Ausgang ihres Prozeßes sich wohl

nicht abhalten lassen, die neue Prophetenwanderung anzutreten, deren Verzögerung in der englischen fashionable world eine so große Ungeduld und Sehnsucht erregt.

Die Abwesenheit der *Mlle. Sonntag* ist uns hier um so weniger fühlbar, da sie durch *Mad. Malibran Garcia* vollkommen ersetzt wird, die ihr als Künstlerinn auch weit überlegen ist. Aber es fehlt dieser jungen bescheidenen Frau an Gönnern in den Journalen, und ohne Lärm in den Zeitungen macht eine Künstlerinn heut zu Tage nur wenig Glück. Obgleich sie bey den Darstellungen eben so sehr wie *Mlle. Sonntag* gefällt, so sind doch die Journale sehr beschränkt in ihrem Lobe, und zeigen eine große Zurückhaltung in ihren Berichten, wenn von dem Enthusiasmus die Rede ist, die diese Sängerinn bey dem Publicum in allen ihren Rollen erregt. Diese Parteylichkeit hat ihren Grund, und einen sehr unöblichen, da diese Künstlerinn nicht reich genug ist, um sich die Gunst der Wortführer des Tages zu erringen, die ihr Maß und Gewicht haben, den Ruhm auszuthetlen und abzuwägen. *Mlle. Sonntag* macht übrigens auch in London viel Aufsehen, aber die vernünftigen Engländer finden, daß man den Ruf ihrer Schönheit und den Werth ihres Talentes viel zu sehr übertrieben hat. Die Theaterberichte aus dieser Stadt gestehen dieses offen, und zeichnen sich auch durch einen Ton der Wahrheit und Mäßigung aus, der dem wahren Kunsturtheile weit angemessener ist, als jene faden Lobhudeleyen, die nur den geschmeichelten Personen angenehm seyn können, aber jede Kunst degradiren, und die Kritik verächtlich und verdächtig machen.

Ein sonderbarer Vorfall fand neulich hier Statt, von dem viel gesprochen wurde. Die Geliebte eines Unter-Officers ertappte ihren Geliebten auf einer Untreue, und forderte ihn zu einem Duell auf Pistolen heraus. Dieser nahm die Herausforderung an, theilte einigen seiner Cameraden seinen Entschluß mit, und fand sich zur bestimmten Stunde mit ihnen auf dem bezeichneten Plage ein. Das Mädchen erschien wirklich, aber ohne Secundanten, und sie mußte also einen unter den Anwesenden wählen. Die Pistolen wurden blind geladen, was aber das Mädchen nicht bemerkte, und die Schritte wurden abgemessen. Sie hatte den ersten Schuß, feuerte herzhafte die Pistole los, aber der Liebhaber blieb unverwundet. „Seh glücklicher, als ich!“ sprach sie kaltblütig zu ihrem Gegner, und stellte sich in Postur, um den Schuß zu empfangen. Dieser, um die Standhaftigkeit seines Mädchens zu prüfen, zielte lange, und feuerte alsdann die Pistole in die Luft, welches das Zeichen zur Versöhnung war, die auch in der nächsten Weinschenke fröhlich gefeyert wurde. F.

Leipzig, im May 1828.

Die Messe ist nun vorüber, und allmählig wird es stiller auf den Plätzen und Straßen, wo in den drey Wochen der Messe ein reges Leben herrschte. Obgleich die Verkäufer über die Messe klagten, und man behauptete, daß schlechte Geschäfte gemacht worden wären, so waren doch alle Gasthäuser überfüllt, und die Menge der besuchenden Fremden dennoch sehr zahlreich. Da ich in mercantilscher Hinsicht ein eben so unwissender Beurtheiler als gleichgültiger Beobachter bin, so erlassen Sie mir von dieser Seite die Messe zu schildern, und daher beschränke ich mich denn auf das, was sie uns sonst noch brachte. Sehenswürdigkeiten von Bedeutung waren nicht angekommen. Ein Wachsfiguren-Cabinet, wie man es schon oft gesehen, ein Taschenspieler, Marionettentheater, Equilibristen &c. konnten die Aufmerksamkeit eines Zuschauers nicht fesseln, der etwas mehr als Alltägliches erwartete. Daher blieb denn nichts als das Theater übrig, welches manches Anziehende bot, um so anziehender, da es mit dem 11. May geschlossen wurde. Der zeitliche Unternehmer, Hr. Hofrath *Rüstner*, gibt nemlich die Direction auf, und das ganze Schauspielersonale geht aus einander. Seit zehn Jahren bestand diese Gesellschaft unter *Rüstners* Leitung, und wir müssen mit Dank seine vielfachen Bemühungen anerkennen, welche uns im Laufe von zehn Jahren so manchen schönen Genuß bereiteten, und uns durch den Geschmack und Glanz der äußern Ausschmückung fast verwöhnt haben. Leider ist die jetzt allgemein gewordene Schaulust für jeden Theater-Unternehmer eine Klippe, die nur schwer zu umschiffen, oftmals aber

gefährlich ist. Doch wird hoffentlich die Zeit wiederkehren, wo man das wahrhaft Schöne und Gute von einer prachtvollen und glänzenden Hülle und Außenseite trennen, und wieder ins Theater gehen wird, um Geist und Herz zu erfreuen, nicht aber um zu gaffen. Daß sich das letztere sehr in unsrer Zeit verbreitet, ist wohl leider! gegründet, allein dem ungeachtet machen trotz der Schaulust und Gier der Menge die Theater-Unternehmer nicht die besten Geschäfte. Doch es würde zu weit führen, hier genügend darüber sich auszusprechen. Seit dem neuen Jahre ist manche neue interessante Erscheinung über unsre Bühne geschritten. Von Gastspielerinnen war Mad. Birch-Pfeiffer der Beachtung werth. Sie hat hier als Orsina, Lady Macbeth, Zarwanas Sophie und Frau v. Silben am meisten gefallen; weniger in der Jungfrau. Ich war durch eine Reise verhindert, sie zu sehen, berichte daher nur von hören sagen. Eben so traf das Spiel des Hrn. Löwe, aus Mannheim, früher ein Mitglied unsers Theaters und großer Liebling des Publicums, in die Zeit meiner Abwesenheit. Er betrat als Ferdinand in „Cabale und Liebe,“ „Egmont“ und „Wiburg“ in „Stille Wässer“ die Bretter nach mehrjähriger Abwesenheit und gefiel, doch nicht so allgemein wie früher.

Die bedeutendste Erscheinung war wohl das dramatische Gedicht: „Hans Sachs,“ von Deinhardstein, welches oft und mit großem Beyfall gegeben ward. Die Hauptrolle des Hans Sachs war in den besten Händen. Hr. Devrient brachte den interessanten Charakter zur vollkommenen Anschauung, und sprach und spielte mit Wärme und tiefem Gefühl. Kunigunde, Ull. Wagner, gefiel außerordentlich, mir aber schien ihre Naivetät zu studiert, ihre Bewegungen zu einförmig, ihr ganzes Spiel zu kalt manierirt. Sohan Hesse von Hrn. Koch ergeßlich gegeben, ist keine originelle Figur, und mich dünkte, als ziehe hier Koch den Charakter zu sehr in das Gebiet der Possen herab. Maximilian ward von Hrn. Genast sehr brav dargestellt und gesprochen. Die Sprache ist leicht und poetisch.

Neu war ferner eine Oper von Hrn. Genast: „Die Sonnenmänner,“ welche das erste Mal mit Beyfall aufgenommen, auch der Componist gerufen ward. Dann eine Oper: „Der Vampyr,“ Text von Wohlbrück, Musik von Heinrich Marschner. Das Sujet ist fast ganz der Erzählung: „the vampyr, by Byron,“ nachgebildet, gehört also in die Nachtstücke, in das Gebiet des Grauensvollen und Gräßlichen. Ob dieß ein Gegenstand der Kunst sey, will ich hier nicht untersuchen. Kurz! die Oper gefiel sehr, der Componist ward gerufen, und sie ist oft wiederholt worden. Weber scheint des Tonsetzers Vorbild gewesen zu seyn. Die Musik ist dem Texte angemessen, und selbst Originalität in einigen Musikstücken ist ihr nicht abzuspüren.

Zur erfreulichen Geburtsfeier des jungen Prinzen Albert von Sachsen, der seinen erhabenen Ältern und unserm Vaterlande am 23. April geschenkt ward, erschien auch auf unsrer Bühne ein Festspiel: „Wiegenweibe,“ von W. Gerhard, wo die Götter ihre Gaben darbrachten. Hygiäa, Minerva und Herkules erschienen mit dem Schutzgeist Sachsens, und sprachen ihre Wünsche in herzlichen Worten aus.

Am 11. May machte Calderons: „Leben ein Traum“ den Beschluß der Darstellungen auf unsrer Bühne. Ein Epilog vom Hofrath Amadeus Wendt, von Mad. Genast mit tiefer Rührung gesprochen, verfehlte seine Wirkung auf die zahlreich versammelten Hörer nicht. Das dankbare Publicum brachte dem verdienten Hrn. Hofrath Küstner ein Lebhoch! welches er in passenden Worten beantwortete, und so endete eine Anstalt, die uns bald elf Jahre die schönsten Genüsse bereitet hat.

(Der Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 31. July 1828.

92

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährlich um 6 fl., halbjährlich um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährlich um 3 fl. 45 kr., halbjährlich um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Trick's Traum.

(S c h l u ß.)

„Über mein Fräulein! mir scheint, Sie haben hier viel Fliegen.“

„Darum fragen wir Masken. Befehlen Sie eine?“

„Ich sehe, daß man sie schwer entbehren kann, außer wenn wir diese häßlichen Fliegen todtschlagen.“

„Sie machen mich schauern; wer wird einem Geschöpf das Leben nehmen!“

„Welch himmlische Duldung, keine Fliege zu tödten und lieber sein Lebelang eine Maske zu tragen! O wohlthätiges Wesen, das mich hieher geführt, empfangen meinen Dank! In die bestmögliche Welt hast du mich gebracht, und in dieser will ich mein Leben beschließen. Mein Fräulein, ich biete Ihnen mein Herz an.“

„Empfangen Sie das meine dafür.“

„Aber mein Fräulein, der Tausch ist ungleich.“

„Wie so, mein Herr?“

„Sie kennen mich von Angesicht; ich aber habe noch nicht die Ehre.“

„Ich werde meine Maske herunter nehmen.“

„Welche Güte, welche Sanftmuth! — Mein Fräulein, Ihre Züge sind sehr reizend und vollkommen regelmäßig; nur, verzeihen Sie, scheinen Sie mir ein Klein wenig blaß, und etwas mager.“

„Wir sind hier alle so.“

„Darf ich Ihnen Herz und Hand anbieten?“

„Sie gefallen mir sehr, mein Herr, aber ich kann niemals Ihre Frau werden.“

„Und warum nicht, mein Fräulein?“

„Die Antwort wird sich von selbst finden, wenn Sie mir folgen wollen.“ —

Sie legte ihren Arm in seinen, mit dieser Weichheit, dieser Hingebung, wie Gretel als sie sich auf Hannsens Arm lehnte, und sie gingen mit einander das Land besehen. Trick bemerkte bald, daß ihr fast die Knie brachen. Eben wollte er sie über diese Schwäche befragen, als er Sachen sah, die seine ganze Aufmerksamkeit und Bewunderung in Anspruch nahmen. Er sah einen Löwen mit einem Lamm

spielend; aber der Löwe war mager wie das schöne Kind an seiner Seite, weil er seine Gefräßigkeit bekämpfte. Ein Beweis, daß Leidenschaften zu überwinden sind, und der Mensch, der den seinigen den Zügel schießen läßt, nicht zu entschuldigen ist. Etwas weiter sahen sie einen Mann von zwey seiner Mitbürger unterstützt, seufzend und wehklagend. Trick erkundigte sich um die Ursache solcher Betrübniß. „Der Arme,“ war die Antwort, „hat das Unglück gehabt, ein Kaninchen zu treten.“

„Hat man solche Herzen gesehen!“ rief Trick, „welche Tiefe, welche vollkommene Empfindsamkeit! Wie will ich meinen Mitbewohnern den Text lesen, wenn mir der Geist, der mich hieher gebracht, erlaubt, einmal drey oder vier Tage bey den Meinigen zuzubringen. Doch mir scheint, mein Fräulein, es wird Essenszeit.“

„Und ich, mein Herr, vergehe bald vor Nüchternheit.“

„Führen Sie mich also in Dero Behausung.“

„Meine Behausung! wo Gleichheit herrscht, hat Niemand ein Eigenthum.“

„Aber doch irgend eine gemeinschaftliche Anstalt — Aber mein Gott! was sehe ich? Sie haben ja keine Schuhe an!“

„Dies Kleid und diese Maske sind noch aus den Zeiten, wo Tyrannen uns bedrückte; aber seit wir glücklich sind, können wir uns dergleichen nicht mehr verschaffen. Wo sollen wir Leder hernehmen, da wir kein Thier tödten? Kein Todschatz, keine Schuhe. Wir haben kein Haus, weil wir keinen Baum fällen, der auch eine Art von Leben hat, das wir uns nicht erlauben ihm zu rauben.“

„Ich verstehe, mein Fräulein, diejenigen, die im goldenen Zeitalter leben wollen, müssen sich begnügen, im Mondschein zu schlafen und barfuß zu gehen. Hm, Hm! Aber was sehe ich, diese Bäume haben ja weder Früchte noch Blätter, ja selbst die Rinde ist beschädigt!“

„Was soll man machen, mein Herr? die Eichhörnchen, die Vögel, die Kaninchen, die Ziegen.“

„Ja, Mademoiselle! — und die Ameisen, die Maulwürfe, die Ratten! Ich weiß nicht mehr, wohin ich den Fuß setzen soll. Wir wollen sie vertreiben.“

„Warum vertreiben? Gehört ihnen nicht so gut die Erde als uns, und haben sie nicht das Recht zu gehen, wohin es ihnen gefällt? Warten wir lieber, bis sie so gut sind uns einen Durchgang zu gestatten.“

„Hier, mein Fräulein, können wir vorbey schlüpfen. Wenigstens haben Sie doch Gärten und Gemüse?“

„Voriges Jahr hat man noch einige gemeinschaftlich bebaut, aber die Wildschweine haben die Zäune zerstört und die Ernte gefressen, und da man eingesehen, daß die armen Thiere dieß alljährlich thun und wir nichts ernten würden, haben wir die unnütze Arbeit aufgegeben. Dieß Alles ist auch die Ursache, warum die Ledigen nicht heiraten wollen.“

„Also damit das goldene Zeitalter herrsche, muß das Menschengeschlecht aussterben?“

„O mein Herr! wir verhungern gerade nicht, hier, sehen Sie, ist ein Fleckchen Gras, welches diese großmüthige Kuh uns übrig gelassen hat, wir wollen es theilen.“

„Nein, Mademoiselle! ich bin nicht gewohnt mit ein paar Grasshalmen mein

Mittagmahl zu halten; überhaupt fängt mir Ihr goldenes Zeitalter sehr an zu mißfallen. Zum Guckguck, Thiere, die alles auffressen und zerstören! Nein, wenn ich die Wahl habe, so will ich lieber die Hasen essen als sie mich. Ist denn keiner unter euch, der euch die Albernheit eures Benehmens vorhält, der eure Arme und Köpfe nützlich macht, der den Thieren, die euch bevorthheilen, den Krieg erklärt, der den Ackerbau wieder herstellt, den Überfluß heimisch macht, oder euch wenigstens das Nothwendigste verschafft, z. B. Schuhe?“

„Reden Sie doch leiser, lieber Herr, denn wenn man Sie hörte, könnte man Sie leicht für einen jener reichen Herren halten, wie Sie mir vorher beschrieben, und dieß würde keine guten Folgen für Sie haben.“

„Diese großen, diese reichen Herren, mein Fräulein, sind oft recht achtungswerthe, und wie ich jetzt einsehe, sehr nützliche Personen; denn wenn Andere für sie arbeiten, so leben diese auch wieder durch sie, indem ihr Gold durch alle Classen circulirt. Man hat sein Huhn im Topf, sein Mädchen oder seine Frau an der Seite, man hat Kinder, und ich kenne keinen angenehmen Zeitvertreib, als sie zu erziehen.“

„Wenn Sie so fortfahren, mein Herr! so werden Sie mich zwingen, Sie zu verlassen, denn Ihre Grundsätze empören mich.“

„Wie es Ihnen gefällig ist, denn ich bin nun überzeugt, daß es sehr gut ist, daß der Fuchs das Huhn und das Lamm frißt, denn auf diese Weise bekomme ich auch mein Stück Rindfleisch und meine Schüssel Rhein-Lachs. Der Magen wirft alle Systeme über den Haufen. Sehen Sie, mein Fräulein, in Ihrer Welt, wie in meiner, ist Alles Übertreibung. In der meinen quält und vernichtet man ohne Noth, in der Ihren wird die Empfindsamkeit zur Dummheit. Ein Mittelweg wäre für uns Beyde zu wünschen dann würde Alles ziemlich gut seyn, das Hagelwetter am ersten Juny ausgenommen, die Krankheiten, die Erdbeben, die Diebstähle, die Prozesse und was dergleichen Kleinigkeiten mehr sind, die dann doch nur locale Übel bleiben, und nicht das ganze Menschengeschlecht zugleich unglücklich machen. Wenigstens muß ich eingestehen, daß auf meiner kleinen Erde nicht Alles übel ist.“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als er sich zum zweyten Mal beym Schopf erfasst fühlt; seine erste Bewegung war das hübsche Mädchen bey dem ihrigen zu nehmen. „Ich werde für sie arbeiten,“ dachte er, „werde Brot für sie und mich verdienen, und wenn sie etwas fetter wird, wird sie mir unendlich gefallen, viel besser als die ungetreue und undankbare Gretel.“ Ein Geist trägt einen Berg auf der Fingerspitze, ein Mensch aber kann kein Mädchen so leicht als eine Fliege entführen; auch unser Trick erfuhr dieß, denn er fühlte mit Schrecken zu bald, daß seine Arme schwach wurden, und er das liebe Kind in die Unendlichkeit würde fallen lassen müssen, wo sie fallen würde eine Ewigkeit durch, wenn sie nicht so glücklich wäre sich den Kopf an irgend einer andern Welt zu zerstoßen. Er ist trostlos, er beschwört den Geist vergebens! Der unglückliche Augenblick ist gekommen, seine Arme öffnen sich wider seinen Willen, er stößt einen durchdringenden Schrey aus und erwacht, findet sich zu Hause in seinem Lehnstuhl, Gretel beugt sich lächelnd über ihn und meint, er müsse sehr schwere Träume gehabt haben. „Ja wohl, ja wohl,“ spricht er zu der Kleinen, „so schwer, daß ich von dieser Stunde an alle Gedanken verbannen will, die dazu Anlaß ge-

geben haben; von nun will ich mir nur angenehme Träume schaffen, und wenn es dir recht ist, liebe Gretel, so träumen wir mit einander. Wir wollen heiraten und Kinder bekommen, ohne fürchten zu müssen, daß ihnen die Kaninchen ihr Gemüse vom Teller fressen.“

„Amen, lieber Herr!“ sagte Gretel.

„Und ich,“ ruft Trick, „wiederhole es noch einmal, daß auf dieser Erde nicht Alles schlecht ist, und was man auch von Freyheit und Gleichheit sagen mag, ich mir es doch recht gerne gefallen lasse, einen Landammann über mir zu haben, der Aller Angelegenheiten besorgt, indem ich mit den meinigen genug zu thun habe.“

Der Unglückliche.

Vögel, singt doch nicht so selig,
Ach, ihr bringt mir nimmer Ruh';
Wasser, rausche nicht so fröhlich,
Heißt die Wunden doch nicht zu!

Sonne, blick nicht tröstend nieder,
Blumen, höret auf zu blühen!
Gebt mir doch mein Glück nicht wieder,
Stärker nur die Schmerzen glühen.

Wenn die Windsbraut furchtbar sauset,
Schwarze Wolken stürmisch ziehn,
Wenn das Wasser laut erbrauset,
Und die Vögel bebend stiehn,

Wirbelwinde Staub aufwühlten,
Alles glüht vom Wetterschein:
Das kann meinen Schmerz nur kühlen,
Dann nur blick' ich ruhig drein!

Juliane C... t.

Der Kampf der dreyßig Bretagner.

In der Bretagne ist der so genannte Kampf der Dreyßig so berühmt, wie einst der der Horazier in Rom. Überdieß handelte es sich hiebey nicht um Unterwerfung einer bisher freyen Nation, auch nicht darum — wie man lange behauptet hat — ob die Engländer oder die Bretagner die schönsten Mädchen hätten; auch nicht zur Ehre irgend einer Dame setzten sich dreyßig brave Männer dem Tod oder der Gefangenschaft aus. Es lag dabey etwas viel Edleres zum Grunde, der Eifer für Milde und Menschlichkeit.

Durch den Streit der Gräfinn von Blois und der von Montfort über den Besitz des Herzogthums Burgund gerieth die ganze Gegend in Jammer und Elend. Die Franzosen vertheidigten die Ansprüche der Gräfinn von Blois, die Engländer aber waren von der Gräfinn von Montfort unter ihr Banner gerufen worden.

Der englische Hauptmann Bemborough hatte sich nach einem gewonnenen Treffen Ploermet's bemächtigt und hauste fürchterlich im Lande, was Dagge-worth (oder Dagorne), der frühere englische Hauptmann, nicht gethan. Deshalb ritt Beaumanoir, ein weitberühmter bretagnischer Ritter, mit einigen andern tapfern Degen zu den Engländern, um ihnen zuzureden, daß sie das Land und seine Einwohner nicht grausam behandelten. Unterwegs schon trafen die wackern Bretagner eine Menge mißhandelter Bauern, Einige hatten Eisen an Händen und Füßen, Andern waren die Daumen geschraubt, noch Andere waren zu zweyen oder dreyen zusammen gekuppelt wie das Vieh, das man auf den Markt treibt. Desß hatten die Ritter groß Mitleid. Darum sagte Beaumanoir unwillig und stolz zu dem Engländer Bemborough: „Ihr englischen Ritter thut sehr unrecht, die armen Einwohner so zu plagen, die das Korn säen und euch in Überfluß Wein und gute Lebensmittel liefern. Ich will's euch nur rund heraus sagen: wenn der Bauer das Land nicht baute, so müßten es die Ritter selbst thun, sie müßten auch dreschen und Armuth ertragen. Das wäre aber hart für euch, die ihr nicht daran gewohnt seyd. Darum haltet euch doch ruhig, die Leute haben genug gelitten, seit die weisen Befehle und der letzte Wille eures Hauptmanns Dagorne nicht mehr beobachtet werden.“ Darauf erwiederte Bemborough ganz zornig: „Schweigt Beaumanoir, und zerbrecht uns den Kopf nicht. Eduard wird doch König von Frankreich, und die Engländer werden überall Herren, euch und allen Franzosen zum Troß.“ Darauf versetzte Beaumanoir spöttlich: „Träumt einen andern Traum, dieser ist falsch geträumt.“ Als nun auch die bretagner Ritter in der Hauptsache nichts ausrichten konnten, forderte Beaumanoir den Engländer Bemborough zum Zweykampf heraus. Es wurde beschlossen, daß man ehrlich zu Pferd kämpfen wolle, dreyßig gegen dreyßig. Desßhalb dankten die bretagnischen Ritter Gott. Der Kampf hatte Statt auf der Haide Mi-Boie, im Jahre 1350, den Sonnabend vor Vätare. Darin fielen Bemborough und die mehrsten englischen Ritter, die Andern ergaben sich. Auch vier Bretagner fielen in dem fürchterlichen Kampf. Beaumanoir wurde verwundet und verlangte zu trinken, da erwiederte ihm sein treuer Freund und Waffengefährte Geoffroy Dubois: „Trink dein Blut, Beaumanoir, da wird dir der Durst vergehen und alle Ehre wird unser seyn.“ So kam es auch.

Dieser schöne und hochherzige Zug wurde lange in Frankreich bezweifelt, weil kein Geschichtschreiber des Landes seiner erwähnt, und spätere bretagnische Historiker ihn nur nach einem Manuscript von 1470 auf der Bibliothek von Rennes erzählen. Indessen hatte doch Froissart die Sache umständlich darge-than und belobt. Aber durch einen sonderbaren Zufall fehlen in fast allen bisher bekannten Handschriften dieses trefflichen Chronikisten die Jahre 1350, 1351 bis 1356, und sind durch ein Stück der großen Chronik von St. Denis ersetzt. Endlich entdeckte Buchon in einer Handschrift des Prinzen Soubise das verloren gegangene Fragment von Froissart, und dessen Authenticität wurde durch Vergleichung mit zwey trefflichen Manuscripten Froissarts in England außer Zweifel gesetzt.

Leipzig, im May 1828.

(S c h l u ß.)

Am 10 May, dem Tage vor dem Schluß des Theaters, starb nach schweren Leiden Eduard von Treuenfeld, genannt Stein, in der Blüte seines Lebens. Er war seit dem Beginn des Theaters 1817, eines der ausgezeichnetsten und geachtetsten Mitglieder desselben gewesen, und wurde viel zu früh für die Kunst von der Erde abgerufen. Sein schönes Talent für Declamation, unterstützt durch tiefes Gefühl und ein herrliches Organ, war wirklich ausgezeichnet zu nennen. Seine Leistungen als Tasso, Siegismund im „Leben ein Traum“, Don Cäsar in der „Braut von Messina“, Mercutio in „Romeo und Julie“, Don Carlos, Wetter von Strahl im „Räthchen von Heilbronn“, sichern ihm das Andenken Aller, die unparteyisch zu urtheilen fähig sind, und wir verdanken ihm manche schöne, genussreiche Stunde.

Seiner ehrenvollen Leichenbestattung folgten Viele aus allen Ständen, und als ein Lorberkranz mit in sein Grab gesenkt ward, sprach der Regisseur Hr. von Zieten folgende Worte, die ich hier mittheile, da sie vielleicht in Wien manchen Freund des Verewigten, der seine künstlerische Laufbahn dort begann, mit Theilnahme lesen wird.

Am Grabe des Schauspielers Hrn. Eduard Stein.

Hier stand er noch, der Freund, vor wenig Wochen *),

Dem heute wir die letzte Thräne weihn;

Der Trauer Worte hat er hier gesprochen,

Hier, wo wir ihm nun Todtenblumen streun;

Der Tod hat seines Lebens Stamm gebrochen,

Und ach! er sinkt in dunkle Gruft hinein,

Damit sein Traum: es löse sich die Erde,

Und nahn' ihn selber auf, erfüllet werde.

Geschlossen sind der Muse heitre Hallen,

Geschlossen auch dein kurzer Lebenslauf:

Doch schlummre sanft! — Wo Trug und Nebel fallen,

Dort schließt sich dir ein neuer Tempel auf.

Im Sonnentempel, wo die Geister wallen,

Dort hören Schmerz und Erdenmängel auf,

Dort, an dem ew'gen Urquell alles Schönen

Wird noch der Ruf der heil'gen Kunst dir tönen.

Wohl segeltest mit Schnelle der Gedanken

Du, Armer, auf dem Meer der Leidenschaft.

Dich riß es fort zum Schönen sonderanken,

Ihm weihdest du mit Lust die junge Kraft.

Was kummerten den Geist des Leibes Schranken?

Zu feurig flammt' er für die enge Hast. —

Doch wie du, Armer, auch geirrt im Leben:

Gott hatte dir ein edles Herz gegeben.

*) Am Grabe einer jungen talentvollen Schauspielerinn, Emma Zahn, sprach er wenig Monate vor seinem Tode einige Worte, und träumte in der Nacht vor ihrem Begräbniß, er stehe sprechend an ihrem offenen Grabe, und sinke plötzlich mit hinab.

Drum fließt der Wehmuth Thrän' auf deinem Grabe,
 Dir, der du Gutes oft und gern gewollt.
 O! früh Verblühter! nimm die letzte Gabe,
 Den Lorberkranz von Freundeshand gezollt.
 Er sey dein Schmuck in jenem Land und laße
 Dein Herz noch dort, wo auf der Vorhang rollt,
 Und Engel dich auf licht umflossnen Stufen
 Zum heitern Spiel der Himmelsbühne rufen.

In der Messe ward uns in musicalischer Hinsicht etwas sehr Ausgezeichnetes geboten. Es war dieß das Concert des Hrn. Johann H i n d l e aus Wien, der sich darin als Meister auf dem Contrebass bewies. Er wußte seinem Instrumente so schöne, herrliche Töne zu entlocken, spielte mit so ausgezeichnete Fertigkeit und mit eben so viel Gefühl als Zartheit, daß er den lebhaftesten Beyfall erhielt, der um so größer war, da man nicht erwartete, dieß schwierige Instrument so behandelt zu hören.

In demselben Concert ließ sich ein Hr. P r o m b e r g e r, ebenfalls aus Wien, auf einem, von ihm selbst erfundenen Instrumente, S y r e n i o n genannt, hören. Es hat große Ähnlichkeit mit einem tafelförmigen Pianoforte in Hinsicht auf die Form als auch auf den Klang, welcher nur stärker zu seyn scheint, jedoch mir etwas hart, und des Metallvollen entbehrend, vorfam.

Ausgezeichnet war ein junger Violinspieler, W a l l e n s t e i n aus Dresden, zu nennen, welcher mit einer Fertigkeit und einem höchst angenehmen geschmackvollen und delicatesen Vortrag ein Concert von Polledro spielte, wodurch er zu dem lautesten Beyfall hinriß. Es war um so mehr zu bewundern, da der jugendliche Künstler noch in dem Knabenalter steht, und höchstens 14 Jahre alt ist.

Mad. Rosa B a g l i o n i, welche in Berlin durch ihre Fecht-Akademie einiges Aufsehen erregte, hat auch hier in diesen ritterlichen Übungen sich producirt, ist jedoch ziemlich spurlos vorübergegangen.

Jetzt herrscht hier ein ziemlicher Stillstand in künstlerischer und geselliger Hinsicht, da die Bühne geschlossen ist, der Sommer die Einwohner auf das Land lockt, und Jeder, der nur irgend es kann, nach einer schöneren Gegend eilt, als die unsrige. Ich nehme daher von Ihnen für jetzt auch Abschied, da ich nichts Interessantes mehr hinzuzufügen weiß.

X. D. B.

C o n c e r t.

Dinstag, den 22. July, gab Mlle. B e r t r a n d, Kammerharfenspielerinn Sr. Majestät des Königs von Frankreich, ihr zweytes Concert im Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore, und ließ sich in drey verschiedenen Piecen hören, wovon zwey auf dem Zettel nicht angekündigt waren. Die plötzliche Unpäßlichkeit des begleitenden Künstlers auf dem Violoncell verhinderte die Ausführung eines Notturmo concertante; — bey dem zweyten Stücke, welches auch durch ein anderes ersetzt wurde, wissen wir jedoch die Ursache nicht. Mlle. B e r t r a n d spielte in diesem Concert alle drey Piecen ohne Accompannement. Bey ihrem ersten Concerte haben wir ihre zu tiefe Stimmung — welche sie sogar bey dem Anfange nöthigte, inne zu halten — für die Folge eines großen plötzlichen Gewitterregens gehalten, der ihrem Saitenbezuge nachtheilig war; dießmal war dieß nicht der Fall. Stimmen denn die Pariser Orchester um einen halben Ton zu tief? Woher kam die Unmöglichkeit der Vereinigung der Harfe mit dem Orchester? Oder, liebt Mlle. B e r t r a n d den Wechsel des Tempo's in solchem Übermaß, daß das Accompannement schwierig wird? Ihr Vortrag war meisterhaft, ihre Bravour in jeder Passage sichtbar, und ihre Schattirungen durch Forte und Piano höchst materisch. Im Allgemei-

nen beziehen wir uns auf unser Urtheil über ihr erstes Concert, welches wir hiemit bestätigen. Ihre schräge Stellung der Harfe, welche manchen Augen nicht zweckmäßig schien, ist die wahre und rechte Stellung, denn der rechte Arm ist deshalb mit einem Handschuh bis an die Fingerspitzen versehen, weil er die Harfe öfters fest halten muß, darum kann die rechte Seite nicht frey erscheinen, sondern nur die linke. *Ulc. Bertrand* wollte sich anfangs mehr en face setzen, mußte aber während des Spiels, und zwar mitten in einer sehr schwierigen Passage ihren Stuhl mit dem Fuße wieder in die ordentliche Richtung bringen. Dieß bewies abermals ihre Geistesgegenwart, denn sie entwickelte mit steigender Kraft ihre siegreiche Virtuosität.

Sie trug zuerst eine Phantasie mit Variationen vor, denn einen Polonoisen-Tact konnten wir darin finden, unerachtet dieß Tonstück angefündigt war; ferner einen Marsch aus der Belagerung von Corinth, von *Rossini*, von *Labarre* für die Harfe gesetzt; zuletzt spielte sie ein russisches Thema mit Variationen von *Bochsa*. In allen drey Piecen wurde ihre besondere Kunst und Geschicklichkeit vom Publicum anerkannt, und jedes Mal durch Beyfall und Hervorrufen geehrt. Ganz überraschend erschien jedoch ihre Fertigkeit in den letzten Variationen von *Bochsa*. Die Akademie wurde mit einer recht schönen Ouverture von *Dnslow* eröffnet; ferner sang *Ulc. Ghnes*, eine junge Dilettantinn, eine Cavatine aus *Elisa e Claudio*, und erhielt ermunternden Beyfall, der ihrem Fortschreiten ein Sporn seyn dürfte.

Ferner wurde aufgeführt Recitativ und Arie aus *Corradino*, gesungen von *Mad. Frontini*, deren Stimme und Umfang wir recht brauchbar finden. Ihr Vortrag war fleißig und gelungen zu nennen; auch erregte das begleitende Waldhorn, geblasen von *Hrn. Lewy* d. ä. große Aufmerksamkeit. *Hr. Lewy* übertraf in dieser gelungenen Production unsere Erwartung, und erhielt nach seinem Ritorno ein lautes einstimmiges Bravo!

Ein militärischer Aufzug, von dem Orchester-Director *Hrn. v. Hildenbrand*, der für ein Ballet componirt zu seyn scheint, und effectvoll instrumentirt ist, erhielt den lautesten Beyfall und mußte wiederholt werden. Ein Terzett aus *Elisa e Claudio* wurde von *Ulc. Ghnes*, *Mad. Frontini* und *Hrn. Mozatti* ziemlich präcis vorgetragen, erhielt Beyfall, und die Sänger wurden gerufen.

Ferner wurde *Mehuls* Ouverture aus der Jagd *Heinrich IV.* recht kraftvoll aufgeführt. Sehr beyfällig wurde ein von acht Mitgliedern des Ballets aufgeführter russischer National-Tanz, und ein von den *Ulc. Therese* und *Fanny Elfler* und *Ulc. Hasenhut* getanztes Pas de trois mit großem Beyfall aufgenommen. Das Haus war nicht gefüllt.

Modenbild XXXI.

Kleid von *Ginghan*, mit weißer Wolle gestickt; Peterin von *Lüll*, mit einer Agrafe von Bronze, eine gewundene Schlange vorstellend, nach einem Original von *Hrn. J. G. Beer*, bürgl. Damen-Kleidermacher in der Dorotheergasse, Nro. 1108.

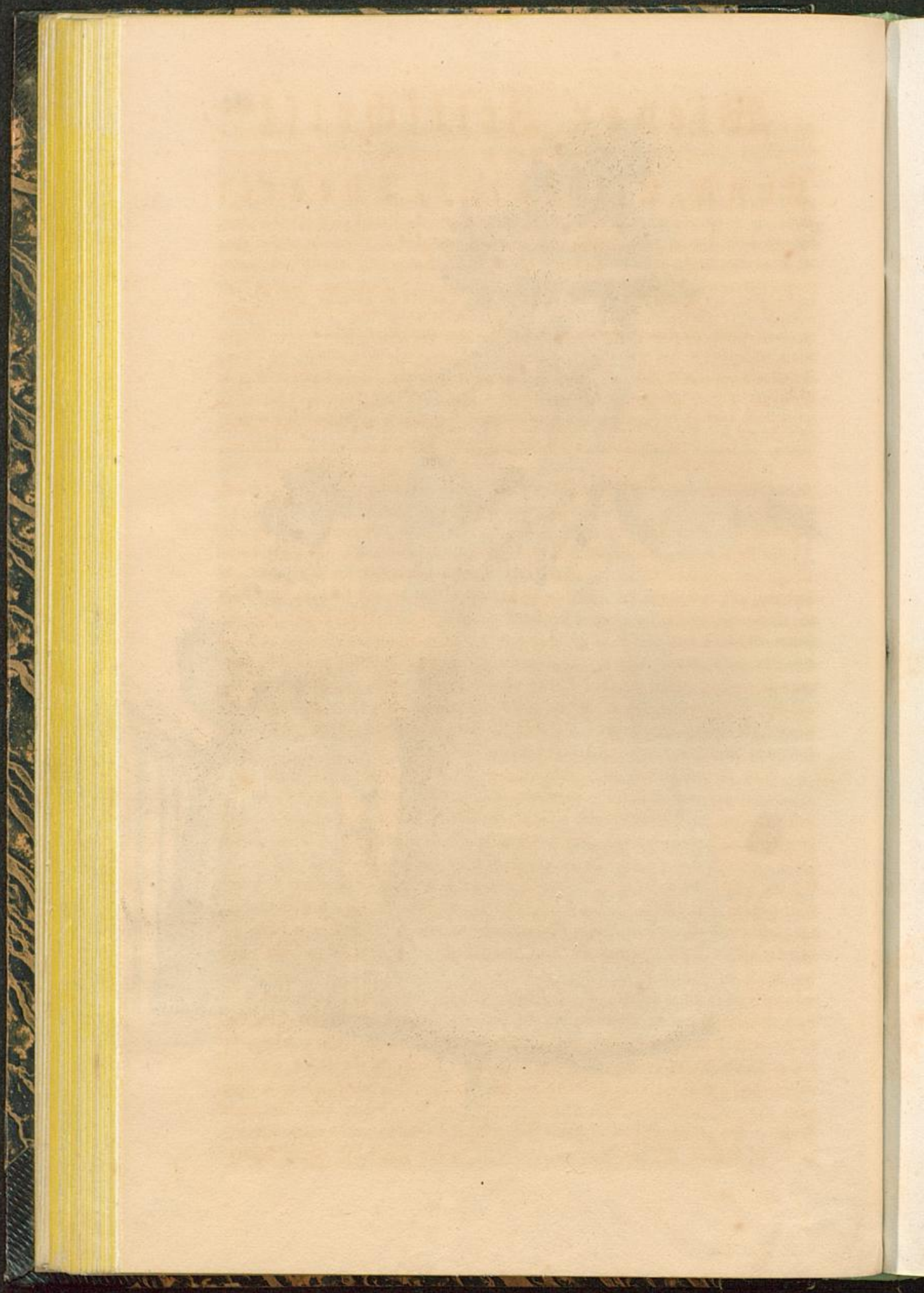
Der mit Gaze-Bändern und Blumen geschmückte Basthut ist nach einem Original von *Hrn. Franz Langer*, bürgl. Handelsmann und Modist in der Kärnthnerstraße, bey'm goldenen Sattel, Nro. 983.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: *Mayglöckchen*.

Herausgeber und Redacteur: *Johann Schich*.

Gedruckt bey *Anton Strauß's* sel. Witwe.





Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Sonnabend, den 2. August 1828.

93

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertelj. um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertelj. um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. den N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die weggeworfenen Goldstücke.

Von M. C n f.

Jean de Rotrou, ein Zeitgenosse des Pierre Corneille, und einer von den Schöpfern der französischen Bühne, erhielt eines Morgens ein Schreiben, in welchem ein Unbekannter, oder eine Unbekannte, ihm in den schmeichelhaftesten Ausdrücken für das Vergnügen dankte, welches die Darstellung seines jüngsten dramatischen Erzeugnisses allen Freunden der tragischen Muse gewährt habe. Eine so angenehme Zuschrift begleitete ein grünseidener, zierlich gestrickter Beutel mit fünfzig hellfunkelnden Louisd'or gefüllt, deren Übersendung man ihn als einen Tribut anzusehen bat, welchen die lebhafteste Theilnahme an ausgezeichneten, die französische Bühne ehrenden Leistungen, seinem Talente mit unbefangener Anerkennung darzubringen wünsche.

Geld einzunehmen, auf welches wir gar nicht gerechnet haben, ist unter allen Umständen eine höchst angenehme Sache: aber ganz unverhofft fünfzig neu ausgeprägte Louisd'or auf eine der Eitelkeit so sehr schmeichelnde Weise zu erhalten, das mußte den Werth derselben in den Augen des Dichters um mehr, als um das Hundertfache, erhöhen. Den ganzen Vormittag sonnte er sich im goldnen Widerschein seines Verdienstes und im Schimmer des noch weit höhern Beyfalls, welchen seine künftigen Leistungen ihm erwerben sollten; mehr als einmal an seinen Schreibtisch eilend: bald, um aufs neue sich den niedlichen Beutel zu besehen, bald um das so artige Schreiben zum zehnten Male durchzulesen.

Wie aber sollte er nun seinen kleinen Schatz verwenden? zu einer Reise nach Dreux zu seinem Bruder, der sich erst vor kurzem mit einem, dem Gerüchte nach sehr liebenswürdigen Mädchen vermählt hatte: das war in der ersten Viertelstunde beschlossen. Doch diese Reise konnte er für jeden Fall erst im Herbst antreten; und bis dahin — die Sache mit dem Gelde hatte ihre ganz eigenen Schwierigkeiten. Kaum hatte daher der Dichter sein ländliches Mahl zu sich genommen — er hatte sich nemlich damals, um ungestörter arbeiten zu können, für den Sommer in der Nähe von Paris bey einem Pächter

eingemiethet — so griff er nach seinem Hut, und suchte das Freye, um Alles in recht genaue Überlegung zu nehmen. „Gerathe ich,“ sagte er zu sich selbst, indem er langsam den Hofraum durchschritt, „mit dem Gelde da an den grünen Tisch, so wird es dieser verschlingen, wie er bisher mein ganzes Einkommen verschlungen hat. Ohnedieß habe ich seit einem halben Jahre her einen Guignon gehabt, den man sich nicht verzweifelter denken kann. Mir ist, als sähe ich den Croupier schon seine verwünschte Schaufel nach meinen schön geränderten Goldfüßschen ausstrecken, um sie paarweise an sich zu ziehen. Und was würde nun wieder mein Herr Sohn zu dem Handel sagen, wenn ich ihm denselben erzählte *)? Nein; bey mir behalten darf ich die Goldsöhnchen da durchaus nicht, wenn sie nicht vor der Zeit in schlimme Gesellschaft gerathen sollen. Aber wem nun sie anvertrauen? Meinem Sohn Peter? Psui! der Papa soll dem Sohne sein Geld aufzubewahren geben! — Meinem ehrlichen Pächter? der hat nicht das Herz, sie mir zu verweigern, wenn ich sie ihm abfordere. Einem meiner übrigen Freunde in Paris? Aber sind sie einmal innerhalb den Barrieren, so sind sie auch so gut wie verloren. Nun fürwahr! eines, zwey, drey von diesen Goldstücken wollte ich gerne freywillig hingeben, wenn ich wüßte, wie ich die übrigen in genügende Sicherheit bringen könnte.“

Während diesen Überlegungen hatte der Dichter langsam den Hofraum durchschritten, und öffnete eine Hinterthüre desselben, um in den Wald zu gehen, der sich hart hinter dem Hause einen ziemlich steilen Hügel hinan zog. Indem er nun die Thüre wieder hinter sich zuschloß, fiel ihm ein ziemlich langer Stoß von Reiskbündeln in die Augen, die man, da es im Hofe selbst an hinlänglichem Raume fehlte, hier an der äußeren Hofwand aufgeschichtet hatte: da in einer Gegend, in welcher Niemand an Holz Mangel litt, kein Entfremden zu besorgen war. „Wie,“ sagte der Dichter zu sich selbst, „wenn ich mein Geld diesem Holzstoße anvertraute? Die Leute im Hause berühren ihn vor Anfang des Winters zuverlässig nicht; Holz wenigstens stiehlt hier in der Gegend Niemand; ich wäre dann von meinem kleinen Schatze nicht gänzlich getrennt, und dieser mir doch wieder nicht so leicht zugänglich, um beständig in Gefahr zu seyn.“ Gedacht, gethan! Mit Luchsäugen späht der Dichter nach allen Seiten umher, ob er vielleicht von irgend Jemand beobachtet werde; und da dieses nicht der Fall ist, so eilt er zu dem Holzstoße, zieht seinen Beutel hervor, öffnet ihn, und läßt nun die Goldstücke zwischen der Hofwand und den Reiskbündeln behutsam hinab rollen. Froh, einer lästigen Sorge quitt zu seyn, und zu seinem trefflichen Einfalle unbedenklich sich Glück wünschend, geht er jetzt in den Wald, um im Schatten desselben ungestört von dem Vergnügen zu träumen, welches die nun gesicherte Reise zu seinem Bruder ihm gewähren wird.

Aber gerade diese Träumereyen waren es, die ihn mit dem, was er eben gethan hatte, bald wieder etwas unzufrieden machten. Je lebhafter er sich das Vergnügen dieser Reise ausmalte, je weiter er seine Pläne ausdehnte, desto weniger konnte er mit jenen fünfzig Goldstücken auslangen. Hätte er in der letzten Zeit nicht gespielt: oder nicht so unglücklich gespielt, so war jene Sum-

*) Corneille nannte Kotrou, mit welchem ihn eine aufrichtige, Beyde gleich sehr ehrende Freundschaft verband, beständig seinen Papa, obwohl er selbst drey Jahre älter war, als dieser.

me um die Hälfte größer, und vielleicht noch einmal so groß. Doch der Spieler hat, wenn er rechnet, immer nur den Gewinn vor dem Auge. Er wollte so leicht nicht mehr spielen; aber — ewig konnte sein Guignon doch nicht anhalten. War er nun glücklich, so konnte sein Reise-Capital sich leicht verdoppeln; verdreyfachen; verzehnfachen. Fünf, zehn Louisd'or konnte er daran wagen; das konnte er vor sich selbst verantworten; das war sogar vernünftig; das war den Versuch werth. Wie gut, daß er den Zugang zu seinem Schatze nicht voreilig selbst sich verschlossen, daß er ihn nicht seinem Sohne oder einem andern eigensinnigen Freunde anvertraut hatte! Freylich war es auch jetzt etwas beschwerlich für ihn, zu seiner Casse zu gelangen; aber machte der trotzig König von Ägypten ihm morgen auch nur ein halbfreundliches Gesicht, so konnte er die kleine Mühe sich schon gefallen lassen. Dabey blieb es. Als daher im Hause Alles schlief, zündete Rotrou eine kleine Blendlaterne an, und schlich im Schlafrock und Pantoffeln behutsam über den Hofraum. Langsam öffnete er die Hintertüre, und prallte bestürzt drey Schritte zurück, als er vor der Thüre eine zweyte Blendlaterne am Boden stehen, und ein junges Mädchen von sechzehn bis siebzehn Jahren in voller Arbeit sah, die Reisbündel wegzuschaffen.

„Was machst du denn da, Here,“ rief der bestürzte Dichter, in der ersten Überraschung des Unwillens die gewohnte Urbanität bis zu einer höchst inurbanen Begrüßung vergessend.

„Still!“ sagte die Kleine, indem sie sich rasch gegen ihn wendete, und ihn mit einer lebhaften Geberde der rechten Hand schweigen hieß. „Schweigt! es soll euer Schaden nicht seyn. Ich will euch gerne auch etwas zukommen lassen.“

„Was geht denn dich dieses Holz da an?“

„Pst!“ zischte die Kleine ärgerlich; „ich will es euch sagen. Hinter diesem Holzstoße liegen Goldstücke zu Hunderten.“

„Und wie kamst denn nur du dazu, sie hier aufzusuchen?“

„Ein kleines Huhn verlief sich uns gegen Abend, und schlüpfte, als ich es einfangen wollte, hier zwischen das Reistg. Ich räume ein paar Bündel weg; ein blanker Louisd'or rollt mir entgegen; und nun habe ich ihrer schon zehn auf gelesen, wie der Spitzbube sie da ungeschickt hinabgeworfen. Weiter hinein müssen noch mehrere liegen.“

„Der Spitzbube?“ wiederholte der Dichter langsam; „das Geld kann auch irgend einem wackeren, rechtlichen Manne gehören.“

„Ach, wie ihr redet! ehrliche Leute haben auch den tollen Einfall, ihr Geld auf die Straße zu werfen *). Das thun nur Gauner oder Narren. Zigeuner sind vorige Woche hinter den Häusern hier weggezogen. Die haben das Geld, Gott weiß wo, gestohlen, und es hier sich aufgehoben. Jetzt aber helfst mir, sonst will ich euch von meinem Funde auch nicht einen Sous zukommen lassen.“

Wenn es gerade auch nicht diese Drohung war, welche den Tragiker zur Thätigkeit anregte, so wußte er dennoch für den Augenblick nichts Besseres zu thun, als der an ihn ergangenen Aufforderung Folge zu leisten. Geduldig half

*) Damit man einen, in der That etwas sonderbaren Einfall nicht der Erfindungsgabe des Verfassers zuschreibe, mag bemerkt werden, daß derselbe wirklich dem französischen Tragiker zugehört: Dictionnaire d'Education. Art. Jeu. —

er also dem Mädchen die Reisbündel zur Seite schafften. Annette klatschte, sich vergessend, laut in die kleinen Hände, als sie das ganze Häufchen von Goldstücken ansichtig wurde, welche beysammen liegen geblieben waren. Mit einem Falkenblick erspähte sie jedes einzelne, welches sich verlaufen hatte, und schob es hastig zu den übrigen in ihre Tasche. Es half nichts; der letzte Bündel mußte von der Stelle gehoben, jedes Fleckchen mußte mit dem spärlichen Lichte der Blendlaterne auf das genaueste beleuchtet werden, wie ungeduldig der Dichter sich auch bezeigen mochte, der, als sich endlich durchaus nichts weiter finden ließ, sich jetzt noch gerne oder ungerne dazu verstehen mußte, den ansehnlichen Vorrath von Holz längs der Mauer an der vorigen Stelle wieder aufschichten zu helfen. Dafür zog jetzt nach beendigter Arbeit Annette fünf Louisd'or aus der Tasche, und legte sie in seine Hand. „Die schenke ich euch,“ sagte sie; „und gewiß dürft ihr mit einer solchen Belohnung zufrieden seyn: aber nun seyd auch vernünftig, und haltet reinen Mund. Und damit — Gott befohlen!“

Rotrou hatte während seiner halb unwillkürlichen Handleistung zu keinem rechten Entschlusse kommen können, wie er sich bey der ganzen Sache benehmen sollte. Diese lag keineswegs zu seinem Vortheile. Es war keine leichte Aufgabe für ihn, seine Ansprüche an das gefundene Geld Annetten oder wem sonst immer zu beweisen, und wenn nun der Handel bekannt wurde — er durfte in diesem Fall zuverlässig darauf rechnen, für ganz Paris der Gegenstand des Gelächters zu werden: und geschehen war es dann bey diesem Publicum um das Glück aller seiner künftigen Leistungen, so wie um den Beyfall, welchen er bis jetzt sich erworben hatte.

Diese Betrachtungen waren nicht sehr geeignet, ihn den Rest der Nacht in der angenehmsten Verfassung zubringen zu lassen; um so weniger, da sich ihnen ein kleines Fieber beygesellte, welches die nächtliche Erkältung ihm zugezogen hatte. Er war gezwungen, Morgens nach einem Arzte zu senden, und seine Hauswirthinn um eine Krankenpflegerinn zu bitten. Diese schlug ihm, da im Hause selbst Niemand zu einem solchen Geschäfte Zeit oder Geschick hatte, ein Mädchen aus der Nachbarschaft vor; die Waise einer armen Witwe, die bey ihrer eben so armen Base das Amt einer Krankenwärterinn schon mehrere Jahre mit rühmlicher Geduld ausgeübt habe. Rotrou willigte ein; kaum aber hätte er es gethan, wenn er gewußt hätte, daß gerade Annette als die empfohlene Krankenwärterinn erscheinen würde. „Es wird so viel nicht zu bedeuten haben mit eurer Krankheit,“ sagte Annette, als die Pächterinn weggegangen war; „und für ein so hübsches Stück Geld, wie ihr da durch eure Neugierde gewonnen habt, könnt ihr euch von einem Fieberchen schon ein wenig schütteln lassen.“ Trotz einer so sonderbaren Art zu trösten, unterzog sie sich inzwischen der übernommenen Krankenpflege mit so viel Eifer und Theilnahme, daß der Dichter nicht umhin konnte, diese anzuerkennen, wie schwer der Verlust seines Goldes ihm auch immer auf dem Herzen liegen mochte. Dabey schonte jedoch Annette des Ungeduldigen und Eigenwilligen gar nicht, sondern las ihm bald scherzend, bald belehrend den Text, obgleich nie ohne einen solchen Zusatz von Munterkeit und Gutmüthigkeit, daß er auch ernstlicheren Zurechtweisungen ihr Herbes hätte nehmen können.

So wenig auch Rotrou unter den angegebenen Umständen daran denken

mochte, aufs neue zum Besitze seines Goldes zu gelangen, so glaubte er, als er sich jetzt besser fühlte, doch wenigstens Annettens sittliche Begriffe hinsichtlich ihrer Ansprüche an dasselbe berichtigen zu müssen. Die Sache war nichts weniger als leicht. Die Zigeuner saßen Annetten gar zu fest im Kopfe. Erst, als ihr Notrou zeigte, daß sie selbst in diesem Falle kein unbedingtes Recht an das gefundene Geld habe, willigte sie in seinen Vorschlag, das Auffinden desselben in den öffentlichen Blättern bekannt machen zu lassen; eine Maßregel, deren Besorgung Notrou zu übernehmen versprach, die er aber aus guten Gründen zu unterlassen gedachte. „Ach,“ rief Annette, indem sie die gefalteten Hände trostlos in den Schooß sinken ließ; „ach, nun wird sich Alles in die Länge ziehen!“

„Und was wird sich denn in die Länge ziehen?“ fragte Notrou, voll Erwartung des Aufschlusses.

„Euch will ich es entdecken! Ich habe einen Geliebten; und bleibt uns das Geld, so können wir uns heirathen.“

„Und wer ist denn dein Geliebter, Annette?“

„Bedienter bey dem Grafen Tremouville.“

„Und nennt sich?“

„Claude Garnet.“

„Claude Garnet?“ wiederholte Notrou. Er war sehr oft im Hause des Grafen und glaubte sich zu erinnern, daß derselbe sich einst sehr unvorthelhaft über diesen Claude Garnet geäußert habe. Er beschloß sich näher nach dem jungen Menschen zu erkundigen, und erfuhr, dieser sey ein ganz gemeiner Wüstling, der schon mehrere Mädchen unglücklich gemacht und den der Graf eben einer solchen Geschichte wegen, die vor kurzem ganz in der Nähe von Annettens Wohnort sich ereignete, aus dem Dienste gejagt habe. Anfangs wollte die Kleine Notrou's Mittheilungen keinen Glauben beymessen, aber durch diese geleitet überzeugte sie sich bald selbst von der Wahrheit.

(Der Schluß folgt.)

Empfindungen bey den Ruinen einer Burg.

Was füllt mit reger Bewund'ung die Seele,
Nenn' ich es Hoffen nach bangendem Graun,
Spiegelt mein Geist sich in tosender Welle,
Will der Vergangenheit Bilder beschaun?

Wird mir so wunderbar seltsam zu Muthe,
Seh' ich die Zeugen von einstigem Glück,
Wo noch das Schöne, das Wackre und Gute
Innig sich einte mit liebeichem Blick;

Wo, gleich dem Felsen, gigantisch erhaben,
Freundlich sich zeigte das gastliche Schloß,
Um nach geendetem Tage zu laben
Ritter und Knechte, und Reiter und Ros;

Wo noch der Liebe unendliches Sehnen,
Heitigen Ursprungs, die Herzen besetzt,
Wo der Gefeyerten perlende Thränen
Freu sich den Weg aus dem Herzen gewählt.

Nun sind die herrlichen Tage verschwunden,
Trümmer nur siehst du vom einstigen Glück,
Fort sind die Ritter, die Lieb' ist verschwunden,
Nichts blieb, als Ehrgeiz und Flachheit zurück.

Spiegle dich, Burg! in den bläulichen Wellen,
Sind es auch Trümmer, doch immer noch schön,
Wehmuth erregst du in fühlenden Seelen,
Sprichst nur vom Kommen, vom Seyn und Vergehn.

Rudolph Hinterhuber.

Correspondenz-Nachrichten.

Genf, im May 1828.

„Man sage, was man wolle, die Cultur geht ihren Weg, und kommt nach und nach über alle Völker des Erdbodens.“ Ich weiß nicht, wer das aufgebracht hat. Es muß aber doch etwas daran seyn. Sagen Sie selbst.

Daß man in Paris auf der höchsten Stufe der Wissenschaft steht, die freylich unter allen zwar nicht die sinnreichste, aber doch die sinnlichste ist, sich jedoch von der erhasbensten nur durch ihren Anfangsbuchstaben unterscheidet, daß die Gastronomie in den Küchen dieser Stadt am weitesten getrieben ist, weiß Jedermann. Wer hätte es aber glauben sollen, daß sie auch in Genf aufkommen würde? in der rechnenden, speculativen, währigen, an keinen Genuß hängenden Industrie-Stadt.

Nun versteht man darum zwar das Kochen und Essen noch nicht besser bey uns, denn ehemals, aber ein herrlicher Anfang ist doch damit gemacht, daß kürzlich bey unserm besten Buchhändler eine Psychologie du goût erschienen ist. Denken Sie nur: Méditations de Gastronomie transcendante! Das nenne ich mir endlich einmal ein angenehmes Buch, voll Laune und Wiß, nichts von der leidigen, in Frankreich Alles verheerenden Politik und von dem ewigen Literatur-Gezänk, denn darüber, was romantische Saucen und classische Kalbsbraten sind, ist man längst einverstanden. Nimmt man dieß Buch zur Hand, so geräth die Zunge bald in galvanische Zuckungen, und der Mund läuft einem, auf deutsch zu sagen, voll Wasser. Dabey bleibt es aber nicht, denn selbst Ideen werden in pikanter Trüffelbrühe aufgetischt. Davon will ich Ihnen hier nur ein kleines Gericht vorsehen, wie es mir gerade unter die Hände kommt.

Über den Einfluß der Wohlgeschmeckerey auf das eheliche Glück. Wird diese Schmeckerey, die kein Geschmack zu seyn braucht, von beyden Ehehälften getheilt, so kann sie den größten Einfluß auf das Matrimonial-Glück haben. Zwey wohlgeschmeckerische — wenn auch nicht wohlgeschmeckende Gatten haben dadurch wenigstens Einmal des Tages angenehme Veranlassung, zusammen zu kommen. Sie essen wenigstens zusammen. Ihre Unterhaltung ist stets neu, und bisweilen selbst gewürzt; denn sie sprechen nicht nur von dem, was sie eben essen, sondern auch von all den guten Sachen, die sie gestern und vorgestern gegessen haben, und die sie morgen und übermorgen essen werden, von neuen Küchen- und Keller-Ideen und Erfindungen u. s. w. Wer weiß nicht, daß diese traulichen Unterhaltungen (chitchats) ins Unendliche gehen, und dabey doch sehr angenehm sind, was bey der Unendlichkeit nicht immer der Fall ist. Freylich hat auch die Musik ihr Angenehmes für tonliebende Ehegatten. Aber dabey gibt es mancherley Haken: man muß eben daran gehen, es ist ein Geschäft, eine Art von Arbeit. Überdieß hat man in der Ehe oft Schnupfen und Catarrh, die Noten sind verlegt, die Instrumente verstimmt, die Frau hat Kopfweh, oder in England ist's Sonntag. Wie viel besser ist es mit dem Essen! Das Bedürfniß und seine angenehme Verriedigung führt beyde Gatten zu Tisch, und fesselt sie daran von einer Viertelstunde zur andern: Beyde haben für einander die kleinen Tischaufmerksamkeiten, die immer noch wohl thun, wenn man sonst keine mehr hat. Daraus leuch-

tet auch noch der Wunsch hervor, sich was Unangenehmes zu erzeugen. Wer vermag zu läugnen, daß dieß selbst in der nächsten Viertelstunde nach Tisch sein Gutes haben kann?

Der Verfasser theilt die Wohlschmecker in verschiedene Classen, wobey die Bankiers oder Finanzleute eine große Rolle spielen. Von ihnen sagt er: diese Finanzleute sind die Heroen unter den Wohlschmeckern. Darum kommt auch in allen Kochbüchern der bezeichnende Ausdruck *à la financier* vor. Die ganze Welt weiß auch, daß ehemals nicht der König, sondern die *fermiers généraux* die erste Schüssel grüne Erbsen aßen, die immer acht hundert Franken kostete.

Über die Ärzte sagt das Gastronomie-Buch: Sie sind Wohlschmecker durch Verführung. Die lieben Doctoren werden so herzlich und freundlich aufgenommen, und wahrhaft gebätschelt, denn sie sollen für die unter ihrem Patronat stehende Gesundheit sorgen. Immer werden sie mit Ungeduld erwartet, und wenn sie endlich kommen, mit besonderer Freude empfangen. Hier liebkost sie ein schönes Mädchen, dort ein Vater, eine Mutter oder eine glückliche Gattinn, und rechts geht ihnen die Hoffnung, links die Dankbarkeit: man füttert sie wie Täubchen, sie lassen es gerne geschehen, und in sechs Monaten ist ihnen das schon zur Gewohnheit, sie sind ohne Rettung (*past redemption*) Wohlschmecker geworden.

So viel ist gewiß, daß uns die Gastronomie nicht zu der Einfachheit der Sitten zurück führen wird, die Genf vor der Revolution auszeichnete, und noch hier und da im schwachen Widerscheine gefunden wird. Dieß ist auch im geselligen Leben sehr sichtbar, und am meisten bey unsern jungen Männern und den Zirkeln, die sie beleben, und dafür von ihnen Bildung empfangen sollen.

Außer den öffentlichen Bällen waren vergangenen Winter nur sehr wenige in Privathäusern, ja auch die wasserhältigen Soireen waren dünn gefäet. Und doch wäre für unsre spröde unbehülliche Männerwelt nichts nöthiger, als solche Vereine. Politur geht ihr vor allem ab, denn ihr soldatisches Wesen ohne höheren kriegerischen Sinn, oder der Pedantentum aus der lateinischen Schule macht sie gewiß nicht angenehm. Es zeigt sich auch keine Hoffnung, daß dieß bald anders werden dürfte, denn die Ursachen des Übels bestehen noch immer, und werden wohl noch lange bestehen. Lächerlicher Luxus und thörichte Eitelkeit ist in das gesellige Leben eingedrungen, und vor ihnen floh der echt bürgerliche Sinn, der nur einfache Freuden und Vergnügungen liebt. Ehemals war dieß nicht so. Junge Männer konnten ohne Übelstand in Mädchengesellschaften kommen. Man machte Musik da, oder beschäftigte sich mit Unterhaltungs- und Geistespielen. Manchmal tanzte man auch, aber das Clavier, oder wenn's hoch kam, eine improvisirte Violine machte das ganze Orchester aus. Die Herren bestritten die Kosten, die nicht der Rede werth waren. Deshalb konnten diese Stegreifsbälle ziemlich häufig seyn. Jeder Sonntag brachte für die jungen Leute ein Fest, das gegen Abend begann, und um 10 Uhr endigte. Die Ältern konnten ihre Kinder getrost sich selbst überlassen, denn sie waren in Rechtlichkeit und reinen Sitten erzogen. Sie waren daher nicht bey den Jugendzirkeln zugegen. Dabey gewann Vertrauen, Selbstgefühl und Artigkeit, und von üblen Folgen hörte man nichts. Ganz anders wurde dieß unter der leidigen französischen Herrschaft. Mit ihr kamen ganz andere, anders denkende und anders gesittete Leute nach Genf. Der reine unbefangene Sinn verlor sich in der fremden Mischung. Die Ältern mußten ihrer Töchter wegen vorsichtiger werden. Daher konnten junge Männer jetzt nur noch in Mädchengesellschaften kommen, wenn die Ältern sie eingeladen hatten. Die Einladung führte aber auch Anstalten und Umstände herbey. Doch ging's in Anfang noch ganz einfach zu. Wenn aber eine Familie zum zweyten Mal Gesellschaft bey sich sah, wollte sie nicht hinter dem Vorgänger zurück bleiben, ja sie that noch mehr als er, damit es nicht scheine, als thue sie weniger. Dieß ist der natürliche Gang solcher Dinge. Von nun an ging der Luxus *crecendo*. Nichts lächerlicher als eine Violine. Harmoniemusik mußte herbeigeschafft werden. Thee, Punsch, Eis, Sorbets, kostbare Ambigus, ausgesuchte Weine traten an die Stelle jener einfachen Kuchen mit süßem Landwein. Die Ballsäle wurden mit großen Kosten ausgeziert. Väter und Mütter

wollten nun auf einmal über ihre Kinder wachen, es mußte also auch auf ihre Unterhaltung gedacht werden. Dies führte die Spieltische herbey. Während nun die jungen Leute zwischen den Tänz Charaden auflösten, das Haus von unten nach oben fehrten, und unbändigen Lärm dabey machten, sah man die so genannten vernünftigen Leute an Spieltischen, wodurch sie eben den Jüngern kein erbauliches Bespiel gaben. Für dergleichen Gesellschaften wurde glänzender Puz nothwendig, und da dieser viel Zeit erforderte, so begannen die Soirees bald um die Stunde, wo sie ehemals endigten, und dauerten oft bis an den Morgen. Wer litt dabey mehr als Gesundheit und Geldbeutel? Das Schlimmste aber war, daß man sich in diesen theuren, anspruchsvollen, vornehmthuenden Zirkeln sehr schlecht unterhielt. Haben doch große Zubereitungen, höfisches Wesen und geschmeichelte Eitelkeit nichts mit der wahren Fröhlichkeit gemein. Da diese gastronomischen und tanzenden Soireen immer häufiger wurden, so führten sie auch bald Übersättigung herbey: *Toujours perdrix!* Unse jungen Männer erlagen unter den Eintadungen, und die Wahl wurde ihnen schwer. Nun kam zu dem Schlimmen das Schlimmste. Da sie so gesucht waren, und im Preis stiegen, dachten die jungen Herrn, sie wären nun was Rechtes, fingen an, sich etwas einzubilden, nun die Wichtiggen, Spröden, Vergnügungsfatten zu spielen. Sie kamen spät auf die Bälle, thaten ermüdet von denen, wo sie eben herkamen, tanzten gar nicht, oder nur aus Gefälligkeit. Die Damen wurden vernachlässigt, desto angelegentlicher aber dem Truthahn in der Sultze, dem Punsch und dem Bordeaux zugesprochen. Manchmal setzten sie sich sogar zu einem *Ecarté* an dem grünen Tisch. Dies ging nun so lang es ging. Endlich öffneten die Ältern die Augen. Sie wollten sich ferner nicht um nichts und wieder nichts ruiniren, und griffen das Übel bey der Wurzel an — sie gaben keine Gesellschaft mehr. Das heißt, von einem Äußersten zum Andern übergehen. Sehr zu wünschen ist, daß sich beyde Parteyen einander nähern, und wieder dahin zurückkehren, von wo sie ausgegangen — zur Einfachheit.

Diese Soireen sind übrigens an sich etwas gar Lächerliches, und nicht ohne Ähnlichkeit mit den englischen *Rutts*. In einem oder zwey engen Zimmern tanzt und treibt sich eine Menschenmenge herum, die kaum in sechs solchen Gemächern Platz hätte. Dazu das Plumpe, Hölzerne und Ungeschickte der tanzenden jungen Männer und Frauen, das Unzusammenhängende, Zusammengeflackte in Geräthschaften, Verzierung und Erleuchtung u. s. w., die etwas philisterhaften Manieren mancher Wirthe, die bürgerlichen Gastgebern verglichen werden können.

Man hat auch gesagt, daß unsre großen öffentlichen Bälle viel dazu beytragen, den Sinn für kleine, einfache und glanzlose Vereine zu verdrängen. Das mag wahr seyn, und sehr ist es zu bedauern, daß unser junges, weibliches und männliches Geschlecht dadurch alle Jahre trockner und ungedeiblicher wird.

Ist es uns bey diesem Zustand unsers geselligen Lebens zu verdenken, wenn wir uns freuen, daß Schnee und Eis und Lichterdampf endlich dem bunten Blumen- und Blüthenteppich des Frühlings gewichen sind, der sich jetzt um unsern Seespiegel wie ein reizender Rahmen herlegt? M.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dinſtag, den 5. Auguſt 1828.

94

Von dieſen Blättern erſcheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zuſammen viertelj. um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer viertelj. um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. E. M. bey N. Strauß in der Dorotheergaſſe No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Poſtämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben ſind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird dieſe Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland verſendet.

Die weggeworfenen Goldſtücke.

(S c h l u ß.)

Jetzt floſſen ihre Thränen. „Ihr habt Recht,“ ſagte ſie, „Alles iſt ſo, wie ihr gehört habt. Marion ſißt nun drüben und weint. Meine Baſe hat ihm das Haus verboten, und ich habe ihm geſagt, ich wolle ihn in meinem Leben nicht wieder anſehen.“

„Auch nicht wenn er ſich beſſerte und reuig zu deinen Füßen zurück kehrte?“ fragte Notrou, um die Stärke von Annettens Unwillen zu prüfen.

„Er beſſert ſich nicht. Er iſt auch ein Spieler, wie wir gehört haben, und ein Spieler beſſert ſich niemals.“

„Niemals?“ wiederholte der Dichter etwas betroffen.

„Gar nie, ſage ich euch; das ſind die allerschlechteſten und unverbesserlichſten Menſchen.“

„Das nun gerade nicht,“ brummte Notrou halb vor ſich ſelbſt hin; allein Annette, die es hörte, fuhr fort, ihre Meinung mit einem Eifer zu vertheidigen, als ob ſie es recht eigentlich darauf angelegt hätte, den Tragiker auf die Folter zu ſpannen. Halb böſe über ihre paränetiſche Beredsamkeit mochte er ſich inzwiſchen nicht läugnen, daß ſie im Grunde Recht habe; und er verſäumte nicht, was er ſonſt ſchon häufig gethan hatte, in dieſer Hinſicht auf's neue die feſteſten Vorſätze zu faſſen. Dieſe vermochten inzwiſchen nicht zu verhindern, daß er, als er in der nächſten Woche nach Paris kam, nicht dennoch an den Spieltiſch gerathen wäre. Dießmal war ihm jedoch das Glück freundlicher geſinnt, als bisher; und hundert fünf und zwanzig blanke Louisd'or in der Taſche, verließ er das Spielhaus.

Der Verluſt, welchen er durch Annettens Spürkraft erlitten hatte, war jetzt reichlich erſetzt. Zu Hauſe ſchüttete er die ganze Summe auf den Tiſch, und ſaß am folgenden Morgen nachdenklich vor ſeinem Schatze, als Annette herein trat, um ſeine kleine Wirthſchaft zu beſchicken.

„Ach, ums Himmelswillen!“ rief ſie, indem ſie die Kleinen Hände zuſammen ſchlug, „wie ſeyd ihr nur zu der graufamen Menge Goldes gekommen!“

Der Dichter lächelte.

„Seyd ihr auch Erbe einer diebischen Zigeunerbande geworden, wie ich neulich?“ fuhr Annette fort, indem sie näher an den Tisch trat.

Rotrou schüttelte mit dem Kopfe.

„Ihr seyd doch auf eine ehrliche Weise dazu gekommen,“ fragte die schnip-pische Kleine, „und habt es nicht vielleicht Jemanden mit List oder wohl gar mit Gewalt abgenommen?“

Rotrou erröthete. „Höre Annette,“ sagte er, von einem plötzlichen Einfall überrascht, „das Gold hier — ich will es dir aufzuheben geben, mit der Bedingung, daß du mir vor dem kommenden Herbste nichts davon auslieferst, wie dringend ich es auch verlangen möchte.“

„Mir wollt ihr es aufzuheben geben?“

„Dir, mit der Bedingung...“

„Nun, so gebt her,“ sagte Annette lachend, indem sie ihm ihre Schürze hinhielt; „weil ihr es so wollt, so will ich euch bevormunden, und vor kommenden Herbste sollt ihr gewiß nicht einen Sous von mir haben. Ohnedieß wißt ihr, wie es scheint, mit dem Gelde nicht zum besten umzugehen. Als ihr neulich nach Paris ginget, sah ich euch fünf Louisd'or in die Tasche stecken; und am andern Tage waren die Vögel ausgeflogen.“

Annette hatte die hundert Louisd'or des Dichters kaum nach Hause getragen, — fünf und zwanzig behielt er, wie er sagte, zu dringenden Ausgaben zurück — als auf einmal ein merkantilischer Geist in dem Mädchen rege wurde. Einer Nachbarinn hatte man einen sehr vortheilhaften Flachshandel angeboten; allein aus Mangel an Baarschaft hatte diese ihn ausschlagen müssen. Unverzüglich beschloß Annette sich dieses lucrativen Handelszweiges zum Vortheile ihres Bündels zu bemächtigen. Sie theilte Lesterem ihren Plan mit, und lachend billigte er ihn. Schon in vierzehn Tagen waren drey Louisd'or gewonnen. Wenn das so fortging, und wenn Annette ihr gefundenes Gold, nach Verlauf des Nachforschungstermines, ebenfalls in den Handel legte, so... Annette übernahm vollkommen die Rolle von Lafontaine's Milchfrau; ein guter Vorrath an Flachs, ein Grundstück, ein Gärtchen, ein Rittergut; — es konnte nicht fehlen!

Auf eine andere Weise dachte Rotrou den Plan der Erwerbung eines Rittergutes schwunghaft zu machen. Den beträchtlichen Gewinn, welchen er jüngst am Spieltische gemacht hatte, glaubte er als eine Bürgschaft der wiederkehrenden Gunst des Glückes betrachten zu dürfen. Darum hatte er unter dem Vorwande einer dringenden Ausgabe von jenem Gewinn fünf und zwanzig Louisd'or zurückbehalten. Auch schien das Glück seine tückische Laune jetzt gänzlich gegen ihn geändert zu haben. Einige Wochen hindurch gewann Rotrou fast unausgesetzt. Jetzt glaubte er endlich einen Hauptstreich wagen zu dürfen. Er steckte eines Tages all' sein Geld zu sich, um sein gutes Glück, wenn es ihm wieder günstig wäre, zu verfolgen; und eh' eine Stunde verging, war Alles verloren, und noch fünfzig Louisd'or dazu, die ein Bekannter, am Spieltische selbst, ihm vorgestreckt, und die er diesem des andern Tages zurück zu zahlen versprochen hatte.

Das Geld zur Bezahlung seiner Ehrenschild besaß er nun freylich, aber es befand sich in Annetens Verwahrung, und es von dieser zu erhalten, war keine leichte Aufgabe. Er pflegte Annetten im Scherze oft seine Vormünderinn

zu nennen, und die Kleine schien nicht übel Lust zu haben, die Rechte dieses Titels halb und halb im Ernste in Anspruch zu nehmen. Sie ermangelte nie bey sich darbietender Gelegenheit, dem Dichter über seine Sorglosigkeit und Unachtsamkeit ernstlich den Tadel zu lesen; und da dieser Ernst ihr äußerst komisch ließ, und Rotrou ihren natürlichen Verstand und ihre kindliche Gutmüthigkeit überhaupt jeden Tag höher schätzen lernte: so waren es gerade solche Scenen, an welchen er nicht wenig Behagen fand. Im gegenwärtigen Falle inzwischen wünschte er dennoch, daß er Annetten etwas strenger gezogen haben möchte.

Am folgenden Tage ging er in ihre Wohnung, noch immer uneinig mit sich selbst, wie er es anfangen sollte um seine Absicht zu erreichen. Er fand sie ernstlich mit Nähen beschäftigt, an ihrem Tischchen sitzend, und setzte sich an ihre Seite. Annette gerieth, wie immer, gar bald in ihr fröhliches Geplauder, und ärgerte sich heimlich nicht wenig darüber, daß Rotrou heute so gar wenig Gefallen daran zu finden schien, und nur sehr unbeholfen in ihren Ton einstimmt. In der That wurde er nur um desto verlegener, je länger er mit seinem Anliegen zauderte. Endlich nahm er sich zusammen. „Annette,“ sagte er, nachdem das Gespräch eine kleine Weile gestockt hatte, mit einem Tone, der seiner Absicht nach zu gleicher Zeit decidirt und unbefangen seyn sollte; „Annette, du mußt mir den Gefallen thun, und mir fünfzig Louisd'or geben.“

„Fünfzig Louisd'or?“ wiederholte die Kleine, indem sie ihre Arbeit in den Schooß sinken ließ, und langsam den Kopf schüttelte.

„Sey vernünftig, Annette; ich brauche das Geld, und in wenig Tagen sollst du es wieder haben.“

Annette schüttelte das Köpfschen. „Ich kann es euch nicht geben, ich habe auf's neue zwey Steine Flachs besprochen, die ich morgen auszahlen muß. Es müßte schlimm gehen, wenn wir nicht vier bis fünf Louisd'or dabey gewinnen sollten.“

„Mit deinem Flachs! Wenn ich dir nun sage, daß ich das Geld nothwendig, dringend und nothwendig brauche.“

„So bekommt ihr darum dennoch nichts,“ versetzte Annette. „Es ist euer eigener deutlich erklärter Wille, daß ich euch vor kommendem Herbst keinen Sous davon in die Hände geben soll. Und wozu braucht ihr denn das Geld so dringend nothwendig?“ fragte sie, indem sie ihre Arbeit wieder in den Schooß legte, und dem verlegenen Tragiker mit einer echten Gouvernanten-Miene ins Gesicht blickte.

„Ich will meinem Freunde aus der Noth helfen,“ sagte Rotrou erröthend, „der sich in diesem Augenblicke in einer sehr peinlichen Verlegenheit befindet.“

„Einem Freunde müßt ihr helfen? Und da müßt ihr über und über dabey roth werden?“

„Ich roth werden?“ fragte der Dichter mit steigender Empfindlichkeit.

„Wie mein Brusttuch hier. Und warum sonst, als weil ihr mir die Unwahrheit gesagt habt! — Am Ende habt ihr wohl gar gespielt!“ fuhr sie plötzlich heraus. Rotrou schwieg.

„Gespielt habt ihr!“ rief Annette, indem sie aufstand und die Hände zusammen schlug; „gespielt habt ihr! Nein, fürwahr! das hätte ich euch nimmermehr zugetraut. Wie war es nur möglich, daß ihr euch so weit habt ver-

gessen können!“ fuhr sie fort; und nun hielt sie dem verlegenen, und darum nur desto reizbareren Tragiker eine so pathetische Vorlesung, daß dieser seinen Ärger mit aller Mühe kaum mehr zu bezwingen vermochte. Als aber alle Entschuldigungen, womit er die Eifernde zu besänftigen suchte, gar nichts verfangen wollten, so riß endlich auch ihm der Geduldsfaden. Ein Wort gab nun das andere, und in der Hitze des Streites entwischte dem Dichter auch die Geschichte jener ersten fünfzig Louisd'or, deren Geheimniß er bisher sorgfältig verborgen hatte.

„Ich hatte dieses Geld dir vom Anfange her lassen wollen,“ sagte der Hoherzürnte, „und du magst es auch jetzt noch nur immerhin behalten. Aber nur zu gut sehe ich, wie sehr ich mich in dir geirrt habe, und daß du ein bössartiges, eigennütziges und eigen sinniges Geschöpf bist!“

„Bössartig bin ich!“ rief jetzt Annette unter hervorbrechenden Thränen; „bössartig und eigennützig, und eigen sinnig — und das sagt ihr mir? — Ist das recht? ist das billig? ihr garstiger, abscheulicher, undankbarer Mensch!“ — Hier,“ rief sie, indem sie aus einem wohlverschlossenen Schranke zwey Beutelschen hervor holte, und sie darauf setzte, „hier ist alles euer Geld; nicht einen Liard will ich wieder davon anrühren, und in meinem Leben dürft ihr mir nie wieder vor die Augen kommen.“

Damit eilte sie mit vorgehaltner Schürze aus dem Stübchen, und ließ den beschämten Dichter in einer weit größeren Verwirrung zurück, als diejenige war, in welcher er vorher sich befunden hatte. Endlich steckte er den einen der Beutel zu sich, machte, als er Annetten schluchzend auf der Hausflur antraf, einen vergeblichen Versuch, sie zu besänftigen, und kehrte endlich, bitterböse auf sich selbst, nach seiner Wohnung zurück. Tausendmal verwünschte er den Tag über seinen Guignon, seine Spielsucht, seine Hitze; und vor Allem die Härte, deren er sich gegen die so gutmüthige, und gewiß ihm aufrichtig ergebene Annette bey so unbilliger Veranlassung schuldig gemacht hatte. Ohne mit sich selbst darüber einig geworden zu seyn, wie er die Beleidigte versöhnen wolle, war er Abends eben im Begriffe, sein Lager zu suchen, als man an seine Thüre pochte. Rotrou öffnete; und vor der Thüre stand, ein großes Regentuch um den Kopf geschlagen und eine Blendlaterne in der Hand — Annette.

„Du bist es?“ fragte er ganz Kleinlaut. „Was willst du denn noch so spät, Annette?“

„Ihr sollt mit mir gehen!“

„Mit dir gehen? Wohin denn? Komm doch herein.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ihr sollt mit mir gehen; darum bin ich hergekommen,“ wiederholte sie und wendete sich zum Weggehen.

Rotrou bedachte sich einen Augenblick, griff dann nach seinem Hute und folgte.

Annette führte ihn langsam über den Hof, öffnete behutsam die Hintertüre desselben, und stand nun mit ihm vor dem Holzstoße, wo er zuerst ihre Bekanntschaft gemacht hatte. Sie setzte ihr Laternchen auf den Boden, und zog nun den Beutel hervor, welchen Rotrou Vormittags bey ihr zurückgelassen hatte.

„Ihr habt,“ sagte sie gefaßt und ruhig, „heute diese Goldstücke bey uns

vergessen, oder sie vergessen wollen. Hätte ich gewußt, daß sie euer sind, so würde ich nie einen Finger darnach ausgestreckt haben. Hier bring' ich sie auch wieder, und“ — hier lehrte sie den Beutel um, und ließ seinen Inhalt hinter den Holzstoß hinab rollen — „und ihr mögt sie auch da wieder zusammen lesen, wo ihr sie zuerst aufgehoben habt. Fürchtet ja nicht, daß durch mich irgend Jemand auch nur Ein Wort in der Sache erfahre. Ich werde gewiß nicht davon reden; denn es ist fest beschlossen, gar nicht mehr an euch zu denken: da ihr ein Spieler seyd, und mich für ein bösertiges Geschöpf haltet, während ich euch doch weit mehr gut gewesen bin, als ich es vor mir selbst verantworten kann.“

Die letzteren Reden brachte Annette unter sanften Thränen vor, welche sie vergeblich zurück zu halten suchte. So viel hätte es bey weitem nicht gebraucht, um den sehr gutmüthigen und ohnedieß zur Reue gestimmten Tragiker auf's tiefste zu zerknirschen. Er ergriff, um diese Stimmung in einem Strom von Liebkosungen und Bethuerungen kund zu geben, Annetens Hand; aber mit einem: „Laßt mich! ich bitte euch!“ entzog sie ihm diese und entschlüpfte. Da sie zugleich ihre Laterne auslöschte und der Dichter bey dem Versuche, sie zurück zu halten, sehr unsanft gegen einen Baum rannte, so mußte er, für diese Nacht wenigstens, alle weiteren Versuche zur Wiederverföhnung aufgeben.

Desto ernstlicher beschäftigten ihn die Projecte dazu den übrigen Theil der Nacht hindurch. Je länger er sich damit abgab, um desto unverzeihlicher schien ihm bey Annetens Gutmüthigkeit und lieblicher Unschuld sein Unrecht. Überdieß war sie ihm noch nie so reizend vorgekommen, als eben heute; und selbst die kleine Rache, welche sie sich erlaubt hatte, gefiel ihm. Sein Unrecht wurde nun immer größer, je länger er bey der Betrachtung ihres Bildes verweilte; und da er sich von dieser Betrachtung auf keine Weise losmachen konnte, so schien es ihm zuletzt so groß, daß er es nur durch den Entschluß, Annetten seine Hand anzubieten, vollständig sühnen zu können glaubte.

Er hatte in der Folge keine Ursache, diesen Entschluß zu bereuen, und befand sich nicht übel dabey, daß Annette das Versprechen, nun und nimmermehr wieder zu spielen, zur unerläßlichen Bedingung der Verföhnung gemacht hatte.

Übrigens zeigte sich Notrou auch in anderer Hinsicht als einen Mann von dem achtungswürdigsten Charakter. Er hatte in seiner Vaterstadt Dreux die Stelle eines Polizey-Lieutenants erhalten, und bekleidete sie zu allgemeiner Zufriedenheit. Im Jahre 1650 brach, während er sich in Paris befand, in Dreux eine epidemische Krankheit der gefährlichsten Art aus, welche in kurzer Zeit alle Einwohner hinzuraffen drohte. Notrou erhält diese Nachricht; und sogleich ist sein Entschluß festgestellt. Als eine der wichtigsten Magistrats-Personen, deren Thätigkeit gerade in diesem Augenblicke am dringendsten nöthig ist, darf er jener Gefahr sich nicht entziehen. Trotz der ängstlichen Bitten seines Bruders und seiner besorgten Freunde eilt er nach Dreux. Welch ein Anblick! Überall herrschen Schrecken, Schmerz, Tod und Trauer. „Die Gefahr, in welcher ich mich befinde,“ schreibt er an seinen Bruder, „ist drohend genug. Während ich dir schreibe, läutet man am heutigen Tage der zwey und zwanzigsten Person zu Grabe. Vielleicht gilt es schon morgen mir selbst. Doch wie es immer sey, mein Gewissen hat meine Pflicht mir vorgezeichnet. Der Wille des Herrn geschehe.“

Nur zu bald traf seine Ahnung ein. Drey Tage später starb er als Opfer seines Pflichtgefühles im ein und vierzigsten Jahre seines Alters.

Freude an der Unsterblichkeit.

Hoch auf Felsen möcht' ich steigen,
 Wo sich Sturm und Nar bespricht,
 Und den höchsten Bergen zeigen
 Mein entflammtes Angesicht,
 Wie ein Kind die Hände falten,
 Weinen: „Mir ward Ewigkeit,
 Diesen riesigen Gestalten
 Nur das kurze Loos der Zeit!“

Zu dem Dulder möcht' ich sagen:
 „Bruder, wenn dein Auge bricht,
 Wird ein bessres Leben tagen,
 Wo der Friede, wo das Licht;
 Frage muthig deine Leiden,
 An die mühevoll' Bahn
 Schließet sich das Reich der Freuden
 Jenseits dieser Erde an!“

Wie soll ich Jehoven danken,
 Daß sein schöpferischer Ruf
 Über dieser Erde Schranken
 Mich erhob und ewig schuf? —
 Wo die Todtenkränze wehen,
 Auf der Gräber dürrem Moos,
 Will ich triumphirend gehen
 Ihn zu preisen und mein Loos.

J. Stehr.

Correspondenz-Nachrichten.

München, im May und Juny 1828.

Theater. (Oper.) Ull. Schechner. Mit wahren Vergnügen berichte ich Ihnen, daß wir nun wieder so glücklich sind, der großen Schechner zaubervolle Töne zu vernehmen. Es hält schwer, zu schildern, mit welch' sehnlicher Ungeduld nicht bloß der Kunstkenner, nein, Jeder, dem nur ein Funken Musikgefühls im Herzen schlummert, dem Wiederauftreten dieser durch Bescheidenheit und Anstand liebenswürdigen, durch Kunst und die entschiedenste Meisterschaft ruhmvollen Sängerin entgegen sah! Nicht bloß die Residenz allein aber war es, welche der gefeyerten Schechner Verdienst in so vollem Maß anerkannte; ein hiesiges Blatt wurde ersucht, immer schon einige Tage vorher das jedesmalige Auftreten der Sängerin kund zu machen, weil sich dann aus benachbarten Provincial- und Kreisstädten immer Freunde des Gesanges fanden, die nicht Zeit und Kosten scheuten, in die Residenzstadt zu eilen, um die von tausend Zungen genannte und gepriesene Meisterin zu hören. Solche Theilnahme muß jeder Freund nicht der Kunst allein, sondern auch des Guten innig und um so mehr erfreuen, als es ein schönes und erhebendes Gefühl ist, verkant gewesene Talente und gute Eigenschaften nun wieder ihrem vollen Werthe nach anerkennen zu sehen. Wie sehr gilt dieß Alles nicht von unsrer Schechner, der man, als sie Bayern 1825 verließ, nicht genug Unrühmliches nachzusagen wußte, ja, der

man nicht einmal jenes schöne Talent zugestehen wollte, wovon gleich nachher Wien und Berlin, zwey große und kompetente Schiedsrichter, entzückt und hingerissen wurden! — Nun ist die Künstlerin, welche erst kürzlich ein ihr (wie es heißt) angebotenes glänzendes Engagement bey der Pariser Oper, dem Vaterlande treu bleibend, ausschlug, der Liebling des Publicums geworden. So oft sie auftritt, darf die Theater-Intendanz immer auf ein zum Erdrücken volles Haus rechnen; jede Gesangsnummer, jede ausgezeichnete Stelle in einer Arie wird mit jubelndem Beyfall aufgenommen, und die Meisterin immer stürmisch gerufen.

Und nun noch einen kurzen Blick auf *Mlle. Schechner's* bisherige Gesangsrollen. Sie trat am 15. May das erste Mal wieder und zwar als „Agathe“ in Webers Freyschütze auf; das überaus zahlreich versammelte Publicum begrüßte die Langenbehrte mit einem solchen Sturm von Beyfallrufen, mit solcher Liebe und Freude, daß Keinem mehr zweifelhaft bleiben konnte, welche Stelle die Künstlerin, welche mit sichtbarer Rührung und tief erschüttert dankte, in der Gunst des Publicums einnahm. So lange *Mlle. Schechner* sang, wechselten nur immer Agathens zauberische Töne, und der begeisterten Zuhörer wiederholte stürmende Beyfallsbezeugungen; was noch in dieser Oper allenfalls glänzen wollte oder durfte, blieb in den Schatten zurückgestellt vor dieser Agathe, die mit reiner, unschuldvoller, heiliger Begeisterung im Reich der gewaltigen Töne schwebte, und dem Ohr und Herzen einen gleich großartigen und süßen Genuß gab. Am 20. May sang *Mlle. Schechner* in der „Schweizerfamilie,“ und da mußte denn freylich Alt und Jung bekennen, so eine Emmeline bisher nicht gesehen und gehört zu haben, so gerne man auch noch dem Andenken unsrer *Harlas* Gerechtigkeit widerfahren läßt. Es gereicht der Künstlerin nicht zu geringem Lobe, daß einige derbe Naturen, die weder ein herrlicher Sonnenaufgang vom Gähnen, noch Petrarca's wundersame Liebesklage von einem ehrbaren Schläfe abhalten würde, das Schauspielhaus tief gerührt verließen, und während Emmelinens Gesang sich mehr als einmal eine Thräne von der Wange abwischten. Herzlich mußte man bedauern, daß die arme Agathe und die arme Emmeline einen ziemlich unpoetischen *Max* und *Jacob* zur Seite hatte! —

In *Meyerbeers* *Crociato in Egitto* hörten wir hierauf am 30. May *Mlle. Schechner* als *Emireno* (*Armand von Orville*); diese melodienreiche, treffliche Oper wird in München immer mit besonderem Vergnügen gehört. *Mlle. Schechner* entwickelte in *Emireno's* Rolle neben der Kraft und Herzlichkeit des Tons eine solche meisterhafte Fertigkeit im Vortrag der schwierigsten, rouladereichsten Parthien, daß selbst der Unglaube sich überzeugt haben würde, daß *Mlle. Schechner* eben so sehr den künftelnden und glänzenden, als den großartigen und gefühlten Theil des Gesanges zu meistern verstehe. — Die „*Palmide*“ wurde von *Mad. Sigl-Bespermann* gegeben; außerordentliche Kunstfertigkeit kann dieser Sängerin nicht abgesprochen werden, und sie würde noch größeren Beyfall geerntet haben, wenn uns nicht *Mad. Meric-Lalande's* unübertreffliches, seelenvolles Spiel in dieser Rolle im lebhaftesten Andenken gewesen wäre. Einige Tage später wurde die Oper noch einmal gegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

C o n c e r t.

Am 24. July gab *Hr. N. Paganini* sein so genanntes Abschieds-Concert im großen Redoutensaale, und eröffnete dasselbe mit *Cherubini's* schöner Overture zu *Lo-doiska*. Er spielte hierauf ein neues Concert für die Violine in *E-dur*, in welchem er seiner großen Virtuosität viele neue Triumphe bereitet hatte. Der erste Satz: *Tempo martiale* ist im ernstern Charakter gehalten, der zweyte: *Cantabile affettuoso* bietet viele gesangreiche und liebliche Stellen, und der letzte: *Rondo Pollacca* zeigt große Jovialität der Empfindung. Der letzte Satz erregte den meisten Beyfall. Der große Künstler wurde wiederholt applaudirt und gerufen. Hierauf sang *Mad. Frontini*, und zeigte *Bravour* und ziemlichen Umfang ihrer Altstimme. Auch sie erhielt lauten Beyfall und wurde gerufen.

Anstatt der Ouverture aus dem Freyschützen wurde ein Symphonie=Satz gespielt, welchem die beliebten Variationen Paganini's folgten, die derselbe für die Geige allein, ohne Accompagnement, geschrieben hat. In Hinsicht des schönen Vortrags beziehen wir uns ganz auf unser früheres Urtheil in diesen Blättern. Der Beyfall war fürmisch. Ein zweytes Gesangstück von der oben genannten Sängerin vorgetragen, und Mozarts Ouverture zur Zauberflöte folgten als Zwischenstücke.

Hierauf spielte der Concertgeber eine große dramatische Sonate für die Violine, genannt: „Der Seesturm,“ nach seiner Idee, von Hrn. Joseph Panny componirt, und von Paganini auf der G-Saite allein vorgetragen. Das Ganze mit Orchesterbegleitung componirte Stück bestand aus folgenden Nummern: 1) Annäherung des Sturmes (Preludio di Turbine); 2) Anfang des Gewitters (Principio di Tempesta); 3) Gebeth (Preghiera); 4) Ermunterung der Matrosen zur Arbeit (Allarme marittimo); 5) Großer Sturm (Gran tempesta); 6) Höchste Anstrengung der Seeleute (Allarme massimo); 7) Ruhe (Calma); 8) Schöne Zeit — Allgemeine Freude (Finale brillante).

Die Schilderung eines Sturmes ist eine schöne Aufgabe für den Conserer, doch muß derselbe nicht durch bloßes Geräusch der Wind- und Spectakel=Maschinen hervorgebracht werden, wie hier. Großartige Themata, welche durch kunstvolle Verwebung zu einem organischen Ganzen vereinigt wären, könnten ein schönes Werk der Kunst bilden, aber es müßte hier ein zur Klarheit gediehenes Genie mit aller Kraft wirken. Hr. Panny hat in einigen öffentlichen Productionen seiner Compositionen das Publicum nicht zum Beyfall bewegen können, denn seine Musik ist zwar regelrecht, aber sie ist ohne Wärme und Leben. Dieß gilt von den Concert=Productionen, doch mag der genannte Autor sich in gewissen Fächern, vielleicht in der Kirchen- oder Opernmusik mit Glück bewegen können. Dieses neueste Product ist breit und lang, ohne Erfindungsgeist und ohne Merkmale der Originalität. Ihm fehlt das beseelende Princip des Genies. Es läßt sich der Fall gar nicht denken, daß Paganini, dieser große Violinspieler, dem mitten in den leisesten Piano=Stellen laute Bravos zugerufen werden, der nicht hundert Tacte ohne Beyfall spielt, daß dieser alle diese Nummern herab spielte, ohne daß sich eine Hand zum Beyfall rührte, wie dieß hier der Fall war. Schweigend hörte man die vielen Abtheilungen an, ohne ein Zeichen von sich zu geben. Nur zuletzt, als Paganini die, dem Vernehmen nach, von seiner Composition hinzugefügten Variationen anfang, da ertönte der Schall des Beyfalls wieder, und äußerte sich während des Vortrags, doch waren dieß nur wenige Minuten am Ende des langen Stücks, in welchen etliche Variationen ertönten. Man sieht daraus, daß das Publicum zu unparteyischer Theilnahme gestimmt, und keine leidenschaftlichen Gegner des Conserers vorhanden waren, weil man die vielen charakteristisch seyn sollenden Nummern stillschweigend vorbegehen ließ.

Wie kann aber auch Hr. Panny mit Carl Maria v. Webers Ideen aus der Wolfschlucht anfangen? Wie kann er andere bekannte Themas einweben, ohne das äußerst feinfühlende Publicum Wiens zu fürchten? Warum gab er der Preghiera nicht einen rührenden und mehr religiösen Charakter? Warum theilte er sein Werk in so viele kleine Stücke, die lauter Absätze bilden, und alle ästhetische Einheit vernichten? Wie konnte er die Ermunterung der Matrosen zur Arbeit, und wie die höchste Anstrengung der Seeleute durch Musik ausdrücken wollen? So etwas kann die Musik nicht darstellen! Wie konnte er die Geräusch erregenden Maschinen so unmaßig gebrauchen? Warum ließ er nicht lieber Paganini's Geige öfter erklingen, und nur seltene Donnerschläge erschallen? Überhaupt ist die Parthie Paganini's zu wenig herausgehoben, und so gedeckt durch Accorde und Ausweichungen, daß sie nicht zur Klarheit kommen kann. Das schweigende Publicum hat während der Aufführung entschieden, und durch das einstimmig ausgesprochene Urtheil nachher, das Resultat über diese Composition schon fest gestellt.

Diese ruhige Deduction mag dem genannten Conserer beweisen, daß der Referent dieser Blätter die der Kunst im Allgemeinen schuldige Achtung nie aus den Augen zu setzen gewohnt ist.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 7. August 1828.

95

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. E. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse Nro. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Übersicht einer Reise des Carl Th. Hilsenberg.

Von der Insel Mauritius an den Hof des Königs Radama Mansaga auf
Madagascar *).

(Aus den, nach Mauritius an seine Freunde geschriebenen Briefen, zusammengetragen
von F. W. Sieber.)

Wir, ich und Herr Bojer, erhielten von Seiner Excellenz, dem Gouverneur von Isle de France und Contre-Admiral Sir Townsena Farquhar, durch seinen Privat-Secretär, Charles Telfair, den ehrenvollen Antrag, uns an eine Expedition

*) Hr. C. Th. Hilsenberg, aus Erfurt gebürtig, ein Schüler Bernhards, machte 1819 in Wien meine Bekanntschaft, und wir bereiseten im folgenden Jahre die Alpen Tyrols. Er faßte eine solche Neigung zu Reisen, daß nichts ihn zurück zu halten vermögend war. Meine Baarschaft war zu einer Reise nach Mauritius nicht auslangend, allein Hilsenberg ließ nicht ab, und nahm Hrn. Bojer, einen Gärtner (aus Kloster Plas in Böhmen gebürtig), zu seinem Begleiter mit. Sie gingen über Triest, Livorno nach Marseille, woselbst sie sich im März 1821 nach Isle de France einschifften. Ehe ich selbst in Mauritius ankam, um sie nach dem Cap zurück zu senden, hatten sie, meine Ankunft nicht vermuthend, einen Antrag, das Gesandtschafts-personale nach Madagascar zu begleiten, bereits angenommen. Nach seiner Zurückkunft wurde Hilsenberg ein Opfer der Krankheiten dieses Landes. Sein Gefährte, Hr. Bojer, der sich noch in Mauritius aufhält, sendete die Nachricht seines Todes an Hilsenbergs Eltern nach Erfurt, wie die beigelegte Abschrift seines Briefes erweist, welchen die Erfurter Zeitung Nro. 44, vom 10. Juny 1825, lieferte.

„(Erfurt, 4. Juny). Als unser Landsmann, Hr. C. Th. Hilsenberg, am 3. Nov. 1823 von der Insel Maurice an seinen Vater schrieb (siehe Nro. 1. der Erf. Zeit. d. J.), ahnete er nicht, daß auch ihn das mörderische Klima von Madagascar, gleich so vielen deutschen, französischen und englischen Reisenden, zum Opfer abfordern würde. Leider hat sich der Beyname Madagascars: Grab der Europäer, warnend an ihm selbst bestätigt. Am 31. May d. J. empfing die Mutter des Reisenden, voll freundiger Erwartungen, aber schmerzlich getäuscht, von seinem Freund und Begleiter, dem Botaniker Bojer, folgendes Schreiben aus St. Mairent auf Isle de France, datirt vom 14. Dec. 1824. — „Nach einem sechszehnmönatlichen Aufenthalte in Madagascar beschlossen wir nach St. Maurice zurück zu kehren. Wir durften uns glücklich schätzen, weil wir, die ersten Europäer, so weit vorgedrungen waren; wir haben nemlich den größten Theil des Innern der Insel, 120 Meilen weit, bis in die Residenz des Königs Radamas Mansaga bereist, an dessen Hofe wir eine Zeitlang blieben, um die Umgegend zu untersuchen. Am 9. Octobr. 1823 kamen wir auf Bourbon,

anzuschließen, welche aus einer Fregatte und Corvette bestand, und einen englischen Obersten als Gesandten, eine Menge so eben aus England angekommener Künstler, Handwerker, Maschinen, Geräthe, Materialien, Erzeugnisse und Zurüstungen an Bord besaß, um den König Radama-Mansaga, König der Houvas, im Innern der Insel Madagascar, einen Freund europäischer Cultur, vollkommen in den Stand zu setzen, den dringendsten Staatsbedürfnissen abzuhelpfen, besonders da er sich im Kriege mit einigen seiner, durch Hülfe der Engländer, noch nicht überwundenen Nachbarn befand. Der Gesandte war bestimmt, am Hafen Tamatavi, unweit der französischen Factorey Foulpoient, zu landen, und mit allen Ausgeschiffen, sich nach Tannanarive, der Residenzstadt dieses Königs, 12 Tagreisen in das Innere der gebirgigen Insel zu begeben, und diese großen Geschenke und Hülfsmittel der englischen Regierung persönlich zu überbringen.

Diese beyden Kriegsschiffe lichteten im Hafen Port Louis auf Isle de France am 1. May 1822 die Anker, und wir steuerten auf Bourbon zu, um von da gerade in die See zu stehen und unsern Lauf nach Tamatavi zu nehmen. In St. Denis, dem Hauptort der Insel Bourbon, traten die ersten See-Officiere in Angelegenheiten ans Land, und nach kurzem Aufenthalte fuhren wir weiter. Am 8. Tage unserer Abreise näherte sich die Fregatte den malerischen Gestaden von Madagascar, und so nach einigen Tagen entfernter Küstenfahrt sahen wir uns in der Nähe des Hauptlandungsplatzes Tamatavi, welcher dem Könige Radama gehört.

Allein kaum war unsere Fregatte und Corvette dem Gestade näher gekommen, und schickte sich an, mit gefallenem Segeln langsam in den Hafen zu gleiten, als plötzlich aus der großen Menge der Zuschauer und Eingebornen sich 50 bis 60 der schönsten schwarzen Mädchen, alle in der Blüte ihrer Jugend, wohlgestaltet und mit ausdrucksvoller Phystognomie, gleichsam auf ein gegebenes Zeichen mit einem großen Geschrey in das Wasser stürzten, und den Schiffen zuschwammen. Diese Geschöpfe ergriffen, so wie Sirenen dasselbe umzingelnd, was sich greifen ließ, Seile, Taue, Einfassungen und Steuerruder, und schwangen sich mit einer beyspiellofen Fertigkeit und Behendigkeit, gleich enternden Barbaren über die Bordlehne auf das Verdeck. Sie stürzten, so wie sie vom Seewasser triefen, mit

und am 19. Nov. auf Isle de France an, begannen unsere Sammlungen zu ordnen, und zur Absendung nach England vorzubereiten. Während dieser Beschäftigung überfiel mich das Fieber von Madagascar, und ich blieb 4 Monate in einem elenden Zustande.“

„Indessen hatte sich Ihr Sohn von dem englischen Capitän Owen, Commandant der Fregatte Luven, welcher schon seit zwey Jahren die afrikanischen und madagascarischen Küsten, und überhaupt die Westküste in dem Canal von Mozambique untersuchte, und dessen Botaniker in Senna in Afrika gestorben war, bereden lassen, als Naturforscher in königl. großbritannische Dienste zu treten, und sich gegen den Rath seiner Freunde am 15. July 1824 einzuschiffen. Am 18. August bekam er das madagascarische Fieber, das sich von Tag zu Tag verschlimmerte. Der Capitän Owen schiffte ihn am 8. September aus, und brachte ihn ins Hospital auf der Insel St. Marie, einem kleinen Etablissement der Franzosen, nahe bey der großen Insel Madagascar, wo er am 11. Sept., ein Opfer für die Wissenschaft, sein thätiges Leben endete.“

Das beygeschlossene Certificat des Hospital-Arztes und das Testament des Verstorbenen setzen die Nachricht außer Zweifel; die goldene Kette haben Sie wohl bereits schon erhalten.“

W. Bojer.

unbeschreiblicher Hestigkeit auf die sämtlichen Matrosen, hingen sich an ihre Hälse, küßten und herzten sie mit einer solchen Zärtlichkeit, als ob es lang und schmerzlich erwartetes Wiedersehen von Verliebten gewesen wäre. Sprachlos standen wir, ich und Bojer da, so ein Schauspiel hatten wir nie vermuthet, nie vorausgesetzt.

Als das Schiff gelandet und geankert hatte, kamen noch mehrere Mädchen an Bord, und so mußte sich vom Befehlshaber bis zum Officier, jeder in die Sitte fügen und abwarten, bis die Mädchen die Matrosen geküßt und gehezt hatten, um solche überredend wieder nach dem Lande zu vermögen und somit die Landessttte durch strenge Subordinations-Handhabung nicht zu verletzen.

Der König war lange vorher von der Ankunft dieser Expedition unterrichtet, hatte alle Befehle ertheilt, uns auf das beste und zuvorkommendste zu empfangen und alle nöthigen Anstalten zur schnellsten Abreise nach dem Innern des Landes treffen lassen. Hunderte von stämmigen Madegassen erwarteten das sämtliche Gepäcke, Waaren und Geräthe, welche schleunig ausgeladen wurden, um es auf Bahren und Schultern zwölf Tagreisen nach dem Innern zu tragen. Oberst Hastie betrieb die Abreise selbst auf das eifrigste und in wenigen Tagen brachen wir auf. Ich gab meine Empfehlungsbriefe an einige der hier angestellten französischen Kaufleute und Factoren ab, und wurde in der Zwischenzeit über eine Menge der interessantesten Gegenstände belehrt. Die Flora dieser Gegend ist ausgezeichnet, reich und äußerst anziehend. Am Gestade fanden wir die seltensten, herrlichsten Gewächse, doch wenige aus Isle de France wieder, es seyen denn diejenigen, welche seit langer Zeit dort eingeführt und angepflanzt sind, wie z. B. die prachtvolle *Urania speciosa*, den *Arbre à Voyageur*, oder *Baum der Reisenden*, dessen riemenartige Blattstielscheiben man zu jeder Tageszeit anbohren oder aufschneiden kann und stets des reinsten und frischesten Wassers gewiß ist, welches durch die großen flachen Blätter als Thau aus der Luft aufgesogen und gesammelt, den durstigen Wanderer, fern von allen Quellen und Strömen, erquickt.

Bermög dem Auftrage des Gouverneurs, alle Arten von Naturalien für das brittische Museum zu sammeln und einzusenden, erhielten wir ein eigenes Personale und waren in jeder Hinsicht ungebunden, benügten auch augenblicklich die Gelegenheit in der Gegend herum zu streifen und Florens Schätze zu plündern, welche für Robert Brown bestimmt sind. Die Waldungen sind so wie in Isle de France, mit ungeheuern Riesenbäumen versehen; Lianen, Epidendron, Farrenkräuter, Palmen, machen die meisten Gegenden undurchdringlich; so dicht und so üppig vegetirt alles über und durch einander. Mit dem Säbel in der Hand machten wir uns Bahn, und kehrten mit völlig unbekanntem Gewächsen reich beladen stets wieder zurück.

Nachdem die ganze Caravane, aus vielen hundert Lastträgern bestehend, beyammen war, zogen wir landeinwärts. Zwölf Tage dauerte die Reise, bald zogen wir auf Ebenen, bald zwischen Felsenschluchten oder über Hügel und Berge fort; den meisten Theil dieser ermüdenden Reise legten wir in Kähnen auf großen Strömen zurück, wo bald aus- bald wieder eingeladen und nicht selten die Kähne selbst aus einem Canal in den andern auf dem Rücken fortgetragen wurden; überall erwarteten uns auf Befehl des Königs neue Scharen von Eingebornen, welche alle Lasten den Ankommenden abnahmen und uns weiter

geleiteten. Unter unsern Bedienten waren zwey Neger von der Kafferküste, welche wir aus Isle de France, uns als verlässliche Leute zugetheilt, mitgenommen hatten. Einer derselben vermaß sich, unser Gepäcke zu öffnen, es zu plündern und mir daraus ungefähr zwölf spanische Thaler zu entwenden. Er wurde verrathen und die Sache dem Obersten Hastie hinterbracht. Dieser arme unglückliche Kerl wurde zum abschreckenden höchst nothwendigen Beyspiele, in Gegenwart der ganzen Caravane, am Rücken blutig gezeißelt, und damit ihn nicht etwa der Starrkrampf ergreife, welcher nach Verwundungen hier in diesen Gegenden sehr gewöhnlich ist, wurde sein Rücken abgetrocknet, dicht mit Pulver bestreut und dasselbe entzündet. Jämmerlich schrie der Unglückliche, als seiner Strafe noch obendrein die Hölle nachfolgte.

Nachdem wir nun in den dichtesten Wäldern auf Strömen und Flüssen, in Schluchten und Thälern herumgeirrt, die Herrlichkeit, der Reichtum und die Fülle des Landes angestaunt, unbekante Gewächse der seltensten Formen, unter andern den Nepenthes — (Wasserschlauchblatt), bewundert und gesammelt, die überaus prachtvollen noch nie gesehenen Vögel geschossen und vorgerichtet hatten, von Stund zu Stund, von Schritt zu Schritt immer wieder überrascht, betroffen und entzückt wurden, hob sich das Terrain, die Ströme und Flüsse wurden kleiner, die dichten Urwäldungen lichteten sich, wurden niedriger, hohe Bäume standen einzeln, Gebüsche und Sträucher nahmen uns auf, und wir hatten den Fuß der Gebirge erstiegen. Von da ging es immer rascher und schneller in die Höhe, auf das in der Ferne sich erhebende und schimmernde Gebirge; wir fühlten uns von einer reinern Luft angeweht, die drückende Hitze der Thäler war verschwunden, und wie aus einem Traume erwachend, fragten wir uns, ob wir dasjenige, was wir so eben gesehen, wirklich mit unsern Augen gesehen, mit unsern Händen gegriffen hätten. Allein das Gesammelte, was wir bey uns führten, und das Neue, was wir abermal bey jedem Schritte immer wieder fanden, belehrten uns, daß der Traum Wirklichkeit sey.

Endlich hieß es, wir wären in der Nähe der Hauptstadt, Zahlreiche Dörfer gruppirten sich, und Bewohner, welche uns am Wege erwarteten und neugierig forschend anblickten, schienen durch ihr Aussehen, Betragen und das ganze Äußere ihrer Kleidung, Habseligkeiten und Wohnungen, einen weit höhern Grad madegassischer Bildung und folglich die Nähe der Residenzstadt zu verrathen. Als wir uns derselben näherten, kam ein Strom Volkes nach dem andern herbey, welcher uns mit einem furchtbaren Geschrey und Ruf, der fast wie Hurrah erklang, begrüßte und zur Stadt selbst geleitete.

Wir wurden jetzt Spuren europäischer Thätigkeit ansichtig; nemlich Schanzen, nach den Regeln unserer Befestigungskunst aufgeworfen, und mit englischen Kanonen besetzt. Die Gesandtschaft und ihr Gefolge wurde salutirt. Schwarzbraunes halb nacktes madegassisches Militär, wie die Seapoy in Ost-Indien, ziemlich gut exercirt, und durchaus mit europäischen Waffen versehen, schwenkte vor uns auf, und wir erblickten mehrere Engländer darunter. Die Truppe, viele hundert Mann, feuerte ziemlich regelmäßig die Gewehre ab, als der Oberste Hastie, sein Gefolge und wir vorbey ritten. — Pallisaden machen inzwischen mit Gräben noch die Umfangsbefestigung einer Stadt aus, welche nahe an 80,000 Menschen fassen mag. An der Residenz des Königs, welche

einen eigenen Theil der Stadt einnimmt, und noch weit stärker befestigt und mit Verschanzungen, Gräben, Pallisaden, Mauern und Zugbrücken gedeckt ist, wurden wir wieder, sämmtlich in unserm besten Staate, für die unmittelbare Antritts-Audienz vorbereitet, nun empfangen, eingeführt, vom Gedränge eines sprachlosen, stauenden Volkes begafft, von den Kanonen des königlichen Forts salutirt, und zogen daher, von einem Zug des englischen mitgebrachten Militärs gedeckt, in den großen Vorhof hinein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nach Vollendung einer neuen Tragödie.

Horch! Mitternacht! — Noch flammt dein Blut,
Und bis zum Herzen glüht die Glut;
Die Lamp' ist dem Erlöschen nah,
Du sitzt doch noch sinnend da,
Und schaust mit wachem Geist und Blick
Sehnsüchtig, wie auf nahes Glück! —
Wird diese rege Phantasie
Niemals gezähmt, gezügel't nie?
Wird dieses Wogen, dieser Drang
Dich freu'n und quälen lebenslang? — — —
Was? — Thränen?! Du? Ein Mann?
Du! jung — beglückt — auf lebensfroher Bahn? —
Ja! Thränen! Ach, sie schmerzen tief
Und wecken auf, was lange schlief! —

Still! — Durch die Gassen, öd' und leer,
Kommt Einer singend noch daher — —
Was singet er? —

„Ich bleib' und bin,
Was seyn ich kann nach meinem Sinn!“ —

Du Glücklicher! der überzeugt
Von dem, was in mir fällt und steigt —
Du Glücklicher! dich quälet nicht,
Was dieses Herz vielleicht noch bricht!
Mit leichter Müh' und leichtem Sinn
Lebst du dein stilles Leben hin,
Und ohne spitzigen Verstand
Gewinnt es dir die kräft'ge Hand,
Ja, Sonntags kostet's dir noch Schweiß,
Um zu vergeuden deinen Fleiß,
Und Montags gehst du jubelnd doch
Mit neuer Kraft in's alte Joch! — —
Ich aber? — Ist mein Werk so fest,
Dass es auf Dauer hoffen läßt,
Und frommt so viel, und währet so lang
Der flücht'gen Kunst Snyrenensang,
Der Kunst, die jeden fachen Fant
Aufnimmt in ihr gelobtes Land?! — —

Da flammt die Lampe noch einmal
Empor, ein goldner Sonnenstrahl,
Und eine Jungfrau, hehr und mild,
Leuchtet wie ein holdes Feenbild
Aus einer Nische ietzt hervor —
Sie spricht:

„Du unzufried'ner Thor,
Was klagst du mich so bitter an,
Was schwankst du auf der schönen Bahn?
Weist du noch nicht, dass Kunst und Leben
Einander stets die Hände geben,
Und dass sich Eines nicht beseelt,
Sobald das Andere ihm fehlt? —

Drum auf! Hinaus in's reiche Seyn,
 Wo du es fassst, ist es dein;
 Mit tausend Armen winkt es dir,
 Es beugt dich dort, erhebt dich hier,
 Damit in Schmerz und Lust du lernst:
 Die Welt regier' ein tiefer Ernst,
 Und diesen Ernst mußt du erkennen,
 Willst du dich meinen Jünger nennen,
 Mußt' ihn erfassen, fest ihn halten,
 Dann wird dein Glaube nie erfalten!
 Erhaben über Neid und Hohn,
 In keinem Dienst, um keinen Lohn,
 Von allem Wahn und Dünkel frey,
 Demüthig und doch stolz dabey,
 Den reinen Blick aufwärts gerichtet,
 Wo sich die Ewigkeit ihm lichtet,
 Durch nichts gestört in seinem Amt,
 Ob ihn die Thorheit auch verdammt,
 Voll Zweifel und voll Zuversicht,
 Ausdauernd, ob das Herz auch bricht:
 Dieß ist mein Sohn — dieß der Poet,
 Der mit der Kunst durch's Leben geht!" —

Den Dichter hat der Spruch befehret,
 Doch, ob er ihm noch mehr gewähret?
 Ob mit der Ruh' und Heiterkeit,
 Die jezt ihn stärket und erfreut,
 Zur Frucht auch runde sich die Blüte,
 Die er getragen im Gemüthe,
 Und die so manches Sturmes Toben
 Zerdrückt bald, und bald erhoben,
 Ob — Nein! er will nicht weiter fragen —
 Ihm wird's das feuchte Auge sagen,
 Das in das seine dankend blickt —
 Die Hand, die sanft die seine drückt —
 Das Herz, das ihm entgegen schlägt,
 Weil er's bewegt, und aufgereg't:
 Denn, Aug' und Herz! wenn du nicht lohnst,
 War all' sein Streben doch umsonst,
 Und wo man keine Thrän' ihm weint,
 Wo man erwäget nur und meint:
 Da geht und schweigt betrübt der Dichter,
 Und wird sich selbst zum strengsten Richter!

Ludwig Halirsch:

Correspondenz-Nachrichten.

München, im May und Juny 1828.

(Fortsetzung.)

Eine neue Erscheinung im musikalischen Gebiete ist die Oper *Macbeth*, von einem Franzosen, Mr. Chelard, componirt; der Text verdeutsch't durch C. M. Heigel. Dieser *Macbeth*, bey seinem ersten Erscheinen in Paris mit unzweydeutigen Zeichen des Mißfallens aufgenommen, erlebte bey uns eine äußerst glänzende Aufnahme. Wenn man aber die Sache und den Glanz etwas näher betrachtet, so zeigt sich klarer, auf wessen Rechnung die günstige Aufnahme vorzüglich zu schreiben ist. Man bemerke folgende Thatsachen. Die Ouverture wurde von unserm, diesmal sehr zahlreich besetzten, Orchester mit seltner Präcision executirt. Klatschen am Schluß kann hier eben so leicht der rauschenden Musik als dem meisterhaften Vortrag gelten. Die Gesangstücke im ersten Act wurden ohne sonderlichen Beyfall, das sehr auf Effect berechnete und wirklich brillante Heren-Terzett kalt aufgenommen. Im zweyten Act war *Mlle. Scheneer* (*Lady Macbeth*) der ausschließende Glanzpunct der Oper; in solcher Kraft und Herrlichkeit hatten wir die Künstlerinn auf unser

Bühne noch nicht gehört; ein Trink-Chor und ein Quintett in diesem Act wurden mit mäßigem Beyfall aufgenommen. Im dritten Act sang Mad. Sigl-Bespermann eine sehr kunstreiche, vom Compositour mit enormen Schwierigkeiten überladene Arie; der dabey gespendete Beyfall, zur Ehre unsers Geschmacks sey es angenommen, traf mehr den Vortrag als das Vorgetragene; Dlle. Schchner in der Wahnsinnsscene, durch die Wahrheit ihres Spiels und den herzerschütternden Gesang, jeden Zuhörer hin. Die äußere Ausstattung der Oper war übrigens äußerst glänzend und exact; besonders trug zum äußern Glanze das eingelegte brillante Ballet bey, und das Orchester bewies seine altbekannte Meisterschaft, und leistete Vorzügliches. — So mußte es wohl kommen, daß, selbst bey allenfalls geringerem inneren Gehalt, diese Oper mit Beyfall aufgenommen werden mußte. — Dlle. Schchner wurde gleich nach dem Schluß ihrer großen Arie im zweyten Act und am Ende der Oper (hierauf der Compositour) gerufen. — Geistige Productionen können zweyfach beurtheilt werden: einmal an und für sich, und den höchsten Anforderungen der Wissenschaft und Kunst gegenübergestellt, zum andern relativ in Bezug auf die individuelle Leistung. In letzterer Beziehung kann man, wenn man gerecht seyn will, nicht läugnen, daß Hr. Chelard gründlicher ist, als Rossini, man muß aber auch sagen, daß er dem Italiener an Melodien-Reichthum nachsteht, nicht entfernt an unsre großen Compositours reicht, und selbst Meyerbeer über sich hat. Einzelne Stücke in Chelards Oper sind effectvoll, ja oft charakteristisch, z. B. das Heren-Terzett im ersten und zweyten Act, die Arie der Lady Macbeth, der Trink-Chor und Marsch im zweyten Act; daneben stört aber auf der andern Seite unnöthiger und überladener Instrumentalsatz, Lärm der Blech-Instrumente, unmotivirte Behandlung der Pauke &c. An und für sich muß die Oper ein halbgeklungenes Werk genannt werden. Sie wurde am 20. Juny zum ersten, am 24. zum zweyten Male aufgeführt. Die Oper wird nun, wie Schauspiel und Ballet, eine Zeit lang ruhen, weil mit dem 10. July die Theaterferien (zum ersten Mal) eintreten.

Unser wackerer Tenorist Bay er ist schon geraume Zeit krank; er wird bey der Oper und vom Publicum vermisst.

Ballet. Vom Ballet kann ich Ihnen nur zwey Neuigkeiten berichten, eine objective und subjective. Die objective ist ein neues Ballet, vom Balletmeister Horschelt: „Der Berggeist,“ nach Musäus, in drey Acten. Horschelt besitzt wohl nicht genug balletischen Erfindungsgeist, dagegen weiß er einzelne Figuren und Gruppen sinnreich und mit glänzendem Effect anzuordnen; hieraus läßt sich auf den Gehalt des „Berggeists“ schließen; durch ein Ballet soll immer ein historischer Faden laufen, und zwar ein lyrischer oder ein humoristischer; dagegen lief durch den Berggeist eine Kette — von Rosen, welche von den ewig tanzenden Mädchen und Genien rüstig geschwungen wird; das Ballet hat äußerst wenig von dem, was man eigentlich Handlung nennt; man könnte es eher Divertissement nennen, ohne daß es eigentlich das ist; mehrere der zahlreich vorkommenden Tänze ermüden durch Eintönigkeit und Dauer; die Musik ist — nicht gut, nicht schlimm; dagegen ließ die Theater-Intendanz es an nichts fehlen, das Ballet äußerlich mit ganz besonderer Pracht auszustatten, wozu sich noch Präcision der Maschinerie gesellte. Die Hauptparthien waren sehr gut besetzt; der Beyfall, bey der ersten Vorstellung stark, sank bey den beyden nächsten. Die subjective Neuigkeit besteht darin, daß ein Künstlerpaar von der Academie zu Neapel, Sigr. Masglietta und Sigr. Olivieri, dahier gastirte. Sie traten am 11. May in einem Ballet („der Jahrmarkt von Krakau,“ von Horschelt) in einem pas de deux bacchanale, und am 6. Juny in einem Divertissement („Amors Fest“) auf, und erhielten beyde Male einen fast wüthenden Beyfall. In den öffentlichen Unterhaltungsblättern entbrannte ein gewaltiger Federkrieg über den Werth dieser Fremden, im Vergleich zu dem bey uns seit vielen Monaten gastirenden Hrn. Kozier und unsrer Mad. Horschelt (geb.CKER); beyde Parteyen, wie es in solchen Dingen immer zu geschehen pflegt, kamen in ihren Urtheilen auf Extreme; müßte nach der Stärke des Beyfalls geschlossen werden, so gebührt den Fremden die Krone; allein dieser Maßstab triegt; ruhig betrachtet, rechtfertigt sich der Ausspruch, daß diese beyden Fremden, mehr der italienischen

Schule angehörend, bey weitem mehr Force und Behendigkeit, die unsren, mehr zur französischen Schule sich hinneigend, un widersprechbar mehr Grazie entwickelten. Jedem das Seine! —

Schauspiel. Im Schauspiel hat uns heuer die Intendanz große Genüsse verschafft, indem sie uns das Vergnügen gewährte, zwey große Künstlerinnen als Gäste auf unsrer Bühne zu bewundern. Im Monat May trat Dlle. Lindner vom Theater der freyen Stadt Frankfurt in dreyzehn Rollen auf. Diese Künstlerinn erhielt den rauschendsten, herzlichsten Beyfall, der um so wohlverdienter war, als sie, von der Natur weder mit Körperreiz noch mit einer kräftigen, für heroische Rollen passenden Stimme ausgestattet, alle diese Hindernisse bey dem Anblick ihres seltenen, seelenvollen und hinreichenden Spiels leicht vergessen machte. In humoristischen, naiven und sanfttragischen Rollen ist Dlle. Lindner die einzige Künstlerinn neuerer Zeit, welche vielleicht bis ins kleinste Detail auch nicht das Mindeste zu wünschen übrig läßt. Victor in Castelli's „Waise und Mörder,“ Suschen in Claren's „Bräutigam aus Mexico,“ Louise in „Cabale und Liebe,“ Kösschen in Holbein's „Verräther,“ Margarethe in Iflands „Hagestolzen,“ Sufette in Koberg's „Rosen des Malesherbes“ sind Gebilde der reinsten Künstlerweihe, und stellen Dlle. Lindner unter die ersten dramatischen Gestirne unsrer Zeit.

Im Juny trat Dlle. Müller, aus Ihrer Kaiserstadt, auf unsrer Bühne als Jeanne d'Arc, Donna Dianna, Irene in „Belisar,“ Clementine im Drama gleichen Namens (von Th. Hell), Julie in „Romeo und Julie“ und Isabelle in Beck's „Quälgeistern“ auf. Dlle. Müller fand man seit 1821, wo sie bey uns gastirte, etwas, jedoch zu ihrem Vortheil, verändert; das Organ nemlich ist kräftiger, biegsamer, wohl lautender geworden. Dlle. Müller bewährte in diesen 6 Gastrollen, daß sie zur Tragödie, zum heroischen Pathos und zum Conversationsstück, namentlich im Launichten, entschiedenen Meisterberuf habe; im Humoristischen und Sanfttragischen scheint sie der Dlle. Lindner weichen zu müssen. Das Publicum schien dieß auch genau zu bestätigen, indem es der Künstlerinn als „Julia“ und „Donna Diana,“ so wie als „Irene“ minderen Beyfall zollte, ihr dagegen bey der Darstellung der „Jeanne d'Arc,“ „Clementine“ und „Isabelle“ mit Enthusiasmus huldigte. Ganz besonders verdienen „Jeanne d'Arc“ und „Clementine“ herausgehoben zu werden; diese beyden Darstellungen gewährten uns einen unvergesslichen Genuß. Nachdem Dlle. Lindner nach Frankfurt zurückgekehrt ist, und Dlle. Müller sich nach dem Norden gewendet hat, nachdem endlich auch Hr. Kettel (vom Braunschweiger Theater), der uns Anno 1821 besser gefiel, als diesmal, uns verlassen, sind wir wieder auf uns selbst reducirt, ohne deßhalb arm zu seyn, da wir Gclair, Wespermann, Urban und Mad. Fries die unsrigen nennen dürfen.

Modenbild XXXII.

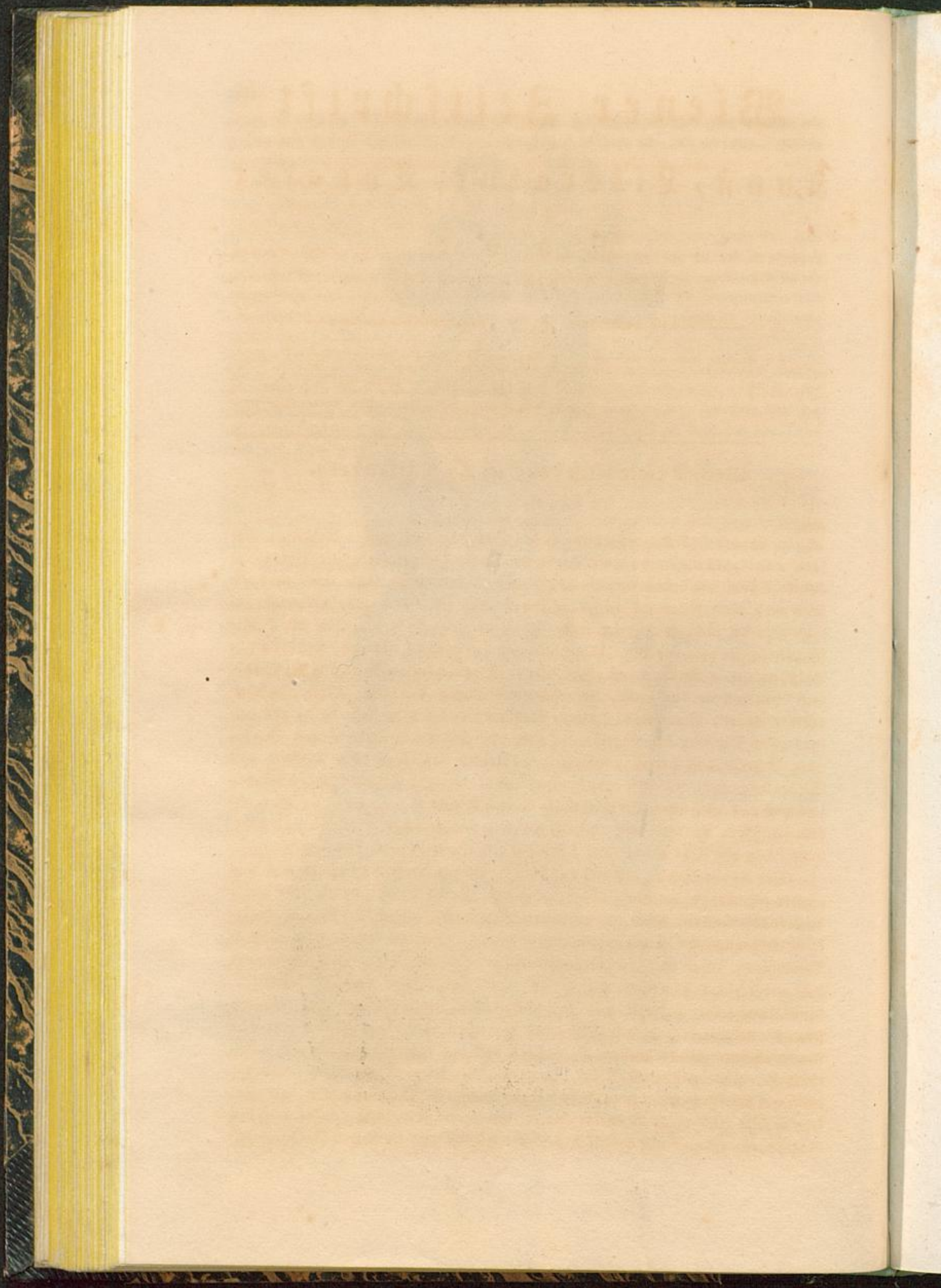
Kleid (nach einem Original von Hrn. Thomas Petko, bürgerl. Kleidermacher nächst dem Hof, im Heidenschuß, Nro. 237) von ungebleichtem Battist, mit zwey breiten, grün geschlungenen Falben, über die eine geschlungene Quirlande angebracht ist. Die Chemisette von Tull-Anglais ist mit Stickerey geziert.

Der Capote-Hut von Battist-Laffet ist nach einem Original von Hrn. Franz Langger, bürgerl. Handelsmann und Modist in der Kärnthnerstraße, bey dem goldenen Sattel, Nro. 983.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.





Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Sonnabend, den 9. August 1828.

96

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 6 fl., halb, um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halb, um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Übersicht einer Reise des Carl Th. Silsenberg.

(F o r t s e t z u n g.)

Der Bruder des Königs empfing den Obersten mit großer Achtung, Gefolge und Gepränge, und führte ihn in den Audienz-Saal; wir Alle folgten ihm dahin. Allein wie erstaunte ich, als ich mich in dem Prunksaale eines europäischen und nicht eines madagascarischen Königs erblickte; auf so ein Schauspiel war ich nicht vorbereitet. Kein Saal in Isle de France hat die Hälfte solcher Pracht aufzuweisen. Ölgemälde und Kupferstiche in Glasrahmen an den Wänden, große Wandspiegel rings herum in vergoldeten Einfassungen, Wand- und Armlenker von Gold, herabhängende Luster von der geschmackvollsten antiken Arbeit, Draperien, Falten, Gardinen von Seide und Gold, und den theuersten Stoffen; Fußteppiche, auf dem schönsten parkettirten Fußboden, die ausgesuchteste und herrlichste Schreiner-Arbeit aus England mit Gold und Silber beschlagen, von Bronze gegossene und alabasterne Statuen in den Nischen und auf den Gestellen, Spiegelgläser in den Fenstern, kurz eine von mir, zufällig selbst in Europa, nie gesehene Pracht, machte mich sprachlos und staunend, wie alle diese Dinge hier schon bereits anwesend seyn könnten. —

Der König *Nadama* saß auf seinem Throne, einfach gekleidet, und von seinem prunkenden reichen Hofstaat umgeben. Seine Physiognomie war höchst anziehend, ausdrucksvoll und gebildet; seine Abstammung ist offenbar arabischen Ursprungs. Er ist ein Mann von höchstens 26 Jahren (1822), von raschem Benehmen, Feuer und Geistesgegenwart; er wird von allen Bewohnern auf das ausgezeichnetste geehrt, geliebt und gefürchtet. Seine Gerechtigkeitsliebe, die Schärfe seiner Urtheile, und die Unmöglichkeit ihn zu täuschen und zu überlisten, ist allgemein anerkannt, so, daß Parteyen ihre Rechtshändel nur von ihm geschlichtet wissen wollen. Er hat seit dem Tode seines Vaters die wohlthätigsten Änderungen im Reiche vorgenommen, einen Staatsschatz angelegt, mehrere Völkerschaften zur Ruhe, Unterwürfigkeit und Gehorsam gebracht, sein Gebiet und seine Macht in kurzer Zeit vergrößert, den Handel mit den Engländern eröffnet und befestigt, und die seltenen und trefflichen Producte sei-

nes gesegneten Landes in Tausch und Kauf auf das beste zu benützen verstanden. Durch die Waffen der Engländer ist er endlich auf der ganzen Insel gefürchtet, und sein angelegentlichstes Werk ist, in jedem Bezug europäische Cultur zu verbreiten.

Seine Soldaten werden auf europäische Art gekleidet und geübt, die Reiterey auf Madagascar europäisch organisirt, und auf Heereszügen begleitet ihn sogar leichtes Geschütz. Handwerker und Künstler jeder Art sind ihm höchst angenehm, und gegen Niemanden ist er freundlicher, als gegen sie. Jedem der Angekommenen wurde eigene Wohnung, Bedienung und Bequemlichkeit jeder Art verschafft. Die Arbeiter jeder Classe, Maurer, Zimmerleute, Schmiede, Schlosser, Schreiner, Gärtner, Kunstweber, Bäcker, Steinmehlen u. dgl. erhalten junge Madegassen zum Unterricht und zur Erleichterung ihrer Arbeit, so viel, als sie wollen. Der Madegasse ist gelehrig, geschickt, feurig, groß gewachsen und nicht negerartig, wie der Neger aus Guinea oder Mozambique, sondern schwarzbraun von Farbe und in den regelmäßigen Gesichtszügen, dem Araber, dem Kaffer und Abyssinier ähnlich; in kurzem wird Tannanarive einer europäischen Stadt gleichen, weil ein Jeder sich beeilt, dem Könige jeden Wunsch zu erfüllen, und an Allem, was er thut, ein Muster zu nehmen: Gebäude, Straßen, Brücken werden alle nach Angabe der sich dort ansiedelnden und vom englischen Gouvernement dahin gesandten Britten erbaut, oder der Bau durch sie geleitet.

Nach einem kurzen Aufenthalte, nachdem Alles an Geschenken und bestellten Kauffachen dem Könige übergeben war, der alles und jedes mit forschendem Auge betrachtete und sich zum Theil von einem Dolmetscher erklären ließ, zum Theil selbst die Erklärung in englischer Sprache begriff, weil er solche mit Eifer und Fleiß erlernt, schied der Oberste Hastie mit seinem Gesandtschaftsgefolge nach etwa 14 Tagen von da, und begab sich auf einem andern Wege nach Foulpoint, wo ihn eine Fregatte erwartete. Der König gab ihm selbst das Geleit und schied mit dem rührendsten und ungeheucheltsten Freundschaftsgefühl von ihm. Wir, ich und Bojer, blieben zurück. Der Oberst hatte uns dem Könige ganz besonders empfohlen, ihm von dem Zwecke unsers Aufenthaltes einen Begriff gegeben, und ihm erklärt, daß wir bestimmt seyen, Mineralien, Pflanzen, Sämereyen und Früchte, Insecten, Vögel, vierfüßige Thiere und andere Seltenheiten zu sammeln, zu trocknen, auszubalgen und abzuzeichnen; er bedeutete ihm, daß solche für das brittische Museum in London, woher alle diese Personen und Zurüstungen angekommen wären, bestimmt seyen. — Der König nahm uns daher in seiner Residenz unmittelbar auf, räumte uns in der Nähe seiner Frauen, welche uns ohne allen Anstand und Bedenklichkeit besuchten, eine geräumige Wohnung ein, und beehrte und überraschte uns öfter des Tages mit seinem Besuche.

Bojer mußte ihm, da er sah, daß wir zeichneten, seine Residenz aufnehmen und einen Plan verfertigen, den wir sodann auch in Vogelperspective dem Gouverneur von Mauritius mit übersendet haben. Er gab uns Pferde und Leute auf Excursionen mit, weil wir in die tiefen Thäler auf Tagreisen uns entfernen mußten, um die Urwälder und die Tropen-Vegetation zu erreichen, da die Stadt, in einem gemäßigten Klima, wie etwa jenes von Erfurt gelegen, uns in der heißen Jahreszeit wenig Interessantes darbot. Der König kam jedes Mal, um das Mitgebrachte zu sehen und sich erklären zu lassen, wo-

bey ihm den Bau und den Zweck der Blumen, ihre Befruchtung u. dgl. erklärte, und so jedes Mal sein Interesse in Anspruch nahm. Er sandte Leute auf die Jagd aus, die uns die bekannten und ausgezeichnetsten Vögel und Thiere schossen und fingen, und theils todt oder lebendig brachten. Er bewunderte die Herstellung des abgezogenen und wieder ausgestopften Vogels, und nichts entging seiner Aufmerksamkeit. Er ließ uns gleich die ersten Tage nach der Abreise des Obersten *Hastie* nicht mehr allein speisen, sondern zog uns an seine Tafel, und fragte uns in allem und jeden um Rath und Unterricht. In Feld- und Gartenbau, in Obst- und Blumenzucht und vielen Andern half mir Hr. *Bojer* aus, und ich übernahm die Erklärung im Englischen, oder vermittelst des Dolmetschers; zuletzt nach einigen Monaten Aufenthalt, hatte ich durch unablässiges Bemühen, die Landessprache der *Souvas* selbst erlernt, und meine Unterhaltung ging schneller und ungehinderter vor sich. Über Europa fragte er unablässig, und ich hätte selbst nie gedacht, daß ich ihm über so viele Gegenstände, Gebräuche, Sitten, Künste und Handwerke *ic. ic.* Aufschlüsse zu geben im Stande seyn würde. Auf Religionsgegenstände kam nie das Gespräch, und lenkte es sich etwa dahin, so wurde es von ihm nicht aufgenommen.

Eines Tages, bald nach der Abreise des Obersten, eilte man zum Könige, und berichtete ihm, wir hätten ein Instrument, einen dicken Stab bey uns, welcher einen lieblichen Ton von sich gäbe, wenn wir ihn an den Mund hielten. Sie beschrieben ihm die Töne und die Melodie so entzückend schön, daß er eilig und dringend uns holen und bitten ließ, wir möchten diesen Stab mitbringen und ihm zeigen. Es war eine Flöte, welche ich nach vielen Bitten und Plagen nebst einigen Musikalien vom Herrn *Sieber*, als eine ihm werthe Nachlassenschaft seines verstorbenen Bruders, vor meiner Abreise von Prag, endlich dennoch erhielt. Der König hatte noch nie eine Flöte gesehen und gehört, und ich war genöthigt, ihm eine Melodie und Arie nach der andern zu blasen. Er fand das Instrument so angenehm, daß ich jeden Abend nach dem Essen wenigstens eine halbe Stunde ihm vorspielen mußte. Er konnte sich an den weichen, sanften, schmelzenden Tönen nicht satt genug hören. Alles, was ich wußte, Ländler, Deutsche, spielte ich ihm vor; einige Arien aus der Zauberflöte und dem *Don Juan* hatten seinen meisten Beyfall — allein sonderbar genug, das liebste Lied, welches ich ihm jeden Tag spielen mußte, war das bekannte *Tyroler* oder *Alpenlied*: „Wenn ich in der Früh aufstehe“ *ic.* Dieses hatte er so gerne, daß er es fast athem- und bewegungslos anhörte, und als ich die Variationen, aus Mangel an Noten, nicht weiter spielen konnte, und ihm bedeutete, daß es eine Fortsetzung desselben gebe, welche ich bey einem Freunde in *Port Louis* für die Flöte gesehen hätte, so bat er mich dringend, einen Brief an meinen Freund dahin zu schreiben, und fertigte augenblicklich einen Boten ab, welcher sogleich nach der Küste eilen und diesen Brief in dem Hafen *Tamatari* einem sichern nach *Mauritius* segelnden Schiffe übergeben sollte, damit wir ja recht bald die Musikalien dazu erhielten *). Es stößt dem

*) Ich befand mich damals in *Mauritius*, und habe diesen Brief selbst mit vieler Theilnahme gelesen, auch eine Suite von etwa 30 neuen Werken, welche er sehr gut für seinen Zweck brauchen konnte, ihm abgetreten und nach *Madagascar* gesendet.

A n g e n a.

Am 27. Juny.

So laß mich denn zu dieses Tages Feyer
Mit Worten, mit Gefühlen mich dir nah'n.
Es falle jezt der Trennung trüber Schleyer,
Die Seele macht ja leicht sich freye Bahn.
Ein lieblich Bild, ich will es vor dich führen,
Wie es in meiner Seele deutlich glüht;
Und kann es sichtbar auch dein Fest nicht zieren,
So — sprich es freundlich doch an dein Gemüth.

Ein Altar stehet vor dir aufgerichtet,
In eines Haines stiller Einsamkeit.
Von mildem Glanze ist der Hain gelichtet,
Der Altar ist mit Blumen überstreut;
Und sieh', es nahet jezt mit hoher Milde
Ein Wesen, hehr und himmlisch von Gesicht,
Ein helles Kreuz erglänzet auf dem Schilde:
Es ist der Glaube, der die Palme bricht.

Und wieder naht im leuchtenden Gewande
Ein Lichtgebild', mit Blumen in dem Haar',
Es zieht um dich die zarten Rosenbände
Und bietet reiche Blütenkränze dar.
Ein hohes Feuer glühet auf den Wangen,
Bergisimeinnicht umblüht den leichten Fuß:
Es ist die Liebe in der Jugend Prangen,
Nur reine Lippen weiht ihr Götterfuß!

Und nun erscheint, den stillen Blick nach oben,
Die dritte Himmelstochter freundlich dir;
Hat Glaube dich, hat Liebe dich erhoben,
So nahet auch die frohe Hoffnung hier,
Der Glanz erlischt und durch die dunkeln Bäume
Schaut magisch sanft ein schönes Abendroth;
Du blickst begeistert hin in höh're Räume,
Die Seel' erhebt sich über Grab und Tod.

E. Richter.

L e b e n s l a u f.

Ein munter rieselnder Bach tanzte zwischen Wiesen dahin. Vom Gestade nickten die Blumen ihm zu und riefen: „Weile, weile! warum eilst du vorüber? sind wir nicht schön?“

„Ihr seyd schön,“ sagte er; „aber ich kann nicht weilen; ein innerer Drang treibt mich hinweg.“

Er rollte fort und ward zum Flusse. Da ging sein Lauf durch blühende Gebüsche, durch reiche Saatgesilde, an lachenden Rebhügeln vorüber. Und er hätte gerne geweilt, als die Nachtigallen flöteten, die Wachteln schlugen, die Winzerinnen sangen.

Aber es riß ihn fort, und er war ein Strom geworden, und trug drey-

massige Schiffe, und flutete an prächtigen Städten dahin, und fühlte sich groß und wichtig in der stolzen Bestimmung.

Immer breiter ward sein Bette, und rastlos ging es fort, durch öde Sandwüsten, bis zum Meeresstrande hinunter. Schon sah er die Dünenberge, und hörte schon die Brandung donnern, die ihn verschlingen sollte.

Da erschrak er und fragte schmerzlich: „Bin ich schon am Ziele? und war kaum ausgelaufen! — O, daß ich umkehren könnte und die Bahn zurück messen, zu den Weinbergen zurück, zu den Feldern und Wäldern, zu meiner stillen Wiese wieder, wo die holden Blumen standen!“

L a p p e.

Correspondenz = Nachrichten.

M ü n c h e n , im May und Juny 1828.

(S c h l u ß.)

Kunst. Im Gebiete der Kunst zeigt sich in unsrer Residenzstadt ein immer regeres Leben, angefaßt von dem seltenen Kunstsinne unsers Königs Ludwig, welcher mit Kennerblicken auf alle diese neuen Schöpfungen schaut, und, so viel es unsre Zeiten erlauben, ein Zeitalter des Augustus herauf zu führen im Stande ist. — Die große Sammlung altdeutscher Gemälde (von Voissere) ist nunmehr in der k. Gallerie zu Schleißheim aufgestellt, und bildet nicht den werthlosesten Theil unsrer Kunstschätze; im neuen Bazar am Hofgarten (in den unter demselben angebrachten Arkaden) sind an den Wänden einige der für dessen Verzierung bestimmte Fresco-Gemälde bereits vollendet. Sie werden von den talentvollsten Schülern aus des großen Cornelius Schule ausgeführt, und stellen Scenen aus der vaterländischen Helden- und Staatsgeschichte dar.

Raphael's Madonna del S. Sisto, nach Müller's herrlichem Kupferstiche, ist nunmehr, als Steinzeichnung, der Vollendung nahe. Den Freunden der Kunst mag dieß um so erfreulicher seyn, als Müller's Kupferstich immer seltener wird, und diese Steinzeichnung wirklich in Hinsicht auf Correctheit als effectvolle Behandlung sehr vorzüglich genannt werden kann. Diese Arbeit ist von dem talentvollen Künstler M. Brandmüller; das Blatt, auf Subscription herauskommend, hält genau die Größe des Müller'schen Kupferstichs ein, und wird für die Subscribenten auf 6 fl. R. zu stehen kommen.

Eine andere nicht minder vorzügliche Steinzeichnung des durch seine Arbeiten bereits bekannten Künstlers Fr. X. Winterhalter (bestellt von der Belden'schen Kunsthandlung in Carlsruhe), nach einer getuschten Original-Zeichnung des berühmten Overbeck (in Rom) wird gleichfalls nächster Tage vollendet seyn. Die Zeichnung stellt das: „Laßt die Kleinen zu mir kommen!“ dar; unsre hiesigen Künstler haben dieß Bild mit dem lebhaftesten Interesse betrachtet; es wird als ein Meisterstück der Composition in Gruppierung und Charakter-Ausdruck gerühmt; Ref. muß gestehen, diesen Gegenstand noch nie so edel, erhaben, lieblich und poetisch aufgefaßt gesehen zu haben. — Winterhalter hat kürzlich einen Besuch erhalten von Mozarts Witwe (nunmehriger verwitweter Staatsrätthin von Nissen). Sie gibt eine umfassende Biographie Mozarts (auf Subscription) heraus; diesem Werke wird Mozarts Bildniß beigelegt, welches Mozarts Witwe nach einem Wachs-Basrelief, welches allein unter allen Bildnissen des Unsterblichen getreu seyn soll, durch Winterhalter auf Stein zeichnen ließ; das Bildchen, eine äußerst getreue Copie des Wachs-Basrelief, ist sehr exact und niedlich ausgeführt.

Bauten. Unser König versteht es in vorzüglichem Grade, das utile mit dem dulce zu verbinden; die herrlichen Bauten, welche auf seine Anordnung geführt werden, der Königsbau, jener der Pinacothek ic. schreiten rasch voran, und geben uns schon jezt die Vorkreude über dereinstige musterhafte Zierden unsrer Residenz; dieselben Bauten

aber beschäftigen auch Tausende sonst vielleicht müßiger Hände, bringen Geld unter die niedere Volksclasse, steuern dem Betteln und Müßiggang, und hemmen so das Vorschreiten der Immoralität, welches unter der in einer großen Stadt sich anhäufenden niedern Volksclasse sonst fast unvermeidlich bleibt. Dieser rege Baueist pflanzt sich auch auf den Adel und den Mittel- und Bürgerstand fort; überall sieht man in kürzester Zeitfrist neue, schön geformte Häuser empor steigen; herrliche Plätze und Straßen werden gebildet, ungesund und hinderndes Mauerwinkelwerk allmählig in allen Stadttheilen entfernt. Unter den neueren öffentlichen Gebäuden zeichnet sich das Odeon in Hinsicht der Decoration, die neue Frohnveste am Anger aber durch Solidität des Baues, Zweckmäßigkeit der inneren Einrichtung, und einen höchst grandiosen Anblick besonders aus. — Die Stadtgemeinde baut wieder drey neue Schulhäuser, worunter eines sich durch Geräumigkeit und imponirendes Äußere vorzüglich empfiehlt. — Der Bau der neuen protestantischen Kirche (geführt vom Baumeister der Frohnveste, F. Daurath Perlsch) schreitet rasch voran, und wird bis Anfang des Spätherbstes unter Dach stehen.

L i t e r a t u r.

Gedichte in niederösterreichischer Mundart, von J. F. Castelli. Sammt allgemeinen gramatischen Andeutungen über den niederösterreichischen Dialekt überhaupt, und einem Idioticon zur Verständlichmachung der in diesen Gedichten vorkommenden, der niederösterreichischen Mundart ganz eigenthümlichen Wörter. Wien, gedruckt auf Kosten des Verfassers. In Commission bey F. Tendler.

Wir haben bereits in No. 40 dieser Zeitschrift auf die bevorstehende Erscheinung, dieser Gedichte aufmerksam gemacht, und können nun, da sie wirklich erschienen sind, alles das Gute, worauf wir in jener vorläufigen Anzeige hindeuteten, als bestätigt lobben. Unfreiwillig nehmen diese Gedichte unter den Werken des Hrn. Castelli einen ausgezeichneten Platz ein, und er hat seinen Beruf zu dieser Dichtungsart auf die erfreulichste Weise beurkundet. Die hier gegebenen Gedichte bewegen sich in den verschiedensten Formen und Gattungen, und sind dennoch fast alle sehr gelungen zu nennen. Nur das Volksmärchen: Da Schnäida und da Kis, und das dramatische Gedicht: Da fehegsdi Biaⁿboam, scheinen Ref. mittelmäßig; unter allen übrigen befindet sich keines, in welchem der Österreicher nicht den Grundton seines Wesens und Charakters: Gemüthlichkeit, in reichem Maße erklingen hörte. D'Ambrun, da Bäua bain Koasa saina Grängad, d'Sun, s'Busse, Dröschalad, d'sunderbari Grängad u. s. w. behaupten Ehrenplätze in dieser Sammlung, und gewiß werden diese gelungenen Lieder in Österreich bald von Mund zu Mund gehen, und überall, wo der verwandte Laut ertönt, für sich, und ihren Verfasser neue Freunde gewinnen. Hr. Castelli hat dieses Buch auch mit Vorerinnerungen versehen, in welchen er die Beweggründe aus einander setzt, welche ihn zur Herausgabe dieser Gedichte bestimmten, über seine Meinung, wie er dieselben (welche er bloß Versuche nennt) angesehen wissen will, und über die Hindernisse, welche sich ihm in den Weg stellten, und wie er dieselben zu beseitigen strebte, sich ausspricht. Eine weittläufige Zergliederung, in wie ferne wir mit allem diesem einverstanden sind, oder es unstatthaft halten, würde unsern Bericht weit über die Grenze und das Ziel dieses Blattes hinaus führen. Ref. behält sich also eine detaillirte Kritik dieser Auffäße, welche ohnedies als abgesondert für sich bestehen, und mit dem Gehalte der Gedichte in gar keiner Verbindung sind, auf eine andere Gelegenheit vor, und glaubt sich hier um desto eher mit einer Bemerkung begnügen zu können, welche die Schreibart betrifft, welche Hr. Castelli gewählt hat. Wir halten die Schwierigkeit der Lesart, welche dadurch herbeigeführt wird, für das größte Hinderniß der allgemeineren Verbreitung dieser Gedichte, welche ihnen sonst nicht entgehen könnte. Der Ausländer wird dennoch, trotz dieses Strebens, sich den Dialekt nicht eigen machen, und für den Eingebornen bedarf es die-

fer strengen Hinweisung nicht. Die Klage über die Schwierigkeit dieser Lesart läßt sich so ziemlich einstimmig vernehmen. Den Vorerinnerungen folgen grammatische Andeutungen über die niederösterreichische Mundart, zweckmäßig und deutlich abgefaßt. Doch kann Ref. auch hierin nicht in allen Ansichten mit Hrn. Caselli einverstanden seyn, wie z. B. in der Angabe: „Der Nieder-Österreicher gebrauche oft ein ö statt e.“ In vielen Fällen ist dieß richtig, aber gerade in den von Hrn. Caselli angeführten Beispielsworten durchaus nicht. Kein Österreicher spricht Nöds statt Neß. Der Ausdruck, den der Österreicher dem E in diesem und ähnlichen Worten gibt, ist durch die Schrift gänzlich undarstellbar, und läßt sich nur durch das Gehör fortpflanzen: es ist ein Mittelglied zwischen dem e — und i, für alle Fälle aber sich mehr dem e — als dem ö nähernd, und Ziska (in seinen österreichischen Volksliedern) hatte daher sehr recht, stets das e zu gebrauchen. Als Anhang des Buches findet sich ein kleines Idioticon zur Verständlichmachung mehrerer dem österreichischen Dialekte ganz eigenthümlichen Wörter, eine unerläßliche Beigabe für die außerösterreichischen Leser des Buches. Das Ganze ist Sr. kaiserlichen Hoheit, dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzoge Johann Baptist zugeeignet. Das Zueignungsgebieth (ebenfalls im Volks-Dialekte) ist ausgezeichnet, und eine der duftigsten Blüten dieses vaterländischen Straußes, dessen Schöpfer wir Muth und Ausdauer wünschen, einen Garten fortdauernd zu bearbeiten, dessen Boden seine Mühe auf solche Weise lohnt.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Acacia linearis β - longissima. (Wendland.) Überaus langblättrige Acacie Aus Neu-Holland.
 - - horrida. (Willdenow.) Starkdornige Acacie. Aus Süd-Afrika.
 Bromelia Pinguin. (L.) Pinguin-Ananas. Aus ? —
 Citharexylum villosum. (Jacquin.) Haariges Geigenholz. Aus St. Domingo.
 Cycas revoluta. (Thunberg.) Zurückgerollte Sagopalme. Aus China.
 Cymbidium aloifolium. (Swartz.) Aloeblättrige Rahnlippe. Aus Malabar.
 Escalonia capensis. (Trattinnick.) Capische Escalonie. Vom Vorgebirg d. g. Hoffnung.
 Hibiscus heterophyllus. (Ventenat.) Verschiedenblättriger Hibiscus. Aus Neu-Holland.
 Lagunea squamea. (Ventenat.) Schuppige Lagunea. Von den Norfolk-Inseln.
 Lantana brasila. (Schränk.) Brasilische Lantane. Aus Brasilien.
 Macrocnemum speciosum. (Jacquin.) Ausgezeichnete Stengelblume. Aus Caraccas.
 Magnolia grandiflora. (L.) Großblumige Magnolie. Aus Nord-Amerika.
 Persea indica. (Sprengel.) Indischer Persea-Lorber. Von den canarischen Inseln.
 Theophrasta longifolia. (L.) Langblättrige Theophrasta. Aus West-Indien.
 Turnera elegans. (Link) Zierliche Turnera. Aus Brasilien.
 Trilix lutea. (L.) Gelbe Trilix. Von der Insel Cuba.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Bedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
K u n s t , L i t e r a t u r , T h e a t e r
u n d
M o d e .

D i n s t a g , d e n 12 . A u g u s t 1828 .

97

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das Jahr und Ausland versendet.

Überblick einer Reise des Carl Th. Hilsenberg.

(S c h l u ß .)

Schon waren alle Madegassen gewonnen, und die meisten der übrigen Neger einverstanden, als glücklicher Weise die französischen Colonisten durch einige treue Slaven Nachricht davon erhielten. Der sorglose Gouverneur Farquhar wollte diesen keinen Glauben bey messen, inzwischen bemächtigte man sich unzweydeutiger Beweise über das Vorhandenseyn einer Verschwörung und mehrerer Inzichten über den Prinzen selbst. Auf den Spitzen der höchsten Berge, Le Pouce, Piterboot, Morn à Brabant, Piton des Gardes &c. sollten plötzlich in einer Nacht Signal-Feuer auflodern, als die Bürger-Garde der Franzosen zu den Waffen griff, Tag und Nacht wachte, und Gefangene einbrachte, welche die Vermuthung bestätigten. Endlich gab der Gouverneur selbst nach, bewaffnete das Militär, und die Verschwörung war erwiesen. Der Prinz, welcher alles verrathen und vereitelt sah, wollte sich mit einigen der Seinen im Seeschiffe verstecken und Nachts auf einem Rachen nach Madagascar entfliehen, allein er wurde entdeckt und gefangen eingebracht.

Er und die vorzüglichsten Rädelshführer wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Der Umstand jedoch, daß der Prinz von königlichem Stamme und ein Anverwandter des Radama war, verursachte, daß man mit der Vollstreckung zögerte und zuvor nach Madagascar sendete, um sich bey Mansaga Rath's zu erholen, was er dabey beschliesse, und was seine Meinung sey. Radama, als er dieses hörte, gerieth in den lebhaftesten Unwillen und Zorn, und sagte, daß er ihn für seinen Anverwandten nicht anerkennen wolle, um nicht den Arm der Gerechtigkeit der Europäer dadurch zu hemmen, und sich seines Verbrechens und seiner Treulosigkeit gegen die freundschaftlichen Bewohner von Mauritius theilhaftig zu machen.

Als diese Antwort nach Isle de France zurück kam, schritt man zur Hinrichtung, und der Prinz wurde nebst acht andern seiner Gefellen durch den Strang hingerichtet. Dieß geschah im Jahre 1820. Wenn dieses kühne und treulose Wagstück in Ausübung gesetzt, wirklich gelungen wäre, so hätten ein paar tau-

send unbewaffnete Europäer gegen eine Horde von 60 bis 70,000 Sklaven beyderley Geschlechts schwerlich Stand gehalten, und der in Beschlag genommene Hafen hätte ihre Raubflucht begünstigt. Dem gelungenen Unternehmen pflegt selten Mißbilligung zu folgen, und Radama hätte dann leicht einer zweyten Verschwörung in seinem eigenen Reiche entgegen sehen können. Die Begebenheit leidet keinen Zweifel, die Grundtriebfedern sind jedoch unbekannt.

Madagascar ist ein äußerst fruchtbares, unter mehrere Könige vertheiltes Inselland, unter denen jetzt Radama der mächtigste ist, welcher wohl nicht früher die Waffen niederlegt, als bis er den größten Theil dieser bedeutenden Insel unter seine Bothmäßigkeit gebracht haben wird. Ein ungeheures Gebirge zieht sich der Länge nach durch dieselbe und ist auf seinen Höhen jeder Cultur fähig.

Die Hauptstadt *Tannanarive* scheint, der Vegetation zu Folge, weit höher als der Pouce auf Mauritius, und folglich mehr als 700 Toisen über dem Meere zu liegen. Die übrigen Gebirgsspitzen sind noch weit höher. Der Reichthum an seltenen Mineralien und edlen Metallen muß, den vorhandenen Spuren zu Folge, sehr bedeutend seyn. Durch unsere Sammlungen werden wir im Stande seyn, unendlich viele Irrthümer über diese einzig vortreffliche Insel zu berichtigen, wohin unter andern der lächerliche Glaube gehört, daß sie ungesund und das Grab der Europäer sey. Dieß rühret einzig und allein von der Ungeschicklichkeit jener her, welche die Niederlassungen auf Madagascar leiteten, und ohne eine erhöhte Gegend auszuwählen, Wälder ausrotteten, und freye, urbarfähige Plätze schufen, sich unter Morästen und Sümpfen festsetzten, welche etwa den einzigen Vortheil eines nahen und sichern Hafens darboten. So mußten alle Niederlassungen von der Insel *St. Marie* an, bis zum Fort *Dauphin*, sämmtlich zu Grunde gehen; denn wer würde wohl wagen zu behaupten, daß, weil die Mündungen der Donau am schwarzen Meere, äußerst ungesund, die meisten Einwanderer an bössartigen Fiebern hinwegraffen, das ganze übrige Land, welches die Donau bewässert und durchströmt, bis an ihre Quellen hinauf, tödtlich, unbewohnbar, und das Grab der Markomannen, Gothen, Hunnen, Vandalen und Römer seyn müsse und werde. Das Irrige und Falsche der Behauptung ist klar, da die Inseln *Java*, *Borneo* und *Sumatra*, mit *Madagascar* von einerley Lage und Bildung, längst schon eine Menge glücklicher Colonisten aufgenommen haben. Möge *Batavia*, als ungesunder Hafenort, gleich als Widerlegung dastehen, so sind *Mexico*, *Peru* und *Brasilien*, mit noch größern Strömen und eben so üppiger Vegetation, ein unumstößlicher Beweis übereilter Anschuldigung; wir haben uns wenigstens nie besser befunden, als hier. Die Insel Madagascar ist etwa 340 bis 360 geographische Meilen lang, und in der größten Breite mag sie 70 Meilen betragen. Radama scheint nahe über eine Million Unterthanen zu gebieten, deren Zahl sich täglich mehrt. Die Insel bringt Reis, alle Arten von Früchten und Gewürzen, und durch den Kunstfleiß der Bewohner, jetzt Kaffeh und Zucker zu eigenem Bedarf der gebildeteren Bewohner hervor. Sie liefert eine Menge anderer wichtigen Erzeugnisse und Producte, und eignet sich zum Anbau aller sogenannten Colonial-Artikel auf das ausgezeichnetste.

Wälder bedecken ihre Flächen und reichen bis zu den größten Gebirgshöhen empor; der oberste Rücken derselben ist vom Holze entblößt und eine treffliche Alpenweide. Die Wohlfeilheit daselbst geht ins Unglaubliche. Ein feister Ochse kostet nicht mehr als einen spanischen Thaler oder 2 fl. 12 kr. C. M. Schiffe pflegen dort zu landen und sich auf ihren Fahrten damit zu versehen. Eyer, Hühner und anderes Geflügel in Unzahl und alle Lebensbedürfnisse um ein wahres Spottgeld.

Der Madegasse zerschneidet den spanischen Silberthaler in kleine Stücke bis auf die Größe eines Weizenkorns, jeder führt eine kleine Wage und Gewichte mit sich, und bestimmt bey Kauf und Verkauf jedes Mal den Werth des Silberbröckchens und den Preis der Waare; für ein paar Silberkörner von der Größe einer Bohne kauft man den halben Kram eines Verkäufers aus; nichts desto weniger scheint das Silber dort eben nicht so selten zu seyn. — Die Madegassen sind übrigens in Goldschmiedsarbeiten nicht ungeschickt, wissen äußerst künstliche und feine goldene Ketten, Armbänder und Zierrathen zu verfertigen, und was man ihnen an europäischen Kunstfachen, Gefäßen und Arbeiten in Metall, Gold, Silber und Eisen vorlegt, mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit nachzumachen.

Wir sind bereits acht Monate in Madagascar, haben eine zahllose Menge von Excursionen gemacht, und nach vielem Harren endlich die Regenzeit erwartet und überstanden. Die Vegetation auf den Höhen ist ausgezeichnet schön; ich glaube, wenn ich etwas höher hinauf gestiegen bin, in den Gebirgen von Salzburg und Tyrol zu seyn; denn eine Menge Gattungen — doch in ganz andern Arten, — welche ich nur in Europa für einheimisch hielt, habe ich hier wild gefunden und gesammelt, z. B. eigene Arten von Galium, Veronica, Poa, Festuca, Saxifraga, Campanula, Alchemilla, Cerastium, Ranunculus, Lamium, Draba, Trifolium und andere mehr. Eine Darstellung der Vegetation der Höhen dieser Insel wird den europäischen Botanikern das größte Interesse gewähren.

In niederen Höhen findet sich, da wo die Tropenflora aufzuhören beginnt, überraschend genug der ausgezeichnetste Charakter der capischen Flor. Es ist Ihnen bekannt, daß die Spitze des Berges Pouce bey Port Louis drey Arten Gnaphalium besitzt. Hier in der Nähe von Tannanarive habe ich unter andern bereits zwanzig neue Species dieses ohnehin reichen capischen Genus entdeckt und beschrieben. Wenn gleich einige davon auch am Cap zu finden wären, welches ich der mauritischen drey Species wegen, die nirgends weiter vorkommen, um so mehr bezweifle, weil ich dieselben in dem weit nähern Madagascar nicht gefunden habe, so ist und bleibt dennoch diese Insel eine der trefflichsten der Welt, weil sie außer einer höchst ausgezeichneten Tropen-Vegetation auch noch die capische und europäische Flora beherbergt und vereinigt.

Die Donnerschläge und das Ungewitter, welches zu Anfange der Regenzeit hereinbrach, habe ich nirgends so häufig und so majestätisch gehört, als hier. Nach einem Regen bricht die Sonne mit verdoppelter Kraft hervor, und eine balsamische Luft, nirgend eine herrlichere, weht mich an. So erwarten wir Beyde, ich und mein Gefährte, Gärtner Bojer, die fernern Befehle Sr. Excellenz des Herrn Gouverneurs Farquhar, um noch längere Zeit hier zu verweilen, fernere Reisen in das Innere der Insel zu unternehmen, oder etwa

zurück zu kehren. Unsere Sendungen haben, wie ich höre, den Beyfall Sr. Excellenz gehabt, und sind bereits an Robert Brown und das brittische Museums abgegangen. Ich beschäftige mich auch in meinen Nebenstunden mit einer Grammatik der madegassischen Sprache und einem kleinen Wörterbuche derselben, und würde mich dazu geneigt finden, bey der weitem Vereisung der Insel, auf die übrigen Mundarten Rücksicht zu nehmen.

Schlüsslich melde ich ihnen, daß der Schlossermeister N. N., zum größten Leidwesen des antheilnehmenden, gütigen Königs Radama, an einer Krankheit gestorben ist, deren Keim er schon aus England mitbrachte und eine solche Reise, trotz der guten und reinen Luft von Madagascar, nie hätte unternehmen sollen. Alle anwesenden Engländer haben ihn zu Grabe getragen und ihm die letzte Ehre erwiesen.

Empfehlen Sie mich dem Herrn Charles Telfair (Privat-Secretär des Gouverneurs), dem Apotheker Delisse, dem Advocaten Vincent, und dem Herrn Garten-Director White zu Pampelmousses. Bitte um die verzeichneten Bücher und Musikalien.

Ihr aufrichtiger Freund

Carl Theodor Hilsenberg.

An den reichen Güterbesitzer Man.

Von Hispaniens Flur, mit unermesslichem Aufwand,
Schaffst du des wolligen Viehs Müttern die Gatten herbey,
Deinen Kindern indes, um kärglichen Lohn, von der Straße,
Sonder Ruf und Geschick, nimmst den Erzieher du auf;
Was, Unsinniger, thust du! Berede In also der Schafe,
Aber verkümmern, Man, willst du dein eigen Geschlecht?!

K. St.

Alte und neue Griechen.

Niemand, der Griechenland in der neuern Zeit sah, kann übersehen haben, wie viel die heutigen Griechen in ihrem häuslichen und sittlichen Leben von den Türken angenommen haben: leider nicht in Handel und Wandel. Ihre Kleidung vom Kopf bis zum Fuß ist nur eine Verjüngung der türkischen: selbst ihre Gebildeten und Schriftsteller thun, als seyen sie Asiaten, denn sie reden erst von Europa, wenn sie über Corfu hinaus gehen, ihr eigenes Vaterland scheint ihnen Asien anzugehören, ihre Art zu sitzen, Tabak zu rauchen, das Innere ihrer Häuser u. s. w. ist türkisch.

Indessen hat sich doch auch aus der alten Zeit Manches erhalten. In den Sitten, Gebräuchen und manchen Costumen, zumal auf der Insel, finden sich so gut leuchtende Spuren davon wie in den Tempelruinen.

Die Landescultur im Innern des Landes ist fast ganz antik: die Art zu säen, die Körner vom Stroh zu trennen, der Pflug, die Egge, die Weinbereitung, der Gebrauch der Piniäpfel dazu u. s. w.

Überall findet man im Lande die alte Gastfreyheit. Noch immer bringt die Tochter von Haus dem Fremden Wasser zum Waschen der Hände. Das

Zicklein zum Mal wird geschlachtet; Häute und Teppiche werden ausgebreitet um darauf zu schlafen, und wenn die Leute sich trennen, geben sie einander oft ein Pfand des Wiedersehens, manchmal Waffen.

In dem jetzigen Krieg zeigten sich oft ganz homerische Sitten. Zwey Männer aus feindlichen Lagern — ein Türke und ein Grieche, die in Verhältnissen der Nachbarschaft oder der Gastfreundschaft mit einander stehen, begegnen sich, reden einen Augenblick zusammen, schütteln sich die Hand und gehen dann Jeder seines Wegs. Dieß hindert sie aber nicht am folgenden Tag tüchtig auf einander zu schießen.

Auch die Gebräuche bey Hochzeiten, Leichenbegängnissen und Geburten erinnern sehr ans Alterthum und selbst an Homer, da, wo er von den Trauerworten (Myriologen) spricht, die Altern bey den Leichen ihrer Verstorbenen gehalten. Die Scenen von Hector's Tod erneuern sich täglich in den Hütten der Albaneser.

Auch der Aberglaube ist derselbe geblieben, und dieß beweist, daß er haltbar ist und auch noch fort dauert, wenn alles Übrige verschwindet. Der am meisten verbreitete, betrifft das so genannte böse Auge. Um seinen Blick abzuwenden hängen sie glänzende und flimmernde Zierrathen an den Hals ihrer Pferde, damit das böse Auge sich darauf richte und sein Gift daran erschöpfe. Daher kommt auch der Gebrauch Gold- und Silbermünzen den Kindern an die Köpfe zu befestigen.

In den ersten Jahrhunderten Griechenlands stand Todesstrafe auf der Tödtung eines Storchs. Die Strafe besteht nun zwar nicht mehr, aber die heilige Achtung vor dem Vogel findet sich noch, denn das Volk hält das Haus immer für gesegnet, wo der Storch nistet. Derselbe Aberglaube findet sich bey den Türken. Pouqueville erzählt, daß der Cadi die Störche bis zum Frühling habe ernähren lassen, die bey dem Wegzug den Andern nicht hätten folgen können.

Die Neugriechen glauben so gut wie ihre Urahnen an Wahrsagung und Träume. Jetzt wie damals dienen manche Orte vorzugsweise dazu. Nach Pouqueville ist das uralte Dodona noch immer Dodona, wiewohl an des Tempels Stelle jetzt die Karthause Coeli steht. An der Himmelfahrts-Panegyris kommen die Leute von Janina und den benachbarten Dörfern und lagern unter den alten Eichen, denn sie meinen, daß sie dadurch vom Fieber geheilt würden; hier finden sie auch Inspirationen und Mittel gegen eine Menge Krankheiten. Noch glitschen und rutschen die athenischen Frauen an einer Stelle des Pnyx-Hügels, wo die alten Athenerinnen glitschten und rutschten um fruchtbar zu werden. Noch gehen die Mütter auf den Hügel des Museums in die drey Grotten, genannt Gefängniß des Socrates. Da stellen sie in der Nacht ihre kranken Kinder aus, damit sie wieder gesund werden, dahin bringen sie Honigkuchen, Bannlecken u. s. w. unstreitig um dem Genius des Orts Geschenke damit zu machen und ihn günstig zu stimmen. Sie entkleiden die Kinder dann, deren Kleider müssen hier verfaulen, darauf heben sie sie durch eine Öffnung aus einer in die andere Höhle und halten sie dann ganz nackt in den Mondschein. So haben sich denn hier die Spuren des alten Glaubens auf den alten Trümmern erhalten. Auf die antiken Sitten sind die neuen gepflanzt, wie neue Häuser auf die Mauern verfallener Tempel.

Zu den heutigen Athenern könnte man noch jetzt wie ehemals sagen: D

ihr lebenslustigen Athener! Alle Jahre gehen sie noch an dem Tage nach Ostern zum Theseustempel um die Romaica zu tanzen: vielleicht — wiewohl sie es nicht denken — als Überbleibsel der Tänze zu Ehren von Theseus Rückkehr. So ist es auch noch in dem einsamen nemäischen Thal an der Stelle, wo einst die nemäischen Spiele gefeyert wurden; hier kommen am 15. August die Leute aus der ganzen Umgegend her, um ein Panegyrik zur Ehre der heiligen Jungfrau neben den Ruinen des Jupitertempels zu feyern.

Noch immer hat man in Athen so viele Feste. Chemals zählte man dort achtzig Feyertage. Noch vor nicht gar langer Zeit — denn jetzt liegt Athen in Schutt — verging nicht leicht ein Tag, wo nicht einige Läden geschlossen waren. Freylich wohnten da Leute von allen Religionen. Wollte der Fremde etwas kaufen, so hieß es: Herr, heute ist Freytag, da steht kein türkischer Laden offen. — Aber morgen? — Ja morgen ist Sabbath, da feyern die Juden; Sonntags haben die Griechen Ruhe; am Montag wird St. Georg gefeyert, Dinstags St. Spiridion u. s. w. Immer war in den Umgebungen der Stadt irgend ein Fest oder Tanz, bald im Stern-Kloster, oder zum heil. Johann dem Jäger, oder zu St. Cyriani auf dem Hymettus. Ich fand die armen Leute recht zu bedauern wegen so vieler Lust und Feyer.

Englische Literatur.

Wir erwähnten in unserm Blatte Nro. 73 vom 17. Juny des Romans: Sir Michael Scott, von Allan Cunningham. Da eine tüchtige Feder mit einer Übersetzung desselben beschäftigt ist, die in kurzem erscheinen wird, so dürfte es unsern Lesern vielleicht lieb seyn, vorläufig etwas genauer mit diesem interessanten Werke bekannt zu werden, weshalb wir ihnen hier einige Auszüge bieten, um sie in den Stand zu setzen, selbst zu beurtheilen, in wie hohem Grade das Ganze der Aufmerksamkeit werth ist.

Der Held der Geschichte, oder vielmehr der Erzähler dessen, was in dem Buche, das keine zusammenhängende Begebenheit, keinen eigentlichen Roman enthält, vorgeht, ist König Jacob von England, der auf dem Schlachtfelde von Flodden blieb, von dem aber angenommen wird, er sey von dem mächtigen Zauberer, Sir Michael Scott, gerettet, und über die Erde, durch Meer und Lüfte, in die Abgründe der Hölle und in die Wohnungen der Seligen geführt worden. Das Buch beginnt mit der Schilderung einer Naturscene, wie sie weder Thomson noch Scott schöner aufweisen können, und die noch das Gute hat, daß sie weder so lang noch so langweilig ist, als das, was jene Beyden in dieser Art oft liefern.

„Die Sonne ging unter im Westen, als ein Fremdling sich auf den Gipfel eines der Cheviot-Hügel setzte, und sorglich auf die Gegend unter ihm blickte. Reifend röthete der Apfel sich am Baume; die Nüsse bräunten sich in ihren Hülsen; glänzend hingen der Gebirgeseiche bittere Trauben am grünen Zweige; die wilden Pflaumen wuchsen in schwarzen, bepuderten Büscheln; die würzige, grüne Wacholderbeere stand in vollem Saft, das Nest der wilden Biene war voll Honigs, und Hügel, Wald und Thal verkündeten, daß der Sommer jeden Zweck erfüllt, den zu erfüllen die Natur ihm Licht verliehen und Wärme. Der Fremdling sah die Sichel des Schnitters sich unter den Ähren goldenen Kornes bewegen, wie der Landwirth ihre Spizen in den Händen rieb, um zu sehen, ob ihre Körner rund und reif wären, und von den Lippen zweyer Dirnen, die Essen nach dem Erntefelde trugen, vernahm er einen Gesang, der die Jahreszeit schilderte. Die grünen Hügel boten ein ähnliches Gemälde ländlichen Reichthums: ihre sonnigen Seiten waren über und über weiß von Schafheerden; die Schäfer wandelten unter ihnen, und gedachten der romantischen Ufer des Baches, wo ihre

Pferde standen, und sie die Mädchen sehen würden zur Zeit der Wollschur. Aus der Käsepresse ward der wohlgeformte, wohl gepresste Lab genommen, und der Herr des Gutes wog die Wolle, die seine Heerden gegeben, und berechnete den zunehmenden Werth seines Besigthums. Zur Linken des Fremden zog sich das weite, nimmer ruhende Meer mit den Krümmungen seiner Küste hin, und zur Rechten entfaltete manches ritterliche Schloß sein Panier, während die Waffen der Wächter hell in der sinkenden Sonne schimmerten.“

Wenn der Verfasser unsers vorigen Aufsazes annimmt, Allan Cunningham wolle Scott's mit Moore's Genius und Weise vereinen, so möchten wir ihn zuweisen mit Milton vergleichen, wie z. B. in folgender Stelle.

„Sie gelangten jetzt dahin, wo der nicht zu messende Ocean seinen Busen weit aufthat, und indem er seine Gewässer zurück drängte, gerade in der Mitte des Meeres ein unermeßliches Gebiet bildete, das flüssige Mauern ringsum umgaben, und das den prächtigen, reinen, durchsichtig grünen Ocean zum Dache hatte. In der Mitte des Ganzen stand ein aus geglätteten Jaspis-Säulen errichteter Pallast, der mit Gewinden von Muscheln und Perlen behangen war, und durch ein vom Boden aufstrahlendes Feuer erleuchtet ward. Rings umher lagen in meergrünen Marmor verwandelte Ungeheuer der Tiefe, und der Weg, der nach dem Portico führte, war aus massivem, mit Gold übersprenkeltem Silber nach Art der Fischhäute gearbeitet. Sir Michael schritt über die Schwelle, und sagte: „Friede sey mit den unsterblichen Gestalten der Tiefe, und möge nie etwas Übles sich unter sie drängen!““

„Während er sprach, füllten sich zehntausend Kissen von Jaspis, die bey ihrem Eintritt leer waren, mit Gestalten überschwenglicher Lieblichkeit: zehntausend Seejungfrauen kamen mit der Schnelle des Lichts aus den Seehöhlen und Kammern hervor, und setzten durch ihre Schönheit den ganzen Pallast in Glut. Er konnte nicht umhin, eine Minute lang oder länger den Glanz des Pallastes und die Schönheit seiner Bewohner schweigend zu betrachten. Da saßen sie auf ihren funkelnden Kissen; ihre Locken gossen ein Licht aus, gleich dem der Sonne, und ihre schneeigen Nacken sahen aus wie Schneewehen vom Morgenroth berührt. Auf allen Seiten, unter den Füßen und über dem Haupte, hatte die Baukunst ihre Wunder bewirkt, indem sie Marmorarten und Spaltsteine aller Farben vereint, und sie zu einem harmonischen Ganzen verbunden. An den Wänden waren viele wunderseitsame Proceffionen und Ceremonien — die Freuden und das Liebesglück der Seejungfrauen in Bildern dargestellt: die Farben, in denen sie gemalt, schienen die des Himmels selbst zu seyn. Auf der einen Seite streckte ein Unthier seinen ungeheuern schuppigen Schweif aus, während zwey lachende Seejungfrauen auf seinem Rücken saßen, ihm das finstere Haupt mit Gewinden von Muscheln und Perlen kränzten, und es in die Seiten stießen, um es durch's Meer zu treiben. Das Ungeheuer warf einen Fluß durch seine Nasenlöcher hoch in die sonnige Luft, und schielte mit seinen kleinen dunkeln Augen mit Lust rückwärts auf die Mädchen. Anderswo war ein sonnebeschienener, abgelegener Winkel des Meeres gemalt; die Wellen ringsum in der ruhigen Bucht schienen in Gold zu schlafen, während in der Mitte sechs Seejungfrauen scherzend ihr Wesen im Elemente trieben; hell schimmerten ihre schneeweißen Leiber in der salzigen Flut. Eine schwamm lustig dahin, und ihre langen Flechten trieben auf den bewegten Wellen gleich geschmolzenem Golde zwischen Silber. Eines der Mädchen stand aufrecht im Meere, sie warf ihr langes Haar in runde Ringel, und zeigte durch die Fülle ihrer Locken den Glanz ihrer Stirn, die Weiße ihres Busens, und das dunkle Funkeln eines Paares sehr verlockender Augen. Eine dritte streckte sich der ganzen Länge nach auf das blasgrüne Meer; sie lag bewegungslos und stille; sie schlief, gleich dem Lichte der Sonne, das in irren Linien durch einen benachbarten Hain auf das Wasser fiel, und wenn sie sich regte, war's nur vom Meer getrieben. Eine vierte tauchte senkrecht hinunter in die Flut — ihr Leib glitt hinab gleich einem Sonnenstrahle, und schien mit seiner weißen Schöne das Element zu färben, während eine fünfte aufwärts in die Lüfte sprang, und das Salzwasser in Güssen von ihren Flechten floss. Die sechste saß auf einem Felsen, der aus dem Meere empor stieg; sie hielt die Hand vor die Augen, um sie gegen die Sonne zu beschatten, und lächelte in Lust ob der köstlichen Wärme des

Gestirnes. Diese Scene der Freiheit und der Schönheit sah man aus einem benachbarten Dickicht zudringlich von zwey Augen belauert; ob sie aber einem Manne oder einem Weibe gehörten, hatte der Künstler unentschieden gelassen. Sir Michael blickte um sich, und gewahrte eine Schilderung andern Charakters. Das Meer war mit den Trümmern einer Schlacht besreut, mit zersplitterten Masten und verwundeten Leibern; und das Wasser war mit Blut gefärbt. In dieser Scene des Elends waren hundert weisarmige Seejungfrauen geschäftig, Handlungen der Freundlichkeit und Milde zu verrichten. Eine trug den Leichnam eines schönen Jünglings nach des Meeres Rande, und legte ihn ehrerbietig zwischen den Muscheln nieder, die eine kleine, häufig vom Fuße der Menschen besuchte Bucht einfaßten. Eine zweyte trug einen verstümmelten Leichnam nach dem Boden der Tiefe, und legte ihn in ein in den Sand gegrabenes Grab. Eine dritte hielt das Haupt eines verwundeten Seemanns aufrecht, als er dem Untersinken nahe schien, und feuerte ihn uferwärts zu seinem Weibe und zu seinen Kindern. Eine vierte schwamm hastig durch's Meer, wo es am dunkelsten gefärbt von Blute schien. Ihr Antlitz glühte vor innerer Bewegung; sie trug ein verwaistes Kind in den Armen; seine Ältern waren in der Schlacht umgekommen, und hatten es, den Wellen preis gegeben, zurückgelassen. Die kleine Unschuld schlang ihre kurzen Arme freudig um den Nacken der Jungfrau, welche mit Bärtlichkeit strahlenden Augen die Waise davon trug. Eine fünfte saß auf einem Jaspisfels am Boden des Meeres; der verstümmelte Leichnam manches tapfern Jünglings lag vor ihr. Ihre Hände waren gefaltet, ihre Augen abgewandt von dem Anblicke, und ihr Busen schien bersten zu wollen vor Kummer über die Verheerungen, welche menschliche Thorheit angerichtet hatte. Eine sechste saß auf den zerschmetterten Resten eines Mastbaums und trillerte und sang unter den herumtreibenden Trümmern der Schlacht, bis die Winde sich legten und schwiegen; und die Verwundeten wurden aus dem Meere gerettet, während die verstümmelten Schiffe das Blut von ihren Decks wuschen, und die Wehklage mit der Freude mischend davon zogen. Auf der vierten Seite des Pallastes waren die ernstesten und schrecklichsten Monarchen des Oceans aus der alten Zeit abgebildet, Gestalten majestätischen Charakters und strenger Schönheit, deren Gegenwart alle unziemliche Fröhlichkeit foh, und in deren Augen das Licht glänzte, das vom Himmel kommt. Es waren jene, die vor Alters auf dem Meere herrschten, als Jupiter und Juno im Olymp regierten; ihr Ruhm, und wie sie ererbte, der Vergessenheit entrissen worden. Vor ihnen ward auf einem Altare der lebendige Körper des kühnen Sterblichen geopfert, der zuerst Schiffe erfand und sie ins Meer stieß; das Feuer, das ihn verzehrte, ward von dem Holze der ersten Eiche genährt, an die der Mensch die Art gelegt, und ihr so die Macht verliehen, ihn auf dem Wasser zu tragen.“

Das sind Bilder, wie wir sie oft im Paradiſe lost finden. Auch in seiner quaintness gleicht Allan Cunningham Milton; der Pallast im Meere von flüssigen Mauern umgeben mit dem Ocean als Decke, erinnert an jenen, zu welchem Milton seinen Teufeln das Maß in der Hölle nimmt; diese liquid walls und Milton's darkness visible könnten aus einer Werkstätte kommen.

Anton Langerhann's.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Donnerstag, den 14. August 1828.

98

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. E. M. den N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Rose *).

Romange von Ludwig Kellstab.

Hinter Bergen sank die Sonne,
Und der Strahlen letztes Glühen
Flammte durch des Waldes Kronen,
Der im Westen dunkel ruhte.

Langsam zogen düstre Wolken,
Blutumsäumet, schwer vorüber;
Grau am fernen Himmelsbogen
Schwebt die Nacht mit stillem Flügel.

Vor der hold erblühten Rose
Stand die Schöne, traurig sinnend;
Lässig wallten ihr die Locken
Auf den Busen fallend nieder.

Und die Rose war gebrochen;
Reicht sie still dem kühnen Ritter;
Aus den schönen Augen tropften
Thränen auf die zarte Blüte.

Fest an seine Brust geschlossen,
Küßt der Ritter stumm die Lippe,
Reißt sich los — es weht die Rose
Von dem Helme hoch hernieder.

*) Im östlichen Vorgebirg des Schwarzwaldes, auf dem Wege von Nagold nach Freudenstadt, erblickt man rechts zur Seite der Straße die Trümmer einer Burg auf einem dunkel mit Fichten bewachsenen Berge. Unfern derselben im Thal befindet sich ein Erdhügel in Form einer Halde mit einem schwarzen Kreuz bezeichnet. An dieses schließt sich ein Rosenstrauch, der, nach der Sage der Landleute, uralt seyn, doch alle Jahr nur eine Rose tragen soll, die über Nacht entblättert. Unter diesem so wunderbar bezeichneten Hügel ruht der letzte Bewohner jenes Schlosses mit seiner Geliebten. Die Geschichte ihres Todes, wie die Sage sie aufbewahrt, erzählt mit geringer Abänderung das Gedicht.

Muthig stampfen kühne Rosse,
 Raschen Hufschlag hörst du klirren,
 Rasselnd öffnen sich die Thore,
 Und im Sturm entfliegt der Ritter. —

Hoch von Felsgeklüft umschlossen,
 In des Thales tiefstem Grunde,
 Wo der Bergstrom schaurig donnert,
 Harret der Feind des Kampfes Stunde.

Horch, da schnauben schnelle Rosse,
 Und der Ritter naht sich muthig;
 Hoch am Helme glüht die Rose,
 Dunkel in dem tiefsten Purpur.

Starke Lanzen sind gebrochen,
 Hellgeschliffne Schwerter bluten,
 Doch die Glut des wilden Hornes
 Flammt erneuert stets im Busen.

Weh! da sinkt vom Helm die Rose,
 Strömend quillt der Purpur, dunkel,
 Matt ist schon der Blick, gebrochen,
 Und der Mond erhebt sich blutig.

Dämmernd graute kaum der Morgen,
 Ahnung füllt des Mädchens Busen,
 Angstvoll naht sie sich dem Orte,
 Wo sie den Geliebten wußte.

Und sie naht und sieht den Todten!
 Schweigend in des Haines Dunkel
 Kniet sie, neht die blasse Rose
 Mit der Thränen heißen Fluten. —

Aus den Bergen steigt die Sonne,
 Gold'ner Strahlen erste Gluten
 Flammen in des Waldes Kronen,
 Schweigend in der Todesruhe..

Ja es war die Ruh der Todten! —
 Stumm war sie dahin gesunken,
 Keine Thräne war geflossen;
 Bald umfängt sie eine Urne.

Und so schlummern sie, im Schooße
 Stillen Fühler Erde ruhend.
 Auf dem Hügel schwebt die Rose
 Blätterlos im Herbstessturme.

N e k r o l o g.

Carl Friedrich Clemens Weinmiller.

Der im Frühling dieses Jahres verstorbene pens. K. Hof- Schauspieler
 und Hoffänger, Hr. Carl Friedrich Clemens Weinmiller, war ein so ausgezeich-
 neter Künstler, sein Wirken in seiner Zeit so eingreifend, und die Genüsse,

welche sein seltnes Talent dem Publicum dieser Kaiserstadt seit einer langen Reihe von Jahren gewährt hatte, so gediegen, daß wir seinem Andenken gerne eine kleine Blüte der Erinnerung in diesen Blättern weihen, welche seines Strebens so oft auf verdiente ehrenvolle Weise zu gedenken veranlaßt waren. Dieser als Opernfänger durch seine umfangreiche, schöne Bassstimme, und durch seinen schönen Vortrag sehr ausgezeichnete Künstler, war geboren am 8. November 1764 in Dillingen. In früher Jugend durch den Fürst Bischof von Trier, bey welchem sein Vater Hofrath gewesen, auf sehr humane Weise unterstützt, wurde er nach Wien gesendet um seine Studien zu vollenden, und ließ sich daselbst als Jüngling häufig bey der Kirchenmusik verwenden. Seine schöne Stimme erwarb ihm Beyfall und dieser Hebel menschlicher Anstrengungen bewog ihn zum Theater zu gehen. Im Jahre 1783 begann er in Wiener-Neustadt, unter des Directors Zöllner Schutz, seine Laufbahn als Schauspieler und Sänger. Der Vater in „Zemire und Azor“ war seine erste Rolle. Von da ging die Gesellschaft nach Hainburg an der Donau zum Grafen Philipp Batthiany. Der öftere Wechsel des Engagements führte den jungen Sänger in verschiedene kleine Städte, wo er sich immer mehr Theaterkenntnisse erwarb. Er hatte sich mit der jüngern Schwester der Frau seines damaligen Directors Zöllner verheiratet und ging nun nach Preßburg, wo er bis zum Jahre 1790 blieb, dann nahm er Engagement in Pesth unter der Direction des Grafen Unwerth, wo er durch seinen Eifer und seine große Thätigkeit sich allgemeine Achtung und großen Beyfall erwarb. Zu Michaeli im Jahre 1796 trat er mit seiner Gattinn, welche im Schauspiel wirkte, in Wien unter die Direction des Baron Braun, wo er als Schauspieler und Sänger in beyden, damals vereinigten Hoftheatern wirksam war. Seine erste Rolle in Wien war der Dorfbarbier *) und diese Darstellung erwarb ihm allgemeinen Beyfall, blieb auch durch sein ganzes Leben in seinen Händen zum Vergnügen des Publicums. Nach einem Jahre erhielt er von Sr. Maj. dem Kaiser das Anstellungs-Decret in der k. k. Hof-Capelle, und wurde zugleich zum Hof-Kammersänger ernannt. Ferner ernannte ihn der Magistrat von Wien zum Ehrenbürger dieser Stadt.

Als Regisseur der Oper war seine Thätigkeit bewundernswerth, und jede seiner Darstellungen zeigte von dem größten Fleiße und dem Bestreben sich der Achtung des Publicums würdig zu machen, die er auch unausgesetzt behalten hat. Als Hr. Barbaja die Direction des Operntheaters antrat, erhielt er seine Pension. Auf seinem Landhause zu Ober-Döbling widmete er sich vorzugsweise den Beschäftigungen des Gartenlebens, und suchte sich die letzten Jahre seines Daseyns zu erheitern, und eine sich vermehrende Kränklichkeit zu vergessen; doch am 16. März unterlag er trotz der treuesten Pflege und besten ärztlichen Hülfe dem heftigen Übel. Seine trauernde Witwe verlor in ihm den theilnehmendsten Ehegatten und seine Freunde einen biedern, anspruchslosen und redlichen Freund.

Möchte doch sein großes Talent, beym Gesange den Text mit den Tönen

*) Am 6. November 1796 bey der ersten Vorstellung dieser Oper. Hier trat er zuerst als engagirtes Mitglied auf. Früher war er als Gast zum ersten Male als Apotheker Stößl, in Ditterdorfs Oper: „Der Doctor und Apotheker erschienen.“
Ann. der Ned.

so innig zu verschmelzen, daß jedes Ohr nicht bloße Klänge, sondern auch den Sinn der Dichtung vernehmen konnte — auf andere Sänger der heutigen Zeit übertragen werden können.

Der letzte Caroliner.

In dem großen Saima-See in Finnland liegt ein einsames Inselchen, an dessen stillem Strande selten ein menschlicher Fuß das brütende Seegeflügel aufstört. Da steht auf einer Uferspitze, die in den Wellenschlag hervorspringt, noch heut zu Tage eine mächtige Edeltanne, aber vom Alter gekrümmt und mit dichtem Moose überwachsen.

Hier saß vor dem — die poetische Quelle *), aus welcher dieser Stoff geschöpft wird, gibt weder Jahreszahlen noch Namen an, und läßt es überhaupt unbestimmt, wie viel Geschichtliches zum Grunde liege und wie viel der Fantasie anheim falle — hier saß vor dem, unter dem Schatten des Baumes auf der Klippe, ein Mann aus alter Welt, mit schneeweißem Barte und einem Soldatenhut, den gelbgefütterten Blaurock mit breiter Lederkoppel von Glendhaut gegürtet. Wenn der Seewind sein langes dünnes Silberhaar zur Seite wehte, erblickte man ein bleiches Antlitz und hohle Wangen, die von Thränen gefurcht zu seyn schienen. Er heftete den starren Blick auf den Wellenschlund hinab, und schlug ihn dann zum Himmel empor mit schmerzlichem Lächeln.

Manch liebes Jahr fand man ihn so jeden Abend, wann die Sonne unterging, in derselben Tracht, in derselben Stellung, auf derselben Klippe. Der Segler, der vorüber fuhr, glaubte ein Gespenst des Alterthums zu erblicken, und versank in Staunen.

Finnlands Töchter begleitet mich, wir wollen ihn fragen und sein Schicksal erforschen. Euer sanftes Auge wird sich mit Thränen füllen, euer weiches Herz wird bluten. Aber die Wehmuth hat auch ihre Wonne und der Alte lächelt nun im Grabe.

* * *

„Ich bin ein noch übriger Caroliner,“ sagte der Greis, als ich ihn besuchte, hob sich majestätisch empor und richtete sich soldatisch gerade. — „Ich bin ein noch übriger Caroliner, der einzige, der auf Erden lebt und König Carl den Zwölften gesehen hat.“ — Als er den Namen nannte, lüftete er den Hut. — „Ich erinnere mich seines Blickes, seiner Gesichtszüge und Mienen bis in alle Ewigkeit. Hast du die Folio-Bibel gesehen, mit dem Bildnisse des Königs auf dem Titelblatte? Carls des Zwölften Bibel sollte in jedem echt schwedischen Hause ein Schatz, eine Zierde und ein Heiligthum seyn; in meiner Hütte kann ich sie dir zeigen. Wie er da steht, gerade so war er. Eben so einfach, wie ich, sah er aus; eben solchen Rock trug er und eben solchen Gürtel. Aber wenn er im Pulverdampfe stand, da war er König und Held: groß, wenn er besiegt ward, wie wenn er siegte, und groß über alles noch im Tode.“

„Als Carl gegen Norwegen aufbrach, allen wider ihn verschwornen Feinden zum Troste, da zog ihm aus Finnland noch ein letzter Haufe zu, zusammengeführt aus den öden Marken. Wir brannten alle, mit dem Helden zu sie-

*) Eine Ballade des schwedischen Dichters Franzén.

gen oder uns unter dem Schnee der Felskuppen zu begraben. — Ich kam blutjung zu des Königs eigener Fahne, und hörte den heimtückischen Schuß, der die große Laufbahn endete. Mit Carl fiel der schwedische Muth, und ich wünschte mit dem Könige gefallen zu seyn.“

„Aber das Vaterland nahm mein jugendliches Feuer in Anspruch; ich diente fort und kam am Ende von Pommerns Küste mit diesem halben Arme. Doch mein Selbstgefühl entschädigte mich. Mit dieser meiner übriggebliebenen Hand baut' ich mir hier eine Hütte, als ich unvermuthet dieß kleine Eiland erbte, welches nun mein Königreich ist.“

„Hier lächelte das Glück meinen alten Tagen. Eine Tochter, hold wie die Engelsbilder in den Evangelisten, bestellte mein Haus nach der Mutter Tode und las mir Morgens und Abends aus der großen Carolusbibel vor. Ich lebte nur für sie und für die Hoffnung, den schwedischen Muth wieder aufflammen zu sehn, wie unter dem Zwölften.“

„Eines Abends kam sie am Arm eines fremden Mannes dort über die Wiese. Mir schoß das Blut zu Gesicht und ich blickte schon nach den Pistolen über meinem Bette; denn obgleich gelähmt, hätt' ich doch den Muth gehabt, den Verführer zur Rechenschaft zu fordern. Aber so bald er in meine Thüre trat, erfand ich ihn als einen Ehrenmann! „Prinz Carl hat geschlagen, Hoglands Name ist unsterblich!“ so war sein Gruß, als er mich umarmte.“

„Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!“ rief ich aus.

„Nein,“ sprach er herzlich, „lebe noch, um Zeuge zu seyn, wie König Gustav siegreich ist, und wie deine Tochter mich glücklich macht.“ —

„Dort jenseit des Sees schimmert sein Landhof, wo er verständig und von den Untersassen geliebt, waltete. Dorthin will er die junge Frau führen und den alten Vater. Der Hochzeitstag ist angesetzt; ein Bote von ihm geht voraus, um mir den Sieg bey Svenskund zu verkündigen. Ich fiel auf meine Knie, um dem Himmel zu danken. Es war meine letzte Freude.“

„Der festliche Tag war angebrochen und hochzeitlich geschmückt saß die Braut in der Kammer; bald konnte der Bräutigam erscheinen. — Die Möve flog zu Lande und kündete Sturm. Wie Grabgewinsel ging es unheimlich durch die Luft und ein Himmelswetter sprengte alle Fesseln.“

„Die Braut erblich zu Schnee. Sie sprang ans Fenster! „Da, da!“ schrie sie freudig und zitterte vor Angst. Aber es war kein Segel, es war nur weißer Wellenschaum, der flatterte. Jetzt entdeckten wir die Schaluppe, die unverzagt durch den Schwall arbeitete. Noch eine glückliche Wendung und die Hasenbucht war erreicht. Als das Fahrzeug um das Riff lenken wollte, schlug es um. — Meine Tochter stürzte hinaus, den Strand hinunter, in die Flut hinein. Noch schwankte der Kopf über der Welle, jetzt erhob sich ein Arm; sie erfaßte ihn sinnlos und ward im Todeskrampfe mit hinabgezogen. Hand in Hand fanden wir ihre Leichname und legten sie so in die gemeinschaftliche Brautgruft. — Laß mich allein Fremdling. Willst du den Hundertjährigen weinen sehn? —“

Er schwankte in seine Hütte, und ich verließ das Eiland tief erschüttert. Von diesem Tage sah man ihn nicht mehr unter dem Baume, und er ist längst hinübergegangen zu seinem Könige und zu seinem Kinde.

Musicalische Literatur.

Bibliothèque musicale de nos contemporains. Recueil de compositions originales pour Pianoforte. A Vienne, publié par A. Pennauer. Unter diesem Titel hat die Pennauerische Kunsthandlung in Wien eine Sammlung Original-Compositionen heraus zu geben begonnen, in welcher den Reihen eröffnet:

Première grande Sonate pour le Pianoforte composée et dédiée à Son Altesse Imp. et Roy. Eminentissime Monseigneur le Cardinal Rodolphe Archiduc d'Autriche etc. etc. par François Schubert de Vienne. Oeuvre 42. Vienne chez A. Pennauer.

Der beliebte Romangen-Compositeur legt in diesem Werke dem Publicum eine Composition vor, deren ernster Styl sich sowohl im Anfange, als in der ganzen Ausführung recht imposant ausspricht. So wie Hr. Schubert sich in seinen Liedern als tüchtiger Kenner der Harmonie zeigt, und seine Melodien durch eine schöne Fülle der Accorde zu würzen versteht, so zeigt er sich hier in einer fast martialischen Stimmung, in welcher ein wohlgeählter Harmonienwechsel das marschartige Mittelthema, in vielfältigen Veränderungen begleitet. Das moderate Tempo paßt sehr gut für den Gang der Ideen, und der Tonseher bleibt consequent in dem einmal aufgefaßten männlichen Charakter. Der Bass führt das Thema im zweyten Theile durch vielerley Wendungen in immer neue Harmonien, und schöne Bindungen treten endlich an die Stelle der Hauptfigur.

Das Andante poco moto ist sehr gelungen, die in die Mittelstimme verlegte Melodie bietet zu sehr angenehmen und interessanten Umkehrungen Gelegenheit, und wird vom Tonseher mit großer Mannigfaltigkeit durchgeführt. Dieser Satz ist brillant ohne gerade sehr schwer zu seyn, und fordert viel Ausdruck. Das feurige Scherzo erhält durch das sanftere Trio erst seine rechte Bedeutung. Beyde sind wohl gelungen.

Das Allegro vivace ist sehr schön gearbeitet und die großen durch Ober-, Mittel- und Unterstimme laufenden Figuren zeigen den schönen Erfindungsgeist des Hrn. Franz Schubert.

Bey recht lebhaftem Vortrage macht dieß Finalet eine brillante Wirkung. Die ganze Sonate zeigt keine gekünstelten Schwierigkeiten, und gibt dem denkenden Spieler viel Gelegenheit, seinen Vortrag zu zeigen.

Sonate pour le Pianoforte composée et dédiée à Madame Josephine Wawruch par Worzischek. Op. 20. Cahier 2 (derselben Sammlung). Vienne, chez A. Pennauer.

Die vorliegende Composition des geschätzten, zu früh der Kunstwelt entrissenen Verfassers ist in B-moll geschrieben, und gibt dem Spieler viel Gelegenheit, sich in schwierigen Tonarten zu üben, um so mehr, da dieser Meister auch große Sorgfalt auf den harmonischen Theil seiner Arbeit wendet. Doch ist es zu verwundern, daß an mehreren Stellen die Schönheit des Metrums vernachlässigt ist. Sein erster Gedanke ist fünf Tacte, die correspondirende Fortführung sieben Tacte lang. Dieß beunruhigt, denn in der Musik gelten die Gesetze der Architektur. Ein schmaler rechter und ein breiter linker Flügel eines Hauses wird stets dem Auge des Beschauers einen unangenehmen Eindruck hinterlassen. In dieser Hinsicht findet sich bey großen Meistern selten eine Vernachlässigung, am allerwenigsten im Anfange. Im Verfolge der Ausführung nimmt man es, besonders in langen, laufenden Perioden, nicht so genau, aber im Thema, im Mittelsatz, in den zur Ruhe führenden Nachsätzen muß eine schöne Architektur herrschen.

Um noch mehr Belege der obigen Behauptung zu geben, so betrachte man den schönen Mittelsatz in Des, S. 2, Tact 1, und man wird wieder ein Thema, und zwar einen Hauptsatz finden, der in ungleicher Zahl gemessen ist, also fünf Tacte hat, was im höchsten Grade störend ist.

Wie schön ist übrigens der zweyte Theil gearbeitet! Hier zeigt der Tonseher seine Gewandtheit in der Nachahmung auf sehr interessante Weise. Die enharmonische Verwechslung ist sehr zweckmäßig. Das Ganze ist sehr schön geführt, und zeigt den braven Meister in der harmonischen Kunst. S. 6, Zeile 6, ist wieder der schöne Mittelsatz in fünf Tacten, aber dießmal in B-moll. Der übrige ganze Bau des Tonstücks ist trefflich und schön organisch.

Das Scherzo in Cis-dur ist voller Naivetät und feurigen Effects. Das Trio fängt wieder mit einer Periode von drey Tacten an, und man fühlt schmerzlich den Mangel des vierten Tacts. Hier wird sogar der ganze Gedanke dann in sieben Tacten gegeben, was ganz unerlaubt ist, und dem gebildeten Auge so wehe thut, als dem Kennerohre!

Das Finale fängt ebenfalls fünftactig an, denn da wo es sich wiederholt, beym sechsten Tacto, ist der metrische Numerus geschlossen. Unerachtet dieser Mangel sich noch öfter zeigt, so herrscht doch in dem ganzen Finale ein meisterhafter Styl in Beziehung der harmonischen Behandlung und der contrapunctischen Scherze. Der zweyte Theil ist mit viel Genie erfunden, und zeigt Gewandtheit in allen Gattungen der durchgehenden Noten, die eben schöne Freyheit gestattet. Der Schluß ist höchst brillant und effectvoll.

Cahier 3. Große Sonate für das Pianoforte, componirt und Ihrer kais. königl. Hoheit, der Frau Erzherzoginn Sophie von Oesterreich, gebornen königlichen Prinzessin von Bayern, in tiefster Ehrfurcht gewidmet von Franz Lachner. 23. Werk. Wien, bey A. Pennauer.

Ein kräftiger Tonsatz voll leidenschaftlichen Feuers und interessanter Figuren, die in verschiedenen Lagen gut verwendet und mit Mannigfaltigkeit behandelt sind. Hier zeigt sich keine Spur von metrischer Unregelmäßigkeit, sondern die Theile gleichen einander in Länge und Kürze, und sind durch Verschiedenheit ihres intensiven Gehalts zu schöner Mannigfaltigkeit gebracht.

Die laufenden Triolen sind geeignet, den Spieler in der Decimen-Spannung zu üben. Im zweyten Theile, Seite 6 und 7, zeigt sich die künstliche Behandlung am meisten, und der Compositeur wendet seine laufende Triolenperiode nach allen Seiten und Farben, nimmt das Hauptthema zugleich dazu im Bass, und setzt dasselbe noch einmal, in der Nachahmung, im Sopran darüber, so daß es sich canonisch nachahmt. Dergleichen Sätze heurkunden den geschickten, gebildeten Tonsetzer für das Clavier. Das Ganze ist brillant und effectvoll. Im Scherzo ist das Trio besonders gut gehalten, und bildet einen hübschen Contrast gegen den Hauptsatz. Im Andante con moto hat der Verfasser seiner Phantasie einen freyen Spielraum gelassen, und seinen Satz erfinderisch durchgeführt. Die vollgriffige harmonische Behandlung ergeht zugleich den Harmonisten durch gehaltvollen Wechsel der Figuren.

Das Finale ist reich, brillant und mannigfaltig, und man nimmt wahr, daß Hr. Lachner auch an schöne Effecte des Saitenklangs denkt, wovon die Stelle mit nachschlagenden Noten, indeß die Oberstimme fortzingt, deutliche Zeugenschaft abgibt.

Das Werk ist eben nicht zu großen Schwierigkeiten des Vortrags unterworfen, bietet aber reichliche Gelegenheit zum brillanten Vortrag dar.

Calligraphie.

Die Schönschreibekunst hat in unsern Tagen eine außerordentliche Verbreitung und Cultur gewonnen. Selbst junge Leute liefern jetzt bereits Leistungen in diesem Kunstgebiet, welche Staunen erregen, und das Ganze ist so weit gediehen, daß die gepriesenen Schriftarbeiten der Mönche des Mittelalters bald aufgehört haben werden, Gegenstände einer so ausschließenden Bewunderung zu seyn, als sie es bisher gewesen. Unter den Meistern in der Schönschreibekunst, deren wir in unsrer Kaiserstadt mehrere besitzen, zeichnet sich besonders der durch seine öffentlich bekannt gegebenen Leistungen rühmlich bewährte Hr. Warsow aus, und wir tragen kein Bedenken nach den Werken, welche wir von diesem Meister zu sehen das Vergnügen hatten, ihm den ersten Platz unter den uns bisher bekannt gewordenen Calligraphen anzuweisen.

Es hat sich in der modernen Calligraphie der Übelstand häufig antreffen lassen, daß man über der Zierlichkeit und dem übertriebenen Streben nach Künsteley in Schnörkeln und Zierrath, die Klarheit und Deutlichkeit, — das erste Erforderniß — vermisste. Hrn. Warsows Werke zeigen auch in dieser Hinsicht den gebildeten Geist ihres Schö-

pers. Er theilt seine Schriftgebilde in verschiedene Classen, und berechnet die Verzierungen dazu ganz in dem Geiste derselben. Die höchste dieser Classen hat er Symbolographie genannt. Es sind dieß ganz eigentlich Kunstwerke im höchsten, edelsten Sinne, Gedichte, und so weiter, welche durch allen Schmuck der Zeichen- und Schriftkunst symbolisch verziert sind. Hier wäre jede Beschreibung fruchtlos, und man muß diese Werke des Hrn. Warsow selbst sehen, um darüber zu urtheilen, was der treffliche Künstler hier leistete, und wie weit er alles übertrifft, was in dieser Art bisher geleistet wurde.

Wir bedurften dieser Einleitung, weil wir das Publicum auf das neueste Kunstwerk dieser Art von Hrn. Warsow aufmerksam machen wollen. Es ist dieß ein Schriftbild: Das Gebet des Herrn (Vater unser), symbolographisch mit der Feder ausgearbeitet. Diese Idee ist zwar bereits schon in Deutschland aufgefaßt worden, aber das, was geleistet ward, ist durchaus nicht mit der Arbeit des Hrn. Warsow zu vergleichen, und verschwindet gegen die höchst poetische Symbolographie sowohl, als die Schönheit der Schrift überhaupt, welche dieser treffliche Künstler hier entwickelte. Er wußte auf die glücklichste Weise durch sinnliche Anschauung auf die tiefe Bedeutung der Bitten hinzuweisen, und dem Kunstliebhaber den Beweis der Möglichkeit zu geben, daß sich durch geeignete Wahl und Zusammenstellung der Schriftformen, ihre Beleuchtung und Anordnung, auf das Gemüth des Beschauers derselbe Eindruck erzeugen lasse, den Musik, Reim und Onomatopöe durch das Ohr bewirken, was das eigentliche Ziel der Symbolographie im Sinne des Hrn. Warsow ist.

Um diesem herrlichen Schriftbilde, welches ohne Widerspruch das gelungenste Zeugniß ist, mit welchem bisher die Calligraphie erschien, jene Verbreitung geben zu können, durch die es seinen Zweck erfüllt, so hat Hr. Warsow den Entschluß gefaßt, es auf eigene Kosten in Kupfer stechen zu lassen. Da durch die Verschiedenheit der gewählten Symbole verschiedene Gattungen der Kunst in Anspruch genommen werden, hat sich Hr. Warsow auch mit mehreren ausgezeichneten Chalkographen in Verbindung gesetzt, welche nun vereint das Werk ausführen werden.

Es würde vergeblich seyn, dem Publicum jetzt, wo ihm noch die Selbstansicht dieses seltenen Kunstwerkes, welches ohne Zweifel zu den vorragendsten Erscheinungen gehört, nicht zugänglich ist, durch Schilderung dasselbe darstellen zu wollen. Diese Zeilen haben bloß den Zweck, auf die Erscheinung des Werkes aufmerksam zu machen. Sobald es an das Licht getreten seyn wird, werden wir uns beeilen, durch eine detaillirte Beschreibung und Erläuterung der Symbole, womit der sinnige Geist des Künstlers sein Werk schmückte, den Genuß desselben zu erhöhen, und die Kenntniß des Daseyns desselben zu verbreiten, da wir überzeugt sind, das gesammte kunstliebende Publicum werde den Werth dieser ausgezeichneten Gabe nach ihrem ganzen Umfange würdigen und anerkennen. ***

Modenbild XXXIII.

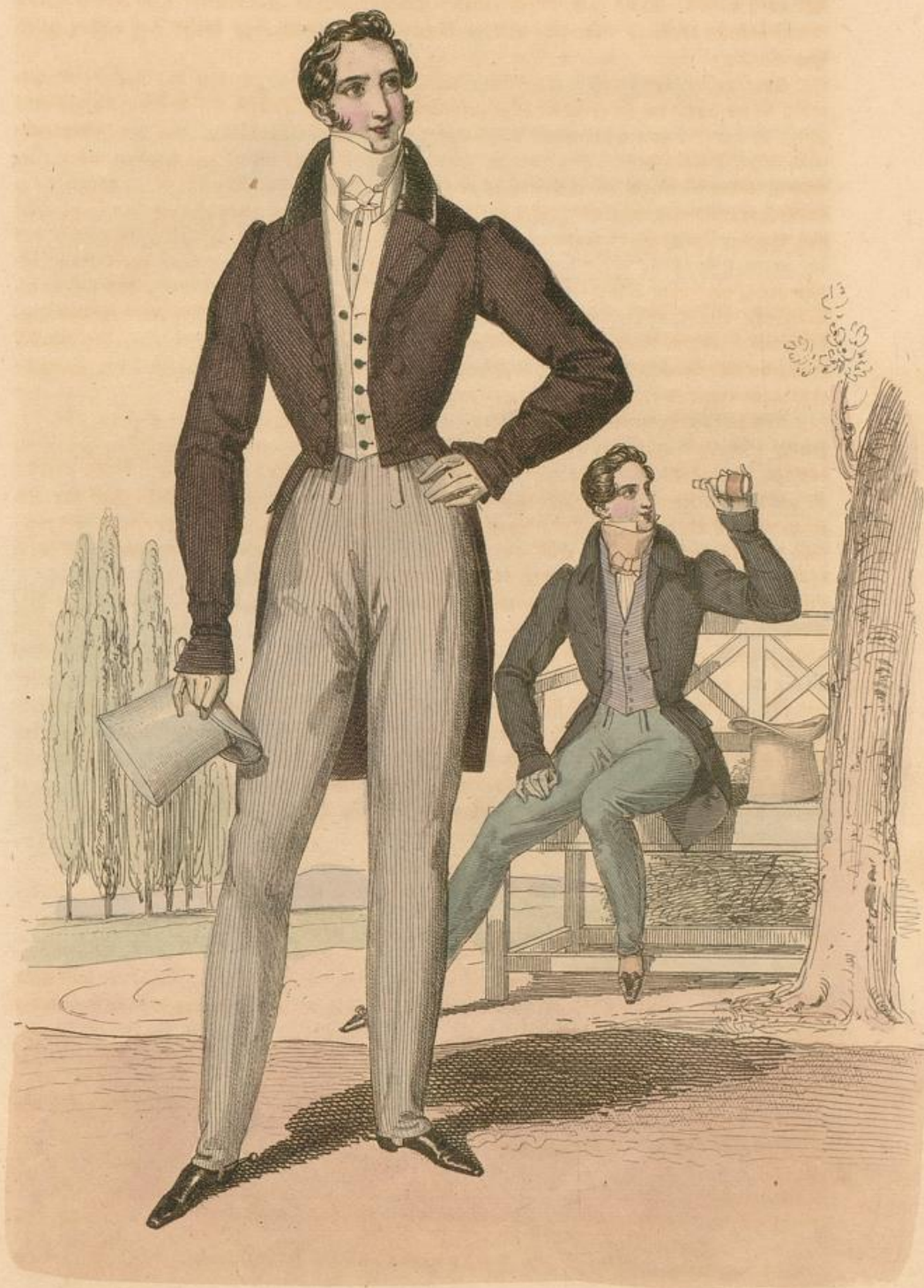
Der Herr im Vordergrunde trägt einen rothbraunen Frack mit breiten Batten und Sammetkragen, weißes Piquet-Gilet mit façonirten gelben Knöpfen, und halbweite Pantalon von fein gestreiftem Satin.

Der Sitzende einen olivenfarbenen Wettrenner von Tuch, Pantalon von Everlastin, und nankinfarbene Strümpfe.

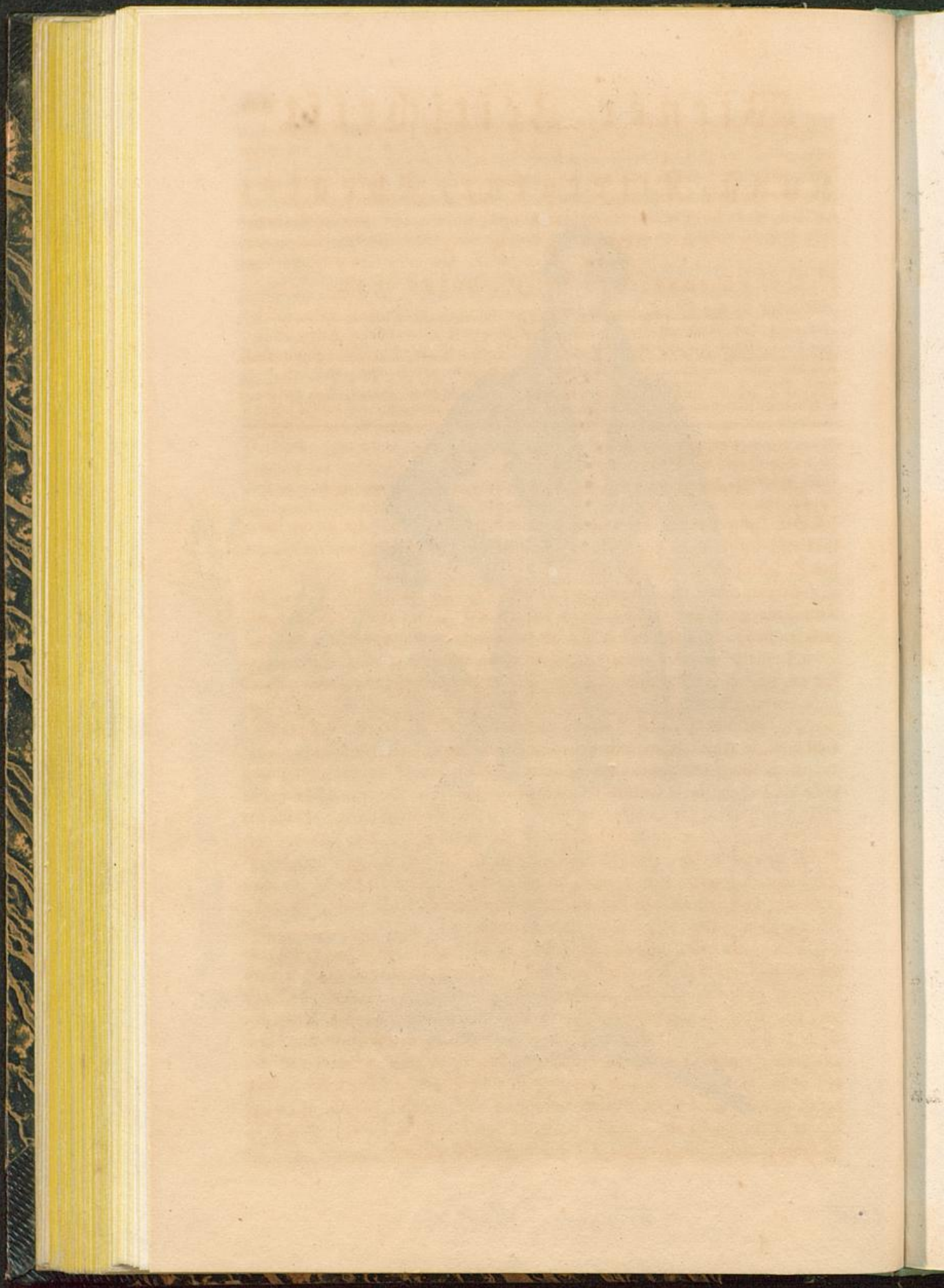
Beide Anzüge nach Originalen von Hrn. Jos. Gunkl, bürgl. Kleidermacher am Graben, No. 1144.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



J. H. Hobbes sc.



Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Sonnabend, den 16. August 1828.

99

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. E. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Eine Stunde auf dem Ball.

Von Caroline de la Motte Fouqué, geborne v. Briest.

„Wie, lieber Baron! Sie noch hier unter den Tanzenden?“ fragte die schöne spät erscheinende Anna von Saluce, indem sie einen Augenblick vor dem Manne, den sie so angeredet, stehen blieb.

Er entgegnete mit sonderbarem Lächeln, das ihm eigen, und das einzige Auffallende in seinem unscheinbaren Außern war: „Ich erwartete Sie, meine gnädige Frau. Dieß Motiv, dünkte ich, wäre bestimmend genug.“

„Ich will wetten,“ erwiderte sie ebenfalls lachend, „es fällt Ihnen eben erst ein, daß ich bis jetzt nicht hier war. Sie dachten bestimmt den ganzen Abend nicht an mich.“

„So glauben Sie mich so leer an schönen Gedanken!“ fiel er mit gewandter Höflichkeit in einem leisen Schwanken zwischen Scherz und Ernst ein.

Anna lehnte ihm gegenüber seitwärts an die Thür, in welcher sie standen, ohne die letzten Worte sonderlich zu beachten. Ihr Blick folgte mechanisch den drehenden Paaren im anstoßenden Saale. Sie hielt die elegant gefasste Vorgnette vor das große, schwarze Auge, indem sie das andre schloß, und halb zu dem Baron gewendet, sagte sie: „Die Gesellschaft wächst doch jetzt ins Ungeheure! Ich könnte bey jedem neuen Feste glauben, eben erst vom Auslande zu kommen, und doch bin ich nun fast ein Jahr hier! Gestehen Sie mir, ich hatte Recht mich nur auf Augenblicke in den Strudel zu werfen!“

„Wer, wie Sie, meine gnädige Frau, nicht fürchten darf darin unterzugehen,“ — lächelte der galante Mann, ohne gleichwohl den angefangenen Satz vollenden zu können, da ihm mehrere Dazwischentretende das Wort abschnitten, und seine Aufmerksamkeit anderweitig in Anspruch nahmen. Denn bewegte er sich auch möglichst wenig auf seinem bescheidenen Platze, wich er selbst aus Furcht hinderlich zu werden, jedem zufälligen Andränge aus, redete er nur mit halber Stimme, und auch nur zu dem Nächststehenden, so durfte er doch gewiß seyn, in kurzem einen Kreis um sich zu versammeln, den die attractive Atmosphäre des Ungewöhnlichen von selbst um diejenigen bildet, welche selbst im Vorüberziehen Andern eine Art Schein von sich mittheilen.

Anna kannte das, sie langweilte jede Art geselliger Coquetterie, es war ihr fremd, daß man dem Rufe um des Rufes willen schmeicheln könne.

In dem Sinne wandte sie sich, und glitt mit leichter Bewegung tiefer in den Saal hinein. Der Baron bemerkte ihre Entfernung nicht sobald, als er mit etwas gehobner Stimme rief: „Strafen Sie mich wirklich so streng? Wollen Sie denn an diesem Abend bloß wie ein reizender Traum an uns vorüber schweben?“

„Beruhigen Sie sich,“ erwiderte Anna im Weitergehen, auf scherzhafte Weise, „ich bleibe Ihnen eine volle Stunde.“ Und mit dem Finger nach einer Uhr auf dem Kamine deutend, setzte sie hinzu: „Wenn der Zeiger dort auf zwölf weist, dann ist erst der Moment des Scheidens da.“

„O schön, sehr schön,“ versetzte der Baron. „Eine Stunde ist schon etwas, der vier und zwanzigste Theil der Bewegung eines ganzen Weltkörpers um sich selbst, da kann sich erstaunlich viel innerlich und äußerlich wandeln und wenden.“

Anna überraschte die zufällige Äußerung. Sie hatte den Kopf, während sie sprach, zurückgewandt. Ihr angenehmes Gesicht ward durch den lachenden Ausdrück neckender Heiterkeit wie von einem Sonnenblick beleuchtet, jetzt sah sie ernsthaft vor sich hin, als ob sie das fürchte, was ihr nahen könne. Doch der weite schöne Saal, mit seinen reinen einfachen Verhältnissen, den blendenden Marmorwänden, den hohen, goldnen Thüren, gab ihrer Empfindung plötzlich einen freyern Schwung. Sie war hier gleichsam wie allein. Alles tanzte oder sah den Tanzenden zu. Viele saßen ermüdet da, das Gespräch ging ihnen aus, schlaff und abgesspannt erwarteten sie das Ende. Frau von Saluce hingegen kam mit frischem Sinn und frischem Blick. Von nichts gestört durchdrang sie das Genügende ruhiger Vollendung, die volle Musik, der Sonnenglanz unzähliger Lichter, umflossen sie wie eine andre, wie eine höhere Region.

Da hörte sie neben sich ein helles, quickendes Richern; ein junger, schnellsüßiger Tänzer stürzte mit gekrümmtem Rücken, ein großes Packet Schwals über den Arm, auf eine Gruppe junger Damen zu, die alle aus einem Munde riefen: „Das sind schon wieder die unrechten! Nein! Gott! wie einzig, daß Sie nie die rechten finden können!“

„Nie die rechten?“ wiederholte Jener ziemlich laut in einer Art herausforderndem Troke, „na so will ich mich denn auf Ehre, gleich auf der Stelle hier, vor Ihnen fricassiren lassen, wenn ich nicht in fünf Minuten alle Schwals aus dem ganzen Saal hier zusammen schleppe; da müssen denn doch zum Tausend Ihre drunter seyn.“ Er trat mit diesen Worten sehr hörbar auf, als bekräftigte er mit einem Fußschlage seine Beteuerung und flog davon. Die Damen konnten sich nicht lassen vor Lachen. Sie drehten so viel her und hin mit den steifgestellten, hoch aufgekämmten Köpschen, ohne jedoch hinter den vorgehaltenen Schnupftüchern eine Sylbe von allen glücklichen Gedanken, die sie erfüllten, laut werden zu lassen.

Anna war aus ihrem Himmel gefallen. Sie ging, wie beschämt, von einer andern Seite den nächsten Gemächern zu. Diese waren leer. Wie immer drängten die meisten dahin, wo schon die meisten waren. Anna befand sich in einem großen Gemach allein, von Marmorbildern umgeben, die fremd und groß auf sie niederblickten. Der göttliche Ernst in den weichen Mienen, das genüglie-

Lächeln, die Stille und innere Harmonie, drängten jede andre Regung des Innern zurück. Anna hatte einen Augenblick die Welt um sich vergessen, sie vermischte nichts, und rein, wie die Anschauung, Klang jede Saite ihrer Seele in einen einzigen Ton zusammen. Ihre Vorliebe für die plastische Kunst, mit der sie in der romantischen Stimmung der Zeit nur selten hervortreten durfte fand hier auf überraschende Weise Nahrung; sie blieb lange im innerlichen Gespräch mit ihren Lieblingen. Zulezt dünkte es ihr doch selbst wunderbarlich, daß sie, so abgesondert von Menschen, mit kalten Bildern verkehre, während doch wohl in der großen Versammlung so manches schöne Herz dem ihrigen hier warm entgegen schlagen möchte. Es befiel sie eine eigene Unruhe. Sie eilte wieder zur Gesellschaft zurück, sie suchte ihre Freunde; zufällig hatten sich diese meist alle schon entfernt. Gleichwohl knüpfte sie hier und da eine kurze Unterhaltung an, sie tanzte sogar. Ach es wollte heute nichts recht fassen, nichts Folge haben. Hatte der Baron mit seinen letzten Worten etwas Fremdes in ihre Seele geworfen? Sie wußte es nicht. Wo war der Baron nur? Er stand nicht mehr auf dem frühern Platze. Anna ging ihn zu suchen. Er sollte durch das Viele, was er zu sagen wußte, das Eine wieder vergessen machen.

Am Ende der großen Zimmerreihe kam man in ein Cabinet, daß wie ein Heiligthum nur mit einer Art bescheidner Schüchternheit betreten ward.

Aus jedem Zimmer wehet Einem mehr oder weniger fühlbar der Geist der Bewohner entgegen, er bemächtigt sich unser und stimmt die Gemüther nach dem Tone, den er anzugeben fähig ist.

In diesem Cabinet wohnte etwas Unausprechliches, das unmittelbar an die Seele ging. Es war das Innerlichste, Geheimste, von dem man nicht sagen konnte, es gehe von der Anordnung, von dieser oder jener Art und Weise aus. Es waren nicht die vielen Kunstschätze, nicht die magischen Lampen, nicht der Reichthum von Blumen; es ließ sich eben nicht bezeichnen, aber jeder empfand es.

In dem Laufe des Abends hatten sich Bekannte und Unbekannte hier hingewagt. Fremde wollten sehen, Einheimische das Sehenswerthe zeigen. So fand denn Frau von Saluce ein ziemlich unruhiges Hin- und Herdrängen, zwischen den Blumentischen, Bildsäulen und künstlichen Kleinigkeiten. Einzelne Gruppen waren auf den Sofas im Hintergrunde vertheilt, Andre standen vor Gemälden, viele benutzten auch die Entlegenheit des Gemaches, um über ernste Gegenstände zu verhandeln so, daß ein eignes Flüstern durch die Stille des Zimmers ging.

Anna hatte sich in eine runde Nische geflüchtet, die um einige Stufen erhöht zu einer hohen Fensterwölbung führte. Reiche Drapperien verdeckten diese, doch trieben Neugier oder sonst ein andrer Zug dunkler Vorgefühle die schöne, befangne Frau, die Vorhänge zu theilen. Sie stand vor einer Glashür. Zimmerhitze und äußre Kälte hatten die Scheiben mit trüber Feuchtigkeit übergossen. Es ließ sich nicht hindurch blicken. Mechanisch drehte Anna an dem Griff. Die Thüre ging auf, die Überraschte stand auf schmaler Altane; unter ihr rauschten die Wellen des vorüberfließenden Stromes, der hier ein breiter Canal, den einen Theil der Stadt von einem andern trennte. Drüben blinkten Lichter aus hohen Häusern, und zeichneten zugleich deren Umrisse in dunkle gigantische Massen gegen den sternensleeren, grauen Nachthimmel ab. Alle Gegen-

stände waren undeutlich und geheimnißvoll, nur ein östlich hervorspringender Thurm, desselben Gebäudes, in welchem sich Anna befand, trat hell zwischen seine buntgemalten, glühend erleuchteten Fenster hervor. Wie von bekannter Welt geschieden, an fremdgewordne, schmerzlich süße Erinnerungen gemahnt, horchte die Träumende auf das dumpfe Anschlagen des Wassers, als trüge es Worte und Vorstellungen ganz verschollner Tage aus der Tiefe herauf. Benedictig — das väterliche Haus — drüben der Thurm, ganz wie das Kloster, in dem sie erzogen, und nur einmal herausgeholt ward, um, selbst noch zartes Kind, mit dem schönen Knaben, den sie seitdem nicht wieder sah, vermählt zu werden, der einzige, sonderbare, unvergeßliche Augenblick, und was ihm voran ging und dann Jahr an Jahr, durch eilf Sonnenwenden folgte, es stand bestimmt mit erschreckender Deutlichkeit vor ihrer Seele.

Sie blickte in die Wellen, die ihre Augen geneht zu haben schienen, denn sie fühlte diese schwer von Thränen!

Gott! wie sonderbar, dachte sie, noch ganz in sich erschüttert. Da sagte Jemand hinter ihr, in fremdem, italienischen Accent: „Das Klima spottet dem Wahne, als sey man unter südlichem Himmel. Ich zittre, wenn ich denke, daß sich eine so scharfe Natur dem scharfen Nordwinde hier aussetzen durfte.“ —

(Der Schluß folgt.)

Bemerkungen über Neapel.

Nichts auffallender, als wenn man den Sonntag in Neapel ankommt. Wer könnte das Menschengedränge und den Lärm beschreiben, der da die Hauptstraßen füllt? Das Sonntags-Frauenvolk in rosenrothem Gewand — denn das ist die Lieblingsfarbe der Neapolitanerinnen — schien ganz freudebeerauscht. Aber neben dem Puz, dem Flitter und dem Gold auf Kleidern und Currikeln sieht man lumpige Bettler, zerrissener als irgendwo in Italien, denn ihre armseligsten Kleider sind für den Sonntag. Einspännige Wagen, zum Lachen überfüllt, kehrten unter Geigengekreisch in die Stadt zurück. Das arme magere Pferd, ganz müde und wund getrieben, war doch mit hundert bunten Bändern, Flittern, Federbüschen u. s. w. geziert...

In der Vorstadt schienen mir die Häuser nicht nur reinlich und wohl unterhalten, sondern auch mit hübschen Eisenbalcons geziert. Quadern von Basalt bilden das treffliche Straßenpflaster. Unzählige Cabriolets oder Currikel rollen mit unglaublicher Schnelligkeit darüber hin, zur größten Gefahr der Fußgänger, die kein Trottoir schützt. In diesen Cabriolets hocken vier bis fünf Männer auf einander; überdieß sitzt der Kutscher noch vorn an der Gabel, und hinten auf steht ein Bube, der mit der Peitsche klatscht und den Fußgängern zuschreyt. Das ganze Fuhrwerk, Gestalt, Kasten, Riemenwerk und Zügel sind roth, blau und vergoldet, aber oft ganz abgenutzt und dem Zerfallen nahe. Auf dem kleinen Sattel des Pferdes sind sonderbare Zierrathen angebracht; blinkende Wetterfahnen von Blech, Drachen, Heilige, Alles vergoldet, oder ein großer Busch rother Blumen...

Welch' wunderliche Gebräuche in diesem wunderlichen Land! Oft begegnet man in der Straße fünf oder sechs in Trauer gekleideten Frauen, die ein

großes mit Flor verhülltes Crucifix tragen. Gewöhnlich sehen sie gesund und wohl aus, dem ungeachtet betteln sie mit der beharrlichsten Zudringlichkeit. Man weiß nicht für wen und warum?.. Andre gleichfalls wohlgekleidete Frauen in Trauer, mit hohen schwarzen Federn auf dem Hut, kommen zu den vornehmen Forestieri, deren Namen sie sich verschaffen, erzählen die traurige Geschichte ihrer Familie, die durch Unglücksfälle heruntergekommen ist. So kamen einmal zwey angebliche Duchessen zu mir. Die Damen begnügten sich aber mit Wenigem, und empfahlen sich, wahrscheinlich um bey einem andern Fremden dieselbe Rolle zu spielen.

Man könnte die Sitten der Neapolitaner mit denen der Einwohner von O' taiti vergleichen zu der Zeit, als Cook zu ihnen kam. Wenn's ihr unmittelbares Interesse will, so thun sie das Unrecht ohne Scheu und Reue, denn sie haben keine Grundsätze, ja sie thun es so zu sagen unschuldiger Weise. Derselbe Mangel an Überlegung macht, daß sie nur Sian und Gedanken für den heutigen Tag haben und nicht an Morgen denken.

Ich ging oft nach dem Fischmarkt und dem Molo spaziren, wo sich das Volk am meisten und in dicken Massen herum treibt. Da sah ich einen zerlumyten Mann auf einer Bank zu den Leuten sprechen, die um ihn herum saßen und standen. Ich dachte erst, es sey ein Marktschreyer, seinen Balsam verkaufend, da irrte ich aber. Der Redner in Lumpen war ein Poet, der mit Begeisterung die Geschichte von Rinaldo und Armida erzählte. Der Held ist hier eine Art mythologischer Person des niedern Volks. In der Regel nehmen ihn die Improvisatoren zum Gegenstand, die Tasso's Fabel ohne Bedenken und nach ihrer Weise ausschmücken; vielleicht hat sie dieser von ihnen genommen. Wenn aber der Improvisator einige Stunden gesungen und doch seine Geschichte nicht zu Ende gebracht hat, so daß man dieß erst am folgenden Tag vernehmen soll, und wenn es sich trifft, daß er seinen Helden in Verlegenheit, in Gefahr, verwundet oder ohne Rache läßt, so kommen die Zuhörer so mißlaunig nach Haus, daß sie ihre Weiber prügeln.

Die Grabesblumen auf Antonia's Hügel *).

Im Friedenshaine, wo der Verwesung Staub
Ein leises Lüftchen sanft über Gräber streut,
Hier blühen duftend Flora's Gaben,
Liebliche Bilder der früh Verklärten.

Als Todtenopfer pflanzet der Freund sie dir,
Sein Thränenthau befeuchtet die Wellenden.
Mag Hö'res dir der Himmel bieten,
Sterbliche weihen der Erde Spenden.

*) Antonia Oster, die gefeyerte Clavier-Virtuosinn Wiens, starb am 8. July d. J. von dem kunstliebenden Publicum mit Recht allgemein betrauert.

Und blühen Blumen sonder Bedeutung wohl? —
Natur begabt mit sinniger Sprache sie.

So wird dir Jugendkranz dein Hügel,
Jegliche spricht deiner Seele Schönheit.

Die weiße Rosenkür und des Weichens Blau
Umranke bindend freundliches Immergrün:

Auch schattend grünt der frische Lorber,
Den dir Cuterpe um's Haupt gewunden.

Wie schön schmückt dich der Kranz! Ich erkenne ihn!

Es glänzt ein Blütenblatt unsers Heros drin,
Der dir vorangeeilt *). Du folgtest,
Weil er dir winkte im Sphärenklange.

O, du verstandst ihn wohl! Seine Götterkraft,
Der Wehmuth Klagehall, seiner Andacht Blut; —

Du hauchtest all' in stumme Saiten,
Sangest sie wieder gleich Engelhymnen.

Wenn wiegend euch am Abend ein West durchweht,

Ihr Grabesblüten, säuselt in Freundes Ohr

Des Meisters Symphonie, so herrlich,

Wie der Verbliebenen sie entklingen.

So blüht denn, holde Blümchen, wie sie geblüht;

Und knickt, gleich ihr, ein Sturm euch zu früh hinweg, —

Was weinen trostlos wir? — Verwesung

Keimet zu schönerer Auferstehung! —

S. E. Reichmann.

*) Beethoven war der Lieblingsdichter der früh verklärten Künstlerin, in dessen großem Es-dur-Concerte sie noch diesen letztverstorbenen Winter ihren Triumph feierte. Während ihrer Krankheit versicherte sie mehrmals, sie werde in Zukunft nur Beethovens'sche Concerte dem Publicum zum Genusse darbieten.

Bühnenberichte aus Prag.

Im Juny 1828.

Die Befehrten, Lustspiel in 5 Acten, von Dr. Ernst Raupach, wurde mit gespannter Erwartung angesehen, welche nicht allein durch Raupachs Trauerspiele, sondern fast noch mehr durch sein: „Laßt die Todten ruh'n,“ erregt worden war; doch sagte es nicht so ganz zu, wie dieses. Das Lustspiel hat unstreitig viel geniale Momente, viel witzige Gedanken; doch ist das Ganze zu künstlich auf die Spitze gestellt, und die Handlung entfaltet sich nicht natürlich genug. Überdies kommen die verliebten Hänkereyen, so wie Burchiello's Äußerungen des Widerwillens gegen die Ehe mit Fiametta, zu oft wieder, und die Geistererscheinung steht für ein Lustspiel dieser Art zu niedrig, ja sie gehört vielmehr der Posse an; sie hätte überdies leicht erspart werden können, wenn der Dichter sein Werk nicht über drey Acte ausgedehnt hätte, in welchem Falle die sehr geistreich erfundene Eifersucht auf den Pagen, die sich ganz vortrefflich und wahrhaft

kunstzweckmäßig entfaltet, eine genügende Retardation gewesen wäre. Die beyden vorzüglichsten Charaktere, Burchiello und Fiametta, sind sehr verständig gezeichnet, und wenn gleich der erstere mitunter an Shakespeare's Narren streift, kann er doch gerechter Weise keine Copie genannt werden. Hr. Polawsky und Mad. Ullram waren sehr ergötzlich in der Darstellung dieser beyden Rollen. Torquato und Clotilde (von Hrn. Moriz und Mad. Schmidt sehr lebensvoll gegeben), so wie der Graf (Hr. Bayer) sind eigentlich Novellen-Charaktere mit ziemlich allgemeiner Haltung; der Page allein, den Hr. Swoboda recht wacker spielte, hat noch einige individuelle Züge. Der Erfolg des Lustspiels war ungewiß, und es dürfte sich schwerlich so lange auf dem Repertoire erhalten, als die frühern Werke des genialen Dichters.

Hr. Carl Blum — der zwar auf dem Zettel nicht als Verfasser angegeben war — hat durch seine *Mirandolina*, Lustspiel in drey Aufzügen, frey nach Goldoni's *Locandiera* das deutsche Repertoire um ein gutes Lustspiel vermehrt, wenn es mir gleich vorkommt, als sey er etwas zu streng gegen die derbe Komik des Italiäners gewesen, denn wenn ich auch vollkommen einverstanden bin, daß die beyden *Comiche*: „*Ortensia*“ und „*Dejanira*“ dem deutschen Publicum etwas zu grell colorirt erschienen haben würden, und deshalb gestrichen werden mußten, so glaube ich doch, daß er, indem er nur die unentbehrlichen vier Personen des Stückes beybehielt, mit den Charakteren der beyden Liebhaber: *Marchese di Filipopoli* und *Conte d'Albafiorita* nicht nur viele echt komische Charakterzüge und Situationen aufgeopfert, die wohl erhalten werden konnten, sondern auch die Motivirung des Ganzen dadurch schwankender und undeutlicher geworden ist. In Goldoni's „*Locandiera*“ sehen wir die anmuthige *Mirandolina* von zwey Liebhabern umgeben, die, an und für sich komische Gestalten, der eine arm, stolz, feige und prahlerisch, der andere eine Art *Crösus*, der mit Geschenken um sich wirft, und Alles mit seinem Gelde durchzusetzen glaubt, durch ihre Eifersucht und das Bestreben, der schönen Gastwirthinn zu gefallen, noch viel ergötzlicher werden. *Mirandolina* behandelt sie mit einer Kälte, die ihre Tugend verbürgt, bis endlich ein dritter gleichfalls junger Reisender erscheint, der sich als Weiberfeind ankündigt, die verliebten Ritter auf das grausamste verspottet, und die reizende Wirthinn schier grob behandelt. Daraus entfaltet sich auf die natürlichste Weise der Plan, sich ihm im Scherz zu nähern und ihn an ihren Triumphwagen zu spannen, was uns hier, wo alle Prämissen fehlen, und ihre Triumph nur von einem eifersüchtigen Kellner erzählt werden, nicht hinlänglich motivirt schien, zumal da der Weiberhaffer ein alter Mann ist, wodurch auch der Brief seines Freundes, den Hr. Blum am Schlusse des Stückes so kunstreich wieder aufgenommen und benutzt hat, an Wahrscheinlichkeit verliert, denn man versucht wohl einen jungen Weiberfeind, nicht aber einen 57jährigen Hagestolz durch die angetragene Verbindung mit einem jungen und reichen Mädchen zu bekehren. Daß *Mirandolina* am Schlusse von ihrem Bräutigam zu einer Prüfungszeit verurtheilt wird — mag um der Neuheit willen gelten, verdient hat sie es aber durch die beyden Briefe nicht. Was übrigens unsre Bühne betrifft, so haben wir nicht Ursache, uns über Hrn. Blum zu beklagen, daß er den Reisenden so hoch in Jahren vorrücken ließ, denn gewiß würde keiner von unsern jungen Schauspielern diesen Charakter mit der meisterhaften Nuancirung dargestellt, zu so enthusiastischem Beyfall hingerissen haben, als Hr. Polawsky, und vielleicht war es auch die Erfahrung, daß die jungen Herren selten so viel Umsicht und Kunstübung haben, als jener bedarf, welche den Verfasser zu dieser Veränderung bewog. Mad. Binder war eine *Mirandolina*, deren Anmuth und Lieblichkeit es wohl nie fehlen kann, den verstocktesten Hagestolz zu bekehren, und es war nicht mehr als strenge Gerechtigkeit des Publicums, sie am Schlusse, so wie schon früher Hrn. Polawsky, stürmisch hervor zu rufen. Wo diese beyden Rollen so wie hier besetzt sind, muß das niedliche kleine Lustspiel wohl immer sich des reichsten Beyfalls erfreuen, doch würde man sich sehr irren, wenn man diese beyden Charaktere für eben so leicht als brillant halten wollte; sie scheinen mir im Gegentheil unter diejenigen Rollen zu gehören, die nur sehr gut gespielt, auch sehr dankbar sind, in der Hand mittelmäßiger Schauspieler aber untergehen müssen.

Die Stimme der Natur, Schauspiel in 4 Aufzügen nach dem Englischen

von Schröder, hat den wesentlichen Fehler, in der Anlage zwey Handlungen parallel mit einander fortlaufen zu lassen, die, durch Lord Morland und den kleinen Eduard nur schwach verbunden, sich wechseltweise gleichsam um die Wette zurück zu drängen suchen, um eine Weile am Brete zu bleiben. Die Haupthandlung ist das Unglück des Capitän Irwing und seiner Gattinn, welche aber schon im ersten Acte auf die höchste Spitze gestellt, so viel Jammer und Klagen befürchten läßt, daß der Zuschauer ordentlich froh wird; wenn die Episode (die Näherung und Wiedervereinigung des Baronet Rample und seiner von ihm geschiedenen Frau) sich recht keck dazwischen drängt, und die unglücklichen Hauptpersonen durch zwey volle Acte gar nicht zu Worte kommen läßt. Was die Charaktere betrifft, so treten sie lebhaft und individuell hervor, nur der Lord, der so herrisch und vielversprechend beginnt, ist nicht durchaus gleich gehalten. Die Auführung war im Ganzen recht gut; Hr. Morris (Rample) wurde schon während der Vorstellung, und am Schlusse Alle gerufen. Hr. Bayer (Lord Morland), Hr. Ernst (Irwing), Mad. Schmidt (Eleonore), und vorzüglich Ull. Herbst (Marie), welche letztere bey jedem Abgang applaudirt, und mehrmals selbst in der Rede mit Beyfallsbezeugungen unterbrochen wurde, waren ausgezeichnet brav.

(Der Schluß folgt.)

L i t e r a t u r .

Die europäische Türkey, ein Handwörterbuch für Zeitungsleser, zusammengestellt von M. S. Thielen, k. k. pens. Premier-Rittmeister, Ritter des russisch-kaiserlichen Vladimir-Ordens vierter Classe, und des königlich bayrischen militärischen Max-Josephs-Ordens, commandirt bey dem k. k. General-Quartiermeisterstabe. Wien, gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold. 1828.

Die Erscheinung dieses Werkes in einem Zeitpunkte, wo die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Osten Europens gerichtet ist, dürfte gewiß allen Zeitungslesern sehr willkommen seyn. Das Buch enthält in alphabetischer Ordnung eine zwar kurze, aber doch für den erwähnten Bedarf genügende Darstellung aller türkischen Provinzen in Europa, ihrer Bewohner, der Gebirgszüge und Pässe, der Flüsse und Wohnorte mit ihrer Besöfserung mit besonderer Rücksicht auf deren Lage in der Nähe der Hauptverbindungsstraßen durch das Reich. Als sehr angenehme Beygabe ist auch noch eine kleine Übersichtskarte der europäischen Türkey beygegeben. Der Hr. Verfasser, welcher das Ganze mit Umsicht und Benützung der besten und neuesten geographischen Werke, Karten u. s. w. (auch vielen handschriftlichen Quellen) zusammengestellt, so wie der Hr. Verleger durch den billigen Preis, der es allgemein zugänglich macht, haben ohne Zweifel durch die Herausgabe dieses Buches einem Bedürfnisse abgeholfen; selbst der unterrichtete Geograph wird bey den gegenwärtigen Zeitumständen gerne ein solches Handbuch zur Seite haben, um dem Gedächtnisse in manchen Fällen zu Hülfe zu kommen. Dem gewöhnlichen Zeitungsleser ist es unentbehrlich. Die Verlagshandlung hat das Ihrige gethan durch anständige Ausstattung (besonders durch einen größeren, sehr lesbaren Druck) das Werk zu empfehlen, welches überhaupt nach alle dem, was wir so eben darüber sagten, seinem Zwecke vollkommen entspricht, und also gewiß allseitig gute Aufnahme finden wird.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
K u n s t, L i t e r a t u r, T h e a t e r
u n d
M o d e.

D i n s t a g, d e n 19. A u g u s t 1828.

100

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels. um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer viertels. um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. E. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Eine Stunde auf dem Ball.

(S c h l u ß.)

Anna kannte die Stimme nicht, der Vorhang verhüllte ihr den, welchem sie gehörte. Der freye Ton, die dreiste Nähe, die einverständne Bedeutung der Worte, sie traute ihren Sinnen nicht, zögernd sah sie noch einmal nach dem Thurm zurück, die farbigen Glasbilder leuchteten zu ihr herüber; in der Aufregung ihres Innern war ihr, als träten die Figuren drüben aus den Scheiben in purpurner Glut auf sie zu, und eine Frau mit dem allerseligsten Lächeln flüsterte ihr ins Ohr: „Alle stille Wünsche gehen hier in Erfüllung.“

Anna fuhr mit der Hand über die Augen. Ihr Herz schlug stärker, leise schlüpfte sie an dem Unbekannten weg, hinter der Gardine hervor. Doch unfähig sich sogleich zu fassen, blieb sie einige Secunden, auf einen nahen Sessel gestützt, in sichtlicher Erschütterung stehen.

„Sie verzeihen, wenn ich Sie erschreckte,“ flüsterte der Fremde, leicht über die Lehne des Stuhles gebeugt; „ich kenne hier Niemand, der Zufall war mein Führer. Die geöffnete Thür nach dem Altane hinaus ließ mich vergessen, wo ich war. Ich dachte einen Augenblick in einer andern Luft zu athmen. Ich erschrak über den Irrthum. Ich weiß nicht, weßhalb ich Sie in einem ähnlichen befangen glaubte. Genug ich sprach aus, was ich fühlte. Werden Sie mir darüber zürnen?“

Anna hatte die Augen gesenkt. Die Lichter blendeten sie nach der plötzlichen Rückkehr ins Helle. Noch hatte sie kein Bild von dem, der mit ihr sprach. Langsam und verstohlen hob sie den Blick zu ihm auf. Sie begegnete einem andern, warmen, raschen, durchdringenden Blick. Es überraschte sie heimlich. „Was ein ungewöhnliches Zusammentreffen nicht alles für närrische Grillen gibt!“ dachte sie, innerlich über ihre Befangenheit lachend. „Ich gestehe Ihnen, mein Herr,“ sagte sie mit schnell gewonnener Fassung, „mich fesselten weniger Irrthum als Erinnerung auf jener Stelle. In diesem Lande muß eine melancholische Phantasie der herben Natur einen Schleier umlegen, der den Wohlgenuß des Daseyns unbestimmt ahnen läßt, und den Wunsch in schwermüthige

Sehnsucht auflöst. Hier weint der Himmel mehr, als er lacht. Und das Lachen selbst ruft wie die nordische Sonne nur Thränen hervor.“

Sie hatte, in dem Bemühen sich vor sich selbst wieder herzustellen, mehr und lebhafter gesprochen, als sie wollte. Sie fühlte das, und eilte jetzt auf schickliche Weise, von dem Unbekannten los zu kommen.

Dieser war ihr aber schnell gefolgt, und mit dem Feuer eines überraschenden Eindruckes rief er: „Sie sind also auch nicht von hier? Sie sind eine Ausländerinn? O sagen Sie, sagen Sie doch, welches...“

„Ey steh da!“ unterbrach hier der Baron das Gespräch, „so finde ich Sie doch noch hier? und zwar mit ganz frischer, angenehmer Bekanntschaft!“

Er war Beyden entgegengetreten, und zwang dadurch Anna einen Augenblick zu verweilen.

„Sie sind vielleicht,“ fuhr er fort, „dem Herrn von...“ Er nannte hier einen fremden, Frau von Saluce völlig unbekanntem Namen, „früher in Paris begegnet?“

Sie verneinte es, indem sie den Gegenstand, um den es sich handelte, etwas schärfer, wie um ihrer Sache gewiß zu seyn, ins Auge faßte. „Niemals,“ wiederholte sie jetzt bestimmter, ob ihr gleich der römische Kopf, das feine, gerade Profil, die südliche Farbe, und der Glanz der Augen und Zähne, tausend verworrene Erinnerungen zurück riefen.

„Ich glaube es wohl,“ lächelte der Baron, „sonst würden Sie es gewiß nicht vergessen haben.“

Frau von Saluce machte eine unwillige Miene, als wolle sie sagen: „Ich wüßte nicht, weshalb dieser Mensch meine besondre Aufmerksamkeit verdiente.“

„Ich meine,“ fügte der Baron, ganz im Sinne jener unausgesprochenen Antwort hinzu, „daß Sie, meine gnädige Frau, dem ausgezeichneten Kriegsruhme den Lohn nicht versagt haben würden, sich von Ihnen beachtet zu sehen.“

„Mein Aufenthalt in Frankreich,“ entgegnete Anna verlegen, „war von so traurigen Ereignissen begleitet, ich lebte so zurückgezogen, das Außerordentliche unterbrach die trübe Ordnung meines Lebens nur selten.“

Sie hatte das Letztere nicht sobald unter flüchtigem Erröthen gesagt, als ein Bedienter des Hauses ihr meldete, der Wagen erwarte sie. — Unwillkürlich sah sie nach der Uhr. Es fehlten noch einige Minuten an der abgelaufenen Stunde.

„Geschwind,“ flüsterte sie dem Baron zu, „wer ist eigentlich der Fremde, den Sie mit so pomphaften Worten heraus streichen?“

„Interessirt er Sie?“ lächelte jener. „Nun er war, wie viele Andre, ein Opfer politischer Umwälzungen in Europa, und widmete seine Jugendkraft, wie nicht Alle, einer einzigen Idee, der nemlich, der Unterdrückung zu widerstreben. So focht er fast noch Kind unter Oesterreichs Fahnen. Später zeichnete er sich unter dem großen Cardinal in Unter-Italien aus, und jetzt sahen wir ihn mit dem russischen Heere in Frankreich fechten, was eigentlich die Heimat seiner Väter war.“

Anna hatte sehr aufmerksam zugehört. Sie stand halb von einer schönen Statue der Artemisia verdeckt, auf deren Fußgestell sie, dem Baron gegenüber, den Arm stützte, ohne zu beachten, daß ihr die leicht umgeschlungene Zobelpala-

tine, den Nacken herab, auf die Erde glitt. Der Fremde, welchen wir Victor nennen wollen, bückte sich eifertig und überreichte ihr das Entfallne, mit dem Ausdruck der Freude, etwas Verbindliches in Bezug auf sie thun zu können. Sie dankte zerstreut, denn ihr Blick, ward durch einen äußerst kleinen, nur auf den Finger eines Kindes passenden Ring getroffen, der am schwarzen Bande befestigt, Victor während des Bückens entschlüpft seyn mußte, und jetzt zwischen dem Gilet herab hing.

Unwillkürlich sah sie auf ihre Halskette, an welcher sie einen ähnlichen trug. Das Blut trat ihr zum Herzen, Gedanken, schneller wie Blitze, kreuzten in ihrem Innern, sie sah nichts mehr deutlich, die Augen schlossen sich, sie ward bleicher und bleicher, und nur mit Mühe führte sie der Baron zu einem nahen Sessel, auf den sie bewußtlos hinsank.

„Was ist das!“ zischten die Zusammentretenden. Frau von Saluce ohnmächtig? Was hat ihr denn der rücksichtsvolle, behutsame Baron Gewaltiges sagen können.“

„Nichts, gar nichts!“ versicherten Andre, „sie hat sich erkältet, das ist es all; ich habe ja ganz deutlich gesehen, wie sie vorher auf den kalten zugigten Balcon hinaus trat!“

„Das ist denn doch ein Bißchen abentheuerlich,“ bemerkte eine junge Dame; „aber es gleicht ihr.“

„Das schadet nichts!“ behauptete jener junge Tänzer, der mit seiner lärmenden Dienstbeflissenheit jetzt auch hier herzu trat. „Sie ist doch eine engel-schöne Frau, und ich gäbe den Nagel von meinem kleinen Finger darum, wenn sie mich jetzt zuerst mit ihren geistvollen Augen ansähe.“

Victor hatte von dem Allen nichts als den Namen Saluce verstanden. „Ist es wahr?“ fragte er den Baron, „habe ich recht gehört, heißt sie so?“

„Ey nun freylich,“ lächelte dieser, „sie wollte niemals anders heißen, ob sie gleich wenig Grund hat dem Namen anzuhängen, denn ihr Schein gemahl hat sie entweder verlassen oder er existirt nicht mehr.“

„Er existirt, er existirt!“ rief der lebhaft Victor ganz außer sich. „Um alles in der Welt nur das Eine, wie kommt sie hieher? Wo hat sie bis jetzt gelebt?“

Er war so dringend, sein rascher, funkelnder Blick so verwirrend, daß der Baron einen Moment stuchte. „Wollen Sie lieber abwarten,“ entgegnete er nachdem zögernd, „bis die Dame Ihnen selbst Aufschluß über ihre Schicksale geben will.“

„Nein, nein!“ rief hier Victor ungeduldig. „Ich kann nichts abwarten, nichts aufschieben! Mir tobt ein Vulcan in der Brust! O mein Herr, Sie wissen nicht! Etwas höchst Sonderbares — ein Fall von so unbegreiflicher Art — kurz mein Herr, ich muß Aufschluß haben, ich bin in vollem Rechte ihn zu fordern.“

„Ich glaube es wohl,“ versetzte der Baron, „aber ich kann ihn Ihnen nicht geben, doch hier die gnädige Frau.“

Anna hatte sich während dem erholt. Das unangenehme Gefühl Aufsehen erregt zu haben, verdrängte im ersten Augenblick jedes andre. Sie eilte daher nur den zudringlichen Bemühungen der Umherstehenden zu entkommen.

„Ganz vorüber! — ich versichre Sie, ganz vorüber!“ wiederholte sie wohl zehumal in einem Athem, drückte rechts und links die Hände; grüßte, dankte und war an der Thür, ehe sie Victor und der Baron erreichen konnten.

Jener stürzte ihr indeß augenblicklich nach. Er war neben ihr auf der ersten Stufe der Treppe, als es zwölf schlug. Ehe noch der Klang des letzten Tones verhallte, unterbrach der Baron ein zwischen Beyden rasch und feurig begonnenes Gespräch mit den Worten: „die Stunde, meine gnädige Frau, ist abgelaufen, und zwar die außerordentlich wichtige, in welcher die Erde ihren Umschwung um sich selbst vollendete. Öfters correspondirt die planetarische Ordnung mit dem Laufe menschlicher Schicksale. Ich darf Sie daran jetzt erinnern, denn irre ich nicht, so...“

„O nichts weiter!“ rief Frau von Saluce. „Mir schwindelt ohnehin. — Kommen Sie noch einige Augenblicke mit uns, helfen Sie mir aus dem Traum! Ich fürchte, das Ganze ist eine Mystification müßiger Ballgeister, die das Mögliche möglich erscheinen lassen, weil das Wirkliche Ihnen zu wirklich dünkt.“

„Seyn Sie gewiß, es ist,“ betheuerte Victor voll leidenschaftlichem Eifer.

„Und wäre es auch nicht,“ lächelte der Baron, „der Schein ist artig!“

Er folgte hier Beyden in Anna's Wagen. Den andern Morgen schrieb er an eine Freundin folgende Zeilen.

„Ich komme diesen Abend nicht zu der gewohnten Stunde. Ich bin zur Bestätigung eines Ehe-Contractes geladen, der aus den Wellen der Zeit nach eilf Jahren auftaucht. Sie haben ohne Zweifel von dem Vorgange auf dem Balle gehört? Sie haben an der Wahrheit des Gerüchtes, wie viele Andre, gezweifelt, und doch ist nichts Gewisseres. Die Sache geht, wie alle Dinge in der Welt, sehr natürlich zu, nur stellen sie sich zuweilen etwas frappant dar.“

„Der schöne Victor, der Sie auch einmal ein wenig beschäftigte, ward in der Wiege seiner Cousine Anna verlobt. Sie kennen ja diese Art, Familiengüter einander zu assureiren. Die Revolution hat indeß manche Projecte legitimer Erbfolge zerstört. Sie trieb auch die Ältern der Verlobten im Jahre drey und neunzig aus Frankreich nach Ober-Italien. Als die republicanische Armee später unter Bonaparte auch hier die Verhältnisse umgestaltet, vermählte man beyde Kinder im Augenblicke, da Amadeus von Saluce mit seinem Sohne Deutschland zueilte; — Anna blieb im Kloster zu Venedig, bis eine alte Tante sie von dort später nach Frankreich zurück führte. Sie ward *Madama* genannt, wußte, daß sie die Gattinn ihres kleinen Vetter's sey, und ob sie gleich von diesem nichts hörte, so wollte sie doch keinem Andern ihre Hand geben. Tief in der Provinz, nahe bey Angers, lebte das arme Kind traurige Tage bey einer kränklichen, mürrischen, sechzigjährigen Jungfer, die sich vorgesetzt hatte den verlornen Victor auszumitteln, ohne jemals dazu zu gelangen. Amadeus von Saluce war längst todt. Von seinem Sohne wußte Niemand, aus sehr natürlichen Ursachen, in Frankreich Auskunft zu geben. Vor zwey Jahren starb die Tante, und hinterließ Anna als einzige Erbin eines großen Vermögens. Der Titel einer Frau legte ihrer Freyheit keine Fesseln an. Reich und unabhängig hatte sie allein über sich zu bestimmen. Victor war ihr unvergeßlich oder vielmehr der Gegenstand einer romanhaften Grille für sie geworden. In diesem Geiste wandte sie sich nach Deutschland, um wo möglich das Grab des verlornen Gatten zu finden. Ich kannte sie seit längerer Zeit. Ich ward ihr Vertrauter. Es fiel mir nicht ein, in dem Grafen *** den kleinen Victor von Saluce zu sehen. Und doch ist er es. Nach dem Tode des Grafen Amadeus nahm der Marchese *** ihn an Kindesstatt an, gab ihm mit seinen

Gütern auch seinen Namen, und verwischte so die letzten Spuren, die uns zu ihm führen konnten.“

„Jetzt nun that eine Stunde auf dem Ball mehr, als eilf Jahre mühseliger Forschungen.“

„Sie haben sich gefunden! was will man mehr?“ —

Der Fiacker und der Todtenwagen.

Ein Dialog.

Wohin so bedächtlich, du schwarzer Geselle,

Warum so gelassen im spanischen Schritt?

Gelangest wohl heute nicht fürder zur Stelle,

Wenn du nicht beschleunigst den zaudernden Ritt.

Erreich' ich heut' auch nicht den Ort,

So hat es gute Weile;

Bin ich doch früh genug noch dort,

Wenn ich mich nicht ereile.

Ich führe ein Pärchen vergnüglich zu schauen,

Ein Pärchen wie Tauben so zärtlich und fein,

Sie schwagen und kosen im süßen Vertrauen,

Die Wangen geröthet von rosigem Schein!

Die Meinen sind gar ernst und stumm,

D'rum führ' ich sie so sacht herum.

Ich fürchte nur, sie werden wach,

D'rum fahr' ich stille und gemach.

Zum festlichen Tanze auf grünendem Plan

Da bring' ich die Gäste geschwinde,

Verweile mich nimmer und halte nicht an,

Umspieltet vom saufenden Winde.

Mein Ziel ist nah und doch so weit,

Ich kann es kaum erreichen,

Und bin ich dort, ist mir so leid,

Wer deutet mir das Zeichen?

Ist endlich das Feuer des Tages verglommen,

Und ziehen die lieblichen Sterne herauf,

Und ist erst der trauliche Abend gekommen,

So geht es dann heimwärts im raschesten Lauf.

So wohl bepackt und schwer

Fahr' ich früh Morgens aus;

Und ausgeräumt und leer

Komm' ich des Nachts nach Haus.

Es schwinden die blumigen Wiesen vorüber,

Die Bäume und Büsche sie fliegen vorbei,

Und ferne vom rauschenden Walde herüber

Ertönet des fröhlichen Hirten Schalmen.

Die Gäste hab' ich wohl verwahrt,

Je zwey und zwey sind sie gepaart.

Es geht dem alten Maulwurf zu,

Der gräbt und gräbt sie ein zur Ruh.

Carl Eduard Bauerschmid.

Zwischen dem Becher und der Lippe kann noch vieles geschehen.

Ancäus ließ einen Weinberg pflanzen und trieb dabey die Sclaven mit Hestigkeit und Härte zur Arbeit an. Einer derselben, von der Anstrengung erschöpft, murmelte unwillig zwischen den Zähnen: „Wer weiß, ob du jemals den Wein von diesen Reben kosten wirst!“ — Der Herr hörte es, aber schwieg.

Als nun die Weinstöcke gediehen waren und man die ersten Trauben gefeltet hatte, rief der Herr eben jenen Sclaven und übertrug ihm das Amt des Mundschenken. Er nahm den gefüllten Becher in die Hand und sagte spöttisch zu dem Sclaven: „Wie steht es denn nun mit deiner albernen Prophezeung?“ Der Sclave antwortete leise: „Zwischen dem Becher und der Lippe kann noch vieles geschehen.“ — In demselben Augenblicke kam ein anderer Sclave gelaufen und meldete dem Herrn, daß ein ungeheurer Eber in den Weinberg gebrochen sey und alles verwüste. Ancäus setzte sogleich den Becher nieder, ohne ihn mit der Lippe berührt zu haben, ergriff seine Waffen und stürzte hinaus. Er griff in blinder Wuth den Feind an, wurde von ihm tödtlich verwundet und starb, ohne von seinem Wein gekostet zu haben.

Lappe.

Bühnenberichte aus Prag.

Im Juny 1828.

(S c h l u ß.)

Der verwundete Liebhaber, Lustspiel in einem Act von A. v. Kurländer, dessen Wirksamkeit sich durch eine Reihe von Jahren auf der Wiener Hofbühne bewährt hat, fand auch hier lebhafte Anerkennung, doch glaube ich, so wacker Dlle. Herbst die Caroline gab, die muntre Laune der Mad. Binder würde das Glück des niedlichen kleinen Lustspiels noch fester begründet haben.

Die Relation über das Kun'sche Schauspiel: Vergeltung, oder: Der feinerne Burggraf von Ellbogen, behalte ich mir bis zu einer Wiederholung dieses Stückes vor.

Es hieß „Eulen nach Athen tragen,“ wenn ich Ihnen ein Detail über die Gaben des Hrn. Kunst zusenden wollte, den Sie seit Jahren, wir erst seit Tagen kennen. Er erschien zuerst als Jaromir in der „Ahnfrau,“ und nahm durch edle Gestalt und ausdrucksvolle Züge im voraus ein. Die Auffassung dieser Rolle muß als richtig anerkannt werden: eine edle Natur, die von der Macht der Gewohnheit und des Bespiels zum Bösen hinüber gezogen ist, und selbst mit dem besten Willen sich nicht von der Wildheit des Räubers losmachen kann, die immer wieder aufstammt. Wenn mir nun auch der erste und fünfte Act an manchen Stellen etwas zu rhetorisch vorkam, so war doch dagegen der zweyte und zumal der dritte von ergreifender Wirkung, und vorzüglich schön die Erzählung von der ersten Erscheinung des Geistes, bis auf das „Wehe!“ das etwas zu sehr auf den Effect berechnet schien. — Die zweyte Rolle war Hamlet, und wenn gleich Hr. Kunst ganz getrost in den Spiegel schauen kann, den er den Schauspielern vorhält — während mancher Hamlet im Verlauf seiner Rolle, ja so viel als möglich, selbst in dieser Rede in alle Fehler verfällt, vor denen er jene warnet — so habe ich in der Durchführung, trotz vieler poetisch schönen Einzelheiten, und einer wahrhaft edlen Haltung doch durchaus einen zu festen bestimmten Ton gefunden, und das lässig Schwankende, so wie das nordische Phlegma von Hamlets Charakter ganz vermisst, der sich das ganze Trauerspiel hindurch quält, weil er das Große und Gute erkennt und will, und doch nicht die Kraft in sich fühlt, zu handeln, wo es noth thut. Wer mit dieser männlichen Festigkeit und Klarheit auftritt, der wird nicht so lange

zögern, das zu vollbringen, was doch vollbracht werden muß. Auch die Melancholie ist nicht düster genug gehalten, und die Ironie ungleich. Wollte Hr. Kunst noch einmal lesen, was die neuere Kritik über diese Gedanken-Tragödie spricht — ich zweifle nicht, daß es schon einmal geschehen — und solches beherzigen, so hoffe ich mit Zuversicht, daß er mit den großen tragischen Fonds, die er besitzt, auch Großes darin leisten, und dem tiefer dringenden Sinn, wie schon jetzt dem Publicum ganz genügen könnte. Wenn man sich übrigens überhaupt wundern muß, daß ein junger Künstler noch jetzt den alten Schröder'schen Hamlet gibt, so ist es noch weniger zu begreifen, wie ein so großer Bühnen- und Menschenkenner, als Schröder doch unbezweifelt war, den gewaltigen Fehltriff thun konnte, bloß um einen Actschluß zu gestalten, die Neuescene des Königs vor das Schauspiel zu verlegen, und so gleichsam die Folge, deren Grund voraus gehen zu lassen, am wenigsten aber ist die Möglichkeit einzusehen, daß alle deutschen Bühnen-Directionen *) es seit fünfzig Jahren mit dieser Verkrüppelung (die ungefähr einem Körper gleicht, dem das Bein am Halse hervor wächst) geben, ohne zu bedenken, daß diese sinnlose Verrenkung den Charakter des Königs durchaus aufhebt, und seine spätern Handlungen fast undenkbar macht; denn wird ein Mann, der, ohne äußern Anflang, von so tiefer Reue über sein erstes Verbrechen ergriffen ist, nach einer solchen Mahnung wohl einen neuen Mord auszusinnen wagen? — Die Ansicht des Wilhelm Tell, der seine dritte Rolle war, scheint Hr. Kunst wie mehrere andere Künstler, aus den Worten:

„Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell,“

herzuleiten, und sie ist wahrscheinlich diejenige, die in rein ländlicher Einfalt zu den schönsten Resultaten leitet. Tell ist eine große Natur in der schlichsten Form, die ihre innere Riesenkraft mehr ahnet, als sie sich derselben bewusst ist; das Schwierigste bey Lösung dieser Aufgabe ist, den Monolog des vierten Acts (bey uns des fünften), wo Tell wohl sehr besonnen erscheint, mit in die edle Simplicität hinein zu ziehen; um diese Mühe zu ersparen, hat mancher gefeyerte Darsteller des Tell die ganze Rolle im gewöhnlichen Heldenton gegeben, und seine Lobredner gefunden, die das als die wahre, hohe Kunst preisen. Hr. Kunst ist es gelungen, nicht nur die Kraft des Tell im einfachsten Gewande und mit dem scheinbar geringsten Aufwand von Mitteln anschaulich zu machen, sondern auch die Reflexionen des berühmten Monologs in der hohen Gasse damit recht glücklich zu verschmelzen, und ich kann nicht läugnen, daß diese Darstellung mir die gelungenste seiner Gastrollen schien, wenn gleich das Publicum und vielleicht auch einige Kritiker anderer Meinung seyn dürften. Wenn Hr. Kunst die Agnes Bernauerin zu seinem Benefice wählte, war dieß wahrscheinlich die Folge der Erfahrung, daß das Publicum hier wie überall den Spectakelstücken und — Reitzkünsten nicht unhold ist, und wenn er ferner in diesem Stücke hie und da die Stimme etwas sehr erhob, so entschuldigen ihn die Umstände, zumal die vierbeinige Gesellschaft, deren Stampfen zu übertäuben, ein Mann, der ein so kraftvolles Organ hat, es auch wohl anstrengen muß, um gehörig vernommen zu werden. Ue. Herbst (Agnes Bernauerin) und Hr. Bayer (Kaspar der Thoringen) verdienen als Stützen des schwachen Werkes mit Auszeichnung erwähnt zu werden. Das letzte Mal sahen wir Hr. Kunst in einer so genannten musicalisch-declamatorischen Abendunterhaltung, welche Kunstgattung ich unmöglich billigen kann, denn was kann Fiesco's Fabel an die Genueser — deren Vortrag überdieß mehr Ruhe erfordert hätte — oder Posa's Scene mit dem König Philipp wirken, wenn wir aus dem Zettel schon wissen, daß gleich hinterher Hr. Feistmantel mit einer localen Ehestands-scene oder den närrischen Begebenheiten in der Mühle folgt?

Mad. Devrient gab an demselben Abend einige Scenen aus „Oberon“ (Rezia), „der weisen Frau“ (Anna), „Blaubart“ (Marie), und „Curyanthe“ mit dem stürmischen Beyfall, der dieser ausgezeichneten Künstlerinn sowohl in tragischen und sentimentalen, wie in geistreich schalkhaften Parthien nie fehlen kann.

*) Das Wiener Hofburgtheater nicht mehr.

Hrn. Kunst folgten noch drey andere Gäste vom Theater an der Wien, die insgesamt eine freundliche Aufnahme fanden. Hr. Kirchner und die Damen Müller und Pann. Die beyden letztern habe ich bisher nur in wenigen Vorstellungen gesehen (Mad. Müller als Gräfinn Elisabeth von Wolkenstein in den „drey Wahrzeichen“ und Maria Stuart; Mad. Pann als Tony in der „Mohrinn“ und Johanne d'Arc), und verspare mir — da es mein Grundsatz ist, nie ein Urtheil über einen Künstler auszusprechen, den ich nicht wenigstens in drey verschiedenen Rollen sehen — den Bericht über ihre Leistungen bis zum Schluß ihrer Gastspiele. Hr. Kirchner gab den Grafen von der Mulde in Kokebue's „Kind der Liebe,“ dann den Schauspieler Lustig in der „falschen Prima Donna“ und Eduard Montag in: „die falsche deutsche Nachtigall“ oder „die Sängerin Montag“ (ein Seitenstück zur falschen Prima Donna), Posse mit Gesang in drey Abtheilungen, von Carl Kahn, und erhielt und verdiente, zumal in den beyden letzten Rollen (deren jede er auf Verlangen drey- mal wiederholen mußte) stürmischen Beyfall. Es ist ein ehrender Beweis für das Gute, welches er in diesen weiblichen Masken leistet, daß er nicht nur in einem so oft und schon so gut gesehenen Stücke, als Bäuerle's launige „Prima Donna“ das Haus mehrmals zu füllen verstand, sondern daß es ihm auch gelang, einem so losen Nachwerk als diese „Sängerin Montag“ so großes Interesse zu verleihen. Hr. Babnigg habe ich nur als Licinius in Sponcini's „Bessalinn“ gesehen, und je mehr ich in dieser Parthie den wackern Künstler erkannte, desto mehr mußte ich den Umstand bedauern, daß ihm die schlechten Sommer-Einnahmen alle Lust verleiteten, seinen Cyclus zu vollenden, und er fortzog, Orte zu besuchen, wo die Kunst glänzender belohnt wird. Auch Mad. Franchetti-Walzel gab eine einzige Gastrolle, Agathe im „Frenschütz,“ die sie recht kräftig sang; doch schien uns die heroische Haltung, die einen Tancred oder Malcolm zieren würde, nicht ganz passend für die zarte schwärmerische Agathe. Der F. F. Hoffschauspieler, Hr. Wilhelm, eröffnete den Reigen seiner heurigen Gastspiele mit dem alten Busch im „Käuschchen,“ und empfing bey seinem ersten Auftritt die erfreuliche Gewißheit, mit welcher herzlichsten Liebe und Theilnahme die Prager ihrem Liebling entgegen sahen. Minutenlanges Applaus begrüßte den wackern Musenpriester, aber als es endlich stille zu werden begann, fiel Madame Ullram (Mad. Bernard) im Geiste ihrer Rolle mit dem Sprichwort „das ist so fein Casus!“ ein, und ein neuer Sturm begann. Von den Damen Ullram und Binder (Wilhelmine) und Hr. Polawsky (Rath Brand) kräftig unterstützt, verschönte der liebe Gast den Abend durch ein höchst lebendiges Bild voll Laune und Gemüth, und dankte, drey mal gerufen, eben so bescheiden als herzlich.

Anzeige und Bitte.

Von dem Wunsche beseelt, daß Wien, der Centralpunct der österreichischen Monarchie, eine dem landwirthschaftlichen Interesse gewidmete, die Resultate wissenschaftlicher Forschungen und praktischer Erfahrungen vaterländischer Schriftsteller vereinigende Zeitschrift besitze, habe ich mich zu der Herausgabe eines periodischen Blattes unter dem Titel: „Allgemeine österreichische Zeitschrift für den Landwirth, Forstmann und Gärtner etc.“ entschlossen. Mit der Anzeige dieses am 1. Jänner 1829 ins Leben tretenden Unternehmens verbinde ich die ergebenste Bitte, die zur Förderung desselben gewidmeten literarischen Beyträge an die Wallishausser'sche Buchhandlung in Wien gefälligst einzusenden.

E. E. Mayer.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Donnerstag, den 21. August 1828.

101

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertelj. um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer viertelj. um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. E. M. bei N. Strauß in der Dorotheergasse Nro. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Einige Bemerkungen über Witwen = Institute im Allgemeinen.

Von J. J. Littrow.

Die bekannte Humanität meiner Landsleute äußert sich seit einigen Jahrzehnten besonders durch die Errichtung mehrerer neuen Witwen- und Waisenanstalten. Einrichtungen dieser Art gehören ohne Zweifel zu den sehr wohlthätigen, wenn sie zweckmäßig angelegt sind, so wie sie im Gegentheile, wenn sie ihrer Absicht nicht entsprechen, den Kummer der gebeugten Verlassenen nur vermehren, ihnen die letzte Hoffnung rauben, und statt Thränen zu trocknen, neue und oft sehr bittere erzeugen.

Aber wie soll man beurtheilen, ob die Einrichtung einer solchen Anstalt zweckmäßig ist oder nicht? — Es ist darüber seit mehr als einem Jahrhundert sehr viel und darunter auch sehr gut geschrieben worden: aber die besten dieser Bücher (von Halley, Euler, Moivre, Simpson, Price, Krieger, Florencourt, Tetens, Meyer u. a.) sind wegen ihrer algebraischen Formeln und sehr weitläufigen Rechnungen dem größten Theile der Leser ganz unzugänglich, und wenn man auch voraussehen muß, daß diejenigen, welche eine solche Gesellschaft gründen und sich als Vorsteher derselben an ihre Spitze stellen, mit jenen Werken bekannt sind, so ist es doch auch ein billiger und erlaubter Wunsch eines Jeden, der in eine solche Gesellschaft treten und ihr einen oft nicht unbeträchtlichen Theil seines Vermögens und vielleicht das ganze künftige Glück seiner Familie anvertrauen will, ein Mittel zu besitzen, durch welches er, ohne jene gelehrte Formeln, aus eigener Ansicht des Gegenstandes sich überzeugen kann, ob und in welchem Grade die ihm vorgehaltenen Hoffnungen gegründet sind, und was er daher in der That für seine Leistungen zu erwarten hat.

Mein Zweck ist, hier einige dieser Mittel mitzutheilen, durch welche man, ohne weitere gelehrte Vorkenntnisse, die Einrichtung einer solchen Gesellschaft prüfen, und ihre Haltbarkeit für die Zukunft beurtheilen kann. Ich werde mich bemühen, in dieser wichtigen Angelegenheit meinen Vortrag so gemeinfaßlich als möglich zu machen, und ersuche die Leser, welche dieser Gegenstand interessirt, zu erwägen, daß alles Folgende, nicht etwa eine bloße Meinung oder

eine auf Gerathewohl hingestellte Hypothese, sondern daß es ein Resultat von Rechnungen, also völlig verläßlich, und als solches von allen Kennern des Gegenstandes bereits längst anerkannt ist, so daß noch weitere Zweifel, über eine durch Mathematik fest begründete Sache, nur eine völlige Unkenntniß derselben bezeugen könnten. Übrigens habe ich es mit keinem der bereits hier oder anderswo wirklich bestehenden Institute dieser Art zu thun, sondern begnüge mich, nur im Allgemeinen von dem Gegenstande zu sprechen, und dem Leser überhaupt Mittel anzubieten, sich vor eigenem Schaden zu bewahren.

Wenn ein Ehepaar in eine Witwenanstalt tritt, so geschieht dieses in der Absicht, durch diesen Eintritt der künftigen Witwe eine größere und mehr sichere Versorgung zu hinterlassen, als dieses durch eine bloße isolirte Auffparung des zu diesem Zwecke bestimmten Geldes möglich ist. In dem letzten Falle muß nemlich Jeder für sich selbst sorgen; dort aber sorgen Alle für Jeden, weil Jeder für Alle sorgt, und es ist offenbar, daß das Letzte weit sicherer ist, als das Erste. In einer solchen Gesellschaft kommt dem Einzelnen vieles zu gute, was ihm allein, ohne Hülfe der Andern, zu erreichen unmöglich seyn würde. So werden z. B. um nur einen dieser Vortheile näher zu erwägen, von den sämtlichen Ehepaaren der Anstalt auch mehrere seyn, in welchen die Frau vor ihrem Manne stirbt, wo dann der Contract dieses Paares mit der Anstalt aufhört, die diesem Paare zugestandene Pension dem Institute zurück fällt, und auf die anderen Ehepaare, die in der That Witwen zurück lassen, vertheilt werden kann. In dieser Beziehung ist eine Witwenanstalt als ein Spiel zu betrachten, wo Jeder etwas wagt, was ihm am Ende (wenn seine Frau vor ihm stirbt) nichts nützen kann; aber dieses Spiel, wenn es so heißen soll, hat den ihm eigenthümlichen Vorzug vor allen übrigen, daß nur der dabey verliert, der des Gewinns nicht weiter bedarf, und daß im Gegentheile der gewinnt, der es allein bedarf, so daß also in gewisser Beziehung der glückliche Verlierende in dieselbe Kategorie mit dem unglücklichen Gewinnenden zu stehen kommt. Diese Combination fällt aber bey jenen Instituten ganz weg, in welchen die ferneren Ehen der Mitglieder erlaubt sind, oder in welchen die Pension, wenn die Frau vor dem Manne stirbt, auf die zweyte und dritte Frau desselben Mannes übergeht. In solchen Instituten sind alle Verlierenden gleichsam ausgeschlossen, es gibt nur Gewinnende, und eben deswegen muß das Institut selbst der allein verlierende Theil seyn. Witwengesellschaften also, in welchen die ferneren Ehen zugelassen werden, sind selbst unzulässig und sollen daher nicht errichtet werden. Wir werden weiter unten wieder auf diesen Gegenstand zurück kommen.

Wenn eine Witwengesellschaft errichtet werden soll, so muß man vor allen den Zweck kennen, den man dadurch erreichen will. Dieser Zweck wird von Verschiedenen verschieden angegeben, zum Beweise, daß die Gründer solcher Vereine noch nicht einmal über die Hauptsache einig sind. Einige suchen diesen Zweck in der bestmöglichen Versorgung der Witwen, versprechen daher große Pensionen für kleine Einlagen, dehnen diese Pensionen noch auf die Kinder der Familien aus u. s. w. Da aber bey solchen Absichten von eigentlichen strengen Berechnungen keine Rede mehr seyn kann, und Alles nur von sogenannten beyläufigen Überschlägen abhängt, so wird eine solche Anstalt bald zu einer sehr fehlerhaft eingerichteten Lotterie, in welcher die ersten Ziehungen

lauter Treffer, und die letzten lauter Mißen sind, d. h. in welchen die ersten Witwen im Überflusse leben, und die letzten vor Hunger sterben. — Andere stellen den Zweck auf, nur sobald als möglich eine recht große Anzahl von Mitgliedern zu erhalten, und setzen daher alle Mittel in Bewegung, Theilnehmer zu gewinnen. Allein obschon eine größere Anzahl von Mitgliedern in der That eine sehr wichtige Bedingung jeder guten Witwengesellschaft ist, so kann sie doch nicht als die erste und wesentlichste aufgestellt werden. Denn ist das Innere des Instituts an sich selbst nicht gut eingerichtet, so erreicht man mit jenem Zwecke nichts, als daß man, je mehr man Mitglieder erhält, auch desto mehr in ihren Hoffnungen getäuschte Menschen gemacht hat. Ich könnte noch mehr solcher sogenannten Zwecke anführen, und sogar nachweisen, wo und von wem sie aufgestellt worden sind. Allein es wird besser seyn, sogleich den wahren Zweck anzugeben, auf welchen alle Berechnungen und Einrichtungen des Instituts gerichtet seyn müssen. Er besteht darin: „Alle Witwen der Gesellschaft, bis auf die Letzte, müssen in dem Maße versorgt werden, daß, wenn die Letzte derselben stirbt, das ganze Versorgungs-Capital verzehret seyn muß.“ — Werden die letzten Witwen nicht oder nicht so gut als die ersten versorgt, so waren die Pensionen zu groß und das Institut hat zu seinem Nachtheile schlecht gerechnet, weil es kein Geld mehr hat zu einer Zeit, wo es noch eines haben soll. Bleibt aber nach dem Tode der letzten Witwe, also bey dem Tode der ganzen Gesellschaft, noch ein übriges Geld in der Casse zurück, so waren die Pensionen zu klein, und das Institut hat zu seinem Vortheile schlecht gerechnet, was unrecht ist, da ein Witwen-Institut, seiner Natur nach, nicht auf Kosten der Witwen gewinnen soll. Beyde Abwege müssen vermieden werden, und nur zwischen ihnen liegt die enge, aber wahre Straße, welche man gehen muß, wenn man weder auf der einen, noch auf der andern Seite auf Irrwege kommen will.

Aber wie macht man es, die bezeichnete richtige Straße zu erkennen und die ganze Reise durch unverrückt fest zu halten? — Dieß ist die Sache des Rechners. Wer ein Institut dieser Art gründen will, muß daher, wenn er es selbst nicht versteht, vor allen einen mit diesem Gegenstande innig vertrauten und verlässlichen Rechner zu Rathe ziehen. Alle Anstalten, welche dieß nicht gethan oder welche es nur halb gethan haben, indem sie, wie es oft genug geschehen ist, den Resultaten der Rechnung wieder ihre Einfälle und beyläufigen Überschlüsse zugesellten, sind schon von ihrer Geburt aus nichts werth, und würden viel Übel erspart haben, wenn sie ganz ungeboren geblieben wären.

Es ist hier nicht der Ort, diese Rechnungen umständlich vorzutragen, aber es mag doch manchem meiner Leser angenehm und nützlich zugleich seyn, eine gemeinfassliche Übersicht derselben zu erhalten.

Das, was allen Berechnungen dieser Art zu Grunde liegt, ist eine sogenannte Mortalitätsstafel, d. h. ein auf Erfahrungen vieler Jahre und ganzer Länder gegründetes Verzeichniß, welches angibt, wie viel von einer bestimmten Anzahl von Menschen, wie viel z. B. von 1000 jetzt zusammen lebenden Menschen nach 10, 20, 30 Jahren noch zusammen leben werden. Diese Tafel muß mit der größten Sorgfalt verfertigt werden, weil auf ihr alles Folgende beruht. Dieses Folgende ist dann aber auch reine Sache der Mathematik, und sonach ganz gewiß und verlässlich, sobald es jene Tafel ist. Für die beste wird bey nahe allgemein für Deutschland, die von Süßmilch gegebene, und von

Baumann verbesserte Sterblichkeitstabelle gehalten, die in der Ausgabe von Süßmilch's bekanntem Werke „Göttliche Ordnung 2c. Berlin 1775“ enthalten ist, und von der hier ein kleiner Auszug folgt.

Alter.	0	10	20	30	40	50	60	70	80	90
Lebende.	1000	532	491	439	374	300	210	112	37	6

Diese Tafel zeigt also, daß von einer Gesellschaft von 1000 Menschen nach dem 20^{ten} Jahre noch 491, nach dem 30. noch 439 leben u. f. Oder auch: Wo jährlich 1000 Kinder geboren werden, leben von diesen Kindern 532 zehnjährige, 491 zwanzigjährige u. f. Oder endlich: Von 1000 in einem Jahre gebornen Menschen leben 532 zehnjährige noch ein Jahr zusammen, und von diesen letzten leben nur noch 491 weitere zehn Jahre, von diesen nur 439 noch fernere zehn Jahre zusammen u. f. w.

Man hört öfter den Einwurf, daß die besseren Mortalitätstabellen noch immer sehr verschieden unter einander sind, also auch wohl keine derselben sehr verläßlich seyn mag. Dieß soll eine Schutzrede für die beliebten beyläufigen Überschläge seyn, mit welchen sich manche was zu gute thun wollen, die die Rechnungen nicht kennen. Allein das ist nicht so. Nebst der angeführten Tabelle haben wir noch die ebenfalls für Deutschland von Baumann aus der Churmark, und die von Ritter für das nördliche Deutschland entworfenen Tafeln, die in der That von jener ersten nur unbeträchtlich abweichen, wie folgende Vergleichung zeigt.

Alter.	40	50	60	70	80	90
Süßmilch..	374	300	210	112	37	6
Baumann..	387	317	223	113	32	5
Ritter....	385	310	215	121	39	3

Diese Tafeln sind sämtlich aus den Bevölkerungen der Provincialstädte und des Landes gezogen. Große und volkreiche Städte, wie London, Paris, werden allerdings ganz andere Resultate geben, weil in ihnen die Sterblichkeit viel größer ist, als auf dem flachen Lande, daher beyde Arten von Tafeln nicht mit einander verglichen werden können, wie man doch öfter gethan hat, um die Tafeln selbst in Mißcredit zu bringen, und der beliebten Bequemlichkeit das Wort zu reden, die sich bloß mit sogenannten Näherungen begnügt, um die Beschwerde der Rechnung zu vermeiden.

Wenn man nun eine solche verläßliche Tafel zu Grunde legt, so kann man darauf eine große Anzahl von Schlüssen bauen, die alle für sich mathematisch genau sind, und daher mit der Erfahrung desto besser übereinstimmen werden, je besser jene Tafel selbst ist. Wie lange wird ein Mensch, der jetzt ein gegebenes Alter z. B. von 30 Jahre hat, noch zu leben hoffen dürfen? Wie lange wird ein Ehepaar, von dem z. B. der Mann 50 und die Frau 40 Jahre hat,

noch beysammen zu leben mit Wahrscheinlichkeit erwarten dürfen? Wie viele Jahre wird die um 10 Jahre jüngere Frau dieses Paares noch nach dem schon erfolgten Tod ihres Mannes zu leben die wahrscheinliche Aussicht haben? Oder wie lange wird die Ehe dieses Paares, und wie lange die Witwenschaft dieser Frau dauern? Wie viel wird also die jährliche Summe betragen, die der Mann während der Dauer seiner Ehe an das Institut entrichtet, wenn man die Zinsen- und Zinseszinsen dieser Beyträge mit in Anschlag bringt? Und wie viel wird die Pension betragen, welche die Frau in jedem Jahre während ihres Witwenstandes von dem Institute erhält, wenn man auch hier die Zinseszinsen gehörig berücksichtigt? — Diese und mehrere andere nicht minder interessante Fragen lassen sich alle aus jener Mortalitätstabelle beantworten, und zwar mit völliger Schärfe, wenn jene Tafel selbst völlig genau ist.

Doch muß hier, um Mißverständnis zu vermeiden, eine Bemerkung gemacht werden, die von den Unkundigen nur zu oft übersehen, und dann Gelegenheit zu ungegründeten Vorwürfen geworden ist. Wenn z. B. um bey der ersten der vorhergehenden Fragen stehen zu bleiben, aus jener Mortalitätstafel folgt, daß ein Mensch von 15 Jahren noch volle 40 Jahre zu leben hoffen darf, so heißt das nicht, daß dieses oder jenes Individuum von 15 Jahren auch gewiß noch 40 Jahre leben wird, sondern es heißt: Von einer großen Anzahl 15jähriger Menschen wird gewiß der größte Theil noch 40 Jahre leben, und dieser Theil wird verhältnismäßig immer größer werden, je größer die anfängliche Anzahl der 15 jährigen Menschen selbst gewesen ist. Von 100 wird z. B. mehr als die Hälfte, von 1000 mehr als $\frac{3}{5}$, von 10000 mehr als $\frac{4}{5}$ gewiß noch 40 Jahre leben u. s. w. Es beziehen sich also diese Fragen nicht auf den Einzelnen, nicht auf Individuen, sondern auf ganze Gesellschaften, wo sich die Ausnahmen gegenseitig ausgleichen, und wo die erhaltenen Antworten immer der Wahrheit desto näher kommen müssen, je größer die Gesellschaft selbst ist, und dies ist der Grund, warum eine große Anzahl der Mitglieder, wie oben erinnert wurde, immer eine wünschenswerthe und selbst nothwendige Bedingung einer guten Witwenanstalt ist.

Nehmen wir also, um von den hieher gehörenden Rechnungen wenigstens einen Begriff zu geben, an, daß eine große Anzahl, z. B. 1000 Ehepaare, in eine Witwengesellschaft zusammen treten. Jedes dieser Paare soll bey seinem Antritte 100 fl. und überdieß jährlich 50 Gulden in die Institutscaße zahlen, und suchen wir die Pension, welche daraus für ein bestimmtes Paar, von welchen allen z. B. der Mann 50 und die Frau 40 Jahre hat, erwächst.

Die Casse erhält zuerst an Antrittsgeldern 1000 Mal 100 oder 100000 Gulden. Suchen wir ferner, wie viele Ehepaare nach dem ersten, zweyten, dritten Jahre noch in der Gesellschaft bestehen, bis alle Paare ausgestorben sind, und discountiren wir die jährlichen Beyträge derselben zurück auf das erste Jahr, so erhalten wir die Einnahme der Casse während diesen Jahren, an Beyträgen sowohl als an Antrittsgeldern.

Suchen wir dann eben so die Anzahl der noch lebenden Witwen nach dem ersten, zweyten, dritten Jahre, bis alle Witwen dieser eingetretenen 1000 Paare ausgestorben sind, und discountiren wir auch ihre Pensionen zurück bis auf das erste Jahr, so erhalten wir die Ausgaben der Casse während derselben Zeit. Vergleicht man dann jene Einnahme mit dieser Ausgabe, so sieht man leicht,

wie groß man die Pension annehmen muß, damit, dem oben ausgesprochenen Grundsatz gemäß, die Einnahme des Instituts gleich der Ausgabe desselben werde, als bey welcher Gleichheit das Institut allein bestehen kann.

Wer nur etwas mit der sogenannten Buchstabenrechnung bekannt ist, wird sogleich bemerken, daß man statt den angeführten Zahlen besser allgemeine Zeichen einführen kann. Nennt man also z. B. das Antrittsgeld jedes Paares A, den jährlichen Beytrag desselben B und die Pension jedes Paares P, so erhält man, wenn man die eben angezeigten Rechnungen mit diesen Zeichen fortführt, eine sogenannte Gleichung zwischen den drey Größen A, B und P, aus welcher man dann jede derselben leicht finden kann, wenn die beyden andern gegeben sind.

Auf diese Art also soll für jedes eintretende Ehepaar die ihm entsprechende Pension berechnet werden, wenn das Institut und die Mitglieder desselben sicher gehen sollen, und auf diese Art ist auch folgende Tabelle berechnet worden, die uns, wie wir bald sehen werden, zu der Prüfung der Haltbarkeit jedes Instituts sehr nützlich seyn wird.

Alter der Frau.													
Alter des Manns.	30		35		40		45		50		55		
	A	B	A	B	A	B	A	B	A	B	A	B	
30	261.8	22.8	229.5	20.8	198.4	18.7	168.0	16.1	137.6	14.3	111.3	12.6	
35	305.3	27.6	268.5	25.2	232.9	22.7	195.7	20.2	261.5	17.3	129.6	14.9	
40	350.1	31.0	308.8	30.1	268.3	27.1	225.7	24.0	185.0	21.1	147.8	17.4	
45	411.6	41.2	365.3	37.7	319.4	34.0	270.2	30.2	222.8	26.5	180.0	22.9	
50	482.9	52.1	431.7	47.8	380.3	43.3	324.4	38.6	269.5	34.0	219.3	29.4	
55	537.1	63.2	498.3	59.6	441.9	54.1	379.4	48.3	317.3	42.4	259.6	36.8	
60	609.8	80.6	557.8	74.8	520.3	70.5	451.3	63.3	381.5	56.0	315.7	48.6	

Diese Tafel zeigt für jedes der darin enthaltenen Ehepaare das Antrittsgeld A, mit welchem man ohne alle weitere Zahlungen, oder auch den jährlichen Beytrag B, mit welchem man, ohne irgend einem Antrittsgelde, eine jährliche Witwen-Pension von 100 Fr. begründet. Will z. B. ein Mann von 50 Jahren bey seinem Eintritte in die Gesellschaft seiner 40 jährigen Frau eine Pension von jährlich 100 fl. verschaffen, so wird er entweder gleich bey seinem Antritte 380, 3 fl. und weiter nichts mehr, oder er wird, ohne Antrittsgeld, im Anfange des Jahres 45, 3 fl. bis zu seinem Tode an die Cassé der Instituts entrichten. Will er seiner Frau jährlich 200 fl. Pension geben, so wird er auch das Doppelte jener Einlagen leisten, also entweder 760, 6 fl. Antrittsgeld, oder jährlich 86, 6 fl. als Beytrag, und so fort mit dem Dreysfachen oder mit der Hälfte der zu 100 fl. festgesetzten jährlichen Pension u. f.

Die Zahlen nach dem Puncte sind Zehnthelle des Guldens, also 0. 1, 0.2 0. 3, gleich 6, 12, 18 Kreuzer. Die Mortalitätstafel, welche dieser Tabelle zu Grunde liegt, ist die oben angeführte Süßmilch-Baumann'sche, und bey der Berechnung ist vorausgesetzt, daß die Einlagen der Mitglieder in keinem Falle von der Casse wieder herausgegeben werden; daß, wenn die Frau vor dem Manne stirbt, der Contract mit der Gesellschaft erlischt, und endlich, daß die Witwe, auch wenn sie wieder heirathen sollte, doch jene Pension bis an ihren Tod fortbehält. Der Zinsfuß ist zu 5 Percent angenommen worden, wie er bey uns üblich ist.

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Anfangs July 1828.

Schon neulich erwähnte ich der seit ungefähr einem halben Jahr hier bestehenden Gesellschaft: Flora, diese hat sich nun immer vollkommener organisiert; so wie die Natur- und Pflanzenkunde selbst, der sie gewidmet ist, sich in die mannigfaltigsten Classen verzweigt, so gibt es hier auch eine sehr große Anzahl verschiedener Classen von Mitgliedern, welche sich durch Kenntnisse in diesem oder jenem Fach auszeichnen. Ihre königl. Hoheiten, unsre Prinzen selbst, beehren diese Gesellschaft mit ihrer Theilnahme, und die Huld Sr. Maj., unsers gnädigsten Königs, hat dieser Gesellschaft ein treffliches Locale zum Versammlungsort angewiesen, in dem königl. Palais im großen Garten, welches bis jetzt ganz unbenutzt stand; ein schöner Saal dafelbst wird nun zweckgemäß dazu eingerichtet. Bis jetzt war besonders eine Versammlung auf Elisenruhe, dem freundlichen Landsitz eines eifrigen Botanikers, des Hrn. v. Weber, allen Theilnehmern unvergesslich, durch die überaus geschmackvolle Anordnung und Ausschmückung des reizenden Locales sowohl als durch die gehaltvollen Vorträge. Ein Gewächshaus dort, in welches die Lichtstrahlen durch bunte Glasscheiben auf die vielfarbige Pflanzenwelt aller Zonen fallen, nimmt sich besonders märchenhaft, phantastisch und schön aus.

Bev unserm Theater machte Th. Hell's Sittengemälde: „Drey Tage aus dem Leben eines Spielers“ sehr viel Glück, es wurde bey stets vollem Haus oft wiederholt. So furchtbar erschütternd man es findet, eilt doch jedes es auch zu sehen, es wird durch die treffliche Ausführung und den Eifer und Fleiß unserer braven Künstler wirklich eine höchst interessante Darstellung, die mit Recht stets mit dem lautesten Beyfall aufgenommen wird. Ich behalte mir es vor bald noch ausführlicher darüber zu schreiben.

Zu den neuen Mitgliedern, zu denen man der hiesigen Bühne Glück wünschen kann, gehören besonders Mad. Mevius aus Hamburg, der treffliche, eben so gewandte als jugendfrische Komiker Hr. Meaubert, und der in ganz jugendlichen Rollen vielversprechende Hr. Kayus. Das Mad. Schröder-Devrient zurückgekehrt und in ihr Rollenfach wieder eingetreten ist, erregte die wärmste Theilnahme. Sie trat zuerst am 11. Juny als weiße Dame wieder auf, und so stürmisch auch diesen Abend die ersten Scenen waren, so siegte doch der Zauber ihrer schönen Stimme und ihres ausdrucksvollen Spiels; der rührende Reiz dieser allgemein bewunderten lieblichen Frau entwarfnete bald die vorlaute Strenge, und sie wurde noch denselben Abend mit jubelndem Beyfall herausgerufen. Hr. Rieser, erster Tenor aus Frankfurt am Main, gefiel bey seinen Gastrollen außerordentlich, sowohl durch seinen sehr angenehmen Gesang als sein herrliches Spiel. Mad. Schmidt, Altzängerinn aus Hannover, löste die schwierige Aufgabe hier in der italienischen Oper aufzutreten, nicht unbefriedigend. Ihre Stimme hat bedeutenden Umfang, ihr Vortrag ist seelenvoll, ihr Auseres für jugendliche Heldenrollen recht angenehm; könnte sie nur eine Zeitlang noch die eigentliche Methode des italienischen Gesanges studieren, so würde sie recht brav werden. Hr. Volkmar, der zur Gastrolle den Correggio wählte, hatte darin an Hrn. Devrient einen zu

trefflichen Vorgänger, als daß er hätte gefallen können. Das neue Lustspiel: „der Diplomat,“ von Th. Hell, gefiel sehr. Der junge Wörliker ließ sich wieder sowohl bey Hofe als in einer großen Academie auf dem Pianoforte hören und fand verdienten Bewunderung; sein Spiel vereinigt die höchste Eleganz und Rundung bey glücklicher Besiegung großer Schwierigkeiten mit tiefgefühltem Vortrag. Der sinnige Ernst dieses interessanten Knaben ist überaus anziehend und berechtigt bey der glücklichen Lage, in welcher er lebt, zu hohen Erwartungen von dem, was er in der Folge wohl auch als Tonsetzer leisten wird. Der Tonkünstler Kunert ließ sich hier auf der Mundharmonica hören; er spielt auf 16, nach chromatischer Tonfolge gestimmten, sogenannten Maultrommeln. Das überaus zarte leise Verschweben des Tones hat neben dem humoristisch naiven Klang dieses wunderlichen Instrumentes, einen eignen Reiz, es gleicht einem Effentanz von Tönen; erhöht würde die magische Wirkung dieser Echolaute seyn, wenn man den Künstler nicht sähe, da die unvermeidlichen Geberden den Eindruck stören, den dieß Hirten-Instrument bey nächtlichem Dunkel machen müßte.

L i t e r a t u r.

Buda's Pesth szabad királyi városoknak 's környékének Plánuma Pesthen kiadá Tomala Ferdinand.

(Plan der königlichen freyen Städte Ofen und Pesth sammt ihren Umgebungen. Pesth, im Verlage bey Ferdinand Tomala.)

Dieser von Hrn. Joseph Sintálon nach den neuesten officiellen Vermessungen auf Stein gestochene Grundriß der beyden Hauptstädte Ungarns ist so eben im Verlage der obgenannten, vor kurzem etablirten und sich durch Geschmack, industriöse Intelligenz und billige Preise auszeichnenden Kunsthandlung erschienen. Das etwa 10 Zoll hohe und 30 Zoll breite Blatt stellt sich sowohl durch nette und gefällige Zeichnung, wie auch durch saubern Abdruck als eines der gelungensten Producte der Lithographie dar, und macht allen denen Ehre, welche dessen Erscheinung gefördert haben. Es ist die neueste und treueste Situationszeichnung der beyden Capitalen Ungarns, und zugleich bisher der einzige Grundriß, welcher beyde befaßt, und damit es recht augenscheinlich macht, in welchen nahen localen Verhältnissen diese beyden Perlen des Donaustromes sich befinden. Alle Gassen und Hauptplätze, wie auch die merkwürdigen Gegenstände beyder Städte sind mit Zahlen und Buchstaben bemerkt, und nach den auf der Seite des Blatts angebrachten Verzeichnissen leicht aufzufinden, also, daß Fremde und Einheimische diesen Plan zweckmäßig benutzen mögen; — wenigstens so lange, bis das steigende Wachsthum Pesths über kurz oder lang einen neuen oder doch modificirten Grundriß erheischt. Für jetzt ist das Mögliche bestens geleistet, und der Preis von 2 fl. C. M. ist sehr billig. In Wien ist das Blatt in der Pichler'schen Buchhandlung zu haben.

M o d e n b i l d XXXIV.

Blouse: Kleid von Linon, mit gefaltetem, zwey Mal eingesehtem Leibe; die Ranten mit Tull-Anglais garnirt, und mit einer $\frac{2}{3}$ Ellen hohen Falbe geziert, nach einem Original von Hrn. Thomas Petko, bürgl. Damen-Kleidermacher nächst dem Hof, im Heidenschuß, Nro. 237.

Der Strohhut mit Bändern ist nach Originalen von Hrn. Franz Langer, bürgl. Handelsmann und Modist in der Kärnthnerstraße, bey dem goldenen Sattel, Nro. 983.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

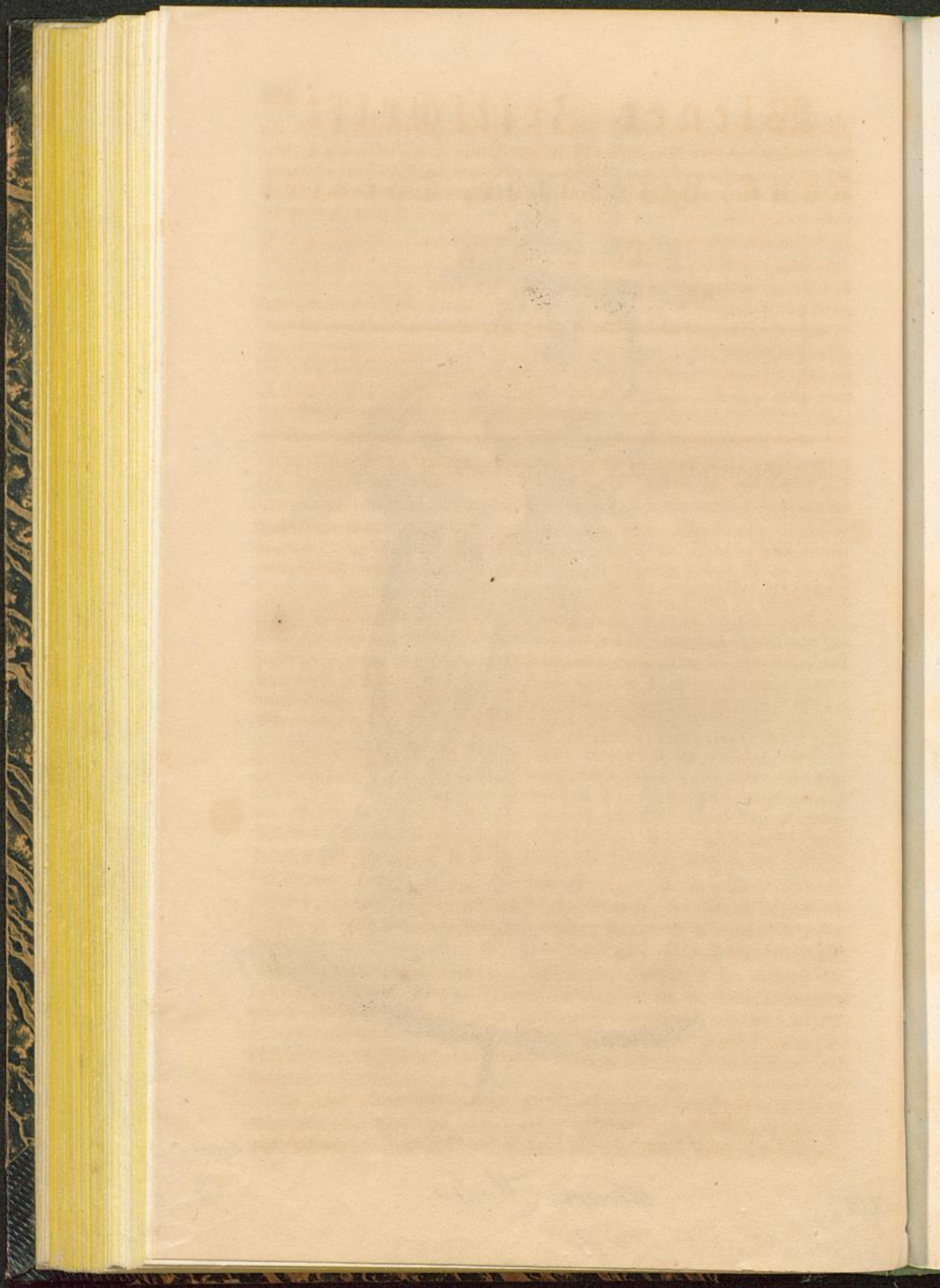


F. Stöber, sc.

*104.
1828.*

XXXIV.

Wiener Moden.



Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 23. August 1828.

102

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertelj. um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertelj. um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey H. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Einige Bemerkungen über Witwen = Institute im Allgemeinen.

(S c h l u ß.)

Diese Tafel ist sehr wichtig, und sie kann uns als ein Prüfstein aller Witwen = Institute dienen. Der größte und wichtigste Theil dieser Prüfung läßt sich auf die Frage zurück führen:

„Wenn ein Mitglied bey seinem Eintritte ein bestimmtes Antrittsgeld und überdieß einen bestimmten jährlichen Beytrag gibt, welche Pension begründet er dadurch für seine Witwe?“

Die Antwort ist: Man dividire das Antrittsgeld durch die Zahl A, und den jährlichen Beytrag durch die Zahl B der vorhergehenden Tafel, so ist die Summe dieser beyden Quotienten, hundertmal genommen, die gesuchte Pension, welche er mit Recht zu erwarten hat.

Nehmen wir z. B. an, daß in einer Witwen = Gesellschaft jedes Mitglied 40 fl. Eintrittsgeld, und überdieß einen jährlichen Beytrag von 30 fl. zahlen muß. Wenn das Mitglied bey seinem Eintritt älter als 30 Jahre ist, so muß es die Jahre über 30, jedes mit 30 fl. und mit 2. fl. Interessenvergütung ablösen, so daß also ein solches Mitglied folgende Einlage zu machen hat.

Alter	30,	31,	32,	33,	34,	35
Einlage	70,	102,	134,	166,	198,	230 u. s. w.

Welche Pension kann jedes Mitglied dieser Gesellschaft ansprechen?

Die Antwort wird, je nach dem Alter des Mitgliedes sowohl, als nach dem seiner Frau verschieden ausfallen.

Nehmen wir z. B. an, daß Beyde 30 Jahre bey ihrem Eintritt in die Gesellschaft haben, so ist aus der Tafel A = 261.8 und B = 22.8. Das Antrittsgeld ist 70 fl. und der jährliche Beytrag 30 fl. Man hat daher

70 dividirt durch 261.8 gleich 0.26
30 22.8 . . . 1.31

Summe . . .	1.57
Pension . . .	157 fl.

Dieses Mitglied kann daher für seine Witwe bloß eine jährliche Pension

von 157 fl. ansprechen. Wenn aber die Gesellschaft jedem seiner Mitglieder dieser Classe z. B. 500 fl. Pension zusichert, so hat bey diesem Mitgliede das Institut einen jährlichen Schaden von 343 fl.

Sehen wir diese Berechnungen auf die angezeigte Art noch auf einige Paare fort, so finden wir

Alter des Manns	30	40	40	50	50	50	60	60	60
Alter der Frau	30	30	40	30	40	50	30	40	50
Wahre Pension	157	208	256	205	256	352	206	248	324
Instituts-Pension	500	500	500	500	500	500	500	500	500
Schaden des Instituts	343	292	244	295	244	148	294	252	176

Bey so großen Verlusten kann daher ein solches Institut, wenn es in der That existirt, unmöglich lange bestehen, und sein Ende müßte traurig seyn.

Die gezeigte Art, eine Witwen-Anstalt zu prüfen, ist unter allen die sicherste und genaueste. Um aber kürzer und zugleich allgemein von dem Bestande einer solchen Gesellschaft zu urtheilen, ist es hinreichend, allen Mitgliedern bey ihrem Eintritte dasselbe Alter zu geben. Die Männer nemlich treten gewöhnlich zwischen ihrem 20. und 60. Jahre, also im Mittel in ihrem 40. Jahre ein, und die Frauen sind gewöhnlich um 5 Jahre jünger als die Männer. Man darf daher nur die Pension für ein Ehepaar suchen, wo der Mann 40 und die Frau 35 Jahre alt ist. Dieses Paar hat in dem oben angenommenen Institute das Antrittsgeld 390 und den jährlichen Beytrag 30. Die Tafel gibt $A = 308.8$ und $B = 30.1$

390 dividirt durch 308.8 gibt 1.26

30 30.1 . 1.00

Summe 2.26

Wahre Pension 226 fl.

Pension des Instituts 500

Schaden des Instituts 274

Das Institut verliert daher im Mittel bey jedem seiner Mitglieder 274 fl. und daher ist bey 100 Witwen in einer Zeit von zehn Jahren der Schaden des Instituts 274000 fl.

Diese Prüfung hat noch das Vortheilhafte, daß sie immer und bey jeder Anstalt mit Sicherheit vorgenommen werden kann. Denn wie sehr auch, wenn sich einmal Fehler und Lücken zeigen, mit der wahren inneren Lage der Anstalt zurückgehalten, wie sehr sie durch lobpreisende Ankündigungen beschönigt werden mag — so muß doch die Größe der Einlage und der Pension der Wahrheit gemäß, öffentlich bekannt gemacht werden, und dieses letzte ist, wie man gesehen hat, allein hinreichend, über den wahren Werth und Gehalt der Anstalt zu entscheiden, ohne sich von leeren Worten und unbestimmten Versicherungen irre machen zu lassen.

Nehmen wir zur besseren Übersicht noch einige Beyspiele von anderen Witwen-Instituten, von denen es hier gleichgültig ist, ob sie in der That existiren oder nicht.

Gesetzt also, ein 40 jähriger Mann zahle in einer solchen Gesellschaft das Antrittsgeld von 360 fl. und den jährlichen Beytrag von 16 fl., wofür seine Witwe die Pension von 300 fl. erhalten soll. — Da nach den vorhergehenden Tafeln die wahre, durch den Institutsfond gesicherte Pension nur 170 betragen kann für eine bey ihrem Eintritte 35jährige Frau, so leidet dieses Institut bey jedem seiner Mitglieder im Mittel einen Schaden von 130 fl. — Wäre in einem anderen Institute bey denselben Einlagen die Pension 400 fl., so ist der Schaden des Instituts 230 fl. — Ist in einem anderen das Antrittsgeld 250, der jährliche Beytrag 15 und die verheißene Pension 300, so ist der Schaden des Instituts 169 fl. — Wäre endlich das Antrittsgeld 150, der jährliche Beytrag 12 und die Pension 300, so ist der Schaden des Instituts bey jedem Ehepaare im Mittel 212 fl. Man sieht daraus, welche Aussichten diese Anstalten, wenn sie wirklich existirten, auf eine fernere wohl begründete Dauer haben können.

Aus dem Vorhergehenden ist klar, daß bey dem Eintritte eines jeden Ehepaars in eine Witwen-Gesellschaft an dasselbe vorzüglich 3 w e y Fragen gestellt werden müssen, deren die eine auf das Alter des Mannes, und die andere auf das Alter der Frau zur Zeit des Eintrittes sich bezieht. Diese beyden Fragen folgen auch unmittelbar aus der Natur der Sache. Denn je jünger der Mann, desto länger wird er im Allgemeinen leben, desto länger wird er also auch die Beyträge entrichten, durch welche der Gewinn des Instituts vermehrt wird; und je jünger die Frau, desto länger wird auch sie leben, desto länger wird sie also auch die Pensionen beziehen, durch welche der Verlust des Instituts vermehrt wird. Die Kenntniß des Alters des Mannes ist also eben so wichtig, als die der Frau, und wenn eines von diesen beyden fehlt, so ist alle Berechnung der Pension ganz unmöglich. Man sieht daraus, was man von einem Institute zu halten hat, welches bey allen seinen eintretenden Ehepaaren nur um das Alter des Mannes fragt, und das der Frau gar nicht berücksichtigt. Ein solches Institut ist auf gar keine Rechnung gegründet, weil bey einem so einseitigen Verfahren alle Rechnung unanwendbar ist. Wenn ich berechnen will, wie viel ich für ein Stück Tuch zu bezahlen habe, so muß ich erstens wissen, was die Elle kostet, und zweytens, wie viel Ellen in dem Stücke enthalten sind. Wenn mir aber der Kaufmann das erste oder das zweyte nicht sagen will, so kann ich auch nicht mehr rechnen, sondern höchstens einen rohen Überschlag machen, etwa nach dem Augenmaße, und dabey entweder mich oder den Kaufmann in großen Schaden bringen. Ganz dasselbe hat auch hier Statt. Die vorhergehende Tafel zeigt dieses auch auf den ersten Blick. Ein Mann von 30 mit einer Frau von 30 muß nach dieser Tafel 1309 fl. Antrittsgeld geben, wenn er seiner Frau eine jährliche Pension von 500 fl. verschaffen will. Ein Mann von 60 mit einer Frau von 30 aber muß 3049, also um volle 1740 fl. mehr Antrittsgeld geben, um dieselbe Pension von 500 fl. zu erhalten. Derselbe Mann von 60 endlich mit einer Frau von 55 Jahren wird nur 1578, also volle 1471 fl. weniger Antrittsgeld, als sein eben so alter Vorgänger entrichten, bloß weil die Frauen der beyden Männer in ihrem Alter um 25 Jahre verschieden sind. Wo aber so große Differenzen, die Tausende von Gulden betragen, für nichts geachtet und auch nicht weiter berücksichtigt werden, da kann weder von einer Berechnung, noch von einer

gesicherten Dauer für die Zukunft weiter eine Rede mehr seyn. Wenn es daher solche Institute geben sollte, wo auf das Alter der Frau keine Rücksicht genommen wird, so sind sie schon an sich nichts werth, und es bedarf keiner weiteren Prüfung durch Rechnung, um ihren wahren Werth zu erkennen.

Ganz dasselbe muß auch von der Zulassung zweyter und fernerer Ehen gesagt werden, so daß die Pension, wenn die erste Frau des Mannes vor dem Manne stirbt, nicht erlöscht, sondern auf die zweyte und folgende Frau desselben Mannes übergeht. Es ist bereits oben erinnert worden, daß in einem so eingerichteten Institute alle Spieler Gewinnende sind, und daß daher das Institut selbst die Rolle des allein Verlierenden auf sich genommen hat. Es ist aber auch noch aus andern Gründen klar, daß eine solche Einrichtung ganz und gar unzulässig ist. Bey einem gewöhnlichen Witwen-Institute nemlich hat man, wie ich oben gezeigt habe, nur zwey Fragen zu beantworten: wie alt der Mann und wie alt seine gegenwärtige Frau ist, und aus diesen Antworten läßt sich, mit Hülfe der erwähnten Mortalitätstafel zeigen, was er zu leisten und was er dafür zu fordern hat. Erfahrungen von vielen Jahrhunderten sind diesen Tafeln zu Grunde gelegt, und sie zeigen uns nun mit einem sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, wie lange dieser Mann und diese Frau, deren Beyder Alter uns gegeben ist, noch zu leben Hoffnung hat, und mehr brauchen wir nicht zu wissen, um das Verhältniß der Pension dieses Paares gegen die Einlage desselben zu bestimmen. Allein ganz anders verhält sich die Sache in einem Institute, wo auch die ferneren Ehen zugelassen werden. Da ist es mit jenen beyden Fragen keineswegs genug, sondern es müssen noch eine große Anzahl anderer ebenfalls beantwortet werden. Wie alt wird nemlich, nicht bloß die gegenwärtige Frau des eintretenden Mitgliedes, sondern wie alt wird auch noch die zweyte, dritte und folgende Frau desselben seyn? Welcher Gesundheit werden sich alle diese Frauen erfreuen? Werden sie Constitutionen wie Ambosse haben, die nicht zu erschüttern sind, oder werden sie, unter Dapeuren und Einfällen erliegend, von jedem Lüftchen umgeworfen werden? Wie viel Kinder wird jede derselben mitbringen? u. f. — Wer wird uns diese und noch gar manche ähnliche Fragen beantworten. — Und doch müssen sie beantwortet werden, weil von ihnen die Größe der jedem Paare zu bestimmenden Pension unmittelbar abhängt. Jene zwey ersten Fragen beziehen sich auf Naturgesetze, auf Erfahrungen, und sind daher allerdings einer Antwort fähig: diese aber beziehen sich auf den blinden Zufall, auf die wunderlichen Einfälle, auf die krankhaften Launen eines Mannes, die er vielleicht einmahl in seinem hohen Alter haben wird. — Wer hat aber in solchen Dingen noch je ein Gesetz entdeckt, nach dem man sich richten, auf das man eine sichere Rechnung bauen könnte? Hier ist also kein fester Boden mehr, sondern nur lockerer Moorgrund, der unter unsern Füßen weicht, und auf den zu bauen, das Glück und die Hoffnung so vieler Familien zu bauen, mehr als Thorheit wäre. Auch kann ich nicht glauben, daß es je noch einem Gründer solcher Institute im Ernste beygefallen wäre, einen so ganz chimerischen Versuch auszuführen. Wenigstens kenne ich keine der als gut anerkannten Anstalten des Auslandes, wo dergleichen höchst sonderbare Einfälle zur Ausführung gebracht worden wären. Ja nicht einmal als Schulprobleme, kann man in allen den besseren Büchern über diesen Gegenstand, auch nur als Vorschlag oder Übungs-

beispiel, oder aus Unterhaltung irgend ein Exempel dieser Art auffinden, aus der einfachen Ursache, weil es an und für sich thöricht ist, sich mit Dingen zu beschäftigen, die nichts sind und zu nichts führen.

Nicht minder unzulässig ist endlich auch die Ausnahme der Kinder in die Witwenanstalten. Es soll einige derselben geben, in welchen nicht bloß die Witwe nach dem Tode ihres Mannes, sondern auch noch die Kinder nach dem Tode der Witwe, die ganze anfängliche Pension beziehen, bis das jüngste Kind 20 oder 25 Jahre erreicht hat. Diese Vermischung zweyer ganz heterogener Elemente kann nur sehr nachtheilige Folgen für das Institut haben, welches eine solche Einrichtung in sich aufgenommen hat. Ein Witwen-Institut ist kein Waisen-Institut, und beyde müssen von einander getrennt werden, wenn sie sich nicht gegenseitig schaden sollen. Überhaupt muß bey der Berechnung des einen sowohl, als des andern, das Princip der Individualität beobachtet werden, d. h. der Contract, welchen jedes eintretende Mitglied für diese Witwe oder für diese Waise schließt, kann auch nur für dieses Individuum gelten, und für kein anderes, welches man jenem aus irgend einer Ursache zu substituiren etwa geneigt seyn möchte. Aus diesem Grundsatz, der allen Berechnungen von Witwen- und Waisen-Cassen zu Grunde liegt und liegen muß, weil ohne ihn gar keine Berechnung mehr möglich ist, folgt also auch, daß die Witwe nicht von ihren Kindern substituirt, daß die für die Witwe contrahirte Pension keineswegs auf die Kinder fortgepflanzt werden kann. Ohne Zweifel haben die Errichter solcher Institute jene sonderbare Übertragung der Pensionen auf andere aus Gründen des Mitleids und der Humanität aufgenommen, da es jedem Familienvater sehr willkommen seyn muß, nicht nur seine Frau, sondern auch seine sämtlichen Kinder bis zu den Jahren der Mannbarkeit versorgt zu wissen. Aber es ist eine falsche und sehr übelverstandene Humanität, die ersten Witwen und Waisen eines Instituts im Überflusse leben, und dafür die späteren darben und die letzten endlich völlig verhungern zu lassen, was der Fall seyn muß, wenn die Casse anfänglich mit ungemessenen Ausgaben beladen, und vor der Zeit erschöpft wird. Der Berechner einer solchen Anstalt muß nicht von dunklen Gefühlen des Mitleids mit einem Theile der Gesellschaft auf Kosten der übrigen, sondern er muß von den deutlichen Ansichten der Gerechtigkeit, einer auf die ganze Gesellschaft gleichen Gerechtigkeit geleitet werden. Die Kinder müssen also aus den Witwen-Anstalten ausgeschlossen werden, und wenn man sie, wie billig, auch versorgt wissen will, so muß für sie eine eigene Anstalt, ein Waisen-Institut, errichtet werden, in welchem wieder, wie in jenem, für jedes Individuum besonders eingelegt wird, um dadurch dasselbe und kein anderes, zu versorgen.

Wie wäre es auch nur möglich, selbst abgesehen von dem so eben Gesagten, die Berechnung eines solchen Witwen-Institutes zu führen, in welchem nach dem Tode der Mutter die Pension derselben auf die Kinder so lange übergeht, bis das letzte derselben ein bestimmtes Alter erreicht. Wie viele Kinder und von welchem Alter wird denn der Mann, der jetzt eintritt, nach seinem und seiner Frau Tode zurücklassen? Wer kann das wissen? Und doch soll und muß man es wissen, wenn anders die Größe der Pension so bestimmt werden soll, daß das Institut keinen Schaden leidet. Man glaubte sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen, wenn man, ohne viel zu überlegen, alle eintretenden Mitglie-

der in dieser Beziehung gleich besteuert, als ob sie alle gleich viel Kinder hätten. Allein das ist sehr unrecht. Denn warum soll der, der bey dem Tode seiner Frau kein einziges unmündiges Kind zurückläßt, eben so viel bezahlen, als der, der vielleicht zehn derselben hinterläßt, und dem Institute noch viele Jahre durch große Ausgaben verursacht, während jener ihm gar nicht zur Last fällt? Diese Ausgaben sind oft viel bedeutender, als man auf den ersten Blick, glauben mag. So müßte ein Vater von 45, 50, 55 Jahren mit einer um zehn Jahre jüngeren Frau, wenn er auch nur ein einziges Kind unter fünf Jahren nach dem Tode seiner Frau zurückläßt, und demselben die Pension seiner Frau von 600 fl. bis zu dem 20. Jahre des Kindes verschaffen will, bey seinem Eintritte in die Gesellschaft 228, 322, 468 fl. mehr erlegen, als jener, dessen Witwe keine unmündigen Kinder hat; und eben so groß ist also auch bey jedem dieser Familienväter der Schaden des Instituts, wenn es die Kinder der verschiedenen Familien nicht durch eigene Rechnung berücksichtigt hat.

Das Vorhergehende wird genügen, einige der wesentlichsten Punkte, die man bisher zu wenig beachtet hat, bey der Errichtung solcher Institute sowohl, als auch bey der Beurtheilung schon errichteter Anstalten dieser Art aufzuklären. Es gibt ohne Zweifel noch mehrere andere, die in einer für das allgemeine Beste, und für das Interesse eines jeden Einzelnen so hochwichtigen Sache, ebenfalls eine nähere Untersuchung verdienen, die ich aber, um den gegenwärtigen Aufsatz nicht zu sehr auszudehnen, auf eine andere Gelegenheit verspare. Übrigens gehen diese Bemerkungen, wie ich bereits erinnert habe, nur diese Institute im Allgemeinen an, keinesweges aber dieses oder jenes besondere, mit deren näherer Beurtheilung ich mich nicht befasse, sondern vielmehr wünsche, daß jene Ausstellungen auf keines derselben eine Anwendung finden möge. Meine Absicht war bloß, einige sehr verbreitete, und wie mir scheint, sehr unrichtige Ideen über diesen Gegenstand zu berichtigen, und jedem, dem sein und der Seinen Wohl am Herzen liegt, in den Stand zu setzen, sich durch eigenes Urtheil vor Schaden zu bewahren.

Correspondenz = Nachrichten.

Hannover, Ende Juny 1828.

Um den geehrten Lesern der Wiener Zeitschrift den großen Rückstand über die jüngsten Bühnenergebnisse *ic. ic.* abzutragen, müssen wir in möglichster Kürze die mannigfaltigen Novitäten berühren, und unsre Ansichten gegen unsern Willen hie und da schweigend unterdrücken. — „Jolantha,“ von Biegler war uns neu, hat aber in seiner veralteten Gestalt das ihm zu Theil gewordene Mißfallen nicht abwenden können. Paßt nicht mehr für unser modernisirtes Theater = Publicum.

Des königl. bayer'schen Kammer = Musicus Värman Concert, worin er sich auf der Clarinette hören ließ, erwarb ihm Beyfall. Die Auswahl der Gesang = und Instrumental = Nummern war eben so reichhaltig als gediegen. Ein anderes Concert, zum Vortheil der hinterbliebenen Kinder des zu London verstorbenen vormaligen hiesigen Concertmeisters Kieweter veranstaltet, brachte die große Pastoral = Symphonie von Beethoven und die Pastoral = Messe von Vogler. Beyde Tonstücke wurden trefflich executirt. Die Einnahme war nicht unbedeutend.

Ein neuer Bariton, Hr. Gay, vormalig bey dem Leipziger Theater, ist jetzt bey uns engagirt. Als Telasco in „Cortez“ machten wir seine erste Bekanntschaft, und freuten uns, einen guten Sänger, gewandten Mimen und wohlgebildeten Mann wahrzu-

nehmen. Viel konnten wir von dieser Partie nicht erwarten, doch genügte ihr Hr. Gay, und wird uns schon noch Besseres bringen.

„Das Manuscript,“ von Frau v. Weiffenthurn, auch uns etwas Neues, unterliegt zwar der strengen Kritik wegen seiner Breiten und Episoden, verkürzt jedoch einen Abend recht angenehm, und dürften solche Lustspiele schon den Bühnen sehr willkommen seyn, besonders da wo der „Gehrmann“ einen Keller, die „Würzig“ eine Mad. Artour, und die „Wölbling Mutter“ eine Mad. Gehlhaar, wie bey uns, die Repräsentanten findet. Ue. Reimann, Albertine, und Hr. Alexander Schmid, Helioborus Jüngling, verdienen freundliche Erwähnung.

Im „Oberon“ trat Ue. Huber als Fatime auf; es war ein Versuch dieser 16jährigen Tochter unsrer wackeren Mad. Huber, der nicht ganz gelungen ausfiel. Für den Anfang ist dieser Part zu bedeutend, und für die schwache Stimme (ob diese von Befangenheit geschwächt war, müssen wir dahin gestellt seyn lassen) zu großartig. Mit der Zeit kann jedoch schon recht was Erfreuliches dieser jungen Blüte erwachsen.

Hr. Gay gab den Scheramin, und wiederum befriedigend.

In „Johann von Paris“ sahen wir Ue. Schweiher vom Casler Hoftheater als Prinzessin von Navarra. Wir glauben nicht, daß die gewandte Französin sich so winden und drehen würde, wie dieses Ue. Schweiher zu auffallend gethan hat. Ihre Stimme erkennen wir nur für schön in dem mittleren Bereiche der Töne, die Höhe ist nicht klangreich. Der Vortrag im Gesange athmet eine Schule, die mehr nach dem Gezierten als dem Seesenvollen strebt; dazu gehören die Triller, die gar keiner Schule angehören, nur schlagen, aber nichts sagen. Schön ist die Gestalt der Ue. Schweiher zu nennen, und auch den Laien wird ihr Gesang für den ersten Augenblick überraschen, doch wahrer Gesang ertönte gleich Tags darauf aus dem Munde der eben bey uns eingekehrten Mad. Catalani. Sie sang im Theater, und wenn auch nicht ganz mehr so wie Mad. Catalani im Jahre 1816, doch noch immer wie die Königin des Gesanges. Berlin, Copenhagen und Stockholm haben im letztverflohenen Jahre noch dieser Philomela Lob ertönen lassen, und so bedarf es nur noch des kurzen Zusatzes: Mad. Catalani hat allerdings der Zeit einige klangreiche hohe Töne opfern müssen, doch nichts verloren, was sie zur großartigsten Sängerin in ganz Europa gestärkt hat. Der Beyfall, der ihr zu Theil ward, bewährte diese Meinung. Das Haus war zum Erdrücken angefüllt, obgleich die Eintrittspreise bedeutend erhöht waren.

Einen Genuß seltenster Art gewährte uns Hr. Wild vom Casler Hoftheater. Wir sahen ihn als Othello. In dieser schönen Parthie sprach sich des gefeyerten Künstlers südliche Blut in Gesang und Spiel meisterlich aus. Das Heroische und Gerundete seines Vortrags, die kräftigen Töne und eine hohe Schule athmenden Gesangsmanieren, stellen ihn in das erste Glied der jetzt lebenden Sänger. Der ihm zu Theil gewordene Beyfall war enthusiastisch. Auch seine Bühnengefährtin, Ue. Schweiher, gastirte an dem Abende als Desdemona. Hier hatte ihr Mezzo-Sopran ein freyeres Feld. Sie gefiel allgemein, und verdiente dieses auch ihr Spiel, das sich kunstgerechter entfaltete, als bey ihrem ersten Erscheinen. Beyde Gäste wurden gerufen. — Ungerecht wäre es aber, erwähnten wir nicht auch unsrer Herren Kaufcher als Iago, Grill als Rodrigo, und Sedlmayer als Brabantino, die zu dieser glänzenden Darstellung so unendlich viel beygetragen haben. — Wiederum ein Gast, Mad. Senf, vom Braunschweiger Hoftheater (wir besaßen diese wackre Frau schon einst als Ue. Schönhuth mehrere Jahre), trat als Landrätthin Durlach mit vielem Glücke auf. Wie es heißt, wird sie bey uns engagirt werden.

Mad. Catalani gab ein zweytes Concert in einer unsrer größten Kirchen. Wegen der von Gästen 10. 10. zu besetzten Abende fand dasselbe zwischen 2 und 4 Uhr Nachmittags Statt. Öffentliche Vergnügungen der Art ist man zu solcher Stunde hier zu Lande wie bey Ihnen nicht gewohnt, weshalb auch der Andrang nicht so groß war, wie man hier erwartete; der Genuß war aber desto größer. Himmlisch ertönte der Choral, den sie von der Orgel herabsang, und der Gesang des „Domine labia mea“ von Paisiello wird noch lange uns vorschweben. Auch die Armen theilten diesen Genuß, da die Concertgeberin ihnen die Hälfte weihete.

Als „Drestes“ sahen wir Hrn. Wild in seiner zweyten Gastdarstellung. Neues Entzücken ward uns, und neuer Applaus ihm zu Theil. Das Parlando im Vortrage, worin Hr. Wild excellirt, imponirte, da diese Gesangsmethode hier nicht heimisch ist sie bedingt auch eine complete italische Schule, wenn sie so ansprechen soll. Mag dieses Parlando immerhin bey uns ein Hülfsmittel für Sänger, die ihren Frühling verfehlt haben, genannt werden, der Heldensänger wird überall Glück damit machen, wenn er es mit solcher Declamation vorträgt, wie unser wackerer Gast dieses versteht. — Für heute kein Wort mehr vom Kunstleben, und zum Schlusse noch ein paar über das Alltagsleben.

Unter mehreren Diebstählen machte der einer Magd, die einem Officier auf dem Lande seine reiche Börse gestohlen hatte, Aufsehen. Sie wußte dieses so schlaue anzufangen, daß sie dem Bestohlenen durch ein fein gesponnenes Märchen in Gegenwart mehrerer Zeugen das Geständniß ablockte, er habe ihr eine Summe Geldes geschenkt. Als später der Officier nun seine Börse vermistete, konnte er die Verschmitzte, die wirklich diese Börse gestohlen hatte, nicht anklagen.

Ein Unglück, das viele Tausende betraf, war der am 21. Juny 3 Uhr 10 Minuten Nachmittags sich über die Stadt und Umgegend Hannovers entladene furchtbare Hagelschauer. Niemand erinnert sich solch ein Unwetter je erlebt zu haben. Die Schlossen, besser gesagt, die herabgestürzten Eisklumpen wogen mitunter 8 bis 10 Loth jeder. Sie stürzten mit solcher Gewalt und in solcher Masse hernieder, daß in 4 Minuten der ganze Boden nur eine Eisdecke war. Alle Fensterscheiben sind zerschmettert, die Stadt gleicht einer vom Feinde heimgesuchten und ausgeplünderten Festung. Mehrere Menschen und vieles Vieh sind theils gerödtet, theils verwundet; die Feldmarken sind vernichtet. Der Schaden allein an zerschlagenen Fensterscheiben wird auf 60,000 Thaler angeschlagen; der übrige Verlust ist nicht zu berechnen, und eine geraume Zeit wird darauf hingehen, um den Schaden, der an Feldfrüchten und Obstbäumen, deren reiche Ernte mit sammt den Ästen zu Boden geschmettert sind, wieder auszugleichen. Der 21. Juny wird den Hannoveranern ein denkwürdiger Tag bleiben.

Mad. Catalani hat auf ihrer Reise von hier nach Bremen ihre reiche Chastulle verloren. Ein Officier fand sie mitten auf der Chaussee, und sie ist glücklich wieder in den Händen der Eigenthümerinn. Um mit solchen Unglückshistorien nicht zu scheiden, erzähle ich Ihnen zum Schlusse noch das non plus ultra des Glücklichen.

Einem Kaufmanne in Nord-Deutschland ward von London aus ein Loos zur großen englischen Lotterie zugeschickt. Des Mannes Geschäfte waren indeß im Sinken begriffen, und der ehrliche Kaufmann, voraussehend, daß er den Collecteur für den Einsatz mit in seine Concur's-Masse hineinziehen würde, ließ sogleich das Loos zurückgehen. Couvertirt gab er dasselbe seinem Hausknecht mit mehreren anderen Briefen, die der Diener zur Post bringen sollte. Wenige Wochen nachher ward ihm die Kunde, daß jenes Loos den größten Gewinn von 40,000 Pfund Sterling gethan habe. Er schrieb sogleich wieder nach London, anfragend, ob denn das Loos nicht schon längst wieder dort angelangt sey, da er es doch gleich remittirt habe. Die bald darauf erhaltene Antwort lautet dahin, daß nichts dort angelangt sey, und nach dem strengen Buchstaben des Gesetzes, er, wenn er das Loos producirt, der rechtmäßige Gewinner sey. Nach eingemommener Erkundigung ergab es sich denn, daß der Hausknecht an jenem Abende, als er die Briefe zur Post tragen sollte, sich im Wirthshause zu güttlich gethan habe, beim Nachhausegehen in den Kennstein gefallen, und sich so beschmutzt habe, daß er seine Jacke zum Trocknen auf den Boden aufhängen mußte. Im Rausche waren diese Briefe vergessen worden. — Die Jacke, seit der Zeit nicht wieder herabgenommen, enthielt noch alle die Briefe, und auch den, der das Loos bewahrte, welches dem fast gänzlich ruinirten Kaufmanne zu einer Summe von 250,000 Thaler verhalf.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Dinstag, den 26. August 1828.

103

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel, um 6 fl., halb, um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertel, um 3 fl. 45 kr., halb, um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey H. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Andeutungen über die geistige Bildung der Frauen.

Von Carl Eduard Bauernschmid.

I have often wondered, that learning is not thought a proper ingredient in the education of a woman of quality or fortune.

Addison.

Wenn es gleich eine anerkannte, unbestrittene Wahrheit ist, daß in unserm lieben deutschen Vaterlande seit ungefähr vierzig Jahren und vorzugsweise seit den zwey letzten Decennien ächte Geistesbildung und wissenschaftliche Aufklärung in den höhern Classen der Gesellschaft die schnellsten und erfreulichsten Fortschritte gemacht, wenn so viel Schönes und Wissenswerthes, das früher theils durch seine abstruse Form, theils durch eine den Meisten unzugängliche Sprache, fast ausschließlich bestimmten gelehrten Kasten zugewiesen war, in der neuesten Zeit ein Gemeingut aller Gebildeten geworden: so ist es höchst auffallend, daß bey dem so vielfach gesteigerten literarischen Interesse, bey dem stets wachsenden Bedürfnisse nach Belehrung und Vervollkommnung des bereits Angeeigneten, noch solche eingelehrte Vorurtheile bestehen, die auf die geistige Erziehung der Frauen den nachtheiligsten Einfluß ausüben, und im Allgemeinen hemmend und zerstörend auf jede Art der Entwicklung ihrer höhern Anlagen einwirken. Ich sage im Allgemeinen, denn wie viel im Einzelnen durch glückliche Constellation und zweckmäßige Leitung bey gefügigem Talente des weiblichen Lehrlings erreicht werden kann, erprobet so manche geistvolle Frau, deren Name glänzend in den Jahrbüchern der Kunst und Wissenschaft hervortritt. Nun ist es zwar in der Absicht einer verständigen gemeinnützigen Töchtererziehung nicht begründet, das Höchste und Außerordentliche erzielen zu wollen, oder wohl gar ein dem Herrn Doctor Witte in Berlin ähnliches weibliches Gegenbild aufzubringen; aber ungereimt und entschieden ungerecht bleibt es auf der andern Seite, das ganze Geschlecht von gewissen einmal festgestellten Dingen auszuschließen, und ihm auf diese Art den Eintritt in das innerste Heiligthum der wichtigsten Kenntnisse und Wahrheiten geradezu zu verwehren.

Es versteht sich, daß hier nicht die Rede von jenen Ständen seyn kann, wo die Frau nebst den Bürden, die ihr die Natur auferlegt, noch die Hälfte der Sorgen für den morgigen Tag mit dem Manne theilend, solcher geistiger Fertigkeiten und Vollkommenheiten um so leichter enttrathet, als sie sich in ihrem beengten Kreise und an der Seite ihres treuherzigen Eheherrn, mit dem philosophischen Übergewichte ihres Ich's höchst seltsam ausnehmen dürfte.

Wer wollte jedoch in Abrede stellen, daß in den glücklichen Verhältnissen der höheren Stände, wo durch Geburt und Wohlhabenheit ein behagliches Daseyn, eine gewisse Unabhängigkeit des Lebens bedingt ist, und wo das Weib durch seine natürliche und gesellschaftliche Stellung die schwierigsten Pflichten zu üben, ja nicht selten für die ernstesten und verwickeltsten Zwecke in Anspruch genommen wird, nicht auch eine allgemeine Bildung vorangehen müsse, um diesen Anforderungen Genüge leisten zu können, zumal in unserm encyclopädischen Jahrhunderte, wo das Feld des Wissens so sehr erweitert, aber auch die Mittel erleichtert sind, es zu bebauen?

Abgeschlossen und ferne von dem Geräusche und Gewirre des politischen Treibens und Wirkens, lebten die Frauen der älteren griechischen Zeit und trafen nur selten hervor aus des Gynecäums schweigenden Räumen; so blüheten sie fort, ihre classische Einfalt bewahrend, bis auf Aspasia, diese Pracht- und Wunderblume attischer Urbanität und Geistesfülle. Anders und dem festen martialischen Sinne der Römer angemessen, gestalteten sich die Verhältnisse des zarten Geschlechts bey diesem Volke, dessen Verfassung und Wohlfahrt großen Theils in der hohen Sittlichkeit der Frauen und Anerkennung ihrer häuslichen Tugenden beruhte. Haben doch die neueren Sprachen den römischen Ausdruck geborgt, um das Weib in jener Altersstufe zu bezeichnen, wo es uns nicht mehr blendend im ersten frischesten Liebreiz der Jugend, sondern im mütterlichen Kleide der Sanftmuth und Milde entgegentritt; noch jetzt heißt die würdige Frau und glückliche Mutter *M a t r o n e*; ein edles, vieldeutiges Wort!

Auch in den Tagen der Minne und des Ritterthums waltete die Hausfrau zurückgezogen und unabhängig von dem Einflusse äußerer Vorgänge, und beschränkte ihre Thätigkeit stets nur auf das Innere des Hauses, während das Fräulein in abgeschiedener, fast klösterlicher Einsamkeit stillen Geschäften oblag, und nur von ferne oder vom hohen Söller herab des werbenden Troubadours Liebeslaute vernahm. Ist nun gleich die Urbestimmung des Weibes, das Ideal seiner höchsten Vollendung, zu allen Zeiten und in allen Zonen dasselbe geblieben, so hat doch das Schwungrad abgelaufener Jahrhunderte so mächtig gewirkt und so gewaltige Veränderungen herbeygeführt, daß, abgesehen von dem letzten sittlichen Zwecke der Frauen, ihre Stellung zur Außenwelt gänzlich verrückt und hiedurch eine neue Äre ihrer Bildungsgeschichte begründet wurde.

Herausgetreten aus den einsamen Gemächern der Vorzeit und des zartgehobenen Schleyers beraubt, womit sie die antike und romantische Zeit so schön verhüllet, finden sie sich jetzt mitten auf dem geräuschvollen Marktplatze des heutigen Lebens, geblendet von dem Glanze erleuchteter Gesellschaftssäle und umgeben von dem Gewühle der großen Welt, in deren verschlungenen Bahnen sie die Central- und Ursonne bilden, um welche der ganze Planetismus wogt und kreislet. Und vollends die Mode, diese den Alten selbst dem Aus-

drucke nach unbekannte Göttinn, die aus dem Haupte Jupiter Kronions im vollen Puzze entsprungene neueste Pallas Athene, welche unumschränkte Herrschaft hat nicht sie in ihrem bänder- und flitterreichen Königthume erlanget, und übet nicht ihr buatschediges Zeppter gerade über den schönern Theil unsers Geschlechtes fast magische Gewalt aus?

Vieles und zu unserm Zwecke Förderbares ließe sich noch aus der Zusammenstellung und Vergleichung gewisser Daten alter und neuer Geschichte gewinnen, wäre nicht ihre Aufzählung und genauere Würdigung außer dem Rahmen dieser Blätter gelegen. Bey dem vorliegenden Anlasse kann ich nicht umhin die Behauptung zu wagen, daß es höchst anziehend und belehrend seyn müßte, jene merkwürdigen Vereine, wo Frauen in Massen gewirkt, in chronologischer Folge vorzuführen und mit der Fackel historischer Kritik zu beleuchten, wie zum Beyspiele die Amazonen, deren Existenz zwar zum Theil der Mythe angehörig, doch auf geschichtlichen Grund und Boden fußt; die weiblichen Pythagoräer; das altgallische Weiber-Parlament *), die *cours d'amour* und so viele andere. Da man immer nur gewohnt ist, das Weib einzeln zu betrachten, und von dem Besonderen auf das Allgemeine überzugehen, um von der Eigenthümlichkeit des Individuums, wenn ich so sagen darf, auf die Idiosyncrasie des ganzen Geschlechtes zu schließen, so dürfte die umgekehrte Methode erfreuliche Resultate gewähren, weil sich aus dem Gesamtwirken der genannten Corporationen doch wohl ein eigener, aus dem tiefsten Wesen der Weiblichkeit hervorgehender Charakter aussprechen muß.

Vor und nach den *femmes savantes* wurde die wissenschaftliche Bildung der Frauen hart mitgenommen und mannigfach bekrittelt, und sie theilen gewissermaßen gleiches Schicksal mit Ärzten und Advocaten, auf welche seit Jahrtausenden mit unermüdeter Ausdauer Biß- und Spottspitze aller Art abgedrückt werden, weil es der guten Seelen stets so viele gegeben und noch gibt, die sich an den veralterten Schwänken laben und sattfam ergözen. Gehn doch solche Misogynne und Verfechter literarischer Monopolien in ihrem Eifer so weit, den armen Frauen das Bedürfniß, ja selbst die Fähigkeit für höhere Geistes-cultur durchaus abzuspochen. Wie schön und entscheidend drückt sich darüber der größte deutsche Anthropolog aus, wenn er sagt: „Warum soll denn bey dem Weibe das Denken das Lieben, das Licht die Wärme ausschließen? Vertragen sich nicht bey dem Manne Kopf und Herz — gleichsam die Sonne und der Mond — an einem Himmel?“ **)

Und in der That, ohne *Legouvé's mérite des femmes* zu commentiren, bedarf es wohl keiner mühsamen Forschungen und langwierigen Erörterungen um ganz klar einzusehen, daß in dem Reiche der Wissenschaft und Kunst die Frau eben so turnier- und wappenfähig sey als der Mann, und daß es einer

*) On avait confié pendant long-temps les affaires civiles et politiques à un sénat de femmes choisies par les différens cantons: elles délibéraient de la paix ou de la guerre et jugeaient les différends qui survenaient entre les Vergobrets, ou de ville à ville.

Histoire et origine des Parisiens par Mr. Prudhomme.
Auch Plutarch erwähnt dieses obersten weiblichen Gerichtshofes, bey Gelegenheit eines von Hannibal mit den Galliern abgeschlossenen Tractates.

**) J. P. Richters Palingenesien, erster Theil.

barbarischen Zeit angehöre, sie von der geistigen Lehren-Anwartschaft fern zu halten. Jeder Unbefangene wird erkennen, daß es sich hier nicht um jene flüchtige prunkende Vielwisserey handle, welche ohne festes wissenschaftliches Cement sich nur verderblich und in Berührung mit Andern oft lächerlich und abgeschmackt darstellt. Eben so wenig aber kann es irgend einem Zweifel unterliegen, daß in unsern Tagen eine Frau in den geselligen Kreisen des sogenannten guten Tones, um sich mit Leichtigkeit zu bewegen und mit Würde zu behaupten, mannigfaltiger Vorkenntnisse und Materialien nicht leicht entbehren könne, deren Vorhandenseyn und Beschaffung zweckmäßige Leitung und intellectuelle Ausbildung voraussetzt. Die Lösung der Aufgabe, wie und auf welche Art dieß zu bewerkstelligen, gehört in das Gebiet der höhern Erziehungskunde, welcher nach dem übereinstimmenden Urtheile der tüchtigsten Pädagogen bey der Entwicklung der geistigen Anlagen überhaupt mehr Mittel zu Gebote stehn, als bey jenen des Gemüthes, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie im erstern Falle stets thätig auftreten, im letztern aber fast immer nur passiv wirken kann. Doch lassen sich beyde Zwecke im Auge behalten und Roussseau's hypothetischer Emil dürfte sich bald realisiren, wäre nur erst sein Führer aufgefunden.

Der aufmerksame Beobachter, dem das Glück geworden ein wahrhaft geistreiches Weib, deren eigenthümliche Vorzüge von Gefallsucht und Affectation frey geblieben, unter dem Mikroskop näherer Betrachtung würdigen zu können, wird gewiß zugeben müssen, daß, wenn auch im Allgemeinen der Mann durch seine urkräftigen entschiedenen Anlagen und die stets nach Außen strebende Regsamkeit seines Naturels hoch begünstiget erscheint, die weibliche Feinheit und Gefügigkeit im Gegensatze die dem stärkern Geschlechte ausschließend angehörigen oder bey demselben im höhern Grade vorhandenen Geistesgaben größten Theils ersetze, ja in ihren Wirkungen oft überbiete. Oder wie wäre es sonst psychologisch nachzuweisen, daß, während der gründliche aber schwerfällige Mann mancherley Behelfe und Rathen bedarf um zu einem gegebenen Ziele zu gelangen, die Sagacität der Frauen mit staunenswerther instinctartiger Schnelligkeit das Entfernteste erspähet, das Verborgenste enthüllet, der Wünschelruthe ähnlich, die den tieffinnigsten Geognosten beschämt und seine Speculationen weit hinter sich läßt.

(Der Schluß folgt.)

An Ludwig Löwe, K. K. Hofschauspieler *).

„Dein Spiel sey wahr! nie möge dich verführen
Der falsche Schein, der Thoren oft entzückt;
Durch Wahrheit nur kannst du die Herzen rühren,
Sie ist der Demant, der den Künstler schmückt!“ —

Dies Wort sprach, weihend, an des Tempels Schwelle,
Der jüngst geschiedne Meister einst zu dir;
Es ist gefallen auf die rechte Stelle,
Auf gutem Boden lag das Saatkorn hier.

*) Veranlaßt durch sein Gedicht am Grabe Krüger's.

Du, der du selbst zum Meister nun gediehen,
Zum edlen Meister, dem die ächte Kunst
Den immer grünen Priesterkranz verliehen,
Der nie gesucht der Afermuse Gunst:

O ruf es zu den jüngeren Genossen
Das große Wort, das der Geschiedne sprach;
Wie es von seinem Munde einst gekossen,
So tön' es nun von deinen Lippen nach!

O daß es doch verbreitend weiter trüge
Der Wiederhall in jedes Hörers Ohr:
Auch in der Kunst ist es der Geist der Lüge,
An den die Mus' ihr Paradies verlor! —

Was einst gewesen, ist nicht mehr zu finden,
Die Frage füllt den Raum, der Genius floh;
Nur Tolle sieht man spielen vor den Blinden,
Der Mime tobt, der Pöbel wiehert froh.

Der Kenner eifert unbenützte Worte,
Dann geht er seines Weges fort, und schweigt;
Wie fänd' er würd'ge Lust noch an dem Orte,
Wo keine Spur des Wahren mehr sich zeigt? —

Dir hat ein Gott den bessern Drang verliehen,
Dein Aug' ist klar, dein Wille edel, rein;
Den Trug, den du erkannt, du wirst ihn stehen,
Ein würd'ges Muster der Genossen seyn!

Und wenn des Hauses hohe Wölbung dröhnet
Vom Benfall, den das blöde Urtheil zollt;
Preißt Wahnsinn auch, dem gleicher Wahnsinn fröhnet,
Gemeines Erz, bethört, für lautes Gold;

Und grüßt nicht eine Stimme dich der Rote,
Wenn dir zum Preis nicht eine Hand sich regt:
Doch bleibst du treu dem wahren Musengotte,
Der reinen Flamme, die dein Busen hegt!

Laß Andre sich zu schnöden Götzen wenden,
Um leichte Kränze, die die Menge sacht;
Laß Andre buhlen um gemeine Spenden,
Und wenn's die Besten thun, du thu' es nicht!

So zeigst du werth dich iener edlen Geister,
Die über'm Grab ihr Ruhm noch überlebt;
Ein würdiger Genosse ächter Meister,
Um deren Haupt der Strahl der Weihe schwebt.

Und wenn die dürren Zweige abgefallen,
Die manche Stirne unverdient umlaubt,
Wird deine grünen! Erw'ge Blüten wallen
Nur kurze Frist um das gemeine Haupt!

Jos. Christ, Bar. v. Sedlit.

Die Kunstausstellung des Jahres 1828.

Es kann begreiflicher Weise nicht in dem Plane dieser Blätter liegen, eine detailirte Beschreibung und Zergliederung, einen Catalogue raisonné der Kunstausstellung zu liefern. Allein eben so wenig dürfte es mit seiner Tendenz vereinbar seyn, diese Erscheinung, in welcher sich das Kunststreben und Kunsttreiben in unsrer Hauptstadt, gleich-

wie in einem Spiegel darstellt, und man vereint überschauen kann, welche Blüten der Baum der Kunst in den jemaligen Zwischenräumen der einen und der andern Ausstellung erzeugte.

Und, ehe wir einen Blick auf die Leistungen der Künstler werfen, auch die äußern Formen der Ausstattung zu besprechen, so müssen wir bemerken, daß wir hier vieles vortheilhaft verändert fanden. Das Licht und der Raum war sinniger benutzt als in frühern Ausstellungen, und das System, welchem bey Anordnung der Kunstwerke gefolgt ward, begünstigt den Überblick der Leistungen der Meister. Hingegen war eine neue Anordnung höchst störend für den Beschauer. Dieß waren die vor den Gemälden angebrachten Schranken, welche besonders bey den tiefer hängenden Kunstwerken, dem Kurzsichtigen jede nähere Prüfung unmöglich machten. Es sollte überhaupt bey ähnlichen Ausstellungen die Vorrichtung getroffen werden, daß kein Kunstwerk tiefer als 3 Fuß vom Erdboden aufgestellt würde. Alle tiefer hängenden können der Unbequemlichkeit der Stellung halber unmöglich genügend besehen werden.

Wir richteten nun unsre Blicke auf die ausgestellten Kunstwerke selbst. Gleich am Eingange erblickten wir in recht günstiger Beleuchtung ein schönes Glasgemälde von dem talentvollen Glasmaler Rothgasser. Wir haben die Geschicklichkeit dieses Mannes sowohl in kleinern als größern Glasmalereyen bereits öfters anzuerkennen Gelegenheit gehabt. Er bewährte sie auch in diesem Motivgemälde, welches einen bethenden Priester, und die Madonna mit dem Kinde, nach einer Zeichnung von Schnorr darstellt. Das Gesicht des bethenden Priesters ist voll Ausdruck und Leben. Das Colorit des Ganzen feurig und kräftig.

Gegenüber diesem Bilde war in einem großen Saale (dem so genannten Büsten-saal) ein großes phelloplastisches Kunstwerk, eine Darstellung des herrlichen Amphitheaters in Pola zu sehen. Diese äußerst lobenswerthe, sehr gelungene Arbeit, welche sich den besten Erzeugnissen dieses Kunstzweiges anreicht, ist von den Brüdern Raimann im Zeitraum von acht Monaten beendet worden. Es sind eigentlich zwei Modelle, das eine stellt das Amphitheater in seinem gegenwärtigen Zustand dar, das andere zeigt es, ergänzt nach den besten Ideen und Hindeutungen, welche im Baue selbst liegen, und von scharfsinnigen Künstlern aufgefaßt wurden, in dem Zustande, in welchem es eine Zierde der belebten Römer-Colonie 30,000 Zuschauer zu den Spielen der Arena versammelte. Die Brüder Raimann haben das Materiale (Korkholz) so trefflich bearbeitet, in der Genauigkeit des Details im gegenwärtigen Zustande, jeder Stein ward beachtet, so wie in der geistreichen Behandlung des Prachtgebäudes in seiner einstigen Vollendung so Verdienstliches geleistet, daß den talentvollen jungen Künstlern das verdienstlichste Lob nicht entgehen kann.

Wie gewöhnlich, zeigte der erste Saal der eigentlichen Ausstellung die Zeichnungen, Kupferstiche, Miniatur- und Gouache-Bilder, Lithographien und Stickeren. Bereits in diesem Gemache trifft man vorzügliche Arbeiten. Zuörderst nennen wir hier die Arbeiten des trefflichen Thomas Ender's, welcher in Wasserfarben köstliche Darstellungen heimischer Gebirgsgegenden und tropischer Natur (Gegenden aus Brasilien) ausstellte. Auch die Abbildung des Wetterhornes von Mayer, verdient in dieser Gattung ausgezeichnet zu werden. Die Chalkographie lieferte ebenfalls einige tüchtige Arbeiten, so nennen wir z. B. Höfel's Leichnam Christi nach del Sarto, die Porträte von Franz Stöber, besonders das ausgezeichnet treffliche des Infanten Don Miguel, nach Ender. Hyrtl's Darstellungen der Stephanskirche, und die von Thomas Ender radirten wunderschönen Ansichten von Ischl in Ober-Österreich, und Rahl's heilige Magdalena nach Correggio. Kolb lieferte gelungene Schabwerke. — In der Lithographie machten sich bemerkbar die schönen Darstellungen aus dem großen Werke der Handzeichnungen berühmter Meister aus der Sammlung Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Carl. Sigmund von Perger's meisterhafte Miniaturen in Öhl zu dem Werke: „Die Bildergalerie im Belvedere“ sind schon aus früheren Ausstellungen bekannt. Die von Schäffel mit Marmor sand gestreuten Darstellungen ziehen wieder die Aufmerksamkeit an. Mehrere Damen lieferten Stic Zeichnungen, unter denen uns jene der Gräfinn Rosa v. Kauniz besonders trefflich schienen.

Aus diesem Saale treten wir in die Ausstellung von Öhlgemälden. Die ganze rechte Wand ist mit Blumenstücken behangen. Eine sehr zweckmäßige Einrichtung, da man hiez durch die verschiedenen Manieren der Meister in derselben Gattung leicht übersehen kann. Fast diese ganze Wand ist ausgezeichnet zu nennen. Vorragend ist Turri's enkauftisches Blumenstück, die Stilleben von Th. Smirsch, und Grubers Geflügel. An der Wand links zeichnet sich ein sitzender Jagdhund von Leybold durch Wahrheit, Leben, und Wärme der Behandlung als eines der vorzüglichsten Werke der gesammten Ausstellung aus. Von Nro. 26 — 36, waren lauter Werke des fleißigen Künstlers Schädleberger zu sehen, unter denen die Capuzinergruft mit dem Leichenzuge, durch wahrhaft poetische Idee, und geniale Durchführung sich vorragend auszeichnet.

Der dritte Saal ist den Landschaftsgemälden gewidmet, und bietet ebenfalls köstliche Gaben. Die Meisterschaft des Directors der k. k. Gemälde-Gallerie im Belvedere, Hrn. Rebell, ist ohnedies so anerkannt, daß es nur der Erwähnung braucht, daß er Werke zur Ausstellung lieferte, um auch gesagt zu haben, welches Gehalts diese Werke sind. Der Meeressturm am Arco di Foggia mit Mondbeleuchtung, der Fischzug bey der Abendbeleuchtung, die Ansicht von Amalfi mit dem Sonnenaufgange u. s. w. sind lauter neue glänzende Beweise der Vollendung des Kunsttalents des Hrn. Rebell. Gauermanns Landschaften nehmen ebenfalls Ehrenplätze dieses Saales ein, und Sigmund von Perger's Hohenauer Schiffknecht an der Donau ist meisterhaft.

Wie gewöhnlich behaupten auch in dieser Ausstellung die Porträte wenigstens der Zahl nach einen Hauptplatz. Es ist indessen mit Porträten eine eigene Sache. Nur durch Darstellung berühmter oder ausgezeichneter Personen, oder durch besonders kunstreiche Ausführung ist es möglich, daß sie eine ausgezeichnete Stelle in der Kunstwelt einnehmen. Dies ist nun bey der gegenwärtigen Ausstellung nicht so ganz der Fall gewesen, und dieser Theil desselben ließ daher sehr viel zu wünschen übrig. Doch wollen wir auch hier, das was sich auszeichnete, durch Gehalt oder Gegenstand, treulich anzeigen. Das Porträt des Pater Guardian's der Capuziner von Lavos ist ein wackres Bild. Steiner liefert ein sprechend ähnliches Bild des Hrn. Hofraths von Mosel. Der talentvolle Waldmüller, von dem sich unter den Conversationsstücken drey Darstellungen befinden: Nro. 166 ein alter Invalide; Nro. 171 ein Geiger, und Nro. 198 Scene nach dem Brande von Mariazell, hat sein eignes Porträt herrlich gemalt, so wie auch der spielende Knabe von ihm mit wahrhafter Vollendung dargestellt ward. Das Porträt des Ritters von Lampi ist von ihm selbst gemalt, dies ist genug gesagt. Das Porträt der k. k. Hofschauspielerinn Dlle. Koberwein ist ein schönes ähnliches Gemälde von Weidner, aber unendlich überladen im Verwerke.

Die historische Abtheilung der Gemälde bietet keinen besonders reichhaltigen Anblick dar, doch lieferte auch sie zwey Meisterwerke ersten Ranges, und mehreres Gelungene. Die genannten Meisterwerke sind die zwey großen historischen Schilderungen: Wenzeslav, Ottocars Sohn — Rudolph von Habsburg um die Leiche seines Vaters bittend (nach Pyrkers Heldengedicht XII. Gesang) und Rudolphs von Habsburg Abschied von seiner Familie unter der großen Linde in Mähleinsdorf (ebendasselbst III. Gesang). Es würde Raum und Zweck dieser Blätter weit übersteigen, wenn wir uns in ein zergliederndes Detail dieser großen (an Raum und Werth großen) Darstellungen einlassen wollten. Genug, daß wir andeuten, sie gehören, besonders das erstere, zu dem vorragendsten, was uns diese Ausstellung bot. Der Reichthum und die sinnige Anordnung der Gruppen, die technische Vollendung in der Ausführung, Alles vereint sich zur Meisterschaft in diesen herrlichen Bildern. Die Geschwister Leander und Clementine Rus müssen mit ihren Bildern hier genannt werden, nicht wegen der Stufe, die sie etwa bereits erlangten (es sind beyde Novizen im Tempel der Kunst), sondern weil sie versprechen, einst Vorzügliches leisten zu können. Agricola lieferte ein äußerst feuriges lebenvolles Bild mit frischem Colorit: die Horen und Apoll, welches durch seine Gruppirung und Anordnung, so wie durch die Glut des Pinsels den Meisterwerken der Ausstellung angereicht werden muß. Auch der Amor dieses Meisters ist ein treffliches Bild. Im siebenten Saale, vermischte Gemälde enthaltend, ist nichts Auszeichnungswürdiges zu schildern. Desto reicher ist der letzte und achte Saal, zwar nicht an Menge der dort

aufgestellten Gemälde, aber an Gehalt. Dort standen nemlich die lebensgroßen herrlichen Porträte in ganzer Figur, des Infanten Don Miguel, des Grafen Villareal, und des Marquis von Rezende, sämmtlich nach dem Leben gemalt von Johann Ender. Diese wahrhaften Galleriestücke dürfen dem Ausgezeichnetsten an die Seite gestellt werden, was in dieser Gattung bekannt ist. Ähnlichkeit, Sorgfalt der Ausführung bis in das kleinste Detail, kurz Alles vereint sich, diese Werke der regsten Theilnahme und Aufmerksamkeit zu empfehlen. Der Christus am Kreuze, von Kuppelwieser, ist, trotz dem, daß eine gewisse Manier daran sichtbar ist, ein neuer Beweis des großen Talentes dieses Künstlers, und darf unter die Bierden der Ausstellung gerechnet werden; eben so die schlafende Venus von Lampi. Auch ist der Contrast dieser beyden Bilder, deren letzteres ganz in dem Geiste der venetianischen lebenswarmen Schule, und jenes in der Form des ernstesten Strebens altdeutscher Kunstweise sich darstellt, bemerkenswerth. Die übrigen Gemälde dieses Saales müssen vor den genannten etwas in den Schatten treten.

In diesem Saale sind auch die Bildhauerarbeiten aufgestellt, welche indessen nur wenig Bemerkenswerthes lieferten. Wir nennen Kiebers und Schallers Büsten, Fortners aus Silber getriebene Arbeiten, einige Stahlschnitte von Kolcher u. dgl. als besonders ausgezeichnet.

Man ersieht aus dieser flüchtigen Skizze, daß auch in dieser Ausstellung die Ausbeute für die Kunst nicht geringe gewesen ist, und dieß allein wollten wir darthun. Es ist natürlich und unvermeidlich, daß in einer mit solchen Formen als die unsre besetzte Ausstellung auch des Mittelmäßigen Viel und Mancherley liefern mußte. Wir wollten es nicht näher berühren, denn das Gewöhnliche und Schlechte braucht keine Beachtung, und der leiseste Tadel verletzt und verwundet den Künstler. Wir wollten also nur auf das Gute hindeuten, auf den Gewinn, den die Kunst auch durch diese Ausstellung erhielt, und derselbe war auch wieder von solcher Art, daß wir uns dessen freuen, und ihn gerne und willig anerkennen mögen. ***

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Amaryllis curvifolia.* (L.) Krummblättrige Amaryllis. Vom Vorgebirg der guten Hoffnung.
Chioeca racemosa. (L.) Traubenblütige Schneebeere. Aus Jamaika.
Chrysophyllum glabrum. (Jacquin.) Glattes Goldblatt. Aus West-Indien.
Ehretia tinifolia. (L.) Lorberblättrige Ehretie. Aus West-Indien.
Eugenia baruensis. (Jacquin.) Baruscher Jambusenbaum.
Myrica segregata. (Jacquin.) Lanzettblättriger Gagel. Aus Neu-Granada.
Pandanus utilis. (Bory.) Rühlischer Pandanus. Von der Moritz-Insel. Blüht zum ersten Mal in Europa!
Salvia paniculata. (L.) Rispenblütiger Salben. Vom Vorgebirg der guten Hoffnung.
Urtica pulchella. (Link.) Zierliche Nessel. Aus ? —
Zamia integrifolia. (Aiton.) Ganzblättrige Keulpalme. Aus Haiti.

In dem Garten Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Anton zu Schönbrunn blühen:

- Brunfelsia undulata.* (Swartz.) Gewelkflappige Brunfelsie. Aus Jamaika.
Gesneria splendens. (Hortorum.) Glänzende Gesnera. | Aus
Maranta bicolor. (Ker.) Zweyfärbige Maranta. | Brasilien.
Plumeria rubra. (L.) Rothblütige Plümiera. Aus West-Indien.

Schönbrunn, am 19. August 1828.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 28. August 1828.

104

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels. um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels. um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Andeutungen über die geistige Bildung der Frauen.

(S c h l u ß.)

Wenn wir auf den gegenwärtigen Zustand der Frauen bey den gebildeten Völkern Europens unsere Blicke richten, so bemerken wir in Beziehung auf ihre Wechselwirkung und Stellung, im Leben wie in der Kunst, einen wesentlichen charakteristischen Unterschied, der mit der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Nationen, mit ihrer gesammten Gefühls- und Denkweise auf's innigste verwebt, in dem Gange und dem mehr oder weniger beschleunigten Fortschreiten der Nationalbildung seine letzte Ursache findet. Die aus der Chevalerie des Mittelalters entsprossene Galanterie der jüngsten Jahrhunderte wuchs bald lustig empor, und verbreitete ihre Zweige und trug ihre befruchtenden Keime nach allen Richtungen und zu allen Völkern unsers civilisirten Erdtheiles. Aber klimatische Einflüsse, altherkömmliche, jedem Lande anlebende Eigenheiten und die aus der Zeit hervorgegangenen folgereichen Ergebnisse veranlaßten ein allmähliches Verschwinden dieser ursprünglichen Familienähnlichkeit, und die gemeinsame Abstammung läßt sich mehr errathen als erkennen. So geschah es, daß die Frauen in Frankreich seit Ludwig XIV. förmlich emancipirt und an die Spitze der Gesellschaft gestellt, im Cabinet wie in den Salons große Vorrechte erlangten, sich in den schönen Künsten mannigfach versuchten, literarische Bestrebungen jeder Art ihrem kritischen Forum unterwarfen, oder wohl gar die Chor- und Reigenführer philosophischer und politischer Secten bildeten. Nur aus dem höchst sonderbaren Zusammentreffen von Umständen konnte dieser Weiber-Areopag und die daraus abgeleitete Apotheose entstehen, und nur darum wird es begreiflich, daß Namen, wie Ninon de l'Enclos, Sevigné, Maintenon, du Deffand, Geoffrin, l'Espinaße und andere mehrere, so europäisch klingen.

Wenn in Deutschland und England der gesellige Verkehr (conversation) auch nicht jene Glätte und Rundung erreichte wie bey unsern überrheinischen Nachbarn, und wenn somit ein mächtiger Hebel zur schnellen und nationalen Geistesentwicklung verloren ging, so ist doch nicht zu verkennen, daß mit ihm auch die beengenden Schienen der Convenienz und hergebrachten Form abfielen,

und eben durch die ideale Ferne der Frauen jener schöne, ächt romantische Sinn für hohe Weiblichkeit erwachen konnte, dessen Zauber uns in den Literaturen der beyden Völker so magisch berührt. Seltsam und unerfreulich ist es hingegen, daß in Italien, diesem Mutterlande alles Schönen und Großen, das Unkraut des Cicisbeats Wurzel faßte, das mit seinem verderblichen, heimlich fortwuchernden Geniste so viele junge Knospen zerknickte, deren ungestörtes Aufblühen den herrlichsten Flor, zumal unter einem solchen Himmel, erwarten ließ.

Um aber den höchsten freyesten Standpunct zu gewinnen, von welchem sich das Frauenthum bey den cultivirten Nationen heutiger Zeit und seine verschiedenartige Gestaltung am ruhigsten und klarsten überschauen läßt, wird es geradezu nöthig seyn, in jeder einzelnen Literatur gewisse Zweige, namentlich den Roman und das Drama heraus zu heben, in deren Rahmen sich die wahre National-Physiognomie der Frauen wie auf der Fläche eines Spiegels treu und ungetrübt zurückwirft. Doch leuchtet es von selbst ein, daß dieß nicht so buchstäblich und ohne Ausnahme zu verstehen sey. Man führe sich zu diesem Ende nur die weiblichen Figuren Shakespeare's zu Gemüthe, so wie unter den drey größten Romanen der Franzosen, der Nouvelle Heloise, Corinne und Delphine, nur der letzte auf das Gesagte volle Anwendung erleidet. Denn wenn es schon eine mißliche Sache ist, an die zarte Wellenlinie körperlicher Schöne den rohen unbehüllichen Maßstab der Mathematik legen zu wollen, obgleich es schon öfter versucht wurde *): um wie viel weniger dürfte es rathsam seyn, alle jene Eigenheiten aufzuzählen, alle jene Vorzüge der Reihe nach namhaft zu machen, deren Summe eben die geistige Schönheit constituirte, mit einem Worte das weibliche Ideal mit dem Anatomie-Messer ästhetischer Kritik zu zersehen. Aber in dem Zauberlande der Poesie und auf ihrem ewig grünen Boden ist die eigentliche Heimat dieser milden duftigen Gestalten, und wenn längst die Sonne der Gegenwart hinabgezogen, und die Tageshelle der Wirklichkeit verschwunden, werden sie noch bleiben im Mondlichte der Erinnerung, und Gretchen und Liane werden leben, auch wenn die medicaische Venus vermittelt und die Gruppe der Niobe zu Staub versunken ist.

Wahrlich, man geht nicht zu weit, die deutsche Literatur, die uns hier zunächst vor Augen liegt, einem prachtvollen, reich ausgeschmückten Bildersaale zu vergleichen, in welchem die anmuthigsten, vollendetsten weiblichen Gebilde zur Schau gestellt sind, die je die Phantasie des Künstlers erdacht. Aber wie viel mußte geschehen, wie Manches mußte ausgeschieden, unterdrückt werden, ja ganze Geschlechter konnten vorübergehen, ehe der Deutsche den alten Kram als unnützen Ballast abwerfend, sich zur Höhe des Ideals empor zu schwingen vermochte. Dem Kenner unserer Literaturgeschichte darf wohl die Periode nicht genannt werden, wo aus dem Vaterlande der Reifröcke und Allonge-Perrücken sich allmählich auch jene langweilige ekle Süßlichkeit zu uns verbreitete, die sich damals in den schönen Redekünsten verspüren ließ **), und welche offenbar wie Frost im Frühjahr, die Blüthenzeit unserer Literatur um einige Jahrzehende verspätete. Zum Glück, und Dank sey es dem kräftigen, jugendlich

*) Triginta habet quae vult formosa vocari
Foemina: sic Helenam fuisse refert etc. etc.

J. de Nevissan sylvæ nuptialis.

**) Siehe Menantes Anleitung zur galanten Poesie. Hamburg 1701.

aufkeimenden Naturel der Deutschen, konnte diese Crisis nicht lange währen, und fast scheint es, als sey mit den steifen Gewändern und himmelan strebenden Haarwülsten auch der altfränkische Sinn zu Grabe gegangen. Nun folgten Millers Siegwart und Gefners Idyllen, und zahllos waren ihre Nachbildner und deren Leser. Aber des Glends war kein Ende! Was sich noch aus der Siegwart'schen Thränenflut retten konnte und nicht an Seufzern erstickt oder als umherirrende Schäfer jämmerlich abgezehrt und am Herzwes umgekommen war, flüchtete sich unter die Ägide eines Schriftstellers, der euch wohlbekannt, beynabe seit einem halben Jahrhunderte auf allen Toiletten spuckt, und nur in der neuesten Zeit einem Andern das Feld räumte, durch welchen wir recht eigentlich vom Regen in die Traufe kamen. In Bezug auf die weibliche Charakterzeichnung in den Werken ähnlicher Autoren, fällt uns zuerst das unverkennbare Streben auf, das Gemeinste und Flachste mit dem Flitter poetischen Landes zu übergülden, um hiedurch der Mittelmäßigkeit eine strahlende Aureole aufzusetzen, welche die Menge blendet und das Auffassungsvermögen für wahre Kunstschöpfungen schwächt und herabstimmt. Wenn Novalis von Göthe bemerkt, daß er es verstehe mit wohlfeilen Mitteln einen poetischen Effect hervorzubringen, so geräth man hier in Versuchung das Gegentheil anzunehmen und erstaunt ob der Dünne und Magerkeit des Resultats, im Vergleiche der außerordentlichen Kriegsrüstungen, womit der tapfere Autor zu Felde zieht. Aber wenden wir unsre Blicke von den ultrasentimentalen weinerlichen Heldinnen, von den Herrinnen und Huldinnen, welche in unsern Tagen wie in einem Guckkasten unaufhörlich kommen und gehen, zu den hohen Gestalten Göthe's und J. P. F. Richters, zu dem ächten Frauenspiegel der Deutschen, aus welchem sie uns in ihrer unvergänglichen Schönheit und Grazie ewig anlächeln.

Und so schließe ich denn diese Andeutungen mit dem herzlichen Wunsche, es möge dem westöstlichen Meister *), der im Werke ist, dem Abendlande eine Brücke über den Hellespont zu bauen, ja recht bald gefallen, uns wieder in diesen Blättern die Frauen des Orients in jenem eigenthümlichen Colorite vorzuführen, wo er den Pinsel in die Farbentinten beyder Welttheile tauchend, die üppige Pracht asiatischer Fülle mit dem sanften Schmelze des Westens so schön vereinet.

*) Siehe des Herrn Hofrathes und Ritters von Hammer, Gallerie großer und berühmter Frauen des Morgenlandes, wovon die letzte Abtheilung in No. 52 und 53 dieser Zeitschrift v. J. gegeben wurde.

Gesellschaftliche Tugenden.

Jede Tugend ist eigentlich gesellschaftlich, weil alle das Wohl der Gesellschaft befördern; man bezeichnet indessen insbesondere mit diesem Namen die liebenswürdigen Eigenschaften, um deren willen man im täglichen Leben unsern Umgang liebt, sucht, und vorzieht. — Die vornehmsten sind Gefälligkeit, Anmuth, Wit, Verschwiegenheit, Nachsicht, Freundschaftlichkeit, Bescheidenheit, Talente und gute Sitten.

Man beurtheilt uns öfter nach diesen Tugenden vom zweyten Range, als nach denen vom ersten. — Jeder versteht sich mehr oder weniger auf Höf-

lichkeit, oder auf ein einnehmendes Betragen; da man hingegen, um eine große Seele zu beurtheilen, selbst eine besitzen und ihre Gesinnungen kennen muß, um ihr Thun und Lassen zu begreifen; eben so wie man selbst sehr aufgeklärt seyn muß, um über das Maß ihrer Aufklärung ein Urtheil zu fällen. Der große Haufe vergleicht mehr mittelst der Sinne, als mittelst des Verstandes; man flößt ihm eben so sehr durch sein äußeres Benehmen, seinen Gang, seinen Ton, seine Formen und Manieren, als durch die weisesten Handlungen Respect ein. —

Die Freuden der Gesellschaft sind die natürlichsten für den Menschen; er war nicht für die Einsamkeit gemacht, obgleich beyde Zustände einander wechselseitig Reize leihen, die jeder einzeln nicht gewähren könnte. Ein großer Theil unsers Glückes hängt von den Empfindungen ab, die wir in denjenigen erregen, mit denen das Schicksal uns verbindet. Alles, was man sagt, alles, was man thut, macht auf sie entweder angenehme Eindrücke, die ihnen Liebe zu uns einflößen, oder widrige, die sie zum Hasse gegen uns stimmen; selten lassen wir Andre gegen uns völlig gleichgültig; und man sollte doch hoffentlich nicht anstehen, ob man Andre anziehen oder zurückstoßen, ob man unter Freunden, unter fröhlichen Menschen, unter Leuten, die uns gut sind, ein genußvolles Leben wählen, oder unter den demüthigenden Erfahrungen, Jedermann zur Last, überall abgewiesen, nirgends geachtet zu seyn, verschmachten soll. — In jedem Gesellschaftskreize, in jedem Kränzchen ist es ein Fundamentalgesetz, ob es gleich nicht in ausdrückliche Worte gefaßt ist: „Bringt Ihr uns etwas, woran wir Theil nehmen können, so werdet ihr etwas bey uns gelten; bringt Ihr uns nichts, so werdet Ihr nichts bedeuten.“ —

L u x u s.

Ein wichtiger Zweig der Sitten, dessen gute Pflege auf alle andern den größten Einfluß haben kann, ist der Luxus. — Verschiedene Staatskundige vom ersten Range haben ihn eher für nützlich, als für schädlich erklärt, weil er die Betriebsamkeit belebt, das Geld in Umlauf bringt, die Quellen des Reichthums und der Bevölkerung vermehren kann. Allein es gewinnt das Ansehen, als wenn die meisten ihn aus einem zu allgemeinen Gesichtspuncte betrachten, die Frage zu unbestimmt und oft auf eine ganz entgegengesetzte Weise gesetzt, und einen der relativsten und verwickeltsten Gegenstände als ein abgezogenes und absolutes Ding beurtheilt hätten; endlich haben auch beynah alle, die viel Ruhmens davon machten, wie ein ungenannter Schriftsteller bemerkt, mehr wie Kaufleute oder Zollbediente, als wie Philosophen und Staatsmänner von der Sache gesprochen. —

Der Luxus ist eines von denjenigen Wörtern, die man besser begreift, als erklärt, und deren Bedeutung nach den Erdstrichen, Altern, Reichthümern, nach dem Range, der Lage und den politischen Umständen verschieden seyn muß. Genau genommen, fängt er an, wo die wahren Naturbedürfnisse aufhören, allein es ist nicht leicht, die Grenzen dieser letztern zu bestimmen. Man könnte stufenweise bis zu Brot und Wasser zur Nahrung, bis zu einer Hütte zur Wohnung, bis zu getrockneten Häuten zur Kleidung herabsteigen, und es

ist doch wahrscheinlich, daß ein wenig feines Gefühl in diesem Puncte, verbunden mit den Reizen der häuslichen Bequemlichkeiten, der Gesundheit des Leibes und der Seele gleich zuträglich ist, zumal wenn die Gewohnheit uns einmal verwöhnt und das Überflüssige uns zum Bedürfnisse gemacht hat. —

Die Nachsicht muß sich gewiß bis auf die Genüsse der Sinnlichkeit und die Begierde zu gefallen, erstrecken, sobald nur kein Mißbrauch dabey Statt findet. Es gibt einen gewissen Epikurismus der Vernunft, dessen Freuden fein sind, dessen Aufwand unkostspielig ist, und der sich mit der größten Kraft des Charakters verträgt. — Nicht diesen hat man zu fürchten.

Im engern Sinne des Wortes ist jede Ehrengabe, oder jedes Ehrebedürfniß, das mehr zum Prunk, als zum wahren Vergnügen abzweckt, und das sich eher auf Gegenstände der Phantasie, als auf Dinge von innerm Werthe richtet, zum Luxus zu rechnen; den Grad desselben bestimmt zum Theil die Größe des Vermögens und die Höhe des Ranges. In einem sehr fruchtbaren Lande, wo die Mittel des Unterhalts die Bevölkerung übersteigen, und nicht die Anstrengung aller Kräfte der Einwohner fordern, kann der Luxus vielleicht ein Princip der Thätigkeit werden; das der Trägheit und deren Folgen steuert. Wieder in einem andern Lande, wo die Anzahl der Einwohner den Ertrag der Ländereyen übersteigt, kann die Betriebsamkeit, mit Geschmac gepaart, einen Handel überflüssiger Dinge in Gang bringen, die sie gegen Lebensmittel der ersten Nothwendigkeit an die Nachbarn tauscht, ja sie kann sich sogar dadurch auf den Gipfel des Wohlstandes emporschwingen. —

Hrn. Eckardt, genannt Koch, k. k. Hoffchauspieler und Regisseur
des k. k. Hoftheaters in Wien *).

Man sagt uns viel von Proteus Wunderleben,
Von der Gestalten bunt verwor'nen Schlangen,
Die mit dem Meergott aus den Fluten sprangen,
Um auf der Erde rüstig fortzuszehren.

Wie sinnvoll auch die Bilder sich verweben,
Es färbt kein Lichtstrahl ihre bleichen Wangen;
Und ob sie schon prophetisch warnend klangen,
Der Wahrheit Deutung konnten sie nicht geben.

Es sollte Proteus nur gefesselt walten,
Gebunden blieben ewig die Gestalten,
Sie starben hin im kalten Arm der Fabel.

Was Du uns gabst, es trug des Lebens Zeichen,
Wie Blüten, die der Knospe Dach entsteigen,
Es weckt Dein Blick die schlummernde Parabel.

Baldamus.

*) Wir sehen der Jubelfeyer des hochverehrten Bühnenmeisters, die im October d. J. Statt haben wird, mit Freuden entgegen. Dieses Fest wird bedeutungsvoll dastehn in den Annalen des deutschen Theaters. Das Leben unseres Koch bildet eine Epoche in der deutschen Theaterwelt. Er ist der Begründer des Conversations-Styles und gehört zu den kunsthistorischen Männern. In Wiens Schauspielhäusern wird man sicherlich einen Tag feiern, dem die vorzüglichsten vaterländischen Bühnen ihre Aufmerksamkeit zollen dürften.

Pesth, am 30. Juny 1828.

Was ich Ihnen in meinem letzten Briefe von den zu erwartenden Ereignissen des vergangenen Winter-Semesters für unsre Stadt voraussagte, ist so ziemlich eingetroffen. Wir haben den mitunter durch seine Wechselwitterung für alle Welt unangenehmen und durch die ungewöhnliche Erhöhung der Victualienpreise für die niedern Volksclassen drückenden Winter glücklich überstanden, und sind frischen Muthes der schönen Jahreszeit entgegengegangen, ob solche gleich nur zögernd sich nahte, und auch die geschäftlichen Resultate des ungemein klauen Josephi-Markts für keinen Interessenten ermunternd waren. Die damals grundlosen Wege hielten eine Menge Verkäufer und Käufer — zumal aus den untern Gegenden — zurück, und die politischen Coniuncturen mochten auch dazu beitragen, die großen Geschäfte, der leidlichen Preise ungeachtet, auf einen vorsichtigen Umschlag zu beschränken. Indessen hat die Stadt genossen und genoss weiter in den ersten Monden des Frühjahrs aller der Vortheile, welche ihr die verstärkt wiederum ins Leben getretene Thätigkeit der seit zwey Jahren durch das während des Reichstages dauernde Jurisstitium gehemmten hohen Dikasterien und darnächst die Anwesenheit der zu den mehreren Regnicolar-Deputationen hier und in Ofen versammelten Reichsstände verschafften. Die Frequenz angesehener und reicher Gäste sammt ihrem Gefolge vermehrte die Consumtion erheblich, machte die öffentlichen Orte lebhafter, und führte auch viele private Festins herbey, welches alles in den zwey vergangenen Wintern sehr vermist wurde.

Unter den wichtigen Landesangelegenheiten, womit die gedachten Regnicolar-Deputationen sich beschäftigten, und — weil sie mit musterhafter Thätigkeit arbeiteten — größten Theils bald zu Stande kamen, ist wohl nicht die geringste — die Errichtung einer ungarischen Academie. Die gnädigste Meinung des Monarchen, die ansehnlichen Opfer vieler Patrioten, und Ruf und Zahl der mit Ordnung dieser Sache beauftragten Deputation, berechtigten zu den glänzendsten Hoffnungen. Diese Deputation bestand aus 27 gelehrten, ohne Rücksicht des Standes und der Religion vom Erzherzog Palatin K. H. auserkornen Männern unter Vorsth des Grafen Joseph Teleki, Obergespanns des Eszader Comitats und eines der ersten Beysther des Appellationsgerichts (Baro Tabulae Regiae), dessen Familie durch Schenkung der vortrefflichen Telekischen Bibliothek an das bezweckte National-Institut bleibenden Ruhm sich erworben, und hat die Resultate ihrer Berathungen bereits höchsten Orts unterbreitet. Wohl mag ich hier die Notiz nachholen, daß der feyerliche Tag des 12. Februars d. J. auch hier mit voller Anerkennung seiner Herrlichkeit celebrirt wurde, und daß öffentlicher wie privater Jubel und Freude es bethätigten, wie theuer der Vater des Vaterlandes seinen Kindern sey. Geschmackvolle Decorationen und sinnige und innige Embleme und Inschriften bekundeten die Gefühle des Volks und seiner Obern, und selbst der Himmel that das Seine, den Glanz des Festes zu erhöhen, und wer die am schönen Abende durch die erleuchteten Straßen wogende Menge gesehen, bekam gewiß eine bleibende Idee von Pesths großstädtischem Charakter.

Bey den oberwähnten vorwaltenden Umständen hatten auch beyde Theater in Pesth und Ofen Ursache, während des verwichenen Winter-Semesters mit der Frequenz zufrieden zu seyn, ob sie gleich keine großen wesentlichen Leistungen ins Mittel brachten, — und, wie es scheint, haben beyde Bühnen auch für den künftigen Sommer leidliche Aussichten; zumal, da die bedenkliche Rivalität mit der ungarischen Schauspielergesellschaft durch anständige und gütliche Vermittlung der Interessenten beseitigt ist, und das stabile Etablissement eines ungarischen Theaters durch Verkauf des dazu bestimmt gewesenen Areals vor der Hand ganz außer Augen gesetzt zu seyn scheint. Vielleicht — wenn die Academie ins Leben tritt, wenn das ungarische Repertoire an Original-Stücken und Übersetzungen reicher wird, — kurz, wenn irgend ein kräftiger Impuls die dramatischen Musen der Magnaten ermunthigt, — kann wohl die Sache lebhafter und erfolgreicher zur Sprache kommen, wird sich aber auch gewiß mit den Interessen des verschiedenen Publicums freundlich und befriedigend vereinigen lassen.

Beifall hatten und ergötzen ein gewähltes Publicum die wöchentlichen Quartette, welche die Herren Adler, Borzage, Pfeifer und Taboršky (an welche sich später Hr. Wagner anschloß), in der Adventszeit vorigen Jahres begannen, und in der Fastenzeit fortsetzten, und auch in höhern Privatirkeln bewährten glänzende und gelungene Tableaux mehrmals den Kunstsin, welcher unterm hiesigen hohen Adel herrscht. Desgleichen ermangelten die öffentlichen, zu wohlthätigen Zwecken veranstalteten Bälle nicht ihres löblichen Erfolgs — und überhaupt trat das neue Jahr überall mit leidlichen Auspicien für Kunst und Wissenschaft, und für den Genuß feinerer Geselligkeit ein. Denn der gesellige Verkehr der gebildeten Stände war diesen Winter über ziemlich lebhaft, und das artistische wie das literarische Wesen blieben nicht zurück, was z. B. Entstehung und Gedeihen der neuen Kunsthandlung des Hrn. Ferdinand Tomala und das Wiederaufleben einer quiescirten Buchhandlung unter der Firma Otto Wigand &c. zu beweisen scheinen, und was auch wohl aus dem Bestehen und Entstehen inländischer Zeitschriften zu folgern seyn dürfte.

(Der Schluß folgt.)

L i t e r a t u r.

Klinsferln. Östreichische Gschdanzln, Gsangsln und Gschichtln, von Joh. Gabr. Seidl. Erstes Heft. Wien, bey J. P. Sollinger, 1828.

Die Poesie im österreichischen Volks-Dialecte beginnt einen stets ausgebreiteteren Anhang zu finden. Kaum sind Castelli's Gedichte in diesem Dialecte an das Licht getreten, und schon finden sie Gesellschaft. Hr. Seidl, durch seine poetischen Producte als ein geistreicher Dichter vortheilhaft bekannt und geschätzt, betritt nun dieselbe Bahn. Daß er es mit Glück thut, konnte nicht bezweifelt werden. Er liefert uns in diesem ersten Hefte der „Klinsferln“ hundert vierzeilige Gedichte unter dem Titel: *Walabts Baig* (verliehtes Zeug), welche in einer Form, die vorzugsweise der österreichischen Volkspoesie eigen ist, den Gang und die Entwicklung einer Liebes-Intigue darstellen, wie sie sich im Geiste und Gefühle des Landvolkes zeigt. Die Auffassung ist sehr glücklich, und verdient alles Lob. Hr. Seidl, selbst Österreicher, und als solcher mit jener Wärme des Gefühls, jener ächt nationalen Gemüthlichkeit begabt, welche sich, in Schaffung ähnlicher Strophen als Ausbrüche der Laune, der Lust und des Frohsinns, bey den biedern Söhnen dieses Landes, bey ihren volksthümlichen Belustigungen des Tanzes u. s. w. improvisirend ausdrückt, dabey noch als Dichter mit dem vollen Vermögen ausgestattet, die Idee vollkommen zu runden und zu formen, konnte natürlich hier Vorzügliches leisten, und diese hundert Strophen zeigen daher unläugbar ein lebendiges Bild österreichischer Volkspoesie. Der zweyte Theil des Büchleins gibt unter dem Titel: *Zuawäg, Gschboas, Gschichtln*, einige größere Gedichte, unter denen wir vorzüglich *Da Dieckschedl*, *Waldgsangl*, und: *Bschäd und Jfruä* als ausgezeichnet nennen, und eine kleine Geschichte: *Da Rauba*, recht lebendig und gut im Volksdialecte vorgetragen. Nur ist nicht recht abzusehen, warum Hr. Seidl dieses Stück *Agshoasigs* (spassiges) Gschichtl nennt. Vom Spas kommt da nicht viel vor. Am Schlusse sind die nöthigen Erklärungen der dem Dialecte ganz eigenen Worte angefügt.

Was die Schreibart dieser Gedichte anbetrifft, so haben wir unsre Ansicht darüber schon in der Anzeige der Castellischen Gedichte ausgesprochen. Hr. Seidl hat es zwar seinen Lesern um ein weniges leichter gemacht als Hr. Castelli; spricht sich auch im Vorworte dahin aus, daß er die Schreibart so einfach als möglich zu halten gesucht habe, und daß er selbst die überladene Bezeichnung nicht liebe. Im Buche selbst aber scheint es doch zuweilen, als habe er diese seine eigenen Ansichten nicht immer befolgen wollen. Z. B. S. 45 lesen wir:

Ma schaud sie goar nid z' Gnägen (Man sieht sich nicht zu Genüge)
s' is grad als das sie Wald auf Wald

Naigiri ibrabia'g'n (herüberbiegen).

Bei weitem deutlicher, und der Aussprache vollkommen genügend wäre hier d' Gnägen und biagen. Dergleichen Beispiele ließen sich noch mehrere finden.

Daß übrigens auch diese neue dichterische Gabe des Hrn. Seidl der günstigsten Aufnahme gewiß seyn darf, liegt schon in der Natur derselben. Wir zweifeln also nicht, daß das zweyte Heft recht bald dem ersten folgen wird, und wollen es unsrer Seits bestens empfohlen haben, obschon es seine eigentliche Empfehlung in sich selbst trägt. Die äußere Ausstattung des Büchleins ist gefällig, wie man dies von den Erzeugnissen der thätigen Sollinger'schen Officin gewohnt ist, und somit ist auch von dieser Seite nichts gespart worden, der freundlichen Gabe freundliche Aufnahme zu bereiten.

M o d e.

Wir glauben in diesen der Mode und den Reizen und Verschönerungen, welche diese mächtige Fee dem Leben bietet, gewidmeten Blättern mit Recht einer interessantesten, in ihr Gebiet einschlagenden Erfindung, auf welche die Herren Reithoffer und Purtscher ein ausschließendes Privilegium erhalten haben, gedenken zu dürfen. Es sind dies nemlich Federschnüre und Gewebe mit einem bisher noch unerreichten Grad einer Elasticität, welche nicht durch Gegenstände aus dem Metallreiche (wie bisher gewöhnlich), sondern aus dem Pflanzenreiche gebildet werden, daher sich dieselben vorzugsweise zum Waschen eignen. Es ist einleuchtend, in wie viel und mancherley Beziehungen die Anwendung dieser Erfindung vortheilhaft wirken kann, z. B. in elastischen Schnürriemen, durch den jeder lästige Druck beseitigt wird; die elastischen Gesundheitsmieder, ohne Metall- und Fischbeinfedern, welche vollkommen anliegen, ohne im mindesten zu drücken, dürften besonders, und um so mehr beachtet werden, als sie sich auch durch ihre Dauerhaftigkeit auszeichnen. Hosenträger, Kniespangen, Leibbinden u. s. w. sind durch diese Erfindung auch viel zweckdienlicher darzustellen als bisher, und im Bereiche der Bandagerie verdient diese Erfindung eine ganz besondere Beachtung. In der Verschleiß-Niederlage der Herren Reithoffer und Purtscher (Schulhof, Nr. 415) kann man sich über die Eleganz und den Geschmack, mit dem sie die Erzeugnisse ihrer Erfindung auszustatten wissen, durch Autopsie überzeugen, auch scheinen die Preise so billig gestellt, daß diese Moden-Producte, welche wir bestens empfehlen zu müssen glauben, bald die allgemeinste Verbreitung erhalten dürften.

M o d e n b i l d XXXV.

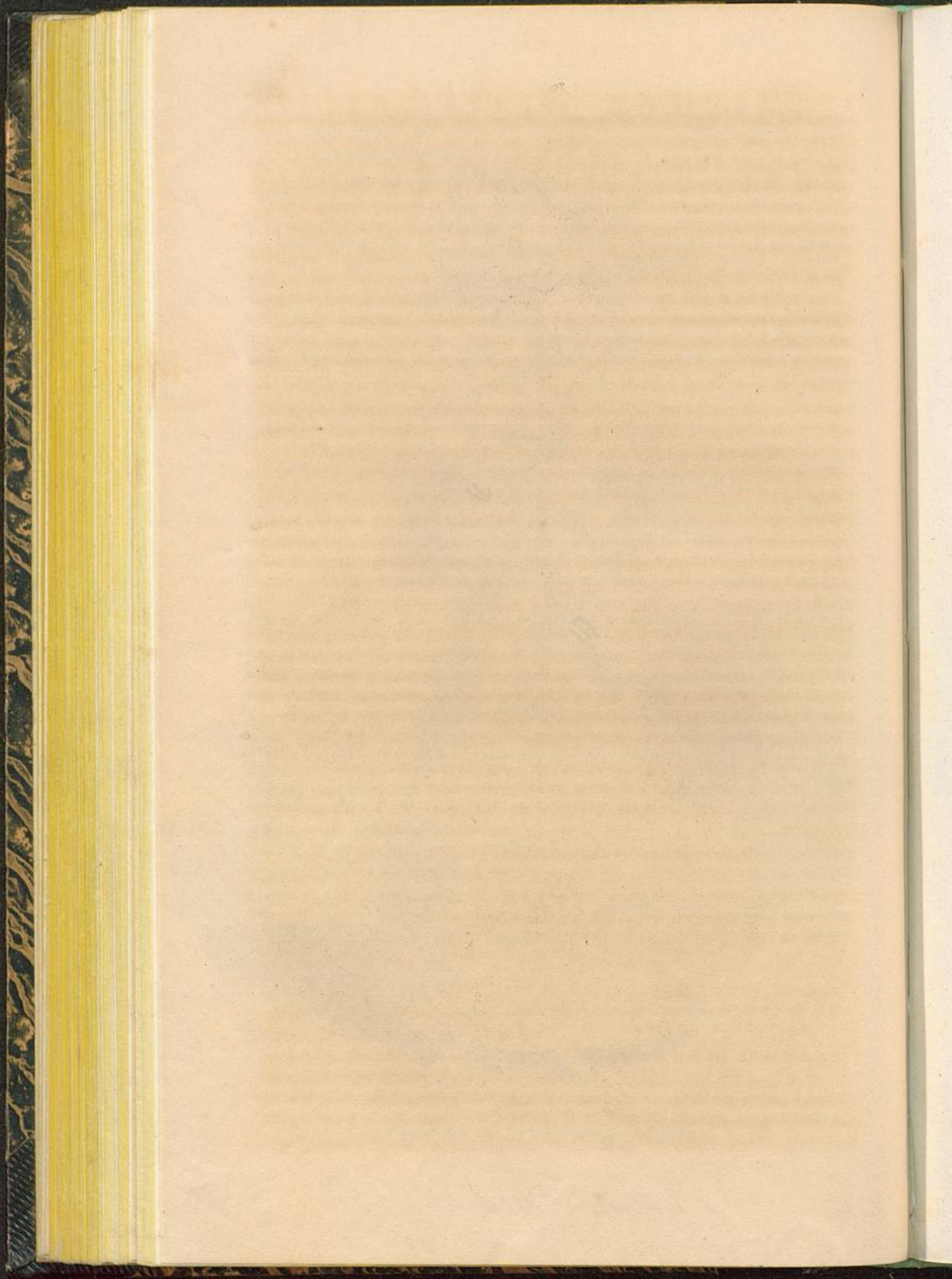
Peignoir von Moule mit zwey Säum-Falben und zwey Rändern von sehr feiner Stickerei; die Cravate von Foulard, nach einem Original von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Kleidermacher in der Dorotheergasse, Nro. 1108.

Der mit Oiseau- (Paradeisvogel-) farbigen Bändern gezierte Hut ist nach einem Original von Hrn. Franz Langer, bürgl. Handelsmann und Modist in der Kärnthnerstraße, beim goldenen Sattel, Nro. 983.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.





Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 30. August 1828.

105

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Frau von Stael und Frau von Genlis.

Diese beyden berühmten Frauen sind oft mit einander verglichen worden, und doch hat sie die Erziehung, ihr innerer Sinn und die Welt so verschieden gestaltet wie die Natur.

Frau von Stael wollte durch ihren Geist mehr blenden denn gefallen, und dieß gelang ihr auch immer, denn er war ganz dazu geeignet. Über Alles sprach sie mit großem Scharfsinn. Sie redete und unterhielt sich eigentlich nie im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern ihre Meinung war immer in Reden eingekleidet, man mußte ihr stets zuhören, und die Gewalt, bisweilen auch die Last ihrer Überlegenheit drückten Einen nieder. Wenn sie ja eine Frage that, geschah dieß in solcher Zerstreuung, daß man gar nicht nöthig hatte darauf zu antworten, denn um die Antwort war sie wenig bekümmert, hörte sie auch wohl gar nicht an. Ihre außerordentliche Beredsamkeit riß Jedermann hin, ja, ich möchte sagen, sie unterjochte; man mußte ihr beystimmen; daher dachte man immer wie sie, so lange sie sprach, und erst wenn man sie nicht mehr hörte, ward Einem klar, daß ihre Ideen und Behauptungen ganz von denen verschieden seyen, die man vorher über den Gegenstand gehabt. In derselben Stunde verfocht sie oft zwey ganz verschiedene Behauptungen, zwey entgegengesetzte Ideen. „Als ich sie kennen lernte — sagt ein geistreicher Franzose — war sie fünf und vierzig Jahre alt, hing aber noch gewaltig an Jugendlichkeit und allen Künsten des Puckisches, sie ging darin sogar weiter, als man einem jungen und schönen Mädchen vielleicht verzeihen könnte. Sie ist wohl nie schön gewesen. Ihr Mund, die Stellung und Größe ihrer Zähne, ihre Nase und ihre Gesichtsfarbe konnten sogar häßlich heißen. Alles vergaß man aber über ihre herrlichen Augen, in denen sich wundersam ihre erhabenen und großartigen Gedanken spiegelten. Ihre Hände waren sehr schön und zart gebaut, sie wußte es aber auch recht gut, darum wurden sie sorgfältig in allen Richtungen gezeigt; immerfort drehte sie zwischen ihren niedlichen Fingern einen kleinen Pappelzweig mit zwey bis drey Blättern. Sie liebte das Geräusch dieser Blätter, und behauptete, es sey die obligate Begleitung ihrer Worte, und wenn man sie ihr nähme, würde ihre Rede

verstummen. Im Winter traten kleine Papierröllchen an die Stelle des Pappepelzweiges. Kam sie in ein fremdes Haus, so brachte man ihr mehrere ähnliche Spielsachen und sie wählte eins für den ganzen Abend daraus. Sie war unendlich gut, gefällig und ganz unfähig sich für Unrecht oder Beleidigungen zu rächen.

Besonders angenehm waren ihr diejenigen, die nicht immer ihre Meinung theilten, denn durch solche Leute erhielt sie Gelegenheit ihren Geist und ihre Beredsamkeit zu zeigen. Nichts war ihr deshalb lieber und willkommener, als Widerspruch. Gewiß ein sonderbares Mittel, einer Frau zu gefallen!

Frau von Stael liebte die große Gesellschaft und den Umgang, wo sie glänzte, aber sie haßte den Umgang mit Frauen, weil er in der Regel einem Geist wie dem ihrigen wenig darbot. Oft wiederholte sie, das Wort *Schicklichkeit* sey ganz aus ihrem Wörterbuch gestrichen, denn sie wolle immer nur thun, was ihr gefalle. So war sie denn auch ohne allen Zwang im Umgang mit den Männern, die sie beurtheilen und über Dinge geistreich mit ihr sprechen konnten, die ganz außer dem Kreis gewöhnlicher Unterhaltung lagen: je weiter und ungebundener die Unterhaltung war, desto besser für sie. Berühmtheit war ihr nothwendiges Lebensselement, und Frau von Stael ist auf einem ganz andern Wege berühmt geworden, als die berühmte Frau, mit der man sie vergleichen will.

Frau von Genlis verbirgt sorgfältig ihr vielseitiges Wissen, und versteht es meisterlich mit Jedem Unterhaltung zu pflegen, so hoch oder so niedrig er auch stehe. Nie zeigt sie mehr Geist als die, mit denen sie spricht. Schnell entdeckt sie den Punct, wo der Andere einige Kenntnisse hat, und nun spricht sie mit einem Interesse darüber, das denen beruhigend seyn muß, die sich einer so berühmten Frau mit einiger Verlegenheit nähern. Unzählige Male hörte ich sie sagen, man könne immer Etwas lernen, selbst von dem Beschränktesten, denn immer wisse er doch einen Gegenstand gut. Es komme nur darauf an, diesen Punct recht zu finden, damit man ihn darüber zur Rede bringe.

Die Unterhaltung mit Frau von Genlis war unendlich angenehm und anmuthig. Sie hat Tausende von Bänden gelesen, verstanden, überdacht und nichts davon vergessen, denn ihr Gedächtniß ist außerordentlich. Aus der vornehmen Welt und vom Hof, wo sie lebte, weiß sie eine Menge anziehender Anekdoten und Züge, die sie meisterlich und ohne die geringsten Ansprüche erzählt.

Ihre Schriften haben etwas Strenges, Ernstes und Intolerantes in Beziehung auf Religion. Im Umgang aber ist Frau von Genlis gut und nachsichtsvoll, bekümmert sich nie um Anderer Thun, fragt nie um ihr Betragen, und vertheidigt und lobt oft, was Andere mit Bitterkeit angreifen und tadeln.

Nur ungern und schwer glaubt sie an das Schlechte, und darum geht sie bisweilen mit Leuten um, die solche Auszeichnung nicht verdienen. Sie muß hinreichende und sonnenklare Beweise haben, wenn sie etwas Nachtheiliges von ihren Freunden glauben soll. Weiß sie doch aus eigener Erfahrung, wie weit die Verleumdung zu gehen vermag.

Da sie immer eifrig für die Sitten und für die Religion geschrieben hat, so hält sie sich zum festen und oft heftigen Angriff Alles dessen verpflichtet, was ihr Schaden oder sie gar umstoßen könnte: wenn sie aber einmal die Feder nie-

dergelegt hat, spricht sie ihre Meinung nur mit ächt weiblicher Sanftmuth aus. Ihre Feinde behaupten, sie sey devot geworden. Dieß ist unwahr.

Frau von Genlis war in ihrer Jugend schön und reizend, voll Geist, Talente, Anmuth und Eleganz. Dazu erbte sie ein bedeutendes Vermögen und besaß eine sehr angenehme und ehrenvolle Stelle bey der Herzoginn von Chartres, die sie mit Güte überhäufte. Demungeachtet zog sie im dreyßigsten Jahre ins Kloster Belle-Église, um da ihre Kinder, ihren Neffen und die Kinder der Herzoginn zu erziehen. Sie war immer bey ihrem Unterricht gegenwärtig und ging nur selten aus. Dann aber besuchte sie entweder nur ihre Familie, oder führte ihre Zöglinge in die Vorstellungen der classischen Theaterwerke. Im Kloster nahm sie nur selten Besuche an, all' ihre Zeit war den Studien gewidmet. Hier hat sie ihre Kenntnisse immer mehr erweitert und den Plan zu mehreren ihrer spätern Werke entworfen, deren Ertrag sie so edel verwendet hat, denn achtzehn Monat lang unterhielt sie damit Mademoiselle d'Orléans.

Bonaparte verstand sich auf die Beurtheilung und Würdigung des Verdienstes. Zuerst wünschte er einen fortgesetzten Briefwechsel mit ihr über jeden ihr gefälligen Gegenstand; dann bewilligte er ihr manche Vergünstigung; die sie für nothleidende Künstler und Schriftsteller erbat, da ihre traurige Lage der Regierung zum Vorwurf gereichte. So gab sie auch Bonaparte manchen Wink, der befolgt ward. Gewiß hätte eine bigotte Frau bey ihm keinerley Einfluß gehabt.

Nie hat Frau von Genlis die Gelegenheit versäumt, Jemanden einen Dienst zu leisten. Den Ertrag ihres ersten Werkes verwandte sie, um damit interessanten Gefangenen die Freyheit zu erkaufen, und seitdem hat sie ihre Schriften oft zu Handlungen der Wohlthätigkeit verwendet. Sie hat Madame de Bonchamp's Leben nur unter der Bedingung geschrieben, daß der Ertrag unter arme Familien aus der Vendée vertheilt würde.

Sie hat wohl den Fehler, leicht denen Einfluß bey sich zu gestatten und sich von den Leuten beherrschen zu lassen, die hernach gleichgültig gegen sie wurden. Das ist aber nur ein geringer Fehler in dem schönen Bilde, und man würde ihn kaum bemerken, wenn die Menschen nicht geneigt wären, irgend einen an den edelsten Charakteren zu finden.

Frau von Stael zeigt in ihren Schriften die ganze Kraft, die ganze Energie und Philosophie eines Mannes. Frau von Genlis Werke hingegen athmen nur die Anmuth und das Gefühl einer zart denkenden Frau. Jene lebte nur gern in großen Zirkeln und in allen Vergnügungen der großen Welt, weil sie da allein die Bewunderung finden konnte, die ihr nothwendig war und die sie auch verdiente. Diese aber lebte in der Einsamkeit, und nur auf dem Lande war ihr wohl. Frau von Stael besaß keines von den das Leben verschönernden Talenten, sie verstand nichts von Musik, Zeichnung, Malerey, Sticken u. s. w., ja sie verachtete sogar alle feinen Handarbeiten der Frauen. Frau von Genlis aber übte alle mit Auszeichnung.

Freuen wir uns also über die Werke dieser beyden berühmten Frauen ohne ihnen und unsrer Achtung für sie durch einen Vergleich zu schaden, wobey immer nur die Fehler aufgesucht werden.

Frau von Stael ging wenig mit Genferinnen um, deren — vielleicht

etwas pedantische — Sittenstrenge nicht zu ihrer eigenen Freyheit und Ungebundenheit paßte. Kannte sie sich doch selbst einen braven Mann. Nur zwey geistreiche Genferinnen — Madame Necker ihre Cousine und Madame Miliot-Huber — waren von Frau von Stael gern gesehen und sahen sie oft. Alle Frauen aus der Fremde drängten sich zu ihr.

Natürlich liebte sie den Umgang mit Männern weit mehr, denn mit ihnen konnte sie frey über Dinge sprechen, die den Frauen ganz fremd sind. Als sie von dem französischen Gewalthaber verwiesen wurde, war sie untröstlich darüber und wiederholte oft, sie wolle lieber nur hundert Louisd'or in der Jean-Pain-Mollet-Straße zu Paris, als hunderttausend Franken in Coppet zu verthun haben.

Um die Langeweile dieses durch die Natur so reizenden Aufenthalts zu vermeiden, beschloß sie auf dem Theater ihres Schlosses Tragödien und Komödien aufzuführen. Ich habe mehrere gesehen, von denen aber keine zu loben war. Die Frauen Stael, Miliot und Recamier führten Andromache auf. Letztere war als Heldinn des Stückes so schön, daß man sich wenig um ihr mittelmäßiges Spiel bekümmerte. Frau von Stael's Spiel war auch übertrieben, sie machte viel zu viel Bewegungen und schrie unbändig. Die Herren Labran, Benjamin Constant, der verstorbene August Stael, der unglückliche Labedoyère, dem damals so viel schöne Hoffnungen lächelten, und Sismondi hatten die männlichen Rollen. Letzterer war gar unterhaltend durch seinen starken Genfer Dialect, wodurch freylich Racine's Verse nicht wenig verstellt wurden. A. W. Schlegel souffirte. So führte man Zaire, Gustav Wasa und endlich ein Drama der Frau von Stael auf, worin Benjamin Constant den Propheten Elias machte. Er sprach aber so schwer, daß seine Declamation dadurch sehr unangenehm wurde.

Um zu rechter Zeit zu diesem Schauspiel zu kommen, mußte man Mittags von Genf wegfahren; denn das Theater in Coppet begann bey guter Zeit. Man nahm in einem kleinen Saale Platz und aß da Brot, Ciocolade, oder was man sonst mitgebracht. Um Mitternacht endlich war die Vorstellung zu Ende. Müde und hungrig verließ man Coppet, nahm sich aber doch ernst vor, das nächste Mal wieder zu kommen, damit man sich zu der kleinen Zahl Ausgewählter zählen könnte, wiewohl zweymal mehr Billets zu diesen Vorstellungen ausgegeben wurden, als Personen Platz hatten. Es war eine wahre Wuth Verse schlecht hersagen zu hören, die man zu Hause lesen konnte. Aber auch ich drängte mich wie die Andern zu diesem Theater. Es that mir aber doch Leid, daß sich Frau von Stael damit lächerlich machte. Sie spielte die Zaire!...

Jeder kennt die zärtliche Anhänglichkeit der geistreichen Frau für ihren Vater und ihre schöne Verehrung für sein Andenken. Sie ließ ihn so wie Madame Necker in einem Gehölz bey Coppet beysetzen. Erst sollte dieß in einem ungeheuern Gefäß voll Weingeist geschehen, um den Körper unzerstört zu erhalten. Es kam aber nicht dazu; es ist also unwahr, daß dort die zwey Körper in einer Art von antiken Badewannen schwimmen sollten. Ihre Gräber bedeckte vielmehr ein Monument aus weißem Marmor. Rund herum lief eine hohe Mauer mit einer Thür, zu der Frau von Stael allein den Schlüssel hatte. Nur ihre Kinder durften sie hieher begleiten. Umsonst bat Bonstetten, mit dem sie sehr vertraut war, um die Erlaubniß einmal in das Heiligthum tre-

ten zu dürfen. Immer schlug sie es ihm ab. Dadurch wurde seine Neugier immer mehr gesteigert, er beschloß daher alles zu versuchen, um heimlich da einzudringen. Er schlich sich also einst in den Gemüsegarten und bemächtigte sich dort einer Leiter, die er selbst bis zu der Mauer schleppte. Er legt sie an und steigt hinauf. Oben will er sie nach sich ziehen, um auf der andern Seite hinab und wieder hinauf zu steigen. Die Leiter wird ihm aber zu schwer, er hat nicht Kräfte genug sie nachzuziehen, und in Gefahr von der Mauer zu stürzen, läßt er sie los und sie fällt zur Erde. Nun war guter Rath theuer. Alles Rufen hätte ihm nichts geholfen, denn weit von dem Eingang stand das Schloß und überdieß hätten ihn die Leute bey Frau von Stael verrathen, und diese wäre wohl nicht gleichgültig über die Indiscretion des Hausfreundes gewesen. Zu seinem größten Leidwesen hört er eben die Glocke zum Mittagsmahl läuten, wobey er gewöhnlich sehr pünctlich war. Große Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn, denn die ziemlich hohe Mauer war oben schmal. An's Herabspringen schien er um so weniger zu denken, da Bonstetten nicht mehr jung und dabey sehr wohlbeleibt war. Ein neues Läuten der Glocke schien ihm zu gelten, und zerschnitt sein Herz. So mußte er zwey Stunden lang auf der harten Mauer hängen. Endlich kam August Stael, den Bonstetten's fortgesetztes Ausbleiben unruhig gemacht, und der ihn daher überall gesucht hatte. Man verschwieg Frau von Stael den wahren Hergang der Sache und eine Unpäßlichkeit wurde vorgewendet.

Schmetterling und Rose.

Ein Schmetterling zum Garten flog,
Er nippt' an Blumen klein und groß,
Den Perlenthau er lüftern sog
Aus jedem bunten Blütenschloß.

Die Tulpen, Nelken, Veilchen grüßt
Der lose Schelm, schwebt her und hin,
Die Blumen all' er kändelnd küßt,
Doch keiner treu in Liebesinn.

Da oben öffnet sanft und mild
Die Rose sich in Purpurpracht,
Aus ihrem Götterkelche quillt
Der Minne süße Zaubermacht.

Die Blumenkönigin erschiet
Der Schmetterling und schwebt herbey
Der nie in Liebestreu' erglüht,
Ihr nahet er in zarter Scheu.

„Ich liebe, holde Rose, dich!“
Als ihm der leise Gruß entbebt,
Da färbt ihr Purpur höher sich,
In Sehnen sich ihr Busen hebt.

Die Küsse, liebewarm und kühn,
Sie duldet und erwidert sie;
Die Stunden und die Tage fliehn,
Der Glückliche verläßt sie nie.

Er küßte sie so lieb und zart,
Er nippt' und nippt' und ließ nicht ab,
Bis ihm dem kleinen Schmelzer ward
Der Rosentelch zum Wonnegrab.

Pesth, am 30. Juny 1828.

(S h l u ß.)

Die Redaction des Journals 'Tudományos Gyűtemény' ist nicht mehr in den Händen ihres bisherigen Führers, des allgemein accreditirten Hrn. Fiskals v. Thaisz. Jetzt, wo noch der von voriger Redaction gesammelte Vorrath von Materialien benützt wird, läßt sich darüber nicht viel Entscheidendes sagen — und hoffentlich wird auch Hr. v. Thaisz seinen Pflegling nicht ganz verlassen. So gedeihlich und reichhaltig die Ofener und Pesther politische deutsche Zeitung sammt den ihr aggregirten „Gemeinnützigen Nachrichten“ auf ihren Furchen fortackert, so empfindlich mußte für die politische magyarische Zeitung der schnelle Tod ihres Redacteurs, des verdienstvollen *) Hrn. v. Kultsar seyn, — indessen sie wird fortgesetzt, ohne daß man von einem Übergang der Redaction in andere Hände etwas Bestimmtes vernommen hätte.

Solid und hoffnungreich ist wohl die Errichtung des hiesigen Kaufhauses, wozu am 4. d. M. von des Erzherzogs Palatinus k. H. unter gebührenden Feierlichkeiten der Grundstein gelegt wurde, und welches — icht von Außen ganz zu Stande gebracht — dem Donaustrande zur schönsten Zierde, so wie dem Unternehmer und Baumeister (Hrn. Hild) zur Ehre gereicht. Ich habe schon in meinem letzten Briefe (siehe W. Z. vom Jänner) darüber mich geäußert, und bemerke hier noch, daß es ganz Eigenthum des hiesigen Handelsstandes ist und bleiben wird, welcher es auf 567 bloß an seine Mitglieder abzulassende Actien à 200 fl. C. M. berechnet, und bereits durch 128 Individuen aus seiner Mitte 344 Actien übernommen hat. Wenn der innere Ausbau und Schmuck dem Außern entsprechen wird, woran wohl Niemand zweifelt, so wird dieses Gebäude für das schönste in Pesth gelten müssen — und — was die Benützung des großen Locals anbelangt, so mögen wohl verschiedene Pläne existiren, und unter andern der, die großen Magazin-Gewölbe zu einer Credit-Anstalt auf Waaren, namentlich auf Landesproducte, zu verwenden, welches freylich den für die Producenten so schädlichen Nothverkäufen Steuern und auch für die Actionäre rentiren würde. Es wäre auch gut, wenn einmal auf hiesigem Plage eine Actien-Unternehmung gelänge, damit der gemeinnützige Eifer der Vermögenden und Industriösen nicht erstickt werde, weil seit einigen Jahren mehrere Entreprisen dieser Art der besten Auspicien ungeachtet mit großem Verlust ausgegangen sind.

Dahin möchte man wohl auch leider! die neue, von der Kerepeser Linie bis in den Steinbruch angelegte Eisenbahn rechnen, welche nach Beschluß der General-Versammlung der Actionäre schon wieder abgekrochen, und Holz und Eisen verkauft wird; allein sie war nur zur Probe aufgestellt, und leistete auch in Rücksicht der Leichtigkeit des Transports das Versprochene übertoll, aber freylich sicherte der Ertrag dieser kurzen Strecke die Erhaltungskosten um so weniger, als die Pfeiler und Unterlagen der Gleise aus weichem Holze bestanden, welches allen Vorkehrungen ungeachtet, weder der Sonnenhitze von oben, noch der Nässe von unten gehörigen Troß bot. Man kann diese Sache nicht sowohl für aufgehoben, als für bis dahin aufgeschoben ansehen, wie sich alle Umstände vereinigen, die wichtige Erfindung auch hiesigen Orts nuzanwendbar zu machen.

Offenbarer und sicherer dürfte der Nutzen einer öffentlichen und privaten Ohl-Gas-Beleuchtungsanstalt auf Actien seyn, wozu vor kurzem der Mechanicus Kästner durch einen gedruckten und ausführlichen Plan das hiesige Publicum aufgefordert hat. Schon vor einigen Jahren machte ein Agent der Londoner National-Beleuchtungsanstalt desfallsige Anträge an die Communen zu Pesth und Ofen, und schlug die jährlichen

*) Er hatte die Ehre, zum Mitglied der oberwähnten Regnicolar-Deputation über Errichtung einer ungarischen Academie erlesen zu werden.

Kosten für täglich zu liefernde 6000 Quadrat-Schuh Gas auf ungefähr 180,000 fl. W. W. an, so daß etwa der Qdr. Schuh in der Röhrenleitung gegen $4\frac{3}{8}$ fr. W. W. zu stehen kam. Hr. Kästner dagegen verlangt für eine tägliche Lieferung von 6000 Qdr. Schuh Öhlgas nur 20,000 fl. C. M. Actien-Capital, und will den Qdr. Schuh Öhlgas in der Röhrenleitung für 2 fr. W. W., und den Qdr. Schuh des comprimierten tragbaren Gases für 4 fr. W. W. liefern. Es ist zu hoffen, daß der industriöse Mann, welcher schon seit einigen Jahren in der privaten Gasbeleuchtungsanstalt des Großhändlers Hrn. Friedrich Kappel alhier seine Solidität bewährt hat, seine Worte nicht umsonst geredet habe, und daß vielleicht über kurz oder lang alle so gewöhnlichen und doch fast nicht zu erledigenden Bemängelungen der Straßenbeleuchtung werden erledigt seyn.

Doch ich lasse diesen dämmernden Lichtpunct, und wende mich zu einer helleren Parthie des öffentlichen Lebens in diesen Tagen, — nicht etwa zum Verkehr des Medardi-Markts; — denn dieser war in aller Hinsicht flau und für manche Interessenten trübe, weil das im Orient aufgestiegene Gewitter einigen Schatten warf, — sondern zu den öffentlichen Wettrennen, welche, den geschehenen Vorherbestimmungen zufolge, während der Marktzeit siebenmal auf dem vorjährigen Stadium Statt fanden, und den Hoffnungen entsprechen, welche man sich gemacht hatte. Freylich bewährte sich auch diesmal in der Concurrenz der Vorzug der Kenner von englischer Rasse, und wenn man erwägt, mit welcher studierten Sorgfalt dergleichen Wettrenner zum Kampfe vorbereitet werden, und wie sehr schon die Natur solche begünstigt, so kann man indeß schon mit den Proben von Geschwindigkeit zufrieden seyn, welche die Pferde rein ungarischer Zucht abgelegt haben, und die Zufriedenheit würde sich steigern, wenn man den Wettlauf in der Dauer ausdehnen wollte. Übrigens an centaurischer Energie und Gewandtheit gibt wohl der ungarische Eskos dem brittischen Jockey nichts nach, und die Gönner und Richter des Spiels haben nichts unterlassen, um den löblichsten Zweck der Sache, — Aneiferung zur Veredlung der vaterländischen Pferdezucht — durch Wort und That zu befördern, haben sich jedoch dabey auch gebühlich und ritterlich ergötzt. Auch diesmal hielt man es nicht für behufsig, dem Volksfeste durch Aufstellung eines Feldmusik-Chors einen munteren Charakter zu geben, und von einer Leidenschaft aller Stände für dieses öffentliche Vergnügen, wie sie in England Statt findet, war unter der zuschauenden Menge so wenig eine Spur zu finden, als von der dort herrschenden Hazard-Spiellust. Wer möchte auch das letztere wünschen! — Die Sache soll und wird ihre guten Früchte bringen, — das ist Absicht und Wunsch ihrer achtungswerthen Förderer, welche auch hier bekunden, daß sie immer bereit sind, für patriotische Zwecke Opfer zu bringen. Die Frequenz der Zuschauer bey allen sieben Rennen war ansehnlich, aber nicht gleich, und auch nicht der Bevölkerung der beyden nahen Centralen und der Menge der anwesenden Fremden ganz entsprechend, — allein — auf die Zahl der Spectatoren kommt ja nichts Wesentliches an, und die Mehrzahl der Spectakel und deren den Marktgeschäftsleuten aller Classen nicht ganz gelegene Zeit, vielleicht auch der Mangel an nahen Erholungsorten mochten wohl dazu beygetragen haben, den Zudrang zu mindern. Seyn wir zufrieden, daß die Sache im vorschreitenden Gang ist, und wünschen wir, daß sie darin bleibe.

Schließlich melde ich, daß uns der ins Ausland entführte Hr. Babnigg in diesen Tagen bey einer hieher in Familiengeschäften unternommenen Reise zu verschiedenen Malen mit seinem Talent erfreut hat. Man hat ihn herzlich aufgenommen, und wenn ihn auch seine schönen Verhältnisse in Dresden dort noch lange festhalten werden, so wird er doch dankbar des Landes und der Stadt sich erinnern, wo seine Kunstfertigkeit zur Reise und Anerkennung gelangte.

Principia Philocaliae seu Doctrinae Pulcri, ad Scientiae formam exigere conatus est Ludovicus Schedius, AA. LL. et Philosophiae Doctor, in regia literarum universitate ungarica Philocaliae et Philologiae Professor p. o. etc. etc. Pesthini, impensis Car. Adolph. Hartleben MDCCCXXXVIII.)

Es überschreitet die Sphäre dieser Zeitschrift, eine Anzeige dieses in lateinischer Sprache abgefaßten Werkes mit kritischen Anmerkungen zu begleiten, wohl aber sagt es deren ästhetischem Zweck um so mehr zu, auf diese eben erschienene Schrift aufmerksam zu machen, als wir eine Bearbeitung derselben in deutscher Sprache vom Hrn. Verfasser selbst zu hoffen haben. Dieses Werk ist die Frucht langjährigen und Berufs wegen getriebenen Studiums, und zeigt im Titel schon, daß der Autor sich bescheidet, damit einen Versuch zu machen, ob er der Ästhetik gegen die philosophischen Freybeuter und Naturalisten den Charakter einer Wissenschaft sichern könne. Er hat die lateinische Sprache gewählt, um allem Volke der Gelehrten-Republik pro rostris verständlich zu reden, und wohl auch deswegen, weil Kürze und Energie des Ausdrucks durch Latiums Zunge am füglichsten erreicht, und danachst bey solcher die durch Anführung der Synonyme und Beyspiele aus ältern und neuern Sprachen und Schriftstellern bezweckten Erläuterungen am deutlichsten bewirkt werden. So ist denn auch das Buch nur zur Stärke von 184 Octav-Seiten angewachsen, allein Qualität und Behandlung der Gegenstände werden die aufmerksamen und competenten Leser oft lange aufhalten, und die neuen Grundprincipien des Hrn. Verfassers werden sie oft nöthigen, sich in den Fächern ihres Wissens umzusehen, ob sie überall gehörigen Vorrath haben, — ja sie oft zwingen, sich mit dem Autor vorerst darüber zu verständigen, was von dem und jenem ältern und neuern System annoch als haltbar anzuerkennen sey. Doch werden sie ihm gern nachfolgen, wenn er sie durch Nebel und Zweifel der Theorie und Praxis auf absolute Schönheit und reine Menschennatur als auf die Grundlagen seines Systems führt, wenn er den Reiz der Sinne von den Freuden des Geistes scheidet, und dies alles durch Anwendung auf Künste und Wissenschaften zu klarer Anschauung erhebt, und aller Orten die neue Bahn zeigt, welche er durch eine Masse von Vorurtheilen und Irrthümern zu brechen sich rühmlichst bemühet hat. Styl und Inhalt der Schrift, wie auch deren gewählte Latinität bedingen einen classisch gebildeten und denkenden Leser zu würdiger Würdigung, und lassen voraussehen, daß nicht auf der Stelle eine triftige Recension derselben in öffentlichen Blättern erscheinen werde, — denn wer da ein Urtheil fällen will, der muß vorerst mit sich selbst über viele Dinge im Klaren seyn, bey welchen die Mehrzahl der Literatoren und Kritiker — wie man sagt — mit der Stange im Nebel herum wandeln, — und muß seine kritischen Reden zu verantworten wissen.

Zur Empfehlung des Werks dient es gewiß, daß es des Erzherzogs Palatinus F. J. gewidmet ist; — einem Prinzen, welcher in allen durch ihn hervorgerufenen und geleiteten ästhetischen Schöpfungen bewährt hat, daß der Sinn für das Wahre — Gute — Schöne — Ihm in reicher Masse zu Theil geworden sey.

Die typographische Ausstattung und Correctheit läßt nichts zu wünschen übrig, als daß das durch diese Schrift aufgesteckte Licht bald von Kennern beachtet — und da es bisher auf einem der östlichsten Punkte europäischer Literatur unter dem Scheffel eines Hörsaals verborgen gewesen, bald als Leuchte vor den abendländischen Leuten aufgestellt werde.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Dinſtag, den 2. September 1828.

106

Von dieſen Blättern erſcheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zuſammen viertels, um 6 fl., halb. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halb. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. E. M. bey N. Strauß in der Dorotheergaſſe No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Poſtkämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben ſind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird dieſe Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland verſendet.

Alte Lieb' wird wieder neu, und gingen tauſend Jahr vorbei.

Novelle nach dem Spaniſchen des Juan Perez de Montalvan.

Von Andreas Schumacher.

In dem freundlichen Städtchen Ciudad Real *), das ſich mit ſeinen grauen alterthümlichen Thürmen in Mitte der geſegneten Provinz Caſtilien erhebt, — ſeine heitere Stille wird keiner vergeſſen, der es je beſuchte, — in dieſem Städtchen lebte ein Mann von altadeliger Geburt mit ſeiner kleinen Familie, theils um von den Laſten des Geſchäftslebens auszuruhen, theils um deſto ungeſtörter die beglückende Sorge, die er für die Erziehung einer geliebten Tochter nahm, mit ſeiner Gemahlinn zu theilen. Gerne wollte er, ſich mit dem beſcheidenen Beſitzthum ſeiner Väter begnügend, den Vortheilen, die ihm der Aufenthalt am königlichen Hofe bieten konnte, entſagen, um Liſarda ganz nach ſeinem Sinne zu heiterer Unſchuld und einem ſchönen inneren Leben zu erziehen. So erblühte die Tochter am väterlichen Herzen, recht zur Luſt und Freude Aller, die ſie ſahen, wie eine himmlische Blume. Auch ward ihre Schönheit weit berühmt in Caſtilien, ſo daß viele vornehme und reiche junge Edelleute ſie zu ſehen kamen, und obwohl ſie erſt ſechzehn Jahre zählte, ſich bey ihrem Vater um ihre Hand bewarben. Doch ſie zeigte ſo wenig Neigung ihren Wünſchen Gehör zu geben, daß ſie vielmehr jeden ihrer Anträge mit Unwillen zurückwies, und von nun an wo möglich noch ſtrenger und eingezogener lebte.

Indeſſen merkte ſich Liſarda doch an, daß ſie einen Jüngling, wenigſtens auf eine gewiſſe Art, vor allen Andern auszeichnen müſſe. Sie hatte ihn einige Male im Hauſe einer Verwandten geſehen, wohin ſie mit ihren Ältern geladen war. Aber ſeine Geburt, ſeine Tapferkeit, Glücksgüter, und ein tadelloſer

*) Alſonſo III. gründete dieſe Stadt im Jahre 1272 unfern den Ruinen von Marcos, eine Meile von dem Fluſſe Guadiana in einer glücklichen, fruchtbaren Ebene unter dem Namen Villareal, den König Johann II. von Caſtilien in den gegenwärtigen verwandelte. An der Grenzscheide Andalusiens gelegen, diente ſie den Caſtiliern nicht bloß als Schutzmauer, ſondern auch als Waffenplatz bey Ausfällen in das Gebiet der Mauren, ihrer Feinde.

Ann. des Überſ.

Ruf machten ihn auch der allgemeinsten Achtung werth. Sie hatte wohl bemerkt, wie oft seine entzückten Blicke auf ihr ruhten, aber da sie erst spät wagten, den ihren zu begegnen, so schienen sie ja nichts mehr als ihrer Schönheit zu huldigen. Er war einige Male unter ihrem Fenster erschienen; aber konnte sie über das zürnen, was ohne Absicht geschah, und folglich nichts bedeutete? Daß sie seine Gesellschaft, wenn es schicklich war, vorzog, schien ihr deswegen natürlich, weil in seinen Worten eine gewisse Wahrheit des Gefühles lag, die sie bey Andern vermiste. — Daß dieß Liebe sey, wußte Lisarda nicht. Hätte sie ihr Herz errathen können, gewiß hätte sie jener edle Stolz, der jeder unschuldvollen Seele eigen ist, bewogen, seinen Anblick zu fliehen und sich vor einem Gefühle zu bewahren, das, wie die alten Lieder sagen, die Seele so ganz bezwingt, daß sie nicht mehr durch sich selbst lebt, sondern nur durch die geliebte Seele. Aber der Mensch versteht sich ja niemals weniger als in seiner Liebe! Was wollt' er auch an sich erkennen? Du bist ich, ist seine höchste, seligste Erkenntniß. —

Aber einst geschah es, daß bey Gelegenheit eines großen Festes ein Stiergefecht alle Einwohner von Ciudad Real herbeylockte. In dem reichen Kranze von Schönheit, den dieses Schauspiel versammelte, befand sich auch Lisarda. Vergebens irrten ihre Blicke umher, sie suchten einen Gegenstand, den sie sonst niemals verfehlten; heute aber schien Riccardo nicht zugegen. Darum bemerzte sich auch Lisarda's eine solche Unruhe und Unzufriedenheit, daß sie auf die Kämpfer wenig achtete, und die schönen Augen zu Boden senkend nichts gewahrte, was um sie vorging. Ein allgemeines Angstgeschrey schreckte sie plötzlich empor. Man hatte einen Stier hereingeführt, der mit solcher Kraft und Wildheit gegen die Kämpfer losfuhr, daß er diese in nicht geringe Bestürzung versetzte. Nicht er war der Angegriffene, sondern seine Feinde flohen vor ihm her. Mit wüthendem Gebrüll, das in den fernen Bergon nachklang, drehte er sich auf dem Kampfplatz umher, mit gesenkten Waffen auf ein Opfer seiner Rache lauernd, und nur die dichten Sand- und Staubwolken, die er selbst in seinem Grimm erregte, konnten seine Verfolger beschützen. Aber jetzt erschaute er einen der Kämpfer, der ihm mit lebensgefährlicher Kühnheit genahet war. Wüthend stürzte er auf diesen los, und so geschickt der geübte Kämpfer auch auszuweichen wußte, so sah er sich doch mit einem Male gegen die Wand gedrängt. Das versammelte Volk erhob ein lautes Geschrey, denn alles hielt ihn für verloren. Keiner von den Kämpfern wagte sich hinzu, um ihm beizustehn. In diesem Augenblicke stürzte eine schlanke Jünglingsgestalt in die Schranken. Es war Riccardo. Lautes Freudengeschrey begrüßte ihn. Das Thier stuzte, umschauend, nach dem neuen Feinde. Sein lautes und schreckliches Gebrüll drang in die Wolken. Mit verdoppelter Wuth stürzte es gegen Riccardo, und schon sollten die gesenkten Waffen ihn in die Lüfte schleudern, als dieser mit einem Hiebe in den Nacken des wüthenden Thieres es zu Boden streckte. —

War die Freude des Volkes bey seinem Erscheinen groß, so war sie jetzt noch größer. Preis und Ruhm von allen Lippen, lauter Jubel tönte ihm aus den Lüften entgegen. Doch Lisarda, die ihn mit Beben erkannt, die mit steigender Angst gesehen, wie er sich der Gefahr in die Arme warf, stürzte, als sie ihn dem Tode so nahe erblickte, ohnmächtig zu Boden.

Sie ward schnell in das Haus ihres Vaters, aber nur mit Mühe zu sich

selbst gebracht. Aber jetzt wußte sie, was in ihr vorging, jetzt wußte sie, wohin all' die unruhvollen Träume, all' das sprachlose Verlangen ihrer Seele gestrebt, weil doch nur allmächtige Liebe solchen Zauber üben mag. Jetzt schrieb sie Riccardo, wie sie das Vorgefallene ergriffen, wie sie es sicher nimmer ertragen würde, müßte sie je wieder einem solchen Schauspieler beywohnen. „Diese Tapferkeit,“ klagte sie, „grenzt an Wildheit; ich kann in meinem Leben nie wieder ruhig seyn, wenn Ihr mir nicht heilig angelobt, das Eure auf keine ähnliche Art zu wagen.“ —

Riccardo wußte nicht wie ihm geschah, als er das Schreiben der Geliebten durchlas; die Überschwenglichkeit seines Entzückens fand in seinem Herzen nimmer Raum. — Seine Antwort lautete so:

„Hohe Gebieterinn! Was ich that, geschah, Euch zu verbinden. Nun ich weiß, daß ich eben dadurch Eure Mißbilligung verdient, sey es gelobt mit heil'gem Schwur, daß ich, wie in Allem, auch in diesem Eurem Willen gehorchen werde. Dadurch hoff' ich Eure Vergebung — und dann wohl mir, dem es vergönnt war, wenigstens einen Augenblick Blut und Leben um sein höchstes Gut einzusetzen!“

Als der Abend von den Bergen herabkam, harrte Lisarda hinter den grünen Gittern ihres Fensters, jeden Wanderer belauschend, der vorüberging, bis er erschien, den ihre Sehnsucht erwartete. Allnächtlich sahen sich die Liebenden so, und Riccardo vergaß nie seine Sterne zu fragen: „Seyd Ihr mir auch noch hold?“ Und die Sterne sprachen immer: „Wir wollen dir immer gütig seyn, und dir immer erscheinen, so lange du nicht vergißt zu uns herauf zu blicken.“

So entschwanden den Liebenden Monden im ungestörtesten Glücke. Riccardo hielt durch seine Verwandten um Lisarda's Hand an, und der Vater zeigte sich der Verbindung nicht abgeneigt. Zwar wollte er anfangs einen gewissen Don Fadrique begünstigen, einen jungen Edelmann, den ihm die langbewährte Freundschaft seiner Familie und seine persönlichen Eigenschaften empfahlen, und den eine so unwiderstehliche Leidenschaft für Lisarda erfaßt, daß ihr Feuer seine Seele zu verzehren schien. Aber Lisarda's Herz sprach zu laut und bestimmt, als daß der Vater, der Nichts im Auge hatte, als sein Kind glücklich zu wissen, sich nicht bald für Riccardo entschieden hätte. So nahe stand Riccardo seinem Glück, als sich der Stand der Dinge plötzlich änderte.

Lisarda ward Braut, das Haus, in dem sie wohnte, ward festlich ausgeschmückt, die Glocken klangen und die Gemeinde stand, des Brautpaares harrend, in der glänzend erleuchteten Kirche, aber Riccardo war eingeschifft im Hafen von Barcelona, und seine Blicke irrten wild auf dem weiten Spiegel der See hin und suchten Neapels Küsten.

Lisarda sah, wie bereits gesagt worden, den Geliebten täglich. Mit froher Ungeduld harrte sie auch heute seiner Ankunft. Doch umsonst. — Staunen, Verwirrung, Angst, peinigende Zweifel ergriffen sie, als Stunde an Stunde verrann, ohne daß Riccardo erschienen wäre; doch harrte sie bis Mitternacht. Aber jetzt fühlte sie, daß sie diese Ungewissheit nicht länger zu tragen vermöge. Zu furchtbare Gedanken, Gefühle, die ihr noch alle fremd waren, bestürmten mit einem Male ihre Brust. Sie nahm den Schleyer, und verließ unbemerkt das väterliche Haus. Unaufhaltsam flog sie die dunkeln Straßen hinab, und verschwand bald hinter einem alten Klostergebäude, obwohl der schwarze, stern-

lose Himmel, den schwere Wetterwolken verhängten, diese Eile wenig begünstigte. —

Es mochte ungefähr ein Jahr her seyn, daß Riccardo bey einem glänzenden Vermählungsfeste mit einer Dame, Namens Laura, Bekanntschaft gemacht hatte. Sie war jung, schön und von einnehmenden, aber man kann nicht sagen von den strengsten Sitten. Bald gewann er Zutritt, und als Laura vor den Nachstellungen des Corregidors nirgends mehr Sicherheit fand, bot er ihr sein eigenes Haus an. Die Vorsicht, die er schon früher bey seinen Besuchen angewandt, und an der er es auch bey diesem Schritte nicht ermangeln ließ, stellte ihn vor jedem Verdachte sicher. Auch hatte Laura eine einzige alte Dienerinn mit sich genommen, welche sie von Jugend an erzogen; — nie, selbst bey Nacht nicht, verließ sie das Haus, und so geschah es, daß sie lange Zeit unentdeckt blieb.

Indessen konnte Riccardo bey dieser Art Umganges nicht lange zufrieden bleiben. Seit er Lisarda gesehen, hatte sein Herz die Gewalt eines unbekanntes Gottes ergriffen, und wenn ihn auch zuweilen Laura noch dahinriß, so bereute er doch schon die nächste Stunde wieder, sich jemals in so schlimme Verhältnisse eingelassen zu haben. Vielmehr gerieth er darüber in eine Schwermuth, die Laura's Künste bald nimmer zu bannen vermochten. Ja er kam endlich zu der Überzeugung, daß sie fort müsse, weit von ihm, — waren ihm gleich die Mittel dazu noch völlig unbekannt. — Doch was der Mensch mit allem Nachsinnen nicht vermag, das vollbringt wohl oft der Zufall, ob es ihm nun zu Freude oder Gram gedeihe.

Auch in ihrer Abgeschiedenheit war Laura einiges von dem Verhältniß zu Ohren gekommen, in dem Riccardo zu Lisarda stand. Sie faßte daher den Entschluß, ihren Aufenthalt insgeheim zu verlassen, um Gewißheit einzuziehen. Mehrere Nächte bewachte sie Lisarda's Haus; um aber weniger Aufsehen zu erregen, und ihrem Vorhaben desto ungestörter nachgehen zu können, warf sie sich in Männerkleider; und so geschah es einst, daß sie auf der Straße Streit bekam, und gezwungen wurde den Degen zu ziehn, wobey sie wahrscheinlich schlecht weglam, eilten nicht auf den entstandenen Lärm mehrere Gerichtsdiener herbey, bey deren Annäherung ihr Gegner die Flucht ergriff. Laura folgte seinem Beyspiel, als sie aber an ihre Hausthüre kam, bemerkte sie zu ihrer großen Bestürzung, daß sie den Schlüssel verloren habe. Die alte Dienerinn schlief bereits fest, und es verging eine gute Weile, bis sie Laura durch lautes Pochen und Rufen wecken konnte. Schlaftrunken kam sie endlich an's Fenster, und nicht eher wieder zur Besinnung, als bis ihr Laura alles ins Gedächtniß rief, wie sie, Laura ihre Gebieterinn, sich nur verkleidet habe, um ungestört die Straßen der Stadt zu durchziehn, und mit ihr, ihrer alten treuen Dienerinn und einstmaligen Pflegemutter, dieses Haus bewohne, das ihnen Riccardo angewiesen. Sie habe nun den Schlüssel zur Hausthüre verloren, und somit möge sie herabkommen und aufschließen, denn die Gerichtsdiener verfolgten sie durch die Straßen der Stadt. Jetzt erst schlug die Alte Licht und öffnete.

Der ganze Auftritt aber war nicht unbemerkt geblieben. Die Gerichtsdiener, welche anfangs die Spur der Flüchtigen verloren hatten, hörten, durch das wiederholte Pochen und Rufen in dieser Straße herbeygelockt, ungesehen Alles, was vorging.

Den nächsten Tag wurde Riccardo zum Corregidor gerufen, was weder ihm noch Laura auffiel, da dieser, seines verstorbenen Vaters leiblicher Bruder, ihn oft zu sich lud. Hier bekam er, nebst der Nachricht von dem, was sich die letzte Nacht ereignet, einen strengen Verweis und den Befehl, vor allem gegen Laura zu schweigen, und zweytens, diesen Tag unter keiner Bedingung sein Haus zu verlassen, das die Diener der Gerechtigkeit bewachten.

Dies war der Tag, an welchem Riccardo nicht, wie er gewohnt war, die Geliebte sehen konnte. Die Zweifel und Besorgnisse, die er in seinem Busen wälzte, machten ihm jede Stunde zur Ewigkeit. — Auch Laura konnte bey diesem Zustande Riccardo's nicht ruhig seyn. Vergebens bot sie alle Künste auf um zu ergründen, was in ihrem Geliebten vorging, denn dieser duldete ihre Liebkosungen nur, um sie nicht zu kränken. Je mehr sich aber Laura verschmäh't sah, desto dringender wurde sie.

In diesem Augenblicke, — denn das Haus stand in Erwartung des Corregidors offen — ging die Thüre auf: aber nicht dieser war's, der hereintrat, noch einer seiner Diener, sondern eine hohe schlanke Frauengestalt, den Blicken Beyder unkenntlich, da die Unbekannte in undurchdringliche Schleyer gehüllt war.

Sie rief: „Riccardo!“ Er erhob sich; aber seine Knie wankten, und er fühlte sich unvermögend, einen Schritt weiter vorwärts zu thun. Diese Stimme, so sanft sie war, schlug ihn wie Gottes Donner nieder.

Lisarda schlug den Schleyer zurück. „Wohl mir,“ sprach sie, „daß ich Euch kenne, da es noch Zeit genug ist. — Besorgt nicht, daß ich Euch mit Vorwürfen beschweren werde. Dieser Dame scheint Ihr mehr schuldig zu seyn als mir; seht zu, wie Ihr wenigstens i hr Cure Versprechen erfüllt.“

Sie verschwand; und noch ehe sich Riccardo von diesem Schlage erholen konnte, hielt die Kutsche des Corregidors vor dem Hause an. Er trat mit seinen Gerichtsdienern ein, zugleich Riccardo ersuchend, ihn mit der zurückgebliebenen Dame allein zu lassen. Verzweiflung in den Blicken starrte Riccardo den Richter an. — „Zu spät, zu spät!“ jammerte er, und stürzte hinaus ins Freye. Zwey Gerichtsdienere setzten sich mit Laura in den Wagen, den Riccardo noch zuschlagen und über das Steinpflaster der Stadt fortrollen hörte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die erste Nacht im Grabe.

Heute bin ich gezogen
In das einsame Haus,
Hab' es reiflich erwogen,
Rehre nie mehr hinaus.

Und so enge die Räume,
Und die Zelle so schwül,
Und so stille die Träume
Nach des Tages Gewühl.

Da oben, da schimmert's im Mondenschein,
Da blinkt es gar freundlich und helle,
Es klingen die Lüfte von Melodei'n,
Es bricht sich die säuselnde Welle.

Doch unten, tief unter des Hügel's Grün,
Da dämmert kein Schimmer hereine,
Und ob auch Gesänge die Lüfte durchziehn,
Taub bleib's im verschlossenen Schreine.

Es sprossen die Blumen wohl über mir,
Wohl über mir wehen die Winde,
Kein Blümchen gedeihet im dunklen Revier,
Es wehet kein Lüftchen gelinde.

Aus der düstern Klause
Zieh' ich nimmermehr fort,
Wo ich Einsamer hause
Hier am kühlg'n Ort.

Carl Eduard Bauernschuid.

Correspondenz-Nachrichten.

Cöln am Rhein, den 2. July 1828.

Unter den Erscheinungen, die in so weiter Ferne das kunstsinrige Wien näher interessiren möchten, darf man das niederrheinische Musikfest ohne Zweifel obenan stellen, und einige Nachrichten möchten um so weniger unwillkommen seyn, da in der Kaiserstadt die Musik so viele und so warme Verehrer hat.

Die Städte Düsseldorf, Elberfeld und Cöln sind schon seit mehr als einem Jahrzehend in einen künstlerischen Verband getreten, welchem seit vorigem Jahr auch Aachen sich angeschlossen, und jedes Jahr an den ersten zwey Pfingsttagen versammeln sich die Kunstfreunde der verbündeten Städte abwechselnd in der einen oder andern Stadt, um entweder anerkannte Meisterwerke oder neue Werke, wenn sie die strenge Probe bestanden haben, mit gemeinsamen Kräften aufzuführen.

Dieses Jahr war die Reihe an Cöln, und bey den Vorübungen, die schon seit Ostern unter der Leitung unsers wackern Capellmeisters Leibl begonnen hatten, durfte man sich etwas Vollendetes versprechen. Auch ließ es die Direction, durch langjähriges Wirken erprobt, an Nichts fehlen, um den Glanz des Festes zu erhöhen. Der Saal Gürzenich, merkwürdig durch frühere Reichstage der Kaiser, jetzt Carnevalsaal, und dem Apollosaale in Wien nicht nachstehend, war auf das sinnreichste mit Kränzen, Blumen und den Namen heimgegangener Tonkünstler verziert, und von Elve, Münster, Bielefeld, dem Rheingau, Holland und Belgien strömten die tüchtigsten Künstler auf jedem Instrumente zusammen.

Die Zahl der Mitwirkenden belief sich auf 500, und wenn an und für sich schon eine große Tonmasse etwas Ergreifendes hat, so wurde bey bedeutenden Künstlern und in dem für die Musik gleichsam erbauten Saale die Wirkung so gesteigert, daß Referent behaupten kann, nie etwas Ähnliches, selbst in den größten deutschen Hauptstädten, gehört zu haben.

Am ersten Pfingsttage wurde „Jephtha,“ ein Oratorium von Bernhard Klein gegeben; ein höchst erfreuliches Werk in dieser Zeit; denn man sieht daraus, daß der ächte ernste Geist der Musik noch nicht gestorben. Wenn Einige diesen Geist strenger Kraft und ernster Anmuth Hände'sch nennen, so mag das hingehen; wenn man aber dabey an Nachahmung denkt, so wäre das sehr thöricht, denn was Händel'sche Arien sind, weiß, wer sie kennt, und daß die Fuge, der Choral und der strengere Styl überhaupt, wie alles Einfache und Schöne, sich gleichen, kann nur so oberflächliche Urtheile begründen, obgleich Hr. Klein sich solcher wenig zu schämen hat; denn der mit einem Riesen Vergleichene muß mit ihm Ähnlichkeit haben. Referent wagt es auch, nach dieser einen Leistung den Meister unter die hohen Kunstgenien zu setzen, und zwei-

fest nicht, daß, würde das Werk gedruckt vorliegen, die Künstlerwelt diese ehrenvolle Anerkennung nicht übertrieben finden dürfte. Kräftig durchaus, und edel gehalten, großartig in den Chören, lieblich und rührend in einzelnen Stellen, wo es der Geist forderte, vollendet bis ins Einzelne, erregte das Werk in den Zuhörern die Begeisterung, mit der es geschrieben ist, und Laien wie Kenner zollten dem Componisten ihren unbedingten Beyfall. Überhaupt ist das Oratorium Jephtha eigener Art, in drey dramatischen und dramatisch gesteigerten Abtheilungen, und dadurch unterscheidet es sich schon wesentlich von vielen ähnlichen Erzeugnissen, bey denen man oft nicht weiß, warum der Anfang nicht das Ende ist, oder umgekehrt.

Daß der Componist selbst aus der einfachen aber hohen Bibelsprache der Psalmen und des Hiob den Text sich zurecht gemacht, sieht ein scharfes Auge leicht: so wie wir denn auch die Declamation im Jephtha für vollendet halten, eine Tugend, von der keine Rede seyn dürfte, wenn nicht das Gegentheil so oft gefunden würde.

Es würde, da das Werk noch nicht gedruckt vorliegt, unpassend seyn, über die meisterlich gearbeiteten Chöre und die kunstreichen Recitative uns näher zu verbreiten; so viel aber dürfen wir von den Chören im Ganzen rühmen, daß sie ungeachtet der großen Mannigfaltigkeit doch jedes Mal das ächt Charakteristische der jedesmaligen Lage ausdrücken. Natürlich ist die Klarheit, womit der Musiker seinen Stoff aufgefaßt, Schuld daran; daß aber die dramatische Form auch einen wesentlichen Antheil daran habe, wird Keiner läugnen. Uns wundert nicht, daß, was so aus tiefer Seele kam, auch wieder zur Seele ging, und des Volkes Antheil auf eine höchst ehrenvolle Weise für Hrn. Klein sich aussprach. Die Ausführung sowohl der Gesangs- als Instrumental-Parthien war durchaus vollendet, besonders da Hr. Klein, eine Woche vor dem Feste angekommen, die Direction selbst übernahm, und die letzte Hand an sein Werk legte. Kaum war der letzte Strich geschehen, als einige tausend Hände dem verehrten Meister den verdienten Beyfall zollten, und in ihrer Begeisterung nicht enden wollten; in der That ein erhebendes Schauspiel, da man sonst an dem Pfingstfeste nie an laute Beyfallsbezeugungen gewöhnt war. Möge Hr. Klein, der auch anderwärts der verdienten Anerkennung nicht entbehren wird, auf der betretenen Bahn fortwandern, und sein Genius ihn recht bald zu neuen Schöpfungen begeistern!

Wir gehen zum zweyten Pfingsttage über, an welchem gewöhnlich Vocal- und Instrumentalmusik abwechseln. Der erste Theil bestand aus Beethoven's Symphonie No. 4 in B und einem wacker gearbeiteten Psalm von Fr. Schneider (Manuscript und Festgabe). Den zweyten Theil eröffnete eine neue Ouverture von Ferdinand Ries zu Don Carlos, und da der Meister selbst anwesend war, so wurde er auch mit dem rauschendsten Beyfalle von dem versammelten Publicum der Rheinlande begrüßt, und in der That verdiente sein Werk den Ehrensold. Haydn's Herbst und Winter machten dann den Beschluß, und da Beethoven's und Haydn's Namen keinen weitem Zusatz nöthig machen, so sagen wir nur noch, daß die Execution der Werke würdig war, und nichts zu wünschen übrig ließ.

So sind die Ehrentage der Kunst auf eine schöne Weise gefeyert worden, woben dann zugleich nicht unbemerkt blieb, daß außer Schneider und Haydn, rheinische Meister das rheinische Fest durch ihre Werke verherrlicht (Beethoven ist bekanntlich aus Bonn am Rheine, Ries aus Godesberg bey Bonn, Klein aus Cöln gebürtig), und wenn auch die Kunst kein anderes Vaterland hat, als die Welt, so ist doch der Künstler als Landsmann doppelt lieb.

Pfingstdienstag war ein Ball zu Ehren der Mitwirkenden veranstaltet, Mittwoch aber ein ächtes Kunstmahl zu Ehren des Künstlerpaares, das uns durch seine Schöpfungen erfreut hatte. Unter den werthen Kunstfreunden, die bey diesem Mahle aus entfernteren Gegenden sich zusammen fanden, bemerkte man auch mit Vergnügen Hrn. Streicher aus Wien. — Möge dieser künstlerische Festverein fröhlich wachsen und fortbestehen, und der edle Wettstreit unter den rheinischen Städten, das Trefflichste zu liefern, nie aufhören, denn Keiner gewinnt dabey, als die Kunst. Nächstes Jahr soll, wie es verlautet, das Fest im freundlichen Uchen Statt finden.

Das neue Schauspielhaus und die Umschaffung der alten Festungswerke in reizende Gartenanlagen haben in der Nähe des Damnthores eine junge Stadt hervorgerufen, die an Nettigkeit und Eleganz der schönste Theil Hamburgs genannt zu werden verdient. Unmittelbar am Wall erseht eine neue Straße von großen hellfarbigen Häusern, so breit, daß drey Alleen junger Bäume dazwischen gepflanzt werden konnten, und rings um das Schauspielhaus sind alle düstern und verfallenen Gebäude eingerissen worden, an deren Stelle Hunderte von Arbeitern beschäftigt sind, geschmackvolle Bauwerke aufzuführen, welche der Lage wegen, von Miethern allen übrigen Quartieren der Stadt vorgezogen werden dürften. Wenn unser gutes Hamburg nun, nachdem es aufgehört hat, Festung zu seyn, auch die Thorsperre abschaffen möchte! Die Einrichtung, nach Mitternacht alle innerhalb des Weichbildes sich Befindenden einzuschließen, so daß nur ein außerordentlicher Fall mit großen Schwierigkeiten Ein- oder Ausgang zu Wege bringen kann, mag zu andern Zeiten sehr heilsam gewesen seyn, jetzt erscheint sie demjenigen, welcher an den freyen Verkehr anderer Städte, wie Wien und Berlin, gewohnt ist, eine unangenehme Beschränkung. Da indessen diese Beschränkung schon ein merkliches decrescendo erfahren hat, so steht zu erwarten, daß die kommende Zeit, hoffentlich eine Friedenszeit, einen Gebrauch, der sich aus der kriegerischen Periode der alten Hanfa herschreibt, vollends aufheben werde.

Die Theaterfreunde haben Ursache, nach der schönen österreichischen Kaiserstadt mit eifersüchtigen Augen hinzusehen. Mad. Krauß-Wranitzky hat uns verlassen, um sich dorthin zu begeben. Ihre Wiederkehr wird mit Sehnsucht gewünscht. Sie erfreut sich hier der allgemeinsten Achtung, die sie sowohl in Hinsicht der Breiter, die die Welt bedeuten, als der Stelle, welche für eine Frau und Mutter die Welt ist, vollkommen verdient. Möge sie uns nicht gar zu lange entzogen werden.

Auch Hr. Cornet begibt sich auf eine Urlaubsreise: er besucht Hannover, Frankfurt und Paris. Die beliebtesten Talente unsrer Oper sind demnach während der Sommermonate ausgewandert, und wenn wir auch ausgezeichneten Gästen entgegen sehen, so steht unser Sinn doch vor allen nach den Künstlern, die uns bereits durch genaue Bekanntschaft mit ihren Eigenthümlichkeiten lieb geworden sind.

Die Direction des Stadt-Theaters hat in der letzten Zeit eine lobenswerthe Thätigkeit in ihrer Geschäftsführung bewiesen. Neuigkeiten (sachliche) und Neuigkeiten (quo ad personam) rivalisirten. Deinhardsteins „Hans Sachs“ nimmt unter den ersten in der Gunst des Publicums eine vorzügliche Stelle ein. Dieß lebenswarme Bühnensstück wurde von den Herren Lebrun, Jacobi, Lenz und der Dlle. Pechewacker dargestellt, und ich glaube, der Dichter würde, wenn er uns durch einen Besuch erfreut hätte, mit der Aufführung seines gelungenen Dramas sehr zufrieden gewesen seyn.

Weß's „Donna Diana“ behauptet fortwährend das Prädicat als Lieblingslustspiel der Hamburger, und selbst wesentliche Mängel in der Darstellung des Don Cäsars von Hrn. Jacobi, können der Wirkung keinen Eintrag thun, den dieß herrliche, tief gedachte und mit seltener Klarheit und Gewandtheit ausgeführte Gemälde jederzeit auf die Zuschauer ausübt. Hr. Lebrun ist aber auch ein sehr lobenswerther Perin, und Mad. Lebrun darf die Hauptperson des Stückes zu ihren besten Rollen zählen.

Mad. Haizinger-Neumann und ihr Gatte, so wie Mad. und Hr. Devrient aus Leipzig, erfreuten uns mit einem Cyclus von Gastrollen. Das erste Künstlerpaar befindet sich in Berlin, das zweyte Duo, welches nur allzu geschwind verklungen ist, hoffen wir dereinst hier wieder zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
K u n s t , L i t e r a t u r , T h e a t e r
u n d
M o d e .

Donnerstag, den 4. September 1828.

107

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey K. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Alte Lieb' wird wieder neu, und gingen tausend Jahr vorbei.

(F o r t s e t z u n g .)

Der nächste Morgen fand Lisarda gefasster, als sie hoffen konnte. Was ihr diese scheinbare Ruhe verlieh, war ihr Stolz, an dem sich ihre Seele mächtig emporrichtete. Sie wußte nur zu wohl, daß sie Riccardo — auch den gefallenen Riccardo — noch lieben müsse, darum beschloß sie diese Liebe gewaltsam — wenn auch mit dem eignen Herzen — aus der Brust zu reißen. So hoffte sie, ihn fühlen zu lassen, daß sich sein Verrath an seiner eignen Seele am schmerzlichsten räche, sie hoffte die ganze Allgewalt seiner früheren Liebe wieder in seiner Brust zu erwecken, und süß schien ihr der Gedanke ihn dann in Verzweiflung zu wissen, wenn auch sie selbst sterben müsse in glühender Sehnsucht um ihn. Das Mittel, das sie zur Ausführung ihrer Rache wählte, war eine schnelle Verbindung mit D. Fadrique; und da sie die Wunden, an denen ihre Seele blutete, vor den Blicken Aller sorgsam verbarg, so nahm ihr Vater keinen Anstand, ihren ausgesprochenen Wunsch zu befriedigen.

Vergebens zeigte sich Riccardo täglich vor Lisarda's Fenstern, vergebens sandte er täglich andre Boten mit Schreiben, die ihr das Vorgefallene erklären und entschuldigen sollten, sie erschien nie, sie wies jeden zurück, und hatte ihrer Vertrauten, die von Riccardo's reichlichen Geschenken gewonnen war, jede Unterhandlung bey augenblicklicher Entfernung untersagt. Als Riccardo nun endlich erfuhr, wie der Tag zu Lisarda's Verlobung mit Don Fadrique bereits festgesetzt sey, beschloß er, von der Fruchtlosigkeit fernerer Bemühungen überzeugt, um größeres Unheil zu verhüten, an demselben Tage die Stadt zu verlassen, da Lisarda vermählt wurde.

Vor den Fenstern seiner Geliebten vorbei jagte er bey dem fröhlichen Klange der Posthörner den Stadthoren zu und fort bis Barcelona, wo er sich auf ein Schiff begab, das nach Neapel bestimmt war, und noch denselben Tag die Anker lichtete.

Die Fahrt ging langsam, aber der Schmerz, der Riccardo's Seele zerriss, ließ es ihn kaum gewahren. Die weite unendliche See, die ihn auf ihren Wo-

gen wiegte, war ein Anblick, der seine Blicke stundenlang fesselte; denn auf dem unstätten, unermesslichen Element fühlte er sich ganz als das, was er war, als einen irren, heimatlosen Pilger, der wandert — ewig — ohne Ruhe zu finden. Oft stand er auf dem Verdecke, die unverwandten Blicke nach dem Punkte hingekehrt, wo ihm unter glänzenden Wolkenschleyern die heimatlichen Berge entschwunden waren, vergangene glückliche Stunden nochmal durchlebend, bis der Gedanke an die Gegenwart die süßen Zauber der Erinnerung zerriß. „Niemals,“ klagte er dann bey sich, „niemals sehe ich dich wieder, geliebtes Vaterland!“ Da schaute er noch e i n m a l nach jenem Himmel hin, wo die Sterne seiner Liebe trauerten, und dann zog er sich wieder in den innern Raum des Schiffes zurück, um bey dem Anblick der Menschen und ihres Treibens sich selbst und seine Qualen zu vergessen.

So geschah es, daß er einst in einer herrlichen Mondnacht länger als gewöhnlich seinen Träumen nachhing, die als freundliche Töchter der See aus ihrem glanzumflossenen Reiche zu ihm herauf zu kommen schienen. Da wehten plötzlich die leisen Klänge einer Guitarre zu ihm herauf, und dazu sang eine Stimme:

„Frische Rose! Frische Rose!
O wie blühest du mir im Herzen!“ —

Entzückt horchte er den zauberischen Klängen des alten Volksliedes; noch nie hatte es ihn so ganz ergriffen, denn nie hatte er geahnt, wie deutungsvoll es ihm werden könnte. Ach! heute konnte seine ganze Seele ausruhen in seiner Melodie.

Aber der Sänger mochte so wenig glücklich seyn, als Riccardo, denn Saitenspiel und Stimme verriethen deutlich, daß ihn Poesie und Töne mit ihrer ganzen, schmerzlich süßen Seligkeit umsingen. Er war ein junger Edelmann aus Barcelona, der sich mit Riccardo zugleich auf dem Schiffe eingemietet, und dessen Betragen diesem, so wenig er sonst auf seine Umgebung achtete, schon einige Male aufgefallen war, da er eben so theilnahmslos lebte, wie Riccardo selbst. Mächtig fühlte er sich zu einem Herzen hingezogen, das gleich dem seinen an einer tiefen Todeswunde blutete. Er mußte zu dem Manne hintreten, dem es gegeben war, den Schmerz zu beschwören, und ihn anreden. Und wie der bessere Mensch den besseren bald versteht, so knüpfte sich auch hier bald eine Bekanntschaft an, zu der sich in kurzem eine Stärke des Vertrauens gesellte, die sonst nur lang geprüfte Freundschaft gewährt, — bey den Beyden aber aus einer innern Verwandtschaft ihrer Naturen entsprang, und sie niemals täuschte im Leben, das sie treu zusammen durchpilgerten.

Bald brachten sie den größten Theil der heitern Nächte gemeinschaftlich auf dem Verdecke zu, und dann spielte Don Diego die Guitarre und sang manch' herrliches Lied der alten Heldenzeit in die See hinaus, oder die Freunde sprachen von den glücklichen Tagen, die sie einst durchlebt. In einer solchen Stimmung sagte Riccardo einst zu Don Diego: „Ihr seyd mir in der kurzen Zeit, die ich Euch kenne, so theuer geworden, daß ich Euch um Eure Freundschaft bitten muß. Ich hoffe, Ihr werdet sie mir nicht versagen, weil es mir scheint, eine höhere Macht gebiete mir, sie zu suchen.“

„Vergebt mir, Riccardo,“ entgegnete Don Diego, „wenn ich nicht längst um die Cure bat; denn mich hielt nur der Gedanke zurück, ich müsse Euch dann

verlieren, weil mir der Himmel Alles entriß, was er mir von seinen schönsten Gaben jemals verlieh. Ich kenne Euch als edel und hoffe, Ihr werdet aus diesem Grunde das traurige Geschenk, das ich Euch mit meinem Vertrauen mache, nicht zurückweisen.“

„Wißt nur,“ erwiderte Riccardo dem Freunde, „auch ich habe den Schmerz kennen gelernt, und den Unglücklichen verstehen. Da Ihr mir nun aber erlaubt, Euch meinen Freund zu nennen, so steht auch nicht länger an, mich mit dem Bekannten zu machen, was das Glück, wo nicht gar jede Hoffnung Eures Lebens zerstörte, so wie Euch, von dieser Stunde an, mein Herz und meine Seele offen steht!“ — Don Diego willfuhr seinem Freunde gerne und erzählte so:

„Ich bin aus Barcelona gebürtig und von altem, tadellosem Geblüt. Meine Jugend war heiter und glücklich. Mein Vater wählte mir eine Braut, die zugleich die Wahl meines Herzens war; Estefanie ward nemlich als Kind von einem theuern Freunde meinem Vater zur Erziehung übergeben, und wir erwachsen im selben Hause. Es fehlte mir weder an Ansehen, noch an einem bedeutenden Vermögen, ja, um mir all' seine Güter zu gewähren, verlieh mir der Himmel auch einen Sohn, in dessen Hände ich einst — o! in diesem Gedanken lag mein höchstes Glück! — alles niederzulegen hoffte, was mir die Erde an Gütern, und der Himmel an Segnungen gewähren mochte. Aber so wohl ward mir nur, damit mich Verzweiflung mit einem Schlage zu Boden werfe. Nie schien mir ein Mann von seinem Weibe so geliebt wie ich. Nie konnte ich auch nur den leisesten Verdacht gegen Estefanie's Ehre schöpfen. Sie schien kein anderes Glück zu kennen, als mich glücklich zu wissen. So schied ich einst im vollsten Vertrauen von ihr, um nach Madrid zu gehen, und dort den König um den Orden des h. Jago zu bitten; denn obwohl ich für mich selbst nach keiner Auszeichnung strebte, that ich dieß für meinen Sohn, dem ich ein reiches Erbtheil an väterlichen Ehren hinterlassen wollte. Mit Thränen schied Estefanie von mir, mich beschwörend, keine Stunde länger am Hofe zu verziehen, als mir meine Geschäfte auferlegten, und zu wiederholten Malen stehend, sobald ich dort angekommen, ihr einen Boten mit der Nachricht meines Wohlbefindens zu senden. Ich versprach ihr jeden dritten Tag ein Schreiben. Thor, der ich war, der selbst ihren Verrath sicherte!“

Hier schwieg Don Diego und senkte einen Augenblick das Haupt, dann aber setzte er, die Blicke zum Himmel gewandt, die Erzählung seiner Schicksale folgender Art fort:

„Meine Geschäfte am Hofe verzogen sich länger, als ich denken konnte. Estefanie beklagte sich bitter über mein Ausbleiben. Ich konnte ihr darauf keine Antwort geben, als daß nicht ich meine Rückkunft verzögere, sondern Umstände und die Art und Weise, wie zu Madrid jedes Geschäft betrieben werden müsse. Aber eines Tages ließ mich der König unvermuthet zu sich rufen, und gewährte mir meine Bitte auf die schmeichelhafteste Weise, und nun doch früher, als ich voraussehen konnte. Noch in derselben Stunde verließ ich Madrid. Meine Reise ging schnell vorwärts. Hoffte ich doch ein geliebtes Weib an meine Brust zu drücken. Aber ungefähr vier Stunden vor Barcelona erhob sich ein heftiges Ungewitter; ein wüthender Sturm brach aus den Wolken los, die grause, undurchdringliche Nacht verbreitend, sich in so heftigen Regen ergossen, daß ich durchquäst und ermüdet die Hoffnung, Barcelona zu erreichen, für heute auf-

gab. Ein Bauernhaus, das unfern der Heerstraße einsam im Walde stand, kam meinen Wünschen sehr entgegen. Ich lenkte zu, und ward gegen gute Bezahlung und freundliche Worte aufgenommen.“

„Kaum war ich umgekleidet, als ein Mann von gutem Äußern an der Hausthüre anhielt. Er theilte gleiches Schicksal mit mir. Der Bauer schien aber Hindernisse zu machen, und entschuldigte sich damit, daß er bereits mir das einzige Gemach eingeräumt habe, das sich außer der Gesindestube im Hause vorfände. Der Ritter wollte sich schon mit einem Strohlager in der Scheune begnügen, um nur dem fürchterlichen Unwetter zu entfliehen, aber im selben Augenblicke trat ich heraus und bot ihm mein eigenes Zimmer an, das Raum genug für uns Beyde habe, wenn er anders eine solche Gemeinschaft nicht beschwerlich fände. Mit vielem Danke nahm der Fremde diesen Vorschlag an. Da er bloß auf einem Spazierritte begriffen war, begleitete ihn kein Diener, ich schlug ihm also vor, die Dienste des meinen anzunehmen, der ihm bey'm Auskleiden behülflich seyn würde.“

„Der Fremde war ein Mann von angenehmen Sitten; so mehr versetzte ihn die Höflichkeit, mit der ich ihm entgegengekommen war, in die beste Laune und Gesprächigkeit. Und wie die Liebe der Mittelpunct und das Ein und Alles des Lebens ist, so kamen auch wir auf sie zu sprechen, und erzählten uns wechselseitig einige Abenteuer aus unserm Leben. Die Nacht rückte unter dieser Unterhaltung mächtig herein, und erst spät beschlossen wir, uns zu Bette zu begeben. Da sagte mein Diener, indem er mich auskleidete: „Den heutigen Abend, Herr, hofftet Ihr sicher bey meiner Gebieterinn angenehmer zuzubringen.“ Don Louis, so hieß der Fremde, erwiderte: „So geht es uns ja Einem wie dem Andern, denn auch ich hoffte heute noch einen Engel zu sehn.“

„Dann,“ fiel ich ein, nichts ahnend von meiner Schande, „dann wird auch die Dame über dieses Ungewitter böse seyn.“

„Wie in ihrer Schönheit,“ entgegnete der Unvorsichtige, „scheint ihr schon in ihrem Namen kein Glück bedeutet.“

„So glaubt Ihr, daß es verhängnißvolle Namen gibt?“

„Seit in Castilien eine Dame, Namens Estefanie, ihren Gemahl ermordete, den sie im ungegründeten Verdachte der Untreue hielt, ist nach der Meinung des Volks das Unglück das Angebinde dieses Namens.“

„So heißt Eure Dame Estefanie?“

„Es wäre thöricht, es jeho läugnen zu wollen, da Ihr sie bloß nach diesem Namen eben so wenig erkennen würdet, als ich sie zu finden weiß.“

„Wer versteht dieß? Ihr wüßtet Eure Dame nicht zu finden? So saht Ihr sie nicht in ihrem Hause?“

„Ja doch; nur ist dieß der Fall, daß ich ihr Haus nicht zu finden wüßte.“

„In der That das ist höchst wunderbar!“ —

„Gerne,“ entgegnete Don Louis, „will ich's Euch erklären. Hört, wie es zunging: Familienverhältnisse führten mich nach Barcelona. Eines Abends wandelte ich eben durch die Straßen der Stadt, mich sorglos an dem allgemeinen und lebhaften Treiben ihrer Bewohner und der Fremden, die hier handelten, ergözend, als ich plötzlich vor dem Gewölbe eines Juwelenhändlers anhielt. Eine Dame von nie gesehner Schönheit, die eben hingetreten war, fesselte meine Blicke. Ich trat ebenfalls hinzu und bat um die Erlaubniß, einige Klei-

nigkeiten für sie wählen zu dürfen. Es ward mir zugestanden. Ich zahlte dem Juwelenhändler Alles, wie er's verlangte, die Dame nahm das kleine Geschenk mit einer Verbeugung an, aber schnell, ohne mir auch nur zu einem Worte Raum zu gönnen, stieg sie in ihre Kutsche, die, so sehr ich mich auch zu folgen bemühte, durch alle Gassen kreuzend bald aus meinen Augen entschwand.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Unabhängigkeit von der Speculation.

Immer haben wie leicht sich die Wandelsterne bewegt,
Wenn auch die Astronomie alte Systeme verwarf;
Was das Gewissen gewesen, das wird's für immer auch bleiben,
Wie auch die Philosophie ändert das Sittengesetz.

Der Stephansthurm.

Völker gingen an mir und Heere drohend vorüber,
Aber sie trugen zusamt nichts als die Lehre davon:
Gottes schützende Hand ruht über den Staaten, in welchen
Liebe dem Bürger gebeut, Liebe dem Fürsten gehorcht.

Kunst und Weisheit.

Unter sich Sonnen zu sehn in Stunden hoher Begeisterung,
Diesen erhabenen Ruhm lege der Künstler sich bey;
Doch stets größer zu seyn, als die Kleinigkeiten des Lebens,
Dieser größere Ruhm kommet dem Weisen nur zu.

J. Stehr.

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Juny 1828.

(Fortsetzung.)

Die Alleinherrscherin im Reiche des Gesanges, Angelica Catalani, kam an, schwieg, und reiste ab. Unübersteigliche Hindernisse, so lautete ihre An- oder vielmehr Abkündigung, machten es ihr unmöglich, das versprochene Concert im Apollo-Saale zu geben. Ja, die Hindernisse haben auch vor Mad. Catalani keinen Respect — vielleicht aber würden sie weniger unübersteiglich gewesen seyn, wenn mehr Subscribenten auf dem Abonnements-Bogen sich befunden hätten. Da jedoch nur beyläufig 26 Personen unterzeichnet hatten, die kleine Münze für den großen Genuß gern hinzugeben (ein Ducaten ist ja doch eine kleine Münze!) so war die natürliche Folge, daß jeder Musikfreund, der außerhalb des Saales blieb, ein Hinderniß für die Concertgeberinn abgab, und somit waren der Hindernisse eine erkleckliche Anzahl. Der Eigenthümer des Apollo-Saales, welcher eigensinnig genug war, das Geld für den gemieteten Saal zu verlangen, versichernd, er habe für den anberaumten Abend andere Engagements von der Hand gewiesen, wurde von der Künstlerin an die Hindernisse adressirt, als die Urheber des Concert-Unterbleibens. Gegen diese kann man jedoch beym Gerichte nicht klagbar werden, drum lehnte der Saalbesitzer die Anweisung ab, und überzeugte Mad. Catalani mit Hülfe einiger Männer, die quid juris verstehen, daß die hundert Mark, welche sie ihm schuldig war, doppelten Werth haben würden, wenn er die Summe aus der Sängerinn schöner Hand empfinde. Die Kraft der Ueberredung wirkte, Mad. Catalani zahlte, und begab sich hinweg von einer Stadt, wo man der Kunstliebe nicht einmal contractische Kleinigkeiten zum Opfer bringt, wo die Direction des Theaters nur hundert Louis'd'or für eine Arie bietet, wo nur 26 Gebildete und 119,974 Barbaren wohnen.

Hr. de Bach aus Wien gibt seit kurzem Vorstellungen in der höheren Reitkunst in einem vor der Stadt eigen dazu erbauten Circus. Die Vollendung seiner Pferdedressur erregt allgemeine Bewunderung. Seine Gesellschaft zählt ausgezeichnete Talente; besonders gefällt Hr. Fiol, der sich Wiener Bajazzo nennt. Er copirt mit vielem Glücke die Schnell-Läufer, welche jetzt hier ihr Wesen treiben, und ist durch seinen Humor und seine Geschicklichkeit im Grottest-Reiten der Liebling des Publicums. Die Freunde des Plastisch-Schönen können nicht aufhören, Mad. de Bach zu loben. Diese Dame gewährt, auf dem Pferde stehend, die zierlichsten Tanzschritte ausführend, einen wunderschönen Anblick. Poetische Phantasten sehen ein Heer von Genien der Anmuth um die Tänzerinn, und man kann sich gar nicht überzeugen, daß die still da sitzende, mit einem kleinen, blonden Kinde spielende Frau, bürgerlich und bescheiden gekleidet, noch vor kurzem den Zauber über uns ausübte, den ein großes Kunstalent, unterstützt von körperlicher Schönheit und idealer Kleidung, stets auszuüben pflegt.

Man erzählt sich hier eine Begebenheit, deren Wiedererzählung dazu beitragen kann, „daß die Wege sichtbar werden, die die Nemesis geht auf Erden.“ In ein kleines englisches Waldwirthshaus kommt ein Fremder, welcher eine ansehnliche Summe Geldes bey sich führt. Sein treuer Knecht wird entfernt von ihm in einer Scheune des Hofes einquartirt. Ein quälender Traum von einer großen Gefahr, die seinem Herrn bevorstehe, erweckt den Letzten vom Schlafe, und er kann dem Drange nicht widerstehen, sich hinüber zu dem Schlafenden, dessen Gewohnheit, das Verschließen der Thüre zu unterlassen, seine Furcht verdoppelte, zu begeben. Kaum tritt er in das Zimmer, so gewahrt er eine dunkle Gestalt vor dem Bette, in der Rechten ein großes Messer, in der Linken eine Diebslaterne haltend, und der Schein des Lichts zeigt ihm — o Entsetzen! — seinen Herrn im Blute schwimmend — ermordet. Die Wuth gibt ihm Fassung und Stärke, er packt den Kerl, während sein übermäßiges Geschrey den Kutscher zu Hülfe ruft. Der Räuber wird unter Beystand der geweckten Leute festgenommen, und nach dem nächsten Flecken abgeführt. Die eben geöffneten Quartal-Sitzungen machen es möglich, den Prozeß auf der Stelle einzuleiten. Die Art und Weise, wie der Kerl (es war der Wirth des Hauses) gefunden, das Messer durch mehrere Zeugen als sein Eigenthum anerkannt, das Geld des Ermordeten verschwunden, alles dieses sind zu schlagende Beweise gegen den Inquisiten, als daß der Jury und dem Richter der geringste Zweifel über seine Schuld übrig bleiben kann. Er wird zum Strange verurtheilt; dennoch beharrt er im Lügner noch nach dem Anhören der Sentenz. Dieselbe Versicherung, daß er an dem Morde unschuldig sey, hört der Gefängnißwärter von ihm in den Tagen vor der Hinrichtung, und die ernste Ermahnung des Beichtvaters ist nicht im Stande, seinen störrischen Sinn zu beugen. Erst dann, als alle Anstalten zu dem letzten fürchterlichen Augenblick gemacht sind, als der Unglückliche sieht, daß auf dieser Erde für ihn keine Hoffnung mehr Statt findet, benutzt er die Erlaubniß, welche das Gesetz dem Delinquenten in England gibt, kurz vor seinem Tode einige Worte an die Zuschauer zu richten; er erhebt seine Stimme, und legt folgendes Bekenntniß ab: „Ich bin an dem Morde unschuldig, so wahr ich hoffe, an Gottes Throne Barmherzigkeit zu finden. Ich sterbe in Ergebung und Reue; ich habe den Tod durch Nachrichters Hand verdient. Ich trat mit Messer und Laterne an des Fremden Bette, mit dem Vorsatz, ihn im Schlafe zu tödten, und mich seines Geldes zu bemächtigen. Aber in dem Augenblicke, als ich die That ausführen wollte, lähmte Schrecken und Erstarrung den gehobnen Arm: denn das Verbrechen, was mich an die Lagerstätte geführt, war bereits von einem Andern vollbracht worden. Ehe meine Besinnung zurückkehrte, wurde ich ergriffen; ich leide nun die Strafe willig, aber ich rufe diese Wahrheit laut allen Zeugen zu, damit der wirkliche Mörder dem Arm der Gerechtigkeit nicht entfliehe! — Gott mit euch Allen!“ — Das Urtheil wurde vollzogen. Eifrige Nachforschungen, veranlaßt durch des Hingerichteten letzte Rede, führten auf die Spur des verborgenen Thäters. Das gestohlene Gut verrieth ihn, und bald ereilte auch ihn der rächenden, düsteren Göttinn erreichende Gewalt, die That und Absicht mit gleich unerbittlicher Strenge bestrafte.

(Der Schluß folgt.)

K. K. Hoftheater an der Burg.

Über das Gastspiel des Hrn. Herzfeld vom Stadt-Theater zu Hamburg.

Hr. Herzfeld, vom Stadt-Theater zu Hamburg, eröffnete sein Gastspiel mit der Rolle des Carl Baum in dem Lustspiele: „Der Erbsatz,“ von Vogel. Der Name eines berühmten Vaters legt dem Sohne schwere Pflichten auf, und berechtigt zu Anforderungen, die man nicht mit der Elle der Alltäglichkeit zu messen gewohnt ist. Hrn. Herzfelds Vater war eine Pflanze der Hamburger Bühne, ein würdiges Musterbild für den Sohn, von dem wir daher etwas Vorzügliches erwarten durften, da sich das Theater zu Hamburg zu Schröders Zeiten beynah in dem Alleinbesitze des guten Conversationstones befand — dessen sich später auch andere deutsche Bühnen, und unter diesen vorzugsweise das hiesige kaiserlich königliche Hoftheater zu eigen gemacht haben. Da die Hamburger Bühne noch jetzt in diesem Style mit Erfolg arbeitet, so war es uns lieb, Hrn. Herzfeld in einem Conversationsstücke auftreten zu sehen. Wie man sich im wirklichen Leben der ehrbaren Bürgerlichkeit zu schämen anfängt, so ist auch in der scenischen Welt ein Vornehmthun eingerissen, das sich durch ein Hintansehen des bürgerlichen Schauspiels zeigt. Die Tragöden sehen den Komöden über die Achsel an, und bedenken nicht, daß Mantel und Harnisch ihre Blößen decken, daß es leichter sey, ein durch die Zeit eingeräuchertes Bild, über dessen Ähnlichkeit nur einige wenige zu urtheilen vermögen, zu copiren, als ein Porträt hinzustellen, das bey dem hellen Sonnenschein der Gegenwart oder dem abendlichen Leuchten der nächsten Vergangenheit gesehen, jedem gesunden Auge erkennbar wird. Je mehr die Zahl derjenigen Bühnenkünstler, die sich im bürgerlichen Schauspiels mit Leichtigkeit, Sicherheit und Anstand bewegen, im Abnehmen ist, desto angenehmer war es uns, an Hrn. Herzfeld die Erfordernisse des guten Conversationstones zu bemerken, und zwar in einer Ausbildung, die ihn weit über den Kreis gewöhnlicher Kunstjünger erhob. Hr. Herzfeld versteht zu gehen und zu stehen, in seinen Bewegungen wird nicht die mindeste Verlegenheit sichtbar, seine Haltung ist ungezwungen aber grazios, seine Mimik wahr. Seine Töne sind reine Bruststlaute. Er spricht da, wo Andere declamiren, und daran thut er Recht. Ungern nahmen wir in den Ausgängen seiner Gespräche eine Monotonie wahr, die als ein Fehler der bürgerlichen Conversation, wo sich das Finale der Rede zwanglos der Scala des Gefühls hingibt, wo die Töne nie in Uniform gehn dürfen, so leicht zu vermeiden ist. Hr. Herzfeld hatte zwar den Charakter seiner Rolle im Allgemeinen richtig aufgefaßt, doch wurde an einigen Stellen ein uns widerliches Übergewicht des Naiven sichtbar, das der tiefen, innigen, gemüthlichen Herzlichkeit des Carl Baum hie und da einen Anstrich von Coquetterie gab. Die Naivetät ist ein Gewürz, mit dem man sehr sorgfältig verfahren muß, weil man die gesündeste Kost dadurch verderben kann.

Der Gast wurde durch die hiesigen Künstler, deren Leistungen schon früher besprochen sind, kräftig unterstützt. Hr. Koch, der würdige Veteran, erhielt als Commerzienrath von Komau mehrfache Beweise von der Anhänglichkeit des Publicums. Hr. Weber war nicht das, was er hätte seyn sollen. Seinen Bewegungen gebrach es an Leichtigkeit und Sicherheit. Er declamirt, wo er nur sprechen sollte, und scheint mit seinem Gefühle nicht immer im Reinen zu seyn. Hände und Füße reden noch zu viel mit ein. Hr. Weber wird durch gründliches Studium, durch Betrachtung der würdigen Umgebung, in der er lebt, diese Ausstellungen erlebigen.

Am 20. August gab Hr. Herzfeld den Hrn. von Grünau in dem Weiffenthurnschen Lustspiele: „Welche ist die Braut?“ So viel äußere Bühnentalente Hr. Herzfeld hier auch entwickeln mochte, so muß ihn Referent doch eines Verstoßes gegen den Charakter seiner Rolle bezüchtigen, der störend auf sein Spiel einwirkte. Grünau ist ein offener, redlicher, junger Mann, dem es zwar an großstädtischer Glätte, an conventionellem Firniß, nicht aber an Erziehung und Bildung fehlt. Wir haben es hier mit keinem pommerschen Landjunker zu thun, der der Decenz Nackenschläge versetzt,

nein, wir sehen einen jungen Gutsbesitzer, der voll angebornem Anstand, das wahrhaft Schicksliche ehrt, und nur der erbärmlichen Halbheit, dem verdienstlosen Scheine, dem sich aufblähenden Dünkel, die in der Baroninn Durer ihre Repräsentantinn finden, mit edeltrothiger Derbheit entgegen tritt. Hr. Herzfeld lieh der frischen gesunden Landluft, die hier Gefühle und Entschlüsse läutern und stärken soll, ein Aroma von Naivetät, das uns den Genuß seines Spiels theilweise verleidete; auch wurde er uns an einigen Stellen etwas zu sentimental. Die Contraste, die Grünau's offener und kräftiger Sinn, mit der berechnenden Geschliffenheit der Baroninn Wendheim und deren Umgebung bilden, sind schlagend genug, als daß sie noch einer Aufhülfe durch Allfinglichkeiten bedürftig wären. Hr. Löwe, den Referent unlängst in dieser Rolle sah, befriedigte ihn mehr, obschon Hr. Herzfeld eine frischere Jugend, ein anmuthigeres Äußeres vor Hrn. Löwe voraus hat.

Am 25. August wurde die „Selbstbeherrschung“ von Iffland gegeben. Der Secretär Willnang, Hrn. Herzfeld's letzte Gastrolle, gehörte zu den ausgezeichnetern Leistungen, die dem Referenten im deutschen Conversationsstücke vorgekommen sind. Er würde diese Vorstellung ganz gelungen nennen, wenn der Künstler im ersten Acte nicht mit allzu viel Sicherheit, mit einer an das Gefühl der Unentbehrlichkeit angrenzenden Bestimmtheit gesprochen, und das, was sich als ein natürlicher Ausfluß seiner redlichen Bestrebungen vor selbst als Unbefangenheit machen mußte, durch Bewegung und Stellung, durch Geberde und Ton zur Nonchalance zu stempeln gesucht hätte. Meisterhaft spielte Hr. Herzfeld im dritten Acte. Er hielt hier mit seinen Gefühlen vortrefflich Haus, und hütete sich vor Allem, was Übertreibung hieß. Der Künstler erfreute sich übrigens des ungetheilten Beyfalls des hiesigen Publicums, das ihn an jedem Abende zweymal gerufen, und so unumwunden seine Zufriedenheit zu erkennen gegeben hat.

Da das vorgenannte Schauspiel einer weiten, mit reichen Kornfeldern bedeckten Ebene gleicht, die man, um der Langenweile zu entgehen, rasch durchfährt — Referent ist dabei für die Schönheiten und Nützlichkeiten dieses Stückes nicht unempfindlich — so wäre ein rascheres Spielen sehr wünschenswerth gewesen. Mad. Weiffen thurn sprach uns etwas zu langsam, zu monoton. Bey einer Frau, an deren Herzen es noch Ebbe und Flut gibt, die noch mit Heirathsplänen schwanger geht, sollte auch die Rede noch Sprünge machen. Me. Pißor wäre eine größere Beweglichkeit zu wünschen gewesen. An Koch als Obergarderobenmeister von Werthall erkannte man noch immer den erprobten Meister im Conversationstone. Hr. Costenoble schien sich unsrer Meinung nach bey der Auffassung des Constant etwas zu vergreifen. Er machte einen Bittermann in „Menschenhaß und Reue“ aus ihm, und zog diese Rolle in etwas zur Karrikatur herab. Vielleicht sind wir durch den verstorbenen Krüger verwöhnt, vielleicht amalgamiren wir uns in der Folge mit der Art, wie Hr. Costenoble diese Partie aufgenommen. Wir suspendiren daher die Hauptsentenz über sein Spiel.

Modenbild XXXVI.

Kleid von Jaconas; die Befegung der Falben ist mit breiten weißen und gleichfarbigen Börteln ausgeführt. Das Kind trägt ein Kleid von ungebleichtem Battist und Beinkleider von Jaconas, — beyde Anzüge nach Originalen von dem bürgl. Kleidermacher, Hrn. J. G. Beer, (in der Dorotheergasse Nro. 1108), der zugleich anzeigt, daß während seines bevorstehenden kurzen Aufenthalts in Paris der Fortgang seiner Geschäfte ungestört bleiben werde.

Der Hut von Gros-de-Naples, mit Bändern und Blumen geziert, ist nach einem Original von Hrn. Franz Langer, bürgl. Handelsmann und Modist in der Kärnthnerstraße, bey'm goldenen Sattel, Nro. 983.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

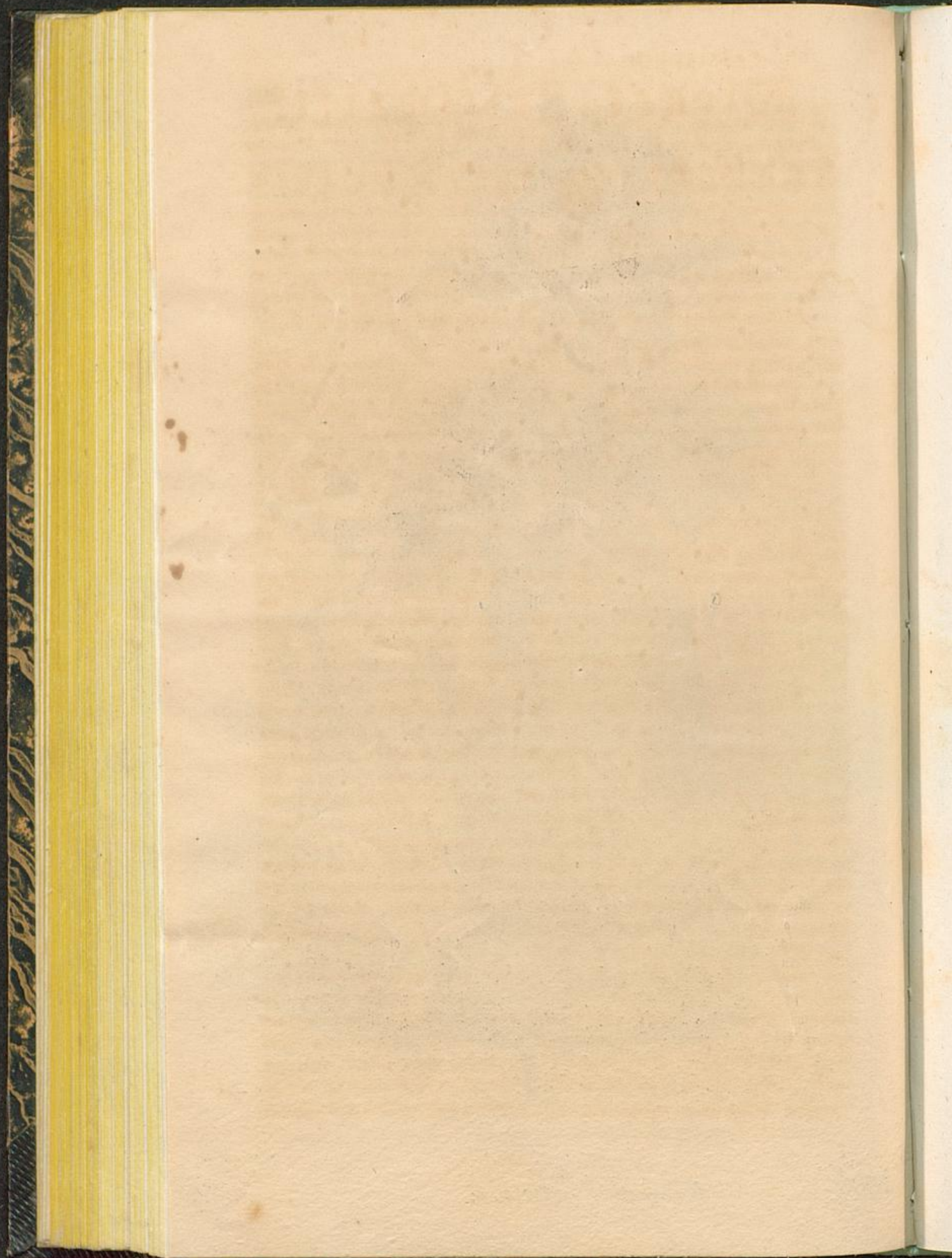


XXXVII.

Wiener Moden.

F. Seiber. sc.

107.
1826.



Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 6. September 1828.

108

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

„Alte Lieb' wird wieder neu, und gingen tausend Jahr vorbey.“

(F o r t s e t z u n g.)

„Den nächsten Tag erschien ich auf dem großen Plage, wo der ganze Adel von Barcelona im vollsten Glanze, in Kutschen und zu Pferde, an mir vorüber zog. Meine schöne Unbekannte erschien nicht. Endlich — fuhr eine der letzten, aber auch der glänzendsten Kutschen heran, in ihr die reizende Fremde. Am Hafen stieg sie aus; sie wollte eine Barke miethen, aber schon war ich ihr zuvorgekommen; ich eilte, ihr die meine anzubieten. „Ich nehme,“ sprach sie, „diese Aufmerksamkeit an, doch einzig unter der Bedingung, daß ihr mir nicht folgt.“

„Ich bin glücklich genug,“ entgegnete ich, „wenn ich euch dienen darf.“

„Gebt mir ein Zeichen,“ sprach sie etwas leiser, denn es gingen einige Damen vorüber, die sie begrüßten. Ich gab ihr einen Ring. „Um 12 Uhr Nachts erscheint hier wieder, und dem, der euch den Ring zurückbringt, leistet unbedingte Folge.“

Sie bestieg die Barke. Ich miethete eine zweyte, und folgte aus der Ferne. Noch grüßte sie einige Male, da uns das zunehmende Gedränge hart an einander vorbeiführte. Endlich rollte ihre Kutsche wieder die Straße hinab. — Der Hafen wurde leer und ich, der ich von nichts als der schönen Unbekannten träumte, war der letzte, dessen Barke an's Ufer rauschte. Der Abend war einer der schönsten; alle die tausend Lampen, die auf den kleinen Fahrzeugen, so wie auf den vor Ankerliegenden Kauffahrteyschiffen brannten, beleuchteten den Hafen jezt, da es stiller war, desto herrlicher, und wie seine heitere Fläche das Ufer mit seinen Feuern und den Himmel mit seinen Sternen spiegelte, that sich in seiner Tiefe ein ahnungsvolles Feenreich auf. Wohl mußte ich bey diesem Anblick meines eigenen Herzens denken. So war die zwölfte Stunde gekommen, bevor ich's ahnte. Unruhig harrt' ich dessen, was nun geschehen sollte. Es währte aber nicht lange, so kamen zwey Menschen auf mich zu, Masken vor den Gesichtern, und überdieß in weite Mäntel eingehüllt. Sie sahen mir fest ins Gesicht. „Ist dieß dein Zeichen?“ sagte der Eine, mir meinen Ring

entgegenhaltend. Ohne Mühe erkannt' ich ihn als den meinen. — „So folge!“ In der nächsten Straße stand ein Tragsessel. Hier hieß man mich einsteigen. Wenn auch nicht mit zu großem Wohlgefallen, ich that es dennoch. Aber wie staunte ich, als mich, sobald der Schlag wieder geschlossen wurde, die undurchdringlichste Finsterniß umgab. Vergebens suchte ich ein Fenster zu finden, um dieses dann zu öffnen, — in der That war keines vorhanden. Ich wollte den Schlag öffnen; auch dieß war vergebliches Bemühen. Ich rief meine Begleiter, aber sie hörten nicht darauf. Aus der Hestigkeit, mit der ich plötzlich gegen die andere Seite meines Gefängnisses fuhr, vermuthete ich, daß es bereits über Stock und Stein fortgehe. Ich schwieg denn, lehnte mich in eine Ecke zurück und seufzte nur im Stillen zum Himmel, daß er den Verstand und die Füße der Beyden aufrecht erhalten möge. Die sonderbarsten Zweifel quälten mich. — Ob es nicht vielleicht dem Meere zugeht? Aber endlich fuhr ich mit dem Kopfe gegen die Rückseite der Sänfte, und daraus schloß ich, daß man mich niedergestellt habe. Aber wo? — In meinem Leben stellte ich noch keine Frage mit solcher Beklemmung an mich, als diese. Jetzt ging der Schlag auf. Ich stieg in einem Zimmer aus, in dem die Fenster sorgfältig verhängt waren; von den Lichtern geblendet, konnte ich nichts unterscheiden. Von hier ward ich in ein zweytes Zimmer geschoben, und von da in ein drittes, wo ich, — ich opferte in meinem Herzen eine Hekatombe — endlich Estefanien erblickte.“

„Bey dem Namen Estefanie hatte mich ein Gedanke erfaßt, der kaum geboren, meine Seele vergiften konnte; aber die Schilderung, die Don Louis von seiner Dame entwarf, stellte diese von einer Seite dar, von der ich meine Gattinn nie kennen gelernt hatte. In meinem Herzen sprach wieder eine Stimme für sie; denn unmöglich schien es mir, daß sich die reinste Ehre so ganz vergessen könne. Aber wer mag sich leicht beruhigen, wenn er für seine Ehre fürchtet? Es gibt Nichts auf Erden, was Eifersucht zu heilen vermöchte! Und so beschloß ich, obwohl selbst meinen Verdacht verdammend, mir dennoch Gewißheit zu verschaffen.“

„In der That,“ fiel ich also ein, „mag diese Estefanie nicht ganz glücklich seyn; denn wenn ich alle Umstände, die Ihr mir mittheilte, zusammen fasse, sehe ich einer Seits, daß sie Euch mit aller Leidenschaft liebt, anderer Seits wird es höchst wahrscheinlich, daß sie verehlicht, und zwar unglücklich verehlicht ist.“

„Ihr vermuthet,“ entgegnete Don Louis, „ganz dasselbe, was ich zu vermuthen gezwungen bin; denn nicht bloß die Vorsicht Estefaniens bey unsern Zusammenkünften und in Rücksicht der Geheimhaltung ihrer Verhältnisse, macht mir diese Meinung höchst wahrscheinlich, sondern noch mehr ihre Äußerung, daß wir uns nur jetzt, während der Gebieter des Hauses abwesend sey, hier sehen könnten. Heute versprach sie mir alle diese Räthsel zu lösen, und die für die Zukunft nöthigen Verabredungen mit mir zu treffen.“ Dieser neue Umstand durchbohrte vom neuen mein Herz. — „Erlaubt mir,“ sprach ich mit ziemlich scharfem Tone, „erlaubt mir, Don Louis, Euch zu erinnern, daß Ihr bey solchen Umständen Euer Leben in äußerste Gefahr seht.“

„Nie,“ antwortete dieser, „hab' ich vergessen, daran zu denken, besonders da mir Estefaniens Gemahl, nach der Pracht des Hauses zu urtheilen, ein Mann von Familie und Ansehen scheint.“

„Hier entwarf Don Louis eine Schilderung — meines eigenen Hauses; besonders beschrieb er mir einige Gemälde von Raphael, Tizian, Moreno und Dürer, die ich um schwere Summen an mich gekauft, so unzweydeutig, daß ich all' meiner Überlegung bedurfte, um nicht an der Stelle meine Ehre in seinem Blute zu rächen. Doch ich dürstete nach größerer Rache und schwieg.“

Don Louis bemerkte nicht, was in mir vorging. „Wie,“ fuhr er ganz heiter fort, „wär' ich solcher Schönheit werth, ständ' ich an, mein Leben für sie zu wagen? Aber ich bemerke, daß Mitternacht bereits vorüber ist, und Ihr wollt ja morgen mit Tagesanbruch nach Barcelona; — laßt uns daher lieber abbrechen, und sehen, ob wir nicht einige Stunden schlafen können. Wir reiten doch morgen zusammen in die Stadt?“

„Ich werde Guer unzertrennlicher Gefährte seyn. Schlaft recht wohl.“

„Er erwiederte noch diesen Wunsch, und dann ging er bey ihm bald in Erfüllung; er ahnte nicht, daß ihm der so nahe war, der ihm diese Nacht in die ewige zu verwandeln gedachte. Ich fand keine Ruhe; denn zu wild war mein Schmerz und zu blutig drängten sich meine Gedanken. Ich hatte mir Rache zugeschworen, mit dem heiligsten Schwure meines Herzens.“

„Die Art, wie ich sie nehmen wollte, erwog ich zweifelnd. Der Morgen graute bereits, und ich war mit dieser Frage noch nicht im Reinen. Mein Diener sattelte die Pferde; und ich, unter dem Vorwande einen nähern Weg zu kennen, lenkte gegen den Wald ein. — Dort liegt seine Leiche. — Ich aber ritt nach Barcelona, — nicht vielleicht mein Weib zur Rechenschaft zu ziehen — sondern um mich einzuschiffen und es nie wieder zu sehen.“

„Dies sind meine Schicksale, und wenn Ihr mich beklagt, so reicht mir Eure Rechte, damit ich nicht ohne Freund und ohne Trost nach meinem Grabe pilgere.“

Riccardo reichte mitleidsvoll seinem Freunde die Rechte.

* * *

Während der Fahrt fand Riccardo Gelegenheit genug, seinen Freund auch mit seinen Schicksalen bekannt zu machen. Ihr gemeinschaftliches Unglück kettete ihre Herzen stets fester zusammen, jeder stand ohne den andern allein in der Welt, und lernte den Werth seines Gefährten stets höher schätzen. Auch gab ihnen Freundschaft den schönsten Trost, indem sie ihnen zwar den Schmerz ließ, der mit ihrem Leben innig verflochten und verzweigt war, ihn aber unvermerkt zur sanfteren Klage umschmolz. Dazu erhebt sich der Mensch fast immer über sein Geschick, wenn er sich seiner Mutter, der herrlichen Natur, in die Arme wirft; in ihr ist ja Alles groß und vollendet; was da entsteht und lebt nach den ewigen Gesetzen, gedeiht zum Rechten! —

Unsre Freunde lebten wie auf dem Schiffe, auch als sie gelandet waren, von Allem zurückgezogen, was sie nicht etwa als Reisende anzog. Sie besuchten die vorzüglichsten Städte und Wallfahrtsorte Italiens, und machten durch die Apenninen eine bedeutende Fußwanderung, indem sie den Tag über ausruhten, und Nachts unter dem Geleite eines sichern Führers ihren Weg verfolgten. Länger als jede andre Stadt hielt auch sie das ewig einzige, unvergängliche Rom. Des Vatican's hohe Herrlichkeit begrüßte sie zuerst, als ein

Gewitter über ihm stand, und mächtige Blicke von dort aus in die Welt hinableuchteten, — des Colosseum's Friedhoffstille — voll Ehrfurcht betraten sie den heiligen Boden, und andächtig hörten sie in St. Peters Dom die Erde den Gedanken der Gottheit feyern. Sie sahen die Geschichte der Menschheit auf Roma's sieben Hügeln zusammen gedrängt, und in den Steinen, die dort ruhen, die Säulen ihres künftigen Pantheons hingelegt. Hier machte die Vergangenheit unsere Freunde sich selbst vergessen; aber auch die heitere Gegenwart wußte sie zu beherrschen, als sie ihnen unter dem glücklichen Himmel von Florenz all' ihre Zauber vor die Augen stellte. Hier schien ihnen ein neuer Sinn im Leben aufzugehen. Die Frauen, die allenthalben unser Leben beherrschen, und deren anmuthreicher Welt die Freunde hier zufällig näher gebracht wurden, mochten ihnen nach und nach mildere Gesinnungen eingestößt haben. Hier sang Don Diego das erste Mal wieder:

„Frische Rose! Frische Rose!

O wie blüht du mir im Herzen!“

und sah dabey sehnsuchtsvoll nach den goldnen Auen des Ebro hinüber. Auch Riccardo mußte sich gestehn, daß ihm jetzt, nach zweyjähriger Entfernung, öfter schon ein ähnliches Gefühl die Brust beklemmt, und da die Freunde einst in schöner, heitrer Stimmung im Garten der Medicis wandelten, nahm er das Wort. „Mich dünkt,“ sprach er zum Freunde gewandt, „die Stunde der Verfühnung sey gekommen; umfangen uns doch hier Erd' und Aether als ein zweyfacher Himmel; was hier Rose ist, ist dort Stern!“

„Haltet ein!“ unterbrach ihn Don Diego, „denn schon fühl' ich, wo Ihr hinaus denkt. Ihr mögt wohl Recht haben, wenn Ihr Euch in die heimischen Berge zurücksehnt. Ihr habt nicht Alles verloren; doch zu tief beugte mich dort die Erinnerung an mein verlornes Glück!“

„Hierauf,“ entgegnete Riccardo, „muß ich Euch eine Frage stellen, die längst auf meinen Lippen schwebte: denkt Ihr Eures Sohnes nimmer?“

Don Diego senkte die Blicke in den Boden und schwieg. Aber den andern Tag zeigte sich's, daß ihn des Freundes Worte mächtiger ergriffen hatten, als dieser selbst vermuthen mochte. „Ihr habt,“ sprach er, „eine Saite berührt, die lange, nur zu lange schwieg, nun sie aber erwachte, vermag ich ihrem tiefen, wehmüthigen Anklange nicht zu widerstehen.“ Riccardo sah seinem Freunde heiter ins Auge, dieser aber sank in seine Arme und preßte ihn stürmisch an die Brust. „Ja,“ rief er aus, „wir kehren zurück nach Castilien, aber bevor wir reisen, müßt Ihr mir heilig angeloben, bey mir in Barcelona zu bleiben, und Euch nie im Leben von mir zu trennen. Wohl ist es viel, was ich von Euch begehre, aber Eure Freundschaft wird es mir nicht versagen, wenn Ihr bedenkt, daß dieß die einzige Bedingung ist, unter der ich wieder glücklich zu werden hoffe.“

„Zwar habt Ihr mich überrascht,“ entgegnete Riccardo, „was ich zu Euch sprach, war nicht die Frucht gereifter Überlegung, sondern die Eingebung eines heitern und schönen Augenblicks. Da ich aber Euer Freund bin, werdet Ihr nichts unternehmen, wozu Ihr mich nicht bereit fändet. Ja, ich will Euer unzertrennlicher Gefährte seyn. Vielleicht liegt sogar in diesem Euren Anerbieten

das Heilmittel meiner Seele, die doch nie mehr genesen möchte, wenn ich sie wieder sähe, die ich auf ewig verloren habe.“

Don Diego's Freude über Riccardo's schnelle Einwilligung war groß. Seine rastlose Thätigkeit bey den Vorbereitungen, die zur Reise nothwendig waren, hätte vermuthen lassen, er erwarte in seinem Vaterlande das höchste Glück. Nach nicht mehr als zwey Tagen sagten die Freunde Italien Lebewohl. Ein günstiger Ostwind schwellte ihre Segel, und bald verschwand das Schiff aus den Augen der am Hasen versammelten Menge, die es mit fröhlichen Glückwünschen für seine Fahrt geleitete.

Es war Frühling. Hoffnungsvoll und herrlich breiteten Italiens heitere Gestade ihre Arme in die See hinaus; der Himmel lächelte ungetrübt, wie ein glücklicher Vater über der Kindheit der Natur, und selbst der See unbeständiges Element lud in seiner Stille und Klarheit den Menschen ein, ihm seine Hoffnungen zu vertrauen. Dessen ungeachtet geschah es, daß die Freunde auf ihrer Heimreise einen Sturm zu bestehn hatten, der sie unfern Majorca auf eine Sandbank warf. In solchen Augenblicken fühlt der Mensch die Übermacht des Elementes, und kettet seine Hoffnungen an seinen Glauben. So gelobten auch Riccardo und Don Diego eine Wallfahrt nach Montserrat, wohin sie sich, sobald sie in Barcelona angelangt waren, auch sogleich aufmachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

W u n d e r l a n d .

Alagna ist ein lombardischer Flecken von 1200 Seelen, nahe bey dem Mont-Rosa. Seit vier Jahrhunderten wurde da kein Prozeß geführt, und nicht einmal etwas der Bekräftigung wegen vor dem Notar verhandelt. Wer sich schlecht aufführt, muß die Gemeinde verlassen.

Die natürliche Gewalt ist unbeschränkt. Sie dauert auch das ganze Leben hindurch. Die Väter verfügen nach Gutdünken über ihr ganzes Vermögen ohne schriftliches Testament, denn ihre bloße mündliche Erklärung genügt, und sie wird hochgehalten. Vor einiger Zeit starb ein Bewohner von Alagna und vermachte sein, für jenes Land sehr bedeutendes Vermögen von 100,000 ital. Lire nicht seinen natürlichen Erben, sondern einem Andern. Der Übergangene begegnete bald darauf in einem benachbarten Städtchen einem Advocaten seiner Bekanntschaft und erfuhr von ihm, daß die Landesgesetze die Rechtsgewohnheiten von Alagna nicht anerkannten, und daß es nicht schwer sey, den letzten Willen des Verstorbenen umzustossen, und dadurch in Besitz der Erbschaft zu gelangen. Der Advocat bot dem Alagner auch seine Dienste an, die dieser im Anfang ausschlug, bey längerem Zureden und Nachdenken aber doch seine Meinung änderte, und sich bedenken wollte. Nun sah man ihn drey Monat lang unruhig und träumend herumgehen. Endlich verfügte er sich zu dem Advocaten und sagte ihm: „Nie ist bey mir geschehen, was Sie mir vorschlagen, und ich will nicht der Erste seyn, der das Beyspiel gibt.“

Alle Revolutionen, die zwanzig Jahre lang in Italien wütheten, vermoch-

ten nichts über diesen Ort, wo die Einwohner treu ihre Sitten und Gebräuche behalten haben. Als die Conscription auch zu ihnen drang, wollten sie durchaus nicht der französischen Regierung dienen, und bildeten daher eine gemeinschaftliche Spar-Casse, aus der Stellvertreter gezahlt wurden. Sie mußten mit Gewalt zum Kriegsdienste gezwungen werden. Alle die der Tod verschonte, kehrten in den Flecken zurück, — unter andern auch ein ausgezeichnete Arzt, der lange im Ausland gelebt hatte.

Dort finden sich zwey uralte Hochzeitkleider, eines für Männer, das andre für Frauen. Sie werden auf dem Gemeindehaus verwahrt. Alle, die sich verheiraten, Arme und Reiche, müssen die Kleider anziehen, die oft zu lang oder zu kurz, zu eng oder zu weit sind.

In den schönen Gesichts-Ovalen der Magner möchte man eine Familienähnlichkeit mit den Schweizern aus dem Berner Oberland, also dänische Abkunft entdecken. Die Sprache kann dieß bestätigen. Behüte nur der Himmel die braven Lombarden vor der Sittenverderbniß, die durch fremden Kriegsdienst und reisende Fremde bey den Bewohnern des Berner Oberlands eingerissen ist.

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Juny 1828.

(S c h l u ß.)

Der unter dem Namen Kurt Waller bekannte Schriftsteller Lehwald ist von der Direction unsrer Stadtbühne angestellt worden. Man hat ihm die scenischen Arrangements, hauptsächlich der Oper übertragen. Die Vorstellungen der Opern: „Aschenbrödel,“ „Figaro,“ „Othello“ und anderer mehr haben durch ihn an Eleganz und äußerer Pracht bedeutend gewonnen. Es wäre nur zu wünschen, daß seine oft recht sinnigen Angaben von Seite der Decorationsmaler und des Maschinisten besser unterstützt würden. Hr. Lehwald hatte Gelegenheit, Kenntnisse für den Wirkungskreis, welcher ihm hier angewiesen wurde, in Wien und München zu sammeln, er besitzt achtungswerthe Erfahrung in Hinsicht theatralischer Wirkungen, und es unterliegt demnach keinem Zweifel, daß seine Anstellung dem Publicum sowohl, als auch der Bühne von Nutzen sey.

Hr. Albert Methessel, der sich um die musicalische Bildung Hamburgs bereits sehr verdient gemacht hat, gibt uns alljährlich Proben seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit in Ausführung von lyrischen Compositionen. Das vierte Heft seines „Liederfranzes“ ist nun erschienen, und enthält, wie dessen Vorgänger, äußerst ansprechende Tonstücke. Mehrere andere von Methessel's Arbeiten haben die zweyte und dritte Auflage erlebt. Es ist nicht zu läugnen, daß seit der Zeit, daß Methessel in unsrer Mitte wohnt, die musicalische Thätigkeit einen neuen Impuls begonnen hat, wozu die Liedertafel, eine geschlossene Abendgesellschaft, der geselligen Unterhaltung und dem Gesange von Männerstimmen gewidmet, ein Wesentliches bestrug.

Der Räthsel-Almanach „Turandot,“ von Georg Loh und Dr. Carl Löffler, erwirbt sich in Nord-Deutschland sehr viele Freunde. Die verschleierte chinesische Dame soll ihre Abonnements-Bekanntschaften im zweyten Jahre um ein Bedeutendes erweitert haben. Von dem letztgenannten Herausgeber des Almanachs, Dr. Carl Löffler, sieht man einem neuen Lustspiele: „Der beste Ton,“ entgegen.

So eben ist Hr. Capellmeister Spohr aus Cassel hier eingetroffen. Wir hoffen seine treffliche Oper Jessonda von ihm dirigirt zu hören. Die Abwesenheit unsers wackern Krebs, unter dessen Leitung das hiesige Orchester einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, macht Spohr's Erscheinung doppelt angenehm. Ich über-

lasse es der Freundlichkeit der Süd-Deutschen, zu sagen, was sie etwa Gutes vom Norden herab empfangen, daß wir aber, was die Musik anbelangt, ziemlich alles Gute von ihnen erhalten, das ist gewiß.

Der Meister im Steinzeichnen, Oberstlieutenant van Howe, der sich durch die Vereinfachung der Presse und durch seine Erfindung, Bücherdruck jeder Gattung auf Kupferplatten zu übertragen, den deutschen Kunstfreunden rühmlichst bekannt gemacht hat, steht im Begriff, ein neues Werk zu vollenden, das wahrscheinlich Alles übertreffen wird, was uns sein Griffel bisher verlieh. Ich verweise deshalb auf seine Ankündigung im „Hamburgischen unparteyischen Correspondenten vom 2. April,“ und kann das Werk auf das wärmste empfehlen, da er so artig war, mir den Stein zu zeigen.

F. v. F.

L i t e r a t u r.

Geographisch = statistisch = topographisches Handwörterbuch von Großbritannien und Irland, zur Kenntniß der Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten dieser Länder für Geschäftsleute, Naturfreunde und Reisende. Nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet und mit einem vollständigen Reisezeiger versehen von Rudolph von J e n n y. Wien, 1828, im Verlage von J. G. Heubner.

Der Name des Hrn. Verfassers ist der Lesewelt bereits rühmlich bekannt. Ein dem vorbenannten Handbuche ganz ähnliches Werk über den österreichischen Kaiserstaat hat allgemeine Anerkennung gefunden. Hr. v. J e n n y arbeitet mit ächt deutschem Fleiße, er schöpft aus den Quellen, stellt die sorgfältigsten Vergleichen an, und kommt so zu Resultaten, die den Stempel der Wahrheit an sich tragen.

Der Verfasser hat bey seiner topographisch = statistischen Darstellung die alphabetische Ordnung beobachtet, und dadurch das Nachschlagen sehr erleichtert. Der Darstellung geht eine Einleitung voraus, in der die wichtigsten historischen Momente angegeben, die Landes- und Volkskunde in allgemeinen Umrissen abgehandelt, und das Verfassungsrecht kürzlich erörtert werden. Wir haben nichts Wesentliches vermisst. Sie und da sind wir auf kleine Irrthümlichkeiten gestoßen, deren Unbedeutendheit indessen der Trefflichkeit des Werkes keinen Eintrag thut. So läßt der Hr. Verfasser z. B. das Haus Stuart mit der Königin Anna aussterben. Dem ist nicht so. Das Haus Stuart erlosch erst mit Jacob Stuart, dem Sohne Jacob's II., von seinen Anhängern Jacob III., von der hannoverschen Parthey aber der Prätendent oder der Ritter vom heiligen Georg geheißen, oder genauer gesprochen, mit Carl Eduard, Jacob's Sohne, der mit der Gräfinn Albani, einer gebornen Gräfinn Stollberg, bekannt als Askeri's Geliebte, verheirathet war.

In den topographisch = statistischen Artikeln haben wir keine wesentlichen Mängel bemerkt. Wir hätten es gern gesehen, wenn der Hr. Verfasser bey den einzelnen Ortschaften, an denen englische Familien erkennbar werden, auch der Eigenherrlichkeit derselben gedacht hätte. Die Manipulation der albrittischen Aristokratie, eng verwebt mit Englands Verfassung, wäre dadurch mehr ins Licht getreten. Der Geburt der ausgezeichnetsten Männer im Felde der Politik und Literatur wird bey den einzelnen Städten und Ortschaften gedacht. Hiebey hat sich's der Hr. Verfasser freylich etwas zu leicht gemacht. Dieß möchte wohl eine der schwächsten Seiten seines Werkes bleiben. Man vermisst sehr bedeutende Namen. Englands biographische Literatur ist sehr reich. Hr. v. J e n n y hätte bey einer auch nur flüchtigen Nachlese, sicher ein Achtel der aufgeführten Städte, Flecken und Dörfer mit berühmten Charakteren schmücken können. Der Hr. Verfasser muß uns diese Ausstellung vergeben, er selbst hat uns dazu veranlaßt. Wäre der bezührte Artikel ganz weggeblieben, so würden wir ihn nicht vermisst haben, da uns kein jus quaesitum auf ihn zustand. Da Hr. v. J e n n y diesen Punct mit in seine Tabulatur gezogen, so hätten wir denselben gern vollständiger gesehn. Der nach J a h n und S i e g m a y e r bearbeitete Anhang, enthaltend eine Darstellung der Packetbootsfahrten

und des Postfuhrwesens vom brittischen Reiche, so wie der Meisenanzeiger der Straßen in England, sind für jeden Reisenden höchst willkommene Zugaben. Wir wünschen diesem wahrhaft gediegenen Werke recht viele Leser, und danken dem Verfasser für die darauf verwandte Mühe, die recht bald durch eine zweyte Auflage belohnt werden dürfte. Der Verleger that das Seinige. Druck und Papier genügen vollkommen.

K. K. Hoftheater an der Burg.

Freytags, den 22. August: „Mathilde, oder der letzte Wille einer Engländerinn,“ Schauspiel in drey Aufzügen, nach dem Französischen von P. A. Wolf.

Cui bono? könnte und sollte man den Verfasser dieses Schauspiels fragen. Wer sich auf psychische Heilkunde legt, der studiert Horn, Heinroth, Bering, Henke, Grohmann, von Eschenmayer und andere, und besucht die Irrenhäuser. Das Theater ist nicht der Ort, wo man Vorlesungen über die Wechselwirkungen zwischen Seele und Körper, über Seelenkrankheiten und deren Heilart u. s. w. vermüthen kann, und doch wird uns hier eine solche Vorlesung geboten. Wir erfahren, daß der Wahnsinn einem heftigen Schrecken folge. Der Verfasser hätte auch noch Convulsionen, fallende Sucht, Lähmung, Blindheit, Erblichen der Haare, Sprachlosigkeit u. s. w. auf das Sündenregister des Schreckens setzen können. Wir hören und sehen ferner, daß der Affect des Schreckens auch von heilsamen Folgen sey, daß er unter Umständen eine mächtige Anstrengung des Willens bewirke, wodurch Muskeln und Nerven mit neuer Kraft belebt werden. Das Theater ist leider schon halb zum Hospitale, zum Friedhofe geworden, denn mitleidig nimmt es die erlahmten Tragödien der Tagsjünger auf, und gönnt dem todtgebornen Lustspiele ein stilles Begräbniß, es soll nun auch noch den Britzenspleen durch Kernschüsse heilen. Der Gegenstand dieses Stückes ist ganz unästhetisch und undramatisch *).

Das treffliche Spiel der in diesem Stücke thätigen Künstler und Künstlerinnen war es allein, was dieses Stück aufrecht zu halten vermochte. Hr. Fichtner hatte sich ganz in den gutmüthigen Geldstolz der City hineingedacht. Sein Smith war ein ächtes, nationelles Charakterbild. Hr. Korn als Lord Derby sah man es deutlich an, daß er in dem westlichen Theile Londons, wo die feine Sitte ihre Wohnung aufgeschlagen, vollkommen heimisch sey. Der Anhauch französischer Bildung, der unter dem höhern Adel Englands zu allen Zeiten bemerkbar wurde, schimmerte auch bey Hr. Korn durch. Mlle. Müller zeichnete die Irre meisterlich. Sie hielt sich genau an die Grenze, die zwischen dem vollständigen Wahnsinn, der die Grundsäulen und Gewölbe des Verstandes zu Trümmern macht, und der Gemüthsverirrung, die zwar nicht gerade auf Ruinen wohnt, aber stumm bey den Gräbern ihrer Wünsche weilt, mitten durchläuft. Sie überschritt diese Markscheide auch nicht um ein Haar, und bekundete dadurch ihren Veruf zur Ophelie, zur Lady Macbeth. Mlle. Pistor kam die ihr eigene Besonnenheit hier sehr gut zu Statten. Die Frauen Altenglands, und wenn man sie auch aus dem Schönheitszimmer zu Windsor auswählen wollte, haben immer etwas Nüchternes. Diese nationale Nüchternheit fanden wir hier wieder. Hr. Moreau war das treue Hausinventarium, der anhängliche Diener, ein ächt Walter Scott'sches Bild, das sich in dem Rahmen alter, eingebrannter Meinung behaglich ausnahm.

*) Bey der Lectüre eines Theaterstücks werden Mängel der gerügten Art nicht so gleich sichtbar. Die Vorstellung rückt sie dem geistigen Auge näher.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinſtag, den 9. September 1828.

109

Von dieſen Blättern erſcheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zuſammen viertelſt. um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertelſt. um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. den N. Strauß in der Dorotheergaſſe No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Poſtkämter um 13 fl. 12 kr. halbe und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben ſind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird dieſe Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland verſendet.

Alte Lieb' wird wieder neu, und gingen tauſend Jahr vorbei.

(Fortſetzung.)

In Mitte einer reichen und geſegneten Ebne erhebt ſich das Kloſter Montserrat auf ungeheuern Felſen, die, wenn man ſie auf dem gewöhnlichen Wege von Barcelona aus erſchaut, faſt unnahbar ſcheinen. Wer dieſen ſtolzen, herrlichen Bau geſehen, der wird wohl geſtehen müſſen, daß nur der Glaube ihn denken und ausführen konnte. Die Mönche, die dort oben nach einer ſtrengen Regel leben, bewohnen theils das weitläufige Kloſtergebäude, theils um das Hauptgebäude zerſtreute Einſiedlerhütten; jeder von ihnen bebaut ſeinen Garten und lebt ſo ferne von allen Verbindungen mit der Welt, daß ſelbſt die Wallfahrer, die dieſen berühmten Ort häufig beſuchen, nur durch den Prior des Kloſters mit ihnen ſprechen. Übrigens findet Jedermann eine freundliche und gaſtliche Aufnahme.

Unſere Freunde, die ſpät Abends, und zu einer Zeit anlangten, wo eine ſo große Menge von Gläubigen hier verſammelt war, daß das große Kloſtergebäude nicht alle mehr faſſen konnte, waren gezwungen in einer jener zerſtreuten Eremitagen außer demſelben Herberge zu ſuchen. — Die Ausſicht von hier aus war herrlich; denn das Auge beherrſchte eine der ſchönſten und reizendſten Gegenden vor einem Standpuncte aus, wo ſich das Herz dem Himmel näher fühlt. Auch Don Diego ſchien heiterer als je, und theilte eben ſeinem Freunde verſchiedene Erinnerungen aus ſeiner Jugend mit, in welcher er dieſe Gegend häufig beſuchte, als eine Sänfte vor der Thüre des Hauſes anhielt, von ſechs Dienern, die auf Maulthieren ritten, und einem Cavalier begleitet, deſſen Äuſeres Riccardo ſehr gefiel. Minder vortheilhaft ſchien es auf Don Diego zu wirken; denn ſein Antlig entfärbte ſich, und mit entblößtem Degen wankte er der Thüre zu, wo ihn aber Riccardo zurückhielt. Dieſem entdeckte er nun, wie er in dem Angekommenen jenen Don Louis erkannt, den er ermordet zu haben glaubte. Riccardo ſah ein, wie nothwendig es hier ſey, den Freund zu beſchwichtigen und ſtellte ihm vor, wie ſolche Angelegen-

heiten mehr Klugheit als Öffentlichkeit erforderten, und wie ihm ein Freund zur Seite stände, der nie anstehen würde auch bey der geringsten Verletzung seiner Ehre den letzten Tropfen seines Blutes zu vergießen. Aber Don Diego konnten diese Worte nur in so lange etwas beruhigen, bis die Sänfte aufging und er in den zwey Damen, die hier ausstiegen, Estefanien und ihre Schwester Angelica erkannte. Nun bedurfte Riccardo wohl all' seiner Klugheit und all' jener Gewalt, die ihm seine Freundschaft über des Freundes Seele gab; denn so ungestümer Zorn tobte in Don Diego's Herzen, daß er nichts dachte als hinaus zu stürzen, und für den Schmerz und die Schmach zweyer qualvoller Jahre in Don Louis und seines ehebrecherischen Weibes Blut Rache zu nehmen. Endlich schloß Riccardo seinen Freund ein, damit ihn nicht der Augenblick dahinreißt, und ging hinab zu den beyden Damen, um ihnen und ihrem Begleiter das zweyte der beyden Zimmer anzubieten, die er mit Don Diego bewohnte. Da wegen der Menge der Fremden nirgends mehr Herberge zu finden war, nahmen die Neuangekommenen diesen Vorschlag willig an. Riccardo suchte den Damen ihren Aufenthalt so bequem und angenehm zu machen, als es nur immer geschehen konnte, und zugleich Don Louis durch jede denkbare Aufmerksamkeit zu gewinnen. Sie legten ihre Reiselleider ab, und die ganze Gesellschaft setzte sich um einen Tisch, den man am Fenster aufpflanzte, um der herrlichen Aussicht desto besser zu genießen. Der erste Gegenstand des Gesprächs war wie natürlich die Menge der Gläubigen, die sich hier zur Verehrung der heiligsten Jungfrau zusammen findet. Riccardo ließ nicht ohne Absicht bey dieser Gelegenheit einige Worte von dem größten Wallfahrtsorte der europäischen Christenheit, von Loretto in Italien fallen. Wie er vermuthete, frug man ihn, ob er Italien gesehen?

„O ja,“ entgegnete Riccardo, „ich habe zwey Jahre dort zugebracht, bloß weil ich das Land zu sehen wünschte; und so durchkreuzt' ich es wohl nach allen Richtungen.“

„Zwey Jahre,“ fiel Estefanie ein, „zwey Jahre seyd Ihr in Italien gewesen? Ungefähr so lange,“ fuhr sie gegen Don Louis und Angelica gewendet fort, „mag es seyn, daß mein unglücklicher Gatte sein Vaterland verließ.“

„Der Spanier, die ich in Italien fand,“ entgegnete Riccardo, „waren so viele, daß es mich nicht Wunder nähme, wenn ich ihn gesehen und gekannt hätte.“ —

„Er nennt sich Diego,“ fiel Estefanie rasch ein, und begann eine Schilderung von ihm zu entwerfen, wie sie wohl nur heiße, unendliche Sehnsucht entwirft. Entzückend floß der Strom der Rede von ihren Lippen, ihre Wangen glühten heller, und in ihren schönen Augen war das Feuer eines höheren Lebens erwacht.

Riccardo sah wohl, wie ihm die Gelegenheit entgegengekommen, darum antwortete er, daß er ihn gut gekannt, und auf der halben Wanderung durch Italien begleitet habe. Erst in Florenz sey er von ihm geschieden; denn ihn hielt, wie er ihm oft mitgetheilt, Verletzung seiner Ehre von seinem Vaterlande ferne, das er nie wieder zu sehen gedenke.

Bey diesen Worten konnte Estefanie ihrem Schmerz nicht länger gebieten; sie wollte sprechen — zu ihrer Rechtfertigung — aber ihre brechende Stimme und ihre Thränen ließen sie nicht zu Worten kommen.

Da bat Don Louis ihre Vertheidigung übernehmen zu dürfen, da sie doch zugleich die seine wäre, und erzählt: gegen Riccardo gewandt, wie folgt:

„Die Begebenheiten unsers Lebens sind oft so verwickelt, daß dem Menschen weder in seinem Verstande noch in seinem Herzen der Schlüssel dazu gegeben ist. Nur einer höhern Macht ist es aufbehalten ihm diese Räthsel zu lösen. Und damit Ihr dieß erkennt und Euern Freund von seinem Irrthum benachrichtiget, hört mich, das bit' ich Euch, nur einen Augenblick mit Aufmerksamkeit; denn mehr bedarf es nicht, um meine und Estefaniens Ehre vor Euch zu rechtfertigen.“

„In Valladolid, meiner Geburtsstadt, gerieth ich mit einem Cavalier in einen so ernstn Streit, daß ich ihm einst die Strafe seiner Lügenhaftigkeit mit fünf Fingern ins Gesicht schrieb. Meine Verwandten fürchteten die Rache des Beleidigten, der mir weder an Vermögen noch an Herkunft nachstand, und beschloffen, ich müsse mich in irgend eine entlegene Stadt des Königreichs begeben, wo ich ohne Gefährdung meines Lebens verweilen könnte. Ich ging nach Barcelona. Eines Abends, da ich mich eben auf der Jagd befand, überraschte mich ein furchtbares Ungewitter, und ich war froh, unfern der Heerstraße ein Bauernhaus zu entdecken, in dem ich übernachtete. Dort traf ich einen Cavalier, den ich später aus dem, was zwischen uns vorkam, als Don Diego erkannte. Wir kamen unter andern Dingen auf die Abenteuer und Verwicklungen der Liebe zu sprechen, und da erzähl' ich ihm, wie glücklich ich in meiner Bewerbung um die Gunst einer Dame war, der ich zufälliger Weise den Namen seiner Gemahlinn gab. Alle Zeichen trafen zusammen, um ihn zu überzeugen, daß er betrogen, und an seiner Ehre gekränkt sey. So kam es, daß er, als wir den nächsten Morgen der Stadt zuritten, mich mit tödtlichen Wunden bedeckte, und als er mich vollends getödtet zu haben glaubte, der Stadt zu eilte, und ohne seine Gemahlinn zu sehen, sich sogleich nach Italien einschiffte. So geheim aber die That auch geschehen war, so wußte doch nach zwey Monaten ganz Barcelona, daß Don Diego sie begangen hatte; denn erstlich verrieth ihn der Tag, an dem er Madrid verlassen und die Orte, wo er auf seiner Reise angehalten hatte; z w e y t e n s meine Schilderung von ihm und seinem Diener, d r i t t e n s er selbst durch sein gänzlich Verschwinden und manche Äußerung, die ihm in Neapel entfallen war und durch seine Landsleute nach Barcelona gebracht wurde, und e n d l i c h der Ausspruch Gottes, nach dem nichts so im Verborgenen geschieht, daß es nicht einst offenbar würde. Sogleich liefen zweydeutige Gerüchte über Estefaniens Ehre unter dem Volke umher. Doch die ganze Begebenheit verhält sich so: Estefanie, die ihre Einsamkeit bey der Entfernung ihres Gatten täglich tiefer fühlte, sandte zu ihren Ältern mit der Bitte, daß Angelica, ihre Schwester, die Ihr hier seht, ihr so lange Gesellschaft leisten möge, bis Don Diego vom Hofe zurückgekehrt. Dieß geschah, und da Estefanie eines Tages einige Kleinigkeiten zu kaufen wünschte, wie sie Damen zugehören, und doch nicht wagte sich aus dem Hause zu begeben, mußte Angelica dieses Geschäft übernehmen. Damals faßte diese solche Liebe zu mir, daß sie mir bey'm nächsten Wiedersehen ohne Mitwissen ihrer Schwester, denn diese hätt' es nie gestattet, Zutritt in ihrem Hause versprach, aber dieß unter so neuer und kluger Vorsicht, daß ich nie die Straße oder das Haus kennen lernte, in das ich gebracht wurde, bis nicht einst zufälliger

Weise ein Mensch am Thore fragte: wer in diesem Hause wohne? Ein Diener gab zur Antwort: Donna Estefanie. So kam es, daß ich Don Diego diesen Namen nannte, der mich das Leben kostete, kamen nicht Holzschläger des Weges, die mich aufhoben und nach Barcelona brachten, wo ich von meinen Wunden genas. Mein erlittenes Unglück bewog Angelica's Ältern meinen Bewerbungen um ihre Hand Gehör zu geben, denn mich hatte längst ihre Schönheit und Liebe bezaubert. Damit ward jedes Gerücht über Estefaniens Ehre niedergeschlagen, und ich hoffe in nichts der Schuldner meines Gegners geblieben zu seyn.“

Don Diego, der dieß Alles mit gehört, war von diesem Beweise seines Irrthums so erschüttert, wie ihn kaum der Schmerz ergriffen hätte, wenn er das Gegentheil vernahm. Da erhob sich Riccardo, indem er der Gesellschaft ankündete, wie nahe sich Don Diego befinde, um diesen in Estefaniens Arme zu führen. Lautlos sank er an ihre Brust, und ließ sein Schweigen Alles sagen, was ihn in diesem Augenblick für hohe Seligkeit durchströmte. — Erst Estefaniens Thränen weckten ihn aus seiner Betäubung. „Vergebung!“ stammelte er. Er fand sie in seines Weibes seligen, freudetrunknen Blicken. Von neuem, und stürmischer preßte er sie an seine Brust. Endlich suchte er sich zu fassen. Er begrüßte und umarmte seine umstehenden Freunde, er frug nach seinem Sohne, wollte Riccardo danken, Don Louis um Vergebung und seine Freundschaft bitten, aber wo sollte er Worte genug finden? Wohl ihm, der ihrer nicht bedurfte! Er war unter Freunden, die ihn ganz verstanden, die seinen Werth ganz fühlten, und da sie ihn wieder besaßen, so glücklich waren wie er selbst.

(Der Schluß folgt.)

Züge aus Afrika.

Wer da glaubte, daß die französische Niederlassung am Senegal, daß St. Louis zur Abschaffung und Unterdrückung der Slavery in Afrika wirke, der würde sich irren. Dort erkaufte man Slaven so öffentlich wie in Martinique und Guadeloupe.

Wir theilen in dieser Beziehung einen Brief mit, den ein junger Franzose Namens *Epinat* von Biancourt kürzlich in seine Heimat an seine Ältern schrieb, die bloße Bauern sind. Er selbst ging nach St. Louis, um da die Neger zu unterrichten.

„Was ich ersparen konnte, habe ich zur Befreyung von zwey unglücklichen Gefangenen verwendet, die schwere Ketten trugen, der Eine schon seit zwey Jahren, der Andere seit neun Monaten. Sie heißen *Saër* und *Dhirambo*.

Jener ist der Sohn einer Witwe, und sein Land liegt 200 Lieues weit von St. Louis, unserer Colonie. Nichts sanfter als sein Charakter. Er stammt aus einer *Marabu* = oder *Prediger* = Familie seines Landes und versteht arabisch. Er wurde in einem Krieg gefangen genommen und nach St. Louis gebracht, und da als Slave verkauft: und an wen? — An den Director der Schule. — Lange sah ich ihn im Schulhof seine Ketten schleppen, und zwar im Jänner, wo es kalt ist, des Abends, in der Nacht und besonders am Morgen nackt. Ich mußte inniges Mitleid mit dem armen guten Menschen haben.

Ich gab ihm ein Stück Leinwandzeug um sich damit zu bedecken, aber die Frau des Schul-Directors nahm es ihm wieder und schickte es mir zurück. Als kurze Zeit darauf die Frau starb, sagte Saër zu mir: „Die Frau, die es nicht leiden wollte, daß du mir ein Stück Zeug gäbest, ist nun todt: willst du mir jetzt diese Wohlthat erzeigen, so wird sie dich nimmer daran verhindern.“ Ich gab ihm also das Zeug wieder und hastig bedeckte er sich damit.

Später kam seine Mutter um ihn loszukaufen. Die arme Witwe hatte deßhalb — denn sie besaß nichts weiter — einen Sack Hirse so weit auf dem Kopf hergetragen. Dieser aber war nur 36 Franken werth, der Schul-Director aber hielt Saër viel höher im Preis. Darüber war die Mutter in Verzweiflung. Sie ließ den Sack als Abschlagszahlung zurück, und ging bettelnd wieder heim, ihr Sohn aber blieb in Ketten... Liebe Ältern, denken Sie sich an die Stelle der armen Witwe und Mutter, und dazu, daß ich wie ihr Sohn in Sclaverey wäre; denken Sie sich den Schmerz, mich nicht befreyen zu können: würden Sie nicht tausendmal Gott segnen, wenn er Ihnen eine mitleidige Hand zeigte, die meine Ketten brechen wollte? Nun denn das habe ich gethan. Sie werden mir gewiß nicht vorwerfen, ich habe ein zu gutes Herz... Ich wandte mich an einen vertrauten Mann, um dem Schul-Director das verlangte Lösegeld zu zahlen. Es war sein letzter Menschenhandel, denn kurze Zeit hernach raffte ihn eine heftige Krankheit weg.

Als Saër erfuhr, ich habe ihn frey gekauft, bot er sich mir zum Sclaven an. „Nein,“ erwiderte ich ihm, „du bist frey, ich betrachte dich wie meinen unglücklichen Bruder, dessen Ketten Gott durch meine Hände gebrochen hat, um dich deiner armen Mutter zurück zu geben. Wenn du aber noch einige Zeit bey mir bleiben willst, kannst du dir auf der Insel etwas verdienen, ehe du zu deiner Mutter zurückkehrst.“ Dieß machte ihm großes Vergnügen und er blieb noch einige Zeit bey mir.

Endlich erfuhr seine Mutter, ihr Sohn sey frey, sie machte also zum zweyten Mal die weite Reise um ihn abzuholen. Es wurde ihm sehr schwer von mir zu scheiden. Endlich machte er doch Anstalten zum Fortgehen, versprach aber zurück zu kommen, um mich dann nicht mehr zu verlassen. Seine Mutter war bey der Trennung von mir eben so ergriffen und wußte nicht, wie sie mir ihren Dank ausdrücken solle. Ich sagte ihr, sie solle Gott danken, der mich in den Stand gesetzt, ihr Gutes zu thun. Darauf erwiderte sie: „Dhiredhieuf y alla ak yo, d. h. ich danke Gott mit dir.“

Dhiambo, der andere Slave, war früher einer der Diener von Hamet Ibrahim, König von Cayor. Als dieser König erfuhr, daß ich seinem Diener die Freyheit gegeben hätte, wünschte er mich zu sehen, und schickte eine Gesandtschaft an den Gouverneur der Insel, auf daß er mir erlaube, zu ihm zu kommen. Dieß wurde mir auch gestattet. Ich schiffte mich also auf dem Senegal ein — denn das Königreich Cayor liegt an der Mündung des Stroms ins Meer — mit mir waren sechs Neger von Cayor, ferner Saër, Dhiambo und der junge Dixi, der als Dolmetsch dienen sollte. Unsere Reise dauerte zwanzig Tage. Endlich kamen wir bey der Stadt an, die ziemlich groß aber schlecht gebaut ist. Vor der Stadt wurden wir mit sonderbaren Feyerlichkeiten empfangen. Der König ließ uns in seinem Pallast wohnen, der bey uns höchstens für ein Bürgerhaus gelten könnte. Er ist ein großer und wohlgebauter

Mann, ungefähr vierzig Jahre alt. Er überhäufte mich mit Freundlichkeit, ließ mich neben sich setzen und nach einer langen Audienz schenkte er mir eine Thierhaut, auf welcher er gewöhnlich schlief. Hernach sagte er zu mir: „Franz, ich bin dein Freund; wenn du hier wohnen willst, so sollst mir willkommen seyn. Ich gebe dir ein Haus und Cuscú im Überfluß.“

Correspondenz = Nachrichten.

Prag, im July 1828.

Die diesjährige Kunstausstellung in der Academie der Zeichnenskunst lieferte unter 187 Stücken (Öhlgemälde, Miniatur, Gouache, Kupferstiche, Steindruck, Bildhauerey und getriebene Arbeit) viele recht wackre Sachen. Eines der schönsten Öhlgemälde des heurigen Jahres ist unstreitig die sitzende Madonna mit einer Lilie in der Hand und das Kind Jesus von Johann Gr u s s, der nebst mehreren andern historischen Bildern, sich auch als Landschaftsmaler durch das Bild: „Die Elbe unter Großpriesen, links die Ansicht des Sperlingsberges“ bewährte. Der „kniende heilige Gallus,“ ein Altarblatt von Anton M a c h e k, gehört gerade nicht unter die besten Werke dieses Malers, vorzüglich ist der Schwarm von kleinen, unangenehm aussehenden Engeln ob dem Haupte des Heiligen durchaus tadelnswerth. Besser gerathen sind die beyden kleinen Gemälde: „Bischa zu Pferde vor dem in Brand stehenden Kloster Sedletz,“ und „Kaiser Rudolph II. im Begriff, den Majestätsbrief zu unterschreiben.“ Die sechs Vorstellungen der Familien der ältesten böhmischen Regenten (nemlich: a) Krok mit seiner zweyten Gemahlinn und seinen drey Töchtern; b) Przemysl und Libussa mit ihrem Sohne Nezamysl, nebst dem Denkmale ihrer verstorbenen Kinder; c) Nezamysl mit seiner zweyten Gemahlinn, die erste von der Zeit davon getragen; d) Mnata mit Gemahlinn und Kindern; e) Wogen eben so; f) Elisabeth, die Mutter Vladislaws II.) haben den großen Fehler, daß bey keinem derselben ein wichtiger, wahrhaft malerischer Moment aufgefaßt ist, welches Interesse können also derley Familiengemälde haben, deren Gestalten durchaus willkürlich erfunden seyn müssen, da aus jenen Zeiten keine Denkmale der Malerkunst auf die Nachwelt gekommen sind. Einige Costume sind charakteristisch und fleißig, und dürften in dieser Hinsicht die Theilnahmen der Bühnen in Anspruch nehmen. Joseph M r n i a k's Öhlgemälde: „Die vier Evangelisten mit ihren Symbolen“ sowohl, als zwey Zeichnungen desselben: „Die Eröffnung der sieben Siegel,“ und der obige Gegenstand wiederholt zeigen alle die gewöhnliche, nicht sehr ansprechende Manier dieses Zeichners. Die vorzüglichsten der vorhandenen Copien, welche die Aufmerksamkeit der Kunstliebhaber in hohem Grade in Anspruch nehmen, war eine „sitzende Madonna mit dem Kinde,“ nach Raphael, in Öhl gemalt von C r a f f o n a r a aus Riva in Tyrol, Pensionär des tyrolischen National-Museums; ferner „Ragohy, Fürst von Siebenbürgen,“ nach Kupsky, von Franz Schier in Öhl copirt, und einige Marienbilder nach Raphael, E f a d l i k und unbekanntem Meistern von Johann Gr u s s und Carl Zimmermann, so wie ein Paar van Dyck'sche Porträts von Ignaz Hübner in Miniature copirt. Wenn Franz Floris, nach welchem das Bild von Martin Tegczek: „Der Apostel Thomas berührt die Wundmahle Christi,“ wirklich ein so blaues Colorit hat, wie diese Nachbildung, so hätte sich der Copist wahrlich ein anderes Original wählen können. Alle Apostel sowohl als ihr Herr scheinen an der Blausucht zu leiden, die bey Johannes am fürchterlichsten um sich gegriffen hat. Auch in einer Landschaft nach der Natur ist Hr. Tegczek nicht viel glücklicher gewesen. Frau Gräfinn von S a l m, geborne Gräfinn v. P a c h t a, welcher die Ausstellung alljährlich einige ihrer schönsten Pierden zu verdanken pflegt, lieferte diesmal, nebst einem vorzüglich schönen Blumenstück nach der Natur, zwey sehr gelungene Landschaften nach unbekanntem Meistern. Nicht minder ansprechend ist eine Landschaft von Fr. Gräfinn L o d r o n gemalt; eine Gegend bey Salzburg, im Hintergrunde der hohe Göll, vorwärts der Untersberg, am Fuße das Städtchen Hellbrunn. Von Anton M a n e s erhielten wir drey ausgezeichnet schöne Land-

schaften, auf der größten derselben brachte er nächst den Ruinen einer alten Kirche einige Leichensteine, und auf einem derselben seinen eignen Namen an. Der verdienstvolle August Pi p e n h a g e n hat heuer acht Landschaftsgemälde geliefert, von welchen sich vorzüglich zwey Gegenden bey Berchtesgaden, nach der Natur aufgenommen, und ein Wasserstück mit Mondbeleuchtung vortheilhaft auszeichnen. Einer seiner Schüler, Carl K r u m p i e g e l, war nicht minder fleißig, und verräth ein schönes Talent für diese Gattung; doch hat er in der Wahl seines Vorwurfs oft manche Sonderbarkeiten; so malte er z. B. diesmal ein einzelnes Fenster, auf das die Sonne auffällt, und durch welches man nur zwey Fenster eines gegenüberstehenden Hauses erblickt; dann die Straße einer Stadt, aus dem Innern einer Marktbude gesehen, eine ganz roth gemalte Waldparthie u. s. w. Seine gelungensten Arbeiten dürften zwey Baumparthien bey Abenddämmerung, ein gothisches Gruftgewölbe, und der obere Theil der Thürme der Feinkirche, über ein Ziegeldach angesehen, seyn. Der ständische Theatermaler Antonio S a c h e t t i brachte eine „Gartenparthie an den Ufern der Moldau auf der Köpflischen Insel,“ die wohl unter die geschmeicheltesten P o r t r ä t s gehört, und fast mehr ein Entwurf einer höchst brillanten Garten-Decoration zu seyn scheint. Unter den Porträts erregte die meiste Theilnahme das Öhlgemälde in Lebensgröße Kaiser Franz I. im einfachen Frack mit dem goldenen Blies vom k. k. Kammermaler K u p p e l w i e s e r. Auch das Porträt des Johanniter-Ordens-Prior S t o c k l ö w zu Maria-Pulst, von Anton E i n s l e in Wien, ist ein Gemälde, welchem, nebst dem augenblicklichen Verdienst der Ähnlichkeit, auch wahrer Kunstwerth nicht abzusprechen ist. Nicht minder einige andere Porträts von Anton M a c h e k, Johann E n d e r, Anton B a y e r, F. C. K r i e g e n, C. Z i m m e r m a n n u. s. w., vorzüglich aber das Miniaturbild der Fürstinn v. Kinský, geb. Freyinn v. Kerpén, von D a f f i n g e r, zeichnen sich rühmlich vor den übrigen aus. Jos. S e m b e r a lieferte, wie gewöhnlich, eine große Zahl von Zeichnungen, worunter die nach der Natur getuschte Skizze: „Der Hochofen in Neu-Joachimsthal auf der Herrschaft Pürglitz“ die erfreulichste Erscheinung war. Einige Gegenstände, die er wählte, setzen der Ausführung unbesiegbare Hindernisse entgegen. Zwey der schönsten Zeichnungen verdankt die Ausstellung Hrn. Jos. Q u a i s e r: 1) „Maria mit dem Kinde Jesus,“ und 2. „das Porträt des Grafen v. Nostitz im Costume eines Alpenjägers.“ Auch der hiesige Schauspieler Franz Rudolph B a y e r beurfundete abermals sein plastisches Kunsttalent durch eine Ideal-Landschaft, und zwey Copien, die eine nach Teniers, die zweyte eine Landschaft mit dem Schlosse Habsburg, nach einem unbekanntem Meister. Von Zeichnungen und Gemälden nach Werken der Bildhauerkunst müssen wir als sehr glücklich bemerken: „Die zwölf Apostel nach den bronzenen Statuen von Peter Vischer am Grabmale des heiligen Sebaldus zu Nürnberg,“ von Franz W a l d h e r r, und: „Die Apostel Philipp und Jacob der größere,“ grau in grau in Öhl gemalt von Dominik K o s t u l a nach einem Vasrelief von Gyps. Im Fache der Bildhauerey lieferten die Gebrüder E b e r h a r d: „Maria mit dem stehenden Kinde in einer Nische,“ von weißem Marmor, ein sehr wackres Stück Arbeit. Minder vorzüglich sind die drey Gruppen, welche Jos. M a r aus Bürgstein darbrachte. Vortreflich ist ein academischer Act nach dem Leben in gebrannten Thon von Wenzel P r a c h n e r gearbeitet, so wie dessen Heiland am Kreuze in Wachs bosirt.

K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 28. August zum ersten Male: „Meister Pilgram, der Erbauer des Stephansthurms in Wien,“ romantische Sage in 4 Aufzügen, von Eduard D u l l e r.

Hr. Duller, ein junger Dichter, welcher mit diesem Werke sich dem vaterländischen Publicum zuerst als dramatischer Schriftsteller auführt, hat in der Wahl seines Stoffes einen sehr glücklichen Griff gethan. Die bekannte, durch Lied und Pinsel verbreitete Sage von Meister Pilgram, und seinem Gefellen Purbaum, die dunklen Traditionen von den wunderbaren und seltsamen Ereignissen bey Erbauung des zweyten Thurmes an dem Stephansmünster in Wien, haben ein so tiefes nationelles Interesse, daß die Theilnahme an diesem Schauspieler schon durch die Natur seines Stoffes von

vorne herein bedingt war. Hr. Duller hat überdies in der Bearbeitung dieses Stoffes, den er in vielfacher Hinsicht umfalten und wenden mußte, um ihm dramatisches Leben zu verleihen, sich als ein mit vielversprechendem Talente ausgerüsteter Schriftsteller bewiesen, und mit diesem Erstlingsproduct uns schöne Hoffnungen für die Zukunft gegeben.

Wir wollen übrigens damit nicht gesagt haben, als sey dieses Stück so vorragenden Gehaltes, daß man nicht den Neuling in der dramatischen Dichtung, den mit den vielfachen Klippen dieses Meeres unbekanntem Schiffer darin erkenne; im Gegentheil, es wird diese Unbekanntheit oft und oftmals sichtbar, in der öfters fehlerhaften Anlage der Folgenreihe der Scenerie, in den vielen müßigen Reden, während welchen die Handlung stille steht, oder doch nur höchst langsam vorwärts geht, in der öfters unnatürlichen Charakteristik der Personen u. s. w., aber alles dieß ist natürlich, in Berücksichtigung des ersten Schritts auf einer Bahn, welche zu dem ernstesten und innersten Heiligthum der Poesie führt, welches die Tragödie stets bleiben wird. Hr. Duller hat übrigens in Sprache und Gefühl, und theilweise selbst in der Anlage des Dramas so viel Gelingen geliefert, daß man ihm das gerechteste Lob ertheilen muß. Die Scene der Grundsteinlegung des Thurmes kann Hr. Duller ohne Bedenken als seinen eigenen Freybrief rücksichtlich seines Berufes zum dramatischen Dichter betrachten. Das Publicum nahm diese Gabe eines jungen vaterländischen Schriftstellers mit der größten Wärme und Theilnahme auf. Hr. Duller wurde nach dem ersten und zweyten Aufzug und am Schlusse lärmend gerufen. Wenn Hr. Duller, wie wir von seiner Bescheidenheit uns überzeugt halten, diesen Beyfall für das nimmt, was er ist, nemlich für die Aufmunterung, ein Talent fruchttragend auszubilden, welches sich in so schöner Blüte ausspricht, so dürfen wir uns gewiß noch erfreuliche Genüsse von diesem Talente versprechen.

Was die Darstellung dieses Drama betrifft, so geschah sie mit lobenswerthem Fleiße und Präcision. Hr. Artour gab die Rolle des Pilgram, und erntete so lauten Beyfall, daß er mehrere Male vorgerufen wurde. Wirklich verdient er auch für die Anlage des Charakters im Allgemeinen, so wie für die Darstellung einzelner Scenen, z. B. jener mit Purbaum, jener vor dem Rathe u. s. w. gerechtes Lob. Nur scheint uns, habe Hr. Artour, durch die Wirklichkeit, welche er in den ersten Acten durch seine feurige und scharf bezeichnende Spielweise errang, überreizt, dieser Wirklichkeit in den folgenden Scenen auf eine etwas zu vehemente Weise nachgestrebt. Die Wahrheit der Darstellung bleibt stets das Höchste für den Künstler, dieß wolle Hr. Artour, dessen stets rühmlichen Fleiß wir achten und schätzen, nie vergessen. Derselbe leistete übrigens auch hier wahrhaft Verdienstliches, und es ist keine leichte Aufgabe, die Monotonie im Ausdruck der Leidenschaft hier zu vermeiden, da dieß eines der Hauptgebrechen ist, welche der Dichter sich bey Bildung dieses Charakters zu Schulden kommen ließ. Die Eifersucht Pilgrams auf seinen kühnen Lehrling, die leidenschaftlichen Ergüsse des Neides und der Sorge für seinen gefährdeten Ruhm, wenn nun Purbaum eben auch ein solches Riesenwerk vollendet, als er selbst, und die innern Kämpfe mit sich selbst, daß er durch seine Hitze sich selbst verbindlich machte, dem Lehrling diesen Bau zu verschaffen, alles dieß kehrt im Ausdruck in fast stereotypen Formen wieder, und es bedarf eines gewandten Künstlers, hier die nöthige Abwechslung des Colorits zu schaffen. Hr. Kunst gab den Purbaum mit etwas zu tragischem Anstrich. Doch nehmen wir hievon die Scene mit Pilgram im ersten Act aus, welche Hr. Kunst trefflich und ganz im Geiste der Dichtung gab. Um so mehr ist es zu bedauern, daß er diesen Geist nicht durchaus zu fesseln wußte. Hr. Basson erschien als böses Princip in Gestalt des Altgefellen, und wußte durch Maske und Haltung seine eigentliche Natur und Bedeutsamkeit auf geschickte Weise geltend zu machen. Ulle Herbst als Röschen, Tochter Pilgrams, war wie immer beschäftigt, auf eine fleißige und verständige Weise ihre Aufgabe zu lösen. Doch ist diese Rolle von dem Dichter etwas gar zu stiefväterlich behandelt, als daß sie wirksam werden konnte. Die übrigen Parthien sind Nebenrollen, doch strebten alle darin Beschäftigten das Beste zu leisten.

Was die äußere Ausstattung betrifft, so war sie zweckmäßig und würdig des Gegenstandes. Die Scene im Rathssaale, und jene der feyerlichen Grundsteinlegung waren imposant und sinnig arrangirt, und erhoben durch ein schönes Bild die Bedeutsamkeit der Dichtung. Auch Pilgrams Traum wurde wirkungsreich dargestellt. Hier war der keine Maßstab, in dem sich der Stephansdom zeigte, nicht störend, wohl aber war er es auf derselben Decoration, welche sich auch bey der Grundsteinlegung zeigte, und welcher wir nicht mit Lob erwähnen können. Die theilweise neue Musik von Hrn. Capellmeister Gläser hat schöne Nummern; das Ganze wurde, wie gesagt, mit unterschiednem Beyfalle aufgenommen, und bereits mehrere Male bey vollem Hause wiederholt. —

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Donnerstag, den 11. September 1828.

110

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertel, um 6 fl., halb, um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertel, um 3 fl. 45 kr., halb, um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M., bey U. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Alte Lieb' wird wieder neu, und gingen tausend Jahr vorbey.

(S c h l u ß.)

Neun Tage verweilte die Gesellschaft in Montserrat; denn für so lange hatte sich Estefanie dem Tempel der Gottesmutter angelobt. Man war in dieser Zeit zwischen Gebeth, seiner inneren Seligkeit und der herrlichen Natur getheilt, indem man in jedem ganz lebte.

Nur Riccardo, so innig er seinem Freunde zugethan war, konnte nicht ganz so heiter erscheinen, als Alles und wohl er selbst wünschte. Und so geschah es, als die Freunde in der letzten Nacht, die sie hier zubrachten, beisammen saßen, und von der Verwicklung ihrer Schicksale und ihrer glücklichen Lösung sprachen, daß die beyden Damen diese Gelegenheit ergriffen, um nach seinen Verhältnissen zu fragen. Man fühlte sich ihm verpflichtet genug, um ihm diese Theilnahme zu schenken. Riccardo erzählte denn seine Begebenheiten, und wohl zur Zufriedenheit Aller; denn Alle, von seiner ungebogenen Treue und unveränderlich hohen Liebe ergriffen, wünschten ihm herzlich ein so frohes Wiederfinden, wie es seinem Freunde Don Diego geworden war. Der Unglückliche konnte seine Erschütterung nicht verbergen, er wollte aufstehen und sich ins Freye begeben, aber Estefanie unterbrach seine Entschuldigungen, indem sie seine Rechte ergriff und ihn sanft zurückhielt.

„Riccardo,“ sprach sie, und ihr schönes Gesicht überflog ein Schimmer der seligsten Heiterkeit, „ich war verlegen, wie wir Euch Eure hohe Freundschaft danken möchten, aber schon bin ich's nicht mehr; denn indem ich Euch sage, daß Lisarda, oder wenigstens eine Andere gleichen Namens und Vaterlandes, in Barcelona und meine Freundin ist, glaub ich Euch eben so glücklich zu machen, als ich durch Eure Vermittlung geworden bin. Aber was mich Wunder nimmt, ist dieses, daß sie nicht, wie Ihr sagt, verheirathet, sondern Witwe und im Geleite ihrer Ältern ist.“

Eine glühende Röthe überflog bey diesen Worten Riccardo's Angesicht, er wagte nicht zu glauben, weil ihm das Glück immer nur Augenblicke gelächelt, und wagte nicht zu widersprechen, denn zu schön war der Mund, der es ihm

verblindet. Aber so tief ihn auch sein Unglück gebeugt hatte, so allmächtig richtete ihn die Hoffnung wieder empor; er bat die Gesellschaft, ihren Ausbruch zu beschleunigen, um baldmöglichst wieder in Barcelona anzulangen, worin man ihm gerne willfuhr.

Dort angelangt, schickte Estefanie zu Lisarda's Ältern, mit der Bitte, daß ihre Freundin diesen Tag ihr Haus beehren möge. Lisarda kam, denn Estefanie genoß ihrer höchsten Achtung und Liebe, auch hatte sich in Barcelona bereits die Nachricht von Don Diego's Rückkunft verbreitet, und Lisarda beeilte sich, ihre Freundin glücklich zu sehen.

Um Estefanien erst zu bedeuten, ob dieß wirklich jene Dame sey, von der er gesprochen, zog sich Riccardo zurück. Die Freundin vernahm das Zeichen und nahm Lisarda zu sich und Don Diego in ein besonderes Gemach, wo sie ihr sagte, daß dieser ein Schreiben an sie aus Italien mitgebracht habe, von einem Cavalier, Namens Riccardo, der, wie er sagte, aus ihrer Vaterstadt gebürtig sey.

Bestürzt vernahm Lisarda den Namen dessen, den sie noch immer anbethete. Sie vermochte ihre Gefühle nicht zu unterdrücken, mit schwankender Stimme bat sie um das Schreiben, „denn,“ sagte sie, „es kann nicht so viele Buchstaben enthalten, als ich Thränen um den geweint, der es schrieb.“ Da öffnete Don Diego eine Thüre, und führte ihr Riccardo entgegen.

Nach den ersten Augenblicken der Bestürzung frug Riccardo vor Allem, ob Lisarda vermählt sey? Sie antwortete darauf mit folgender Erzählung ihrer Schicksale:

„Glaubt mir, Riccardo, als Ihr unter meinen Fenstern hinweg den Stadthoren zujaget, damals zerriß der tiefste Schmerz meine Seele. Noch bewundere ich, daß ich Euch nicht mit lauter Stimme zurückrief; denn da Ihr die bessere Hälfte meines Herzens mit Euch nahm, fühlte ich wohl, daß ich mit diesem getheilten und zerrissenen Herzen nicht leben könne. Ihr gingt und ich blieb, die traurige, hoffnungslose Braut eines Mannes, den ich nicht liebte. Ich bethete brünstig um den Tod, und Gott schien mein Gebeth zu hören. Anstatt nemlich noch diesen Tag getraut zu werden, fiel ich in ein Fieber, das mich mehrere Monden an's Krankenlager bannte und dem Grabe nahe brachte. Immer standet Ihr vor meiner Seele, und der Schmerz, den ich, wenn ich wachte, vor den Blicken Aller zu verbergen wußte, fand eine Sprache in den wilden Träumen meiner Krankheit. In solch' einem Augenblicke führte mein Vater, der mich wahrhaft liebte, Don Fadrique an mein Lager, und er, dessen Seele zu groß und herrlich war, um meine Hand ohne meine Liebe zu begehren, verließ Ciudad Real und nahm Kriegsdienste, in denen er, wie Ihr aus diesen Trauerkleidern seht, gestorben.“

„Oft sollt' ich mich in dieser Zeit vermählen, aber unter dem Vorwande, daß das Andenken des Verstorbenen mir diesen Schritt nicht erlaube, wußte ich auszuhalten, in der Hoffnung dieses Tages. Ein Amt, das der Vice-König meinem Vater in Barcelona antrug, bewog diesen noch in seinem hohen Alter sich mit all' den Seinen hieher zu begeben, und willig folgte ich, die sich hier — Euch näher glaubte.“

Zu deutlich hatte Lisarda ihre Liebe ausgesprochen, als daß Riccardo noch länger hätte zögern sollen. Er bat sie daher, wenn sie anders noch dieselbe Ge-

sinnung gegen ihn trüge wie vor zwey Jahren, ihm zu erlauben bey ihrem Vater von neuem um ihre Hand anhalten zu dürfen; denn ihm sey ihr Andenken heilig und unverlezt im Gemüthe, so daß er nur durch dieses Wiederfinden glücklich werden könnte.

Gerne wollte Lisarda den Weg des Lebens mit dem Geliebten hinabwandeln, und freudig willigten ihre Ältern in diese Verbindung. In wenigen Tagen wurde die Vermählung gefeyert, und die schönen, fröhlichen Kinder, welche den drey glücklichen Paaren entsprossen, waren Bürgen ihres dauernden, ungestörten Glückes, das ihnen die Erinnerung ihres gemeinschaftlichen Duldens, und ihre hohe, bis in den Tod unzertrennliche Freundschaft mit unzähligen Freuden würzte, die aber auch nur dem werden, der sie durch Ausdauer im Kampfe für seine schönsten und heiligsten Gefühle verdient!

Wohl möchte auch den besten Menschen nicht immer gleiches Wiederfinden, gleiche Befriedigung ihrer Sehnsucht werden. — Aber auch diesen kann der Gedanke Trost seyn: Daß Liebe nie vergift! — Diesen heiteren Glauben möge jeder unglücklich Liebende treu in seiner Brust bewahren, — wie er in allen Zungen und bey allen Völkern der weiten, gesegneten Erde lebt!

Der Patriarch von Constantinopel und sein Hof.

Der in der Literatur bekannte Grieche Jakobaly Rizo gibt in seinen Vorlesungen über neugriechische Literatur folgende, wie wir glauben, auch für die Leser dieser Zeitschrift interessante Daten über den griechischen Patriarchen in Constantinopel und seinen Hof.

Schon in den ersten Jahren der Eroberung Constantinopels hatte der alte Patriarch Gernadius von Mohammed II. eine eigene, dem Patriarchat bestimmte Kirche erhalten. Es war ein ansehnlicher Tempel mitten in der Stadt, der heiligen Jungfrau geweiht, und *Ῥόδου τὸ ἀράπαντον* — die unverwelkliche Rose genannt. Es war übrigens nicht klug von den Griechen ihre Kirche an dieser Stelle, umgeben von türkischen Häusern, zu nehmen. Denn was kommen mußte, kam. Der türkische Religionseifer oder Fanatismus, wenn man will, den die Eroberungen noch heftiger gemacht hatten, konnte den fremdartigen Gottesdienst und die Ceremonien einer verabscheuten Religion nicht lange ertragen. Daraus entstanden Unannehmlichkeiten. Die türkische Regierung mußte den Griechen die Rosenkirche wieder nehmen, und in eine Moskeh verwandeln, die noch bis auf den heutigen Tag *Guisul Djamiti* oder die Rosen-Moskeh genannt wird. Der Patriarch bekam dagegen eine kleinere, unansehnlichere und nicht gewölbte Kirche im Fanal-Quartier von Constantinopel, nahe an einem Thor, das noch von den Zeiten der griechischen Kaiser her, *Πύλη τοῦ Παπαίου* oder Thor des Fanals genannt wurde. Hier ließ der Patriarch ein Wohnhaus für sich bauen; hieher zogen auch alle Glieder der griechischen Synode, denen von der Pforte die Sorge für die weltlichen und geistlichen Angelegenheiten ihres Volks übertragen war; hier entstanden bald die prächtigen Wohnungen der vornehmsten Griechenfamilien, die zum Theil jene Laien-Geistlichkeit ausmachte, die eine eigenthümliche Erscheinung der morgenländischen Kirche ist. Hier wurde auch die nachmals so blühende Patriarchenschule gegründet.

Diese Laien- oder weltliche Geistlichkeit, dieß Gefolge des Patriarchenthrons, entstand unter den spätern griechischen Kaisern; schwach und kleinlich wie sie waren, ahmten sie von den Orientalen nicht das Nützliche und Große, sondern nur das Pomphafte in Stellen und Titeln nach. Diese füllten bald ihre Palläste, und des eiteln Wesens war kein Ende. Den Kaiserhof ahmte bald auch die hohe Geistlichkeit nach. Immer vermehrte sie ihre Großwürdenträger und gab ihnen Titel, die mit den obern Hof-Chargen Ähnlichkeit hatten. Diese geistlichen Dignitarien erhielten durch eine geringe Tonsur und durch die Handauflegung eine Art von Consecration. Sie zerfielen in zwey Classen, welche die erste und die zweyte Porta hießen. Die erste bestand aus dem Groß-Logotheten oder Erzkanzler des Patriarchenthrons, aus dem Scceophylax oder Garde-meubles, aus dem Chartophylax oder Archivar, dem Groß-Ecclesiarchen und dem Groß-Redner. In die zweyte waren der Groß-Ökonom, der Protonotarius, der Referendarius, der Primiciarius, der Erz-Sänger und der erste Secretär gereiht. Hieher gehörten auch noch eine große Menge von niedern Beamten, die den Namen Schreiber hatten.

Seit dem Fall Constantinopels bestanden die Einkünfte dieser Laien-Geistlichkeit in einem mäßigen Gehalt aus der Casse des Patriarchen und in bestimmten Abgaben von mehrern Inseln, Klöstern und Städten, die dem Patriarchensitz zugewiesen waren, und jährlich unter dem Namen Erarchat-Abgaben an die Laien-Geistlichkeit gezahlt wurden. Sie besorgte auch die Civil- und geistlichen Angelegenheiten der Christen in der Hauptstadt; dergleichen beschäftigte sie sich mit den griechischen Klöstern, mit der Verwaltung der geistlichen Güter und den, der Kirche gemachten Schenkungen. Aus diesem weltlichen Clerus bestand das Concilium des Patriarchen, wenn er weltliche und geistliche Prozesse entschied. Jedem Würdenträger waren einige Inseln des Archipels oder einige Klöster zugetheilt, und er versah ihre Geschäfte und Angelegenheiten beym Patriarchen. Selbst die Provinzen und die griechischen Inseln unter fränkischer Herrschaft waren davon nicht ausgenommen. Kurz dieser weltliche Clerus beschäftigte sich mit den weltlichen Angelegenheiten, die vor den Patriarchen von Constantinopel gehörten.

Der Patriarch zahlt aus der sogenannten allgemeinen Casse die Summe von 25,000 türkischen Piastern für sich und sämtliche griechische Erzbischöfe im ganzen ottomanischen Reich. Dieser jährliche Tribut wird von der türkischen Regierung Geschenk genannt. Dadurch wird die hohe Geistlichkeit ganz frey vom Kopfgeld, das jeder Raja oder männliche Kopf zahlen muß, der nicht mohammedanischer Religion ist. Die Bischöfe sind jedoch nur dann frey von dieser Abgabe, wenn sie in ihrer Diöces leben: sie müssen dieselbe zahlen, wenn sie sich in Constantinopel aufhalten. In diesen Schatz oder diese allgemeine Casse kann man Geld auf Interessen geben. Die türkische Regierung macht hier bisweilen Ansehen, ja die Türken selbst legen da ihr Geld an, um es in Sicherheit zu wissen.

Mehrere Civil-Angelegenheiten gehören zum Bereich des Patriarchen: z. B. Heiratscontracte, Ehescheidungen, Vermächtnisse und Testamente, kleine Diebstähle und Vergehen. Im Allgemeinen bittet man den Patriarchen um Vermittelung, um bey den Tribunalen die Prozeßkosten und die willkürlichen Aussprüche der Bestre zu vermeiden. So entschied der Patriarch nicht allein

Streitigkeiten der Griechen unter einander, sondern auch der Griechen gegen Armenier, ja sogar zwischen Griechen und Türken.

Der Patriarch hält in seinem Haus einen Gerichtshof, der aus jener Weltgeistlichkeit besteht. Das von ihm ausgesprochene Urtheil hat volle Kraft selbst zwischen Griechen und Türken.

Will der Patriarch Christen verbannen: so wendet sich der Agent desselben mit der Bitte um Ertheilung eines Ferman's oder Exil-Befehls an die Pforte. Diese verfügt sogleich gebetener Maßen, denn keine Bittschrift des Patriarchen bleibt ohne Erfolg. Geschieht dieß ja einmal: so ist's ein Zeichen, daß dem Patriarchen nahe Absehung bevorstehet.

Er hat ein Gefängniß für die schuldigen Christen, mögen sie nun Laien oder Geistliche seyn. Auf die Galeeren kann er selbst ohne Wissen der Pforte schicken, die auch nie einen Schuldigen begnadigt, den der Patriarch verdammt hat.

Wenn ein Christ für ein geringes Vergehen durch Polizey-Officiere nach dem Gefängniß geführt ward: so konnte er sich los und ledig machen, wenn er öffentlich erklärte, er wolle die mohammedanische Religion annehmen. In diesem Fall wurde er sogleich vor einen Richter, oder vor die Pforte selbst geführt, um da den Turban zu empfangen. Wenn aber die Janitscharen des Patriarchen solche Leute ins Exil oder auf die Galeeren führten: so half ihnen alles Nusen, sie wollten zum Islamismus übergehen, nichts, denn Niemand wagte es sie aus den Händen der bewaffneten Macht zu befreien.

Außerdem hat der Patriarch noch das Recht zu Pferd durch Constantino-
pel zu reiten. Ihm treten dann vor: zwey Janitscharen, zwölf Geistliche, der Stabhalter und die Diaconi.

So weit Nizo. Sollte dieser den Griechen zugestandene Staat im Staate nicht an den Freiheitsbrief erinnern, den Mohammed II. 1454 Morea gab, und den Ihr gelehrter Hammer in seiner Geschichte des türkischen Reiches mitgetheilt hat? —

Correspondenz-Nachrichten.

Neapel, im Juny 1828.

Das ländliche Fest zu Carditello am Himmelfahrtstage
den 15. May 1828.

Carditello ist der Name eines kleinen Ortes, nicht völlig 10 neapolit. Meilen von Neapel entfernt, und wird so im Diminutivo genannt, um ihn von einem größern, nahe daran gelegenen Orte zu unterscheiden, welcher Cardito heißt. In einem bey Carditello sehr ausgedehnten Eichenwalde, liegt ein kleines niedliches Jagdschloß des Königs von Neapel, das den Namen des Ortes führt. Der letztverstorbene König Ferdinand I. stiftete ein ländliches Fest, welches am Himmelfahrtstage dort gefeyert wird, und dessen Hauptgegenstand ein Pferderennen ist, das auf einem vor dem Schlosse sich befindenden, ausgedehnten, ovalen Platz, wie ein Circus eingerichtet, gehalten wird. Zu diesem Wettrennen werden einige Tage vorher, sowohl durch die neapolitanische Zeitung, als durch gedruckte Zettel an den Ecken der Stadt dem Publicum die Bedingungen kund gemacht, unter welchen die Eigenthümer von Rennpferden Antheil an dem Wettrennen nehmen können. Diese mußten einige Tage vor dem Feste dem Intendanten von der Provinz Terra di Lavoro und dem königl. Verwalter von Carditello eine ausführliche Relation der zum Rennen bestimmten Pferde bringen, worin ihre Farbe,

ihre natürlichen Eigenschaften, oder äußere Kennzeichen, wie auch die Farbe der Kopfriemen, der Federbüsche, der Bänder, und andere Zierrathen angegeben werden, eben so wie die Farbe und der Schnitt des Anzugs der kleinen Jockeys. Diese Kennzeichen werden mit Tauf- und Zunamen der Eigenthümer bey dem Rennen ausgestellt, und wenn Zeichen oder Namen verändert befunden werden, so werden die Pferde vom Rennen ausgeschlossen, weggenommen, und die Eigenthümer verhaftet. Der für den Sieger bestimmte Preis ist für den ersten Cours 50 neapolitanische Ducati, und für den zweyten 100 dergleichen Ducati.

Wenn nun der zum Feste bestimmte Tag angekommen ist, so fahren aus der Hauptstadt alle die, welche Lust und Mittel haben, in Equipagen jeder Form und Eleganz nach Capditello hinaus: zwey- drey- vier- und sechspännige Wagen; bedeckte, halb bedeckte und offene, ein- und zweispännige Cabriolets; sehr viele Militärs- und Civilpersonen, auch Geistliche zu Pferde. Alt und Jung, Alles möchte an jener Unterhaltung Theil nehmen, und das Verlangen der Lehnkutscher hat an dem Tage keine Grenzen. Es sind deren gewesen, welche für einen zweispännigen, halboffenen Wagen, den man an gewöhnlichen Tagen für drey Ducati haben kann, 25 und gar 30 verlangt haben. Die Bewegung hinaus ist fast unglaublich, und wenn ein wohlthätiger Regen nicht vorher die Landstraße beneht hat, so fährt man fast den ganzen Weg in einer immerwährenden Staubwolke hinaus. Indem nun die mehr und weniger bemittelten Bewohner der Hauptstadt und der umliegenden kleinen Städte sich so auf eine bequemere Weise hinaus begeben, und viele von ihnen ihr Mittagmahl in den Kutschen mitbringen, so hat sich schon das unzählige Landvolk im festlichen Anzuge, auf großen mit Laubwerk verzierten, mit leinwandnen Baldachins bedeckten, und mit Ochsen, Eseln und Pferden bespannten Karren dahin ziehen lassen, und sich zwanglos in FamiliengirkeIn im königlichen Park (dessen Gitter an jenem Tage jeder Classe Personen offen stehen), im Grase, auf Körben, auf kleinern Weinfässchen, auf Bänken, unter den ehrwürdigen, schattigen Eichen gelagert: neben sich ihre ruhenden Ochsen und Esel, und ihre Fuhrwerke stehend, und emsig beschäftigt, ihr frugales Mittagessen, zum Theil in Kesseln an den niedrigen Baumästen aufgehängt, zuzubereiten. Bald sieht man nun nach und nach unter diesen Gruppen der fröhlichen Landleute eine Menge elegante Damen und Herren herumwandeln, welche ihre Equipagen unter den ländlichen Fuhrwerken vermischt stehen lassen, und deren Dienerschaft unter eigens aufgeschlagenen Zelten und Baracken Tische decken, Weinbouteillen aufhäufen, warme und kalte Speisen auftragen, und nachdem ihre Herrschaften bey dem Lustwandeln im Park das ländliche Mittagmahl der minder bemittelten Bürger und der Landleute in Augenschein genommen, und S. M. und der königlichen Familie, die mit ihrer angeborenen Leutseligkeit ebenfalls unter ihrem fröhlichen Volke herumgefahren, ihre Ehrerbietung bezeigt, so kehren sie wieder unter die Zelte und Baracken hinein, und genießen dort ihre leckern Mahlzeiten, während denen sich viele der schon gesättigten Landleute unter freyem Himmel einem süßen Mittagsschlaf überlassen, der weder von den auf sie herabstehenden Sonnenstrahlen, noch von dem Geschrey der Kinder und Gelächter der Erwachsenen, dem Wiehern der Pferde, dem Klange der Schalmeyen und Bastrummeln, und dem Brüllen der Ochsen gestört wird. Nun wurden auch die königlichen Tafeln auf dem Schlosse, fünf an der Zahl, bedient. An einer derselben speisten S. M. mit ihrer königl. Familie, und an den vier übrigen, deren jede von einem der höchsten Hof- Chargen präsidirt wurde, saßen die zahlreichen, vom Könige eingeladenen Gäste, sowohl Fremde beyderley Geschlechts, als hohe inländische Beamte und Adel. Während dieser Zeit überließ sich das Volk im Park, unter den schattigen Bäumen, seinem National- Tanze, der Tarantela, und verschiedenen andern Volksbelustigungen, zur Aufgeräumtheit deren bey Einigen der genossene erquickende Schlaf, und bey Andern der Wein nicht wenig beytrugen. Nun nähert sich der Augenblick des Pferderennens, und Alles strömt zu dem Geländer hin, welches den schon erwähnten, circusförmigen Platz vor dem Schlosse umgibt, und zu den in amphitheatralischer Form sich befindenden Sizen, welche von vielen schon des Morgens eingenommen werden, und die alle unentgeltlich besetzt werden können. Am großen Balcon und an den Fenstern des Schlosses erscheinen die königliche Familie, die

eingeladenen Gäste, und andere Personen, denen erlaubt worden war, im Schlosse als Zuschauer zu seyn. An jeder Seite des Schlosthors war eine an einem Pfahle gehangene Tafel, auf welcher die beyden Prämien sich in daran angehefteten Plastern befinden. Wenn gegebenen Zeichen fängt das Rennen an, welches, so zu sagen, in zwey Acte eingetheilt ist. Im ersten erhält der Eigenthümer des am Ziel zuerst angelangten Pferdes den Preis von 50 Ducati, und im zweyten den von 100. Kaum ist das Pferdesrennen zu Ende, so sehen sich die vielen tausend Zuschauer in Bewegung, um sich nach ihren verschiedenen Heimaten zu verfügen, und unglaublich ist das Gewühl der Kutschen, Karren, Cabriolets, Reitenden und Fußgänger, welche suchen, aus dem Park so geschwind als möglich hinaus zu kommen, um noch bey Tageslicht einen Theil ihres Weges zurücklegen zu können; selten aber vergeht dieser Tag, ohne daß Unfälle bey der Rückfahrt durch umgeworfene oder zerbrochene Fuhrwerke sich ereignen.

Archäologie.

Da unsre gegenwärtige Welt Gelegenheit gefunden hat, Blicke, so zu sagen, auf das Materielle der Vorwelt zu werfen, und Gegenstände unter die Augen zu bekommen, welche vor vielen Jahrhunderten bey den Griechen und Römern, nicht nur durch ihre Solidität der verheerenden Zeit Troß bieten sollten, sondern auch solche Gegenstände, deren Stoff und Gebrauch nie bestimmt waren, ein Menschenalter durchzudauern, geschweige denn, nach Jahrhunderten noch sichtbar zu bleiben, so wird es unsern Lesern vielleicht nicht unwillkommen seyn, wenn wir sie auf einige Augenblicke mit dem unterhalten, was in Pompeji gefundene Alterthümer und einige gleichzeitige Schriftsteller uns hinterlassen haben von der

Toilette einer antiken römischen Dame.

Kaum hatte eine Dame von Stande des alten Roms ihre Schlafstätte verlassen, so richtete sie ihre ersten Schritte nach dem Badezimmer, und nachdem sie ihren Körper mit Bimsstein durch Badwärterinnen hatte reiben lassen, so überließ sie sich den Kosmetinnen^{*)}. Diese waren Sclavinnen, welche Recepte von allerley Ingredienzen besaßen, und deren Bemühungen die Erhaltung der Haut und der gesunden Farbe zum Zweck hatte. Man hielt sehr viel auf ihr Geschäft, weil die Kosmetik als ein Theil der Hygiene angesehen wurde, so zwar, daß die beyden Ärzte Archigenes am Hofe der Cleopatra, und Critona am Hofe der Plotina Abhandlungen darüber schrieben, welche sie ihren erlauchten Fürsinnen zueigneten. Wir kommen wieder zu der römischen Dame zurück. Nach dem Bade ließ diese sich von den Sclavinnen das Gesicht mit einem Pflaster belegen, welches die Kaiserinn Poppäa erfunden haben soll, und das öfters so lange darauf liegen blieb, als die Dame zu Hause verweilte; wenn sie aber ausgehen wollte, oder fremde Besuche erwartete, wurde es weggenommen, so daß der arme Ehemann sich an dem Gesichte seiner Frau durch jene Maske ergötzen mußte. Einige ließen sich jenes Pflaster vor dem Schlafengehen auflegen, und dadurch wurde ihr Gesicht bis zum Anfange der Toilette vor dem Einfluß der Luft gesichert. Alsdann wurde dieses mit einem in Eßelsmich getauchten Schwamm gewaschen, und eine Sclavinn bemühte sich, der Haut die bestmögliche frische Farbe zu geben. Dies geschah vermittelst der Asche gebrannter Schnecken mit Honig vermischt, oder gebrannter und pulverisirter großer Ameisen, mit ein wenig Salz vermischt, oder auch vermittelst Honig, worin man Bienen getödtet hatte, oder durch Hühnerfett mit wohl gestoßenem Zwiebel vermischt. Um Runzeln zu vertreiben wurde Schwanzfett gebraucht. Die kleinen Schuppen, welche sich bisweilen an der Haut des Gesichts zeigen, wegzunehmen, rieb man das Gesicht mit einem wollenen Tuche oder Widderfelle, in Rosenöhl getüncht. Geriebenes Widderfell, mit Honig aus Corsica vermischt, wurde gegen die Sonnenflecken gebraucht. Jenen Mischungen wurde bisweilen noch ein wenig Rauchharz zugefügt, welches, wie man behauptete, gut war, jede Geschwulst zu vertreiben. Wenn je ein Haar sich am Gesichte bemerken ließ, so wurde es gleich mit kleinen Zangen ausgerissen.

Es waren auch Sclavinnen bestimmt, die Zähne zu putzen. Wenn das Wasser nicht

^{*)} Dieses Wort kommt von κοσμεω, ich ziere.

hinreichend wirksam war, so nahm man seine Zuflucht zu Bimsstein in Urin aufgelöst, oder zu Marmorpulver. Kleine Zahnbürsten waren auch damals im Gebrauche, so wie auch falsche Zähne, die man in Gold einfaßte, wie es aus den Gesetzen der XII. Tafeln erhellt. Die Zahnschocher waren den unsern ähnlich, entweder von Federn, Holz oder Silber, welche letztere deswegen vom Petronius spinae argenteae genannt wurden; die Stachel des Stachelschweins wurden doch, als dem Zahnfleische weniger schädlich, vorgezogen. Um die gespaltene Haut der Lippen zu heilen, brauchte man die Abschabungen der innern Seite einer Schafshaut mit Galläpfel und Kienruß vermischt; um aber einem von den Zähnen herrührenden sinkenden Athem vorzubeugen, mußten die Zähne mit der Asche einer verbrannten Maus, mit Honig und Fenchelwurzel vermischt, gerieben werden.

Nachdem die Zähne dergestalt gepuht waren, trat eine dritte Classe Sclavinnen auf, um die Kinnbacken ihrer Gebieterinnen zu schmücken, die Augenbraunen zu schwärzen, und den Haaren diejenige Farbe zu geben, welche ihrem Wunsche und Alter am angemessensten waren. In den vornehmen Familien mußten jene, vermöge des hohen Tones, Griechinnen seyn, und wenn sie es nicht waren, doch mit griechischen Namen genannt werden. Eine römische Dame zur Zeit der Kaiser glaubte nicht anständig genug gekleidet zu seyn, wenn sie es nicht nach griechischer Mode war, und wenn ihre Essenzen, Pomaden und Salben nicht aus Griechenland gekommen waren. Eine jener letzten Sclavinnen bestrich dann die Lippen ihrer Gebieterinn mit einer rothen Salbe, um denselben eine lebhaftere Farbe zu geben, während dem eine andere ihr einen Spiegel *) vorhielt.

Es wäre überflüssig, zu bemerken, mit welcher Aufmerksamkeit die Frauenzimmer, welche der Galanterie ergeben waren, in jenen Spiegeln ihre Stellungen, ihr Lächeln und ihre Blicke studierten; und es ist zu vermuthen, daß in dieser Hinsicht die Antiken den Modernen nicht nachstanden. Was aber die philosophischen Begriffe, des guten Raths betreffend, den man von einem Spiegel erhalten kann, angeht, so dürfen wir die nicht vorübergehen lassen, welche uns Seneca gibt. Er wünscht, daß die Schönen sich der Spiegel bedienen, um allen Fehlern zu entgehen, welche ihre Schönheit verdunkeln könnten, und daß die Häßlichen sich dieselben zu Nuße machten, um die Kunst zu lernen, durch Tugenden ihre Häßlichkeit unbemerkbar zu machen.

*) Von jenen Spiegeln sieht man im königl. Museum zu Neapel mehrere von Bronze, aber manchen Muthmaßungen zu Folge, waren sie auch von Gold; denn Plinius sagt, daß die silbernen Spiegel so häufig waren, daß man deren sogar auf den Nachtischen der Sclavinnen antraf. Die Größe dieser Spiegel war öfters so beträchtlich, daß sich der ganze Körper darin spiegeln konnte, aber dabei so theuer, daß, nach dem Zeugniß des Seneca, der Werth derselben die Summe übertraf, welche der römische Senat der Tochter des Scipio als Brautgabe bestimmt hatte. Die Spiegel wurden auch aus einer Mischung mehrerer Metalle verfertigt, und die, welche in Brindisi gemacht wurden, standen sehr im Rufe. Die Fabricanten solcher Gegenstände des Luxus und der Coqetterie bildeten in Rom eine der zahlreichsten und wohlhabendsten Zünfte.

Modenbild XXXVII.

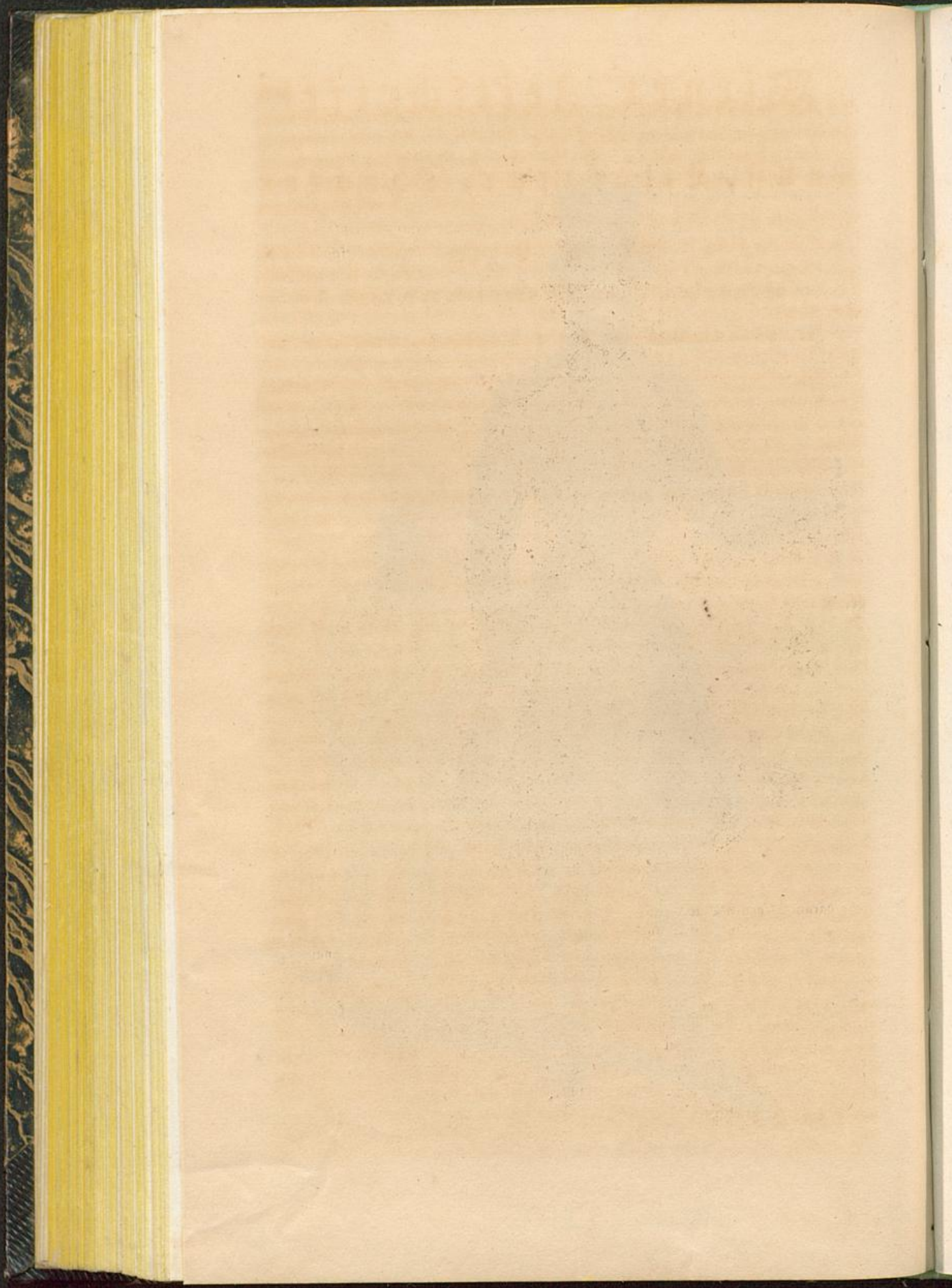
Schwarzer Schnürrock (Attila), Pantalon von trappfarbenem Stoffe, an den Seiten mit einer genähten Schnür, nach einem Original von Hrn. Jos. Gunkl, bürgerl. Kleidermacher am Graben Nr. 1144.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



F. Steber. sc.



Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 13. September 1828.

111

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M., bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Umriss aus dem Schriftstellerleben.

1.

Der Überglückliche.

Vor nicht gar langer Zeit führte mich der Zufall mit dem Herausgeber eines schönwissenschaftlichen Blattes zusammen. Der Mann war bitterböse, und ich hatte Mühe, seine Zunge in Gang zu bringen; durch die hingeworfene Bemerkung, daß ein Geschäft, wie er betreibt, leicht im Stande seyn möchte, die gute Laune in eine üble zu verkehren, gelang es mir endlich.

„Mich freut es,“ begann er, „daß Sie für die Leiden eines Redacteurs, die der Mehrzahl nur eingebildete scheinen, Gefühl haben. Sie dachten sich gewiß auch schon, lieber Freund, — mindestens im Beginn Ihrer schriftstellerischen Laufbahn: Ach! könnt' ich doch nur an der Spitze eines literarischen Unternehmens stehen! Wie herrlich muß das seyn! Aber ich kann aus der Theilnahme, die Sie mir beweisen, den untrüglichen Schluß ziehen, daß Sie hierüber eines Besseren belehrt worden seyen!“

„So ganz und gar, als Sie glauben,“ war meine Antwort, — „eben nicht. Freylich wohl hat ein Redacteur seine Plackereyen, so gut, als ein Anderer; aber die Vortheile, das Interesse, die mannigfaltigen Berührungen, Rücksichten, Nuancen, wozu eine Redaction das geräumigste Feld bietet, überwiegen denn doch alles Unangenehme; das Schlimmste, was ihm begegnen kann, — ist eine verbitterte Stunde, — und wessen Tag ist von solchen Stunden frey? — ein Redacteur ist Herr in seinem Lande, d. h. in seinem Blatte. Die ganze Kunstwelt ist ihm unterthan; zumal wenn sein Blatt eine kritische Hälfte hat. Die Buchhändler sorgen für seine Bibliothek, um ihre Artikel bald angezeigt zu sehen; die Schauspieler und Sänger warten ihm auf, damit er ihnen mit toleranten Beurtheilungen aufwarte; die Schriftsteller überhäufen ihn mit Producten, und begnügen sich anstatt des Honorars, mit der Anwartschaft auf

günstige Recensionen ihrer Gesammtwerke; die Musiker spielen ihm, so viel er begehrt, vor, um sich von ihm nicht übel mitgespielt zu sehen; Maler portrairen ihn unentgeltlich; Kupferstecher und Lithographen vervielfältigen seine Züge in Erz und Stein; Schriftgießer verschlingen ihm seine Namenszüge in ansprechende Arabesken; Modehändler dringen ihm ihre Waaren, Gastwirth ihre Speisezetteln, — ja selbst Lotto-Collectanten ihre Loose, zum Behufe satyrisch = eukomiastischer Lock- und Köder-Allusionen auf, — kurz wohin ein Redacteur tritt, lächelt ihn Alles als Futter für seinen Schnabel an. Müssen Sie mir das nicht selbst eingestehen, zurückhaltender Freund? — Oder was könnten Sie aus dem Himmel, in den sich ein Redacteur, dessen Blatt Credit hat, leicht zu schwingen vermag, so gewaltsam herabwerfen? Haben Sie Mangel an Beiträgen? Können Sie die vorhandenen nicht brauchen? Oder können, was Sie brauchen könnten, Andere nicht brauchen? Wenden Sie sich nur an mich! Sie wissen, ich bin in diesem Fach' über einen Biergärtner; ich stuz' Ihnen den allzu üppigen Laubwuchs Ihrer Novellisten und Erzähler zusammen, daß die Guten ihr eigenes Gewächs vor regelrechtem Zuschnitte nicht mehr kennen sollen. Was fragt die Lesewelt darnach, ob die paar Seiten, die man im halben Schlaf ohnedieß überschlagen hätte, fehlen oder nicht! Sind Sie um Titel verlegen? Ich ändere Ihnen den nichtsagendsten in einen Aufsehen erregenden um! — Oder hat Sie etwa gar ein junger Lyriker aus Ihrer Ruhe geverfelt? Nur mir geklagt, Bester! Nichts ist leichter, als so einen Minnesänger tod't zu schlagen; eine anzügliche Ironie auf den Gegenstand seiner Minneliederlichkeit, und der Gute verstummt, als hätt' er's auf das Maul bekommen! Nur heraus mit der Sprache, Herr Redacteur!“

„Warum denn gleich so grimmig?“ entgegnete mein übellauniger Freund, den meine Schlagfertigkeit wieder etwas in Laune brachte. „Wie könnten denn Sie, selbst ein Lyriker, gegen einen Lyriker so grausam seyn?“

„Brotneid, — reiner Brotneid, Wertheister, — aber Ihnen kann ich's ja gestehen! Also wirklich ein Lyriker, der Sie so gewaltig umstimmt?“

„Wirklich ein Lyriker! Aber um diese meine Verstimmung zu begreifen, muß ich Ihnen erst ein Bild von ihm in Umrissen entwerfen. Beachten Sie nur den Gegenstand und entschuldigen Sie die Darstellung.“

„Ich saß heut eben, meine Morgenpfeife schmauchend, als ich Klingeln höre. Man öffnet, es wird dringend um mich gefragt, und durch das Fensterchen, welches aus meinem Empfangzimmer in das Vorhaus geht, und Fremden fast unbemerkbar, mich im Nothfalle vor ungebetenen Besuchen schützt, seh' ich einen jungen Mann. Er fuhr sich mit den Fingern ordnend in die Haare; zog die beyden Endspitzen seiner Cravatte bis zu den Mundwinkeln empor; rieb sich noch in Eile die Wangen, um eine interessante Röthe zu bekommen, und trat, schnell noch ein paar Knöpfe seiner Weste lüpfend, damit sich sein Halstuch in einer etwas genialeren Regellosigkeit vorblähe, in die Thüre, die er nach drey-maligem Klopfen öffnete. Auf die Frage, mit wem ich zu sprechen die Ehre hätte? antwortete er: „Mit einem Musenjünger, einem Priester der Pieren!“

Ich. Was bringt Sie zu mir?

Er. Die magnetische Kraft, die jeden Dichter, wenn er auch kein Birgäl ist, zu einem Mäcenat zieht!

Ich. Dank der Ehre! Darf ich Sie um Ihren Namen bitten? Ohne Zweifel wird er mir bekannt klingen.

Er. Ich zweifle! Nur ein Herz kennt ihn gewiß, und der Dank, den ich ihm dafür zolle, möge mir der Schlüssel zu manchem andern Herzen seyn!

Ich. Ich verstehe, Sie haben wahrscheinlich Amorn Ihre Begeisterung zu danken? —

Er. Sie haben es ausgesprochen! Amor hat mich begeistert! Die Frucht dieser Begeisterung ist hier, und von Ihnen hängt es nun ab, ob Sie ihr unter den duftigen Blüten Ihres üppigen Musengartens ein Plätzchen gönnen wollen, oder nicht!

Ich. Wenn sie anders, wie ich nicht zu zweifeln wage, den reifen angehört, — vom Herzen gerne. Sie haben Ihr Product wohl bey sich!

Er. O ja! Seit Monden! Ich habe keine Stimmung unbenützt vorüber gelassen, um so viel als möglich zu feilen. Hören Sie!

Ich. Ich bitte Sie, sich nicht zu bemühen! Was ich selbst lese, dringt tiefer ein! Manche Nuance, die dem Ohre verloren ginge, haftet im Auge des Lesenden.

Er. Sie sehen mir die Schwachheit wohl nach; aber den richtigen Standpunct für ein Werk kann, meiner Meinung nach, nur der Schöpfer desselben selbst angeben! Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit!

„Nach einem kurzen Präludium, das in einem bedeutsamen Räuspern, einer unternehmenden Position und einer vorbereitenden Eingangspause, während welcher er mich durch einen fixirenden Blick magnetisiren zu wollen schien, begann er mir, mit affectirtem Pathos, folgendes Sonett vorzuperoriren, welches ich Ihnen hier in der Handschrift zur beliebigen Einsicht selbst mittheile.“

„Mit vieler Neugier entfaltete ich das Goldschnittblättchen, auf welchem mit der kleinsten Miniaturschrift folgender Titel, an dessen gewaltigem Kerne das Sonett, über dem er sich ausbreitete, wie der Schweif am Kometen hing, geschrieben stand:

An Rätchen von C*****n,
geboren. v. ****,

als sie in der Nacht nach der Vorstellung des Heinrich von Kleist'schen „Rätchens von Heilbronn,“ träumte, sie sey das Rätchen und ich Wetter Graf von Strahl gewesen.

Mir fiel das Blatt vor Entsetzen aus den Händen, und die üble Laune meines Freundes nun recht wohl begreifend, rief ich aus: „Sie werden diesen Unsinn doch nicht aufnehmen?“ „Und warum denn am Ende nicht,“ war seine Antwort, — „ich lasse den langen Titel weg, der in den Versen, die denn doch nicht so ganz wahnsinnig abgefaßt sind, ohnedieß enthalten ist; mache den verliebten Roland glücklich; gewinne seine ganze Sippschaft zu Abonnenten meiner Zeitschrift, und habe in den possierlichen Scenen, welche, wie ich nur zu gut weiß, die Folgen einer solchen Autorschaft zu seyn pflegen, mindestens einigen Ersatz für die Widrigkeit des ersten Eindrucks, den der redselige Sonettist auf mich gemacht hatte!“ —

„Ey sehe mir doch Einer,“ bemerkte ich, „wie schnell Sie über das Unangenehme Ihres Amts getröstet sind. Bitterböse kamen Sie, klagten mir

Ihre Noth, und nun, da ich eben im Begriffe stand, in Ihre Jeremiade mit einzustimmen, drehen Sie den Mantel und rücken mir wohl gar noch meinen Rigorismus vor. Die Scenen, die Sie sich versprechen, müssen in der That sehr possierlich seyn, da Sie der bloße Gedanke daran so plötzlich umzustimmen vermochte!“

„Sie werden am nächsten Sonnabende, wo dieses Sonett in meinem Blatte paradiren wird, auf mein Wort zurückkommen!“ war seine Antwort, und damit schieden wir.

Der Sonnabend ist einer von jenen Tagen, die für die Zeitungsleser von Profession, besonders für die ästhetischen, einen eigenen Reiz haben; an denselben treffen nemlich in der Stadt, in welcher ich dieses schreibe, die meisten literarischen Blätter zusammen. Ich kann es nicht verhehlen, daß ich mich selbst, schon am Freitage der reichen Ausbeute im Geiste freue, die ich am kommenden Morgen aus den Borrathskammern der Journalistik für Leben und Geselligkeit zu schöpfen gedenke. Darum sitz' ich denn auch schon, so bald als möglich, im Kaffehause, um ja einer der Ersten zu seyn, denen diese buntschäckigen, aber eben darum nicht ganz uninteressanten Kinder des Zeitgeistes in die Hände gerathen.

Am meisten ärgert mich an solchen Tagen immer ein weiblicher Gast, der das Damenzimmer des Kaffehauses besucht, in dem ich Sieste halte, und der, bloß durch eine Wand aus Spiegelglase von mir geschieden, mir mit seinem ganzen Thun und Treiben sichtbar ist. Diese Frau (einer der Marqueurs will sie für eine bürgerliche Stroh Wittve, der andre für eine altjungfräuliche Dichterin halten) — gewann, — der Himmel weiß, durch welche Mittel? — den Aufwärter im Damenzimmer so sehr für sich, daß er, als treuer Paladin, mit jedem Gast es aufnimmt, um nur seiner Dame jedes Blatt zuerst zu verschaffen. Wie ein Geyer lauert er, in eine Ecke knapp an der Treppe gekauert, auf den Zeitung-Austräger, auf den er, wie er ihn erblickt, losstürzt und ihm die ersehnte Beute triumphirend entwindet. Wehe dann dem armen Anwärter auf ein Blatt, das in die Hände jener Dame kam! Nachdem sie den Titel des Blattes gelesen, was sie nie verabsäumt, entfaltet sie die geräumige *Ridicule*, welche bald eine *Olla potrida* von Tuch, Dose, Schlüsseln, Augengläsern und Strickzeug gebiert; nimmt das letztere, und schreitet nunmehr, jede Masche ihres Strumpfes mit einem Wort aus dem Zeitungsblatte begleitend, dem fernen Ziel ihrer Lesewanderung zu.

Eben jubelte ich wieder, daß mir der seltene Wurf gelungen, ein literarisches Blatt dem besoldeten Zeitungsgeyer jener Dame wegzuschnappen, als ein junger Mann, den ich früher gar nicht bemerkt hatte, aus einer Ecke des Zimmers auf mich zuslog, und mich bat, ihm das Blatt nur für eine Secunde zur Einsicht überlassen zu wollen. Mit kramppfiger Hast schlug er die erste Seite um, warf einen Blick auf das Plätschen, das sonst den Lückenbüßern angewiesen ist, und gab mir das Journal, mit dem halblauten Freudenausbruche: „Da steht es doch!“ höflichst dankend zurück.

Ich ahnte; schlug die Seite ebenfalls um — und siehe da, — jenes Sonett, das mir der Herr Redacteur vor einigen Tagen mitgetheilt, lächelte mich an in der zierlichsten Perlenschrift. —

Daß mein Nebenmann der vielbesprochene Verfasser des Sonettes sey, war nun wohl außer Zweifel. Sein bloßes Geberdenspiel hätte ihn verrathen. Er hing an jedem meiner Züge und schien aus dem Zucken meiner Augenwimper Tod und Leben abnehmen zu wollen. So wenig mir daher auch das Ding behagte: so schnitt ich doch, aus purer Menschlichkeit, die allererfreulichsten Gesichtser und legte die Mundwinkel in so lächelnde Fältchen, daß sich auch das Antlitz des Dichters, wie durch magnetischen Rapport, zum vergnüglichsten Sonnentage der Befriedigung verklärte. Nach abermaliger Beaugenscheinigung seines poetischen Schooßkinds entfernte er sich mit dem Tritte des stolzen Selbstbewußtseyns.

Um einen Freund zu sprechen, der, wie ich wußte, um diese Stunde das Gastzimmer im Erdgeschoße besucht, stieg ich hinab.

Meinen gesuchten Freund fand ich zwar nicht; aber ohne alle Ausbente für die Humorseite meines Herzens sollt' ich diesen Abstecher denn doch nicht gemacht haben. Das Blatt mit dem Sonett in zierlicher Perleschrift festhaltend und emsig durchmusternd, saß der gute Musenjünger auch hier, und schien, so zu sagen, in den Genuß seiner Geistesfrucht verbissen. Nach wiederholter Betrachtung, legte er das Journal weg, wobey er so geschickt zu verfahren wußte, daß ja seinem Nachfolger gerade die Seite mit dem Sonette zur Beschauung offen liegen mußte.

Man bedeutete mir, daß mein Freund dieses Kaffehaus, durch die Dachsatur einiger Zeitungsbuchstabierer verschucht, gar nicht mehr besuche, und sein Absteigequartier in einem anderen, das man mir nannte, genommen habe. Nach einigen Geschäftsgängen begab ich mich dahin. Ich fand meinen Freund an Einem Tische mit eben jenem oftbesagten Sonettisten, der gerade wieder mit seinem Sonett in der zierlichen Perleschrift beschäftigt war. Mein Freund, ein Spötter von Profession, deutete mit einigen ironischen Seitenblicken auf den vertieften Leser und raunte mir, um meine Abenteuer nichts wissend, in aller Stille ins Ohr: daß er den Menschen, der neben an sitze, bereits in drey Kaffehäuser, seit einer Stunde, verfolgt habe. Derselbe müsse an irgend einem Aufsatz in dem Blatte, woran er sich eben weide, ein ganz besonderes Interesse finden, denn er habe in sämtlichen drey Kaffehäusern kein anderes Journal verlangt, als dieses, in welchem er, unverwandten Auges, auf einer und derselben Seite hafte.

Herzlich lachend gingen wir aus einander, und mit wahrer Ungeduld erwartete ich die Mittagsstunde, um welche mich gewöhnlich meine Gflust und mein Abscheu vor allen Einladungen, an einer Gasthaustafel mit dem Redacteur des besprochenen Blattes zusammenführt. Er kam; mit innigem Vergnügen theilte ich ihm den Überschwang des Glückes mit, in welchem heute sein begünstigter Klient durch ihn schwimme, ja zu ertrinken drohe. Während dessen begehrte ein Gast, der den Sinn unsers Gespräches errathen haben mochte, aus Neugier das Journal mit dem Sonette. Der Kellner entschuldigte sich mit dem Bedenken: daß es in der Hand, und zwar in der Hand eines Lesers sey, der, wie er im Vorübergehen gemerkt habe, seit einer halben Stunde, stets noch auf einer Seite stehe! — Wir schöpften Verdacht; ich stand auf, und schlich mich zur Thüre des Nebenzimmers, in welchem der aufmerksame Leser saß. Wirklich war es der Verfasser selbst. Wir konnten nicht umhin, in

einen mäßigen Toast über einen Menschen auszubrechen, den vierzehn Zeilen so glücklich machen und so auf sich selbst beschränken konnten, daß er von der frühen Morgensonne bis zum hohen Mittage, nichts dachte, fühlte, that, als ein ununterbrochenes Selbstverklärungsfest feyern und sich an seinem eigenen poetischen Fette ohne Ersättigung weiden.

„Wissen Sie aber auch, bemerkte mir der Herr Redacteur, „was den Übergelücklichen am allerlieblichsten anspricht?“ —

„Die nette Schrift?“ meinte ich, „oder die gute Nachbarschaft, die ihm in Ihrem Blatte zu Theil geworden?“ —

„Das Alles nicht, Bester, — sondern der kleine Umstand, daß ich sein Product in das Samstagsblatt einrücken ließ! Bemerken Sie, daß hier der Termin bis zum nächsten Zeitungstage, dem Dinstage nemlich, der längste ist, und daher sein Ruhm drey volle Tage zur Schau liegt, während er an jedem andern Tage nur einer acht und vierzigstündigen Publicität genöthe!“ —

„Und Sie konnten sich beklagen,“ fiel ich ihm in die Rede, — „konnten je über Ihr Geschäft ungehalten werden? — Sie undankbarer Günstling Fortunnens! Mit einem einzigen Federzuge können Sie einen Übergelücklichen machen, und dennoch verwünschten Sie jüngst den Talisman, der Sie so allgewaltig macht?“ —

Correspondenz = Nachrichten.

Moskwa, am 1. July 1828.

Lange hatten wir nicht so viel Concerte, als in diesem Jahre. Künstler und Künstlerinnen, Einheimische und Fremde beziferten sich, dem Moskowischen Publicum zur Fastenzeit, wo es an allen andern Vergnügungen mangelt, Unterhaltung zu verschaffen. Zur Fastenzeit, sage ich, denn Moskwa ist in Rücksicht des Kunstsinns noch bey weitem nicht Wien, wo Jahr aus, Jahr ein, jede Woche Concerte gegeben, und bey aller Flut von andern Vergnügungen auch besucht werden, während sie sich hier, zur Zeit der gänzlichen Ebbe, an andern Vergnügungen kaum einer vorübergehenden Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erfreuen haben. Wer hier mit Concerten etwas machen will, der muß als Fremder einen Ruf mitbringen, wie Hummel und Romberg, und wo möglich auch Empfehlungsschreiben an einige hiesige Große; muß die Veranstaltung treffen, daß das Publicum in Zeitungen und Journalen schon vorher auf seine Ankunft vorbereitet werde. Dann hört man ihn, wenn auch nicht immer um des zu erwartenden Kunstgenusses willen, aber doch um sagen zu können: „Auch ich habe diesen berühmten Künstler gehört.“ Der Einheimische, den man vielleicht schon gehört hat, oder auch ein anderes Mal hören kann, hat einen weit schlimmern Stand. Wenn er nicht die Kunst des Orpheus besitzt, der alle drey Reiche der Natur bewegen könnte, so muß er sich selbst bewegen, d. h. er muß einige Wochen vorher ganz Moskwa in allen Dimensionen durchwandern, um seine Bilkete unterzubringen; ein Geschäft, das mit zu vielen Unannehmlichkeiten und Demüthigungen verknüpft ist, als daß sich ein jeder dazu entschließen könnte.

Daher kommt es auch, daß das Publicum nicht zu jedem Concert ein Gemüth hat, daß nicht jedes Concert besucht wird. Unter den diesjährigen Concerten waren die besuchtesten das des berühmten Violinspielers Böhm und das der Gebrüder Schulz, von denen der Eine, Carl, voriges Jahr in Wien war. Kein Wunder! denn diese letztern verstehen zu klappern; Klappern gehört ja zum Handwerk. Oder war es nicht noch mehr als geklappert, daß die Herren Schulz dem Publicum versicherten, sie würden ein Doppel-Concert von Bochsa und endlich eine Phantasse für 6 Harfen von demselben zum Besten geben? Eine Phantasse für 6 Harfen! So was war noch nicht erhört

worden, seitdem Moskwa steht. Wie hätte eine Ankündigung, die einen solchen bis dato unbekanntem Ohrenschauspiel, eine Harmonie, wie man sich keine schönere denken kann, versprach, nicht ihre Wirkung thun sollen! Freylich gab es einige Bedenkliche, die sich weniger wunderten, wo die 6 Harfen, als wo die 6 Harfenisten herkommen sollten, besonders da dieses Instrument hier größten Theils nur von Damen gespielt wird. In dessen warum hätte man zweifeln sollen, stand es doch schwarz auf weiß gedruckt! Kurz man kam, hörte und wunderte sich — nicht über die Wundertöne, die man hörte, sondern über die Dreistigkeit der Herren Schulz, ganz Moskwa anzuführen. Das Doppel-Concert war ein altes, hier schon oft gehörtes, für eine Harfe geschriebenes Concert, dessen Soloparthien die Herren Schulz so vertheilt hatten, daß abwechselnd bald die eine, bald die andere Harfe dieselben vortrug, während die andere accompagnirte. Die große Phantasie aber war nicht für 6, sondern für 2 Harfen geschrieben. Zwar waren wirklich 6 Harfen und auch 6 Harfenisten zu schauen, aber dies waren nur Figuren, die nur dann und wann den harmonischen Dreyklang und den Sexten-Accord anschlugen, den sie mühsam einige Wochen vorher eingelernt hatten. Natürlich war es dem Publicum, wenn es nicht eben freygebig mit seinem Beyfalle war, so wenig zu verdanken, als den übrigen Herren Mitspielenden — F i e l d, K r e i n, M a r c o u — wenn sie ihren Unwillen nur mühsam verbergen konnten. Was das Spiel der Herren Schulz betrifft, so ist ihnen außerordentliche Kraft und Fertigkeit nicht abzusprechen, aber auf der andern Seite auch mehr Unnehmlichkeit zu wünschen, besonders Hr. Carl Schulz, bey dessen Spiel man manchmal unwillkürlich für die arme Harfe zittert, die ohnedies mehr zu einer milden Behandlung von zarten Fingern, als zu einer so rauhen von Manneshänden geeignet zu seyn scheint.

Nächst diesem Concert war das besuchteste das des Hr. Böh m aus St. Petersburg, unstreitig auch der schönste Kunstgenuss, der uns dieses Jahr geboten wurde. Hr. Böh m spielte ein Concert seiner Composition und ein Rondo von L a f o n t mit der ihm eigenen Zartheit, Reinheit und Sicherheit in Doppeltönen, die das Publicum in Erstaunen setzte, das nichts so sehr bedauerte, als daß Hr. Böh m nicht noch länger verweilen konnte, um noch ein Concert zu geben. Hr. Böh m's Spiel ist übrigens zu bekannt, als daß es nöthig wäre, mehr darüber zu sagen. Wenn es möglich ist, so erhöhte er durch dasselbe noch die Meinung, die das Moskowische Publicum schon vorher von seiner Kunst hatte.

Von fremden Künstlerinnen hörten wir zwey, Ute. G o e d i k e und Fräulein von B l a n d a u. Erstere gab zwey Concerte auf dem Pianoforte, und erregte durch die außerordentliche Kraft, Fertigkeit und Reinheit ihres Spiels um so größere Bewunderung, da sie nicht aus der F i e l d'schen Schule hervorgegangen ist, sondern die Ausbildung ihres Talents größten Theils den Bemühungen ihres Vaters, Capellmeisters und Organisten in Reval, so wie ihrem eigenen Fleiße verdankt. Sie spielte ein Concert von R i e s, das letzte Concert (les adieux) von H u m m e l, das Septuor von demselben und den Alexander-Marsch von M o s s e l e s, Alles mit gleicher Leichtigkeit und Präcision. Bey aller Bewunderung, die man ihr öffentlich und privatim, in Journalen und Zeitungen zollte, versäumte sie doch nicht, während ihres Hierseyns bey Hr. F i e l d Unterricht zu nehmen, um sich die Vorzüge seines Spiels, besonders seinen Vortrag und Fingersatz anzueignen. Wie es heißt, wird sie künftiges Jahr eine Kunstreise ins Ausland unternehmen, und wir machen es uns zur angenehmen Pflicht, das kunstliebende Deutschland schon im Voraus auf dieses Talent aufmerksam zu machen.

Fräulein Rosa von B l a n d a u aus St. Petersburg gab zwey Vocal-Concerte. Die Stimme dieser Künstlerinn hat eine bedeutende Höhe und viel Metall. Vielleicht fehlt es ihr noch etwas an Schule. Übrigens fand sie viel Beyfall, und ihre beyden Concerte waren ziemlich besucht. Außer diesen Gästen gab noch ein Hr. K u t s c h i n s k i, der sich einen Schüler L e p i n s k i's nennt, ein Concert auf der Violine. Wenn er keinen Beyfall fand, so liegt die Schuld nicht an der ungünstigen Stimmung des Publicums, sondern an seinem Spiel, das wirklich nicht ansprach.

Unter den durch einheimische Künstler veranstalteten Concerten nenne ich zuerst die zwey musicalischen Abendunterhaltungen des Hr. J e n i s c h t a. Die erste war gratis,

und nur für seine Freunde und Bekannte zugänglich; die zweyte wurde auf Subscription gegeben. Hr. Jenischta, ein Schüler Häsler's, ist ein sehr gründlicher Theoretiker, und hält sich streng an die classische Musik. Mögen alle Andern dem neuern Zeitgeschmack huldigen, er geht seinen eigenen Weg. Es war etwas Ungewöhnliches, in der zweyten Abendunterhaltung vier Concerte fürs Pianoforte und darunter zwey von Mozart und zwey von Beethoven zu hören. Die ersten wurden von Hrn. Hardorf, einem Freunde Jenischta's, die zwey letztern von ihm selbst vorgetragen. Über sein Spiel gibt es nur Eine Stimme, es ist rein wie sein Geschmack, und von einer nicht leicht übertreffbaren Präcision.

(Die Fortsetzung folgt.)

L i t e r a t u r .

Neueste europäische Münz-, Maß- und Gewichtskunde, mit Beziehung auf die erlassenen Verordnungen, aufs genaueste verglichen mit den bairischen, dänischen, englischen, französischen, Hamburger, Leipziger, lombardisch-venezianischen, niederländischen, österreichischen, preussischen, russischen und schwedischen Mäßen und Gewichten, für Banquiers, Kauf- und Handelsleute, Fabrikanten, Freunde der Metrologie und Zeitungleser von Joseph Jäckel, Ober-Beamten des Zimentirungs-(Eichungs-)Amtes der k. k. Haupt- und Residenz-Stadt Wien etc. etc. 2 Theile, Wien, bey Carl Gerold.

Die metrologische Literatur hat durch vorstehendes Werk eine Bereicherung erfahren, deren sie sich in der That freuen darf. Es ist dieses Buch mit wahrhaft deutschem Fleiße ausgearbeitet. Überall leuchtet das genaueste Quellenstudium vor, Alles ist belegt, nichts nachgeschrieben. Durch das vielverschlungene Labyrinth der europäischen Münz-, Maß- und Gewichtskunde kann man sich keines sicherern Führers bedienen. Die alphabetische Ordnung erleichtert das Nachschlagen. Die unter der Überschrift Mercantilia jedem Artikel angehängten kaufmännischen Notizen sind eine willkommene Zugabe.

Der Hr. Verfasser verweist bey den Provinzial-Städten, um Wiederholungen zu vermeiden, auf die Haupt- und Residenzstädte, die im Ganzen auch die Hauptnormen abgeben, indessen ist dieß doch nicht immer unbedingt der Fall. So hat z. B. das von Hrn. Jäckel aufgeführte Rostock nicht das Schweriner Maß, auch ist daselbe nicht für Wismar gültig. Beyde Städte haben ein eigenes Gemäß. Kleine Ausstellungen dieser Art ließen sich noch einige erheben, doch erscheinen sie gegen das classisch gearbeitete Ganze gehalten, als unbedeutend.

Dem Referenten ist in der ausländischen Literatur kein Werk vorgekommen, das er dem vorliegenden gleichstellen könnte, und darum würde eine Übersetzung dieser Münz-, Maß- und Gewichtskunde ins Englische, Französische und Italienische eine erwünschte Erscheinung seyn.

Der Raum dieser Blätter untersagt uns ein weiteres Eingehen in die vortrefflichen Einzelheiten dieses Buches. Der Verleger verdient für die würdige Ausstattung dieses höchst gelungenen Werkes den Dank der deutschen Lesewelt.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dinstag, den 16. September 1828.

112

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halb, um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halb, um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. E. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb, und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Wipfelburg.

Eine Erzählung.

Von den letzten Gluthen der untergehenden Sonne beschienen, lagen die stillen Hütten im Thale. Das Schweigen des Abends war über die ganze Gegend verbreitet, und nur selten von der Stimme eines Vogels, oder dem Schellengeläute der heimkehrenden spärlichen Heerde unterbrochen, welche der Krieg den beraubten Hüttenbewohnern übrig gelassen hatte. Mit kummervollen Blicken zogen sie sich in die dürftigen Wohnungen zurück, und nur von Zeit zu Zeit, zeigte sich ein Kopf an den kleinen Hüttenfenstern, ängstlich einem fernen dumpfen Schalle lauschend, der sich an den nahen Bergen brach und die Wiederkehr kaum überstandener Schrecken besorgen ließ. Hoch über dem Thalgrund blickte, von dem Gipfel eines steilen Berges, in düsterm Grau, ein altes Schloß, wie das Gespenst früherer Jahrhunderte, herab. Es hieß die Wipfelburg und war das letzte Besitztum einer vornehmen und ehemals reichen Familie im schlesischen Gebirge, deren Häupter schon gleich zu Anfang des verderblichen Religionskrieges gefallen und in deren ansehnliche Güter sich, im Laufe desselben, geheime und öffentliche Feinde getheilt hatten. Nur die Wipfelburg wagte Niemand anzutasten. Unheimliche Gerüchte, die seit undenklichen Jahren darüber verbreitet waren, bewachten sie, gleichsam wie ein Schild, welches keine fremde Hand zu berühren, sich erdreistete; und selbst die Eigenthümerin derselben, die Witwe des letzten Grafen, hatte vorgezogen ein kleines Haus am Fuße des Felsens zu bewohnen und dort ihre einzige Tochter zu erziehen.

Stillter und immer stiller war indeß der Abend geworden; die Schatten verlängerten sich zu Riesen, und der Wiederhall des Geschüzes dröhnte hörbarer durch die Schlangenwindungen der Thäler. Da öffnete sich die Thüre des einsamen Häuschens am Berge, und eine zarte jungfräuliche Gestalt, mit deren hellbraunen wehenden Locken der Abendhauch spielte, trat gesenkten Hauptes daraus hervor. Wange Seufzer hoben ihre Brust, eine Thräne perlte lange in

ihrer schönen Auge und fiel dann schwer auf das Trauergewand nieder, welches sie einhüllte. Nun hob sie den Blick trübe in die Höhe nach der Burg, die schon ganz in Dunkel gehüllt, wie drohend über ihr am Felsen hing. Unwillkürlich hielt ihr Fuß an, sie stützte sich mit der Hand auf einen Baumstamm und ein Schauer schien sie zu durchbeben.

„Fasset Muth, bestes Fräulein,“ sagte ihre Begleiterinn, eine bejahrte Frau, welche nach ihr aus dem Hause getreten war, und ein kleines Päckchen trug. „Hätte ich doch nimmer geglaubt,“ fuhr sie fort, „daß die Sagen des Volks auch auf euern Geist gewirkt und euch eine so große Scheu vor der Burg eurer Väter eingeflößt hätten, wohin euch doch als Kind oft eine unwiderstehliche Sehnsucht zog. Ich wiederhole es,“ setzte sie mit ängstlicher Hast hinzu, „sucht euer Grauen zu bestiegen. Der Feind ist abermals in der Nähe. Gott! hört ihr den Donner der Kanonen in den Bergen? Schon einmal hat uns der Himmel, gleichsam nur wie durch ein Wunder geschützt, diesmal gibt es keine andere Zuflucht für uns als an dem Orte, dessen Annäherung von Freund und Feind gefürchtet wird.“

„Du irrst, gute Anna,“ erwiderte die Jungfrau, „wenn du meinen Widerwillen, die Burg zu betreten, der Furcht vor Gespenstern zuschreibst. Zwar kenne ich diese Volksgerüchte, doch haben sie mich nie geängstigt, und sie sind es auch jetzt nicht, was mich beunruhigt. Der Beweggrund unsrer Auswanderung, die ungewisse Zukunft ist es, welche lastend auf meiner Seele liegt. So oft ich dieses Thal verließ, hat sich eine Änderung in meinem Schicksal zugetragen.“

„Ey das erste Mal, liebe Adelheid, dachte ich, hättet ihr es nicht zu bereuen gehabt!“ fiel ihr Frau Anna ins Wort. „Ein so schöner, vornehmer Bräutigam, wie ihr dem Besuch bey eurer Frau Ruhme verdankt, ist wohl eines Ausfluges werth.“

„Weiß ich denn nur, ob er noch lebt, oder meiner gedenkt?“ antwortete das Fräulein; „und kostete nicht die zweyte Reise meiner theuern Mutter das Leben? Ach Anna! und wenn selbst alles dieß nicht gewesen wäre, so gibt hier die Natur die treffendste Erklärung der innern Beklommenheit, der hangen Scheu, welche ich nicht zu unterdrücken vermag, indem ich mich von dem geliebten Schauplatz meiner Kindheit und Jugend entferne. Blicke um dich her, friedlich und heiter breitet sich der stille Abend über das Thal, und scheint Alles in weichen, lindern Schlummer wiegen zu wollen. Kein Lüftchen bewegt die Blätter der Bäume, nur Gesangvögel nisten in ihren Ästen, und der Rauch steigt durchsichtig und gerade aus den niedern Hütten in die reine Luft, während eine Gewitterwolke auf den schwarzen Mauern zu liegen scheint, die uns heute noch umschließen sollen. Siehst du den Schwarm von Raben, die dort von jenem eingesunkenen Thurme auffliegen, und wie der Geyer die alten Eichen umkreist, welche der Sturm fast zu Boden drückt, indeß tiefe Ruhe hier unten herrscht. Glaube mir, liebe Anna, es sind nur die Höhen, welche der Blitz trifft, in der Natur, wie in...“ Ein heftigerer Schall prallte hier an ihr Ohr. „Ich denke und höre nichts,“ entgegnete die alte Pflegerinn, „als die Nähe des Feindes und die Gefahr, welcher wir zwey schutzlose Weiber hier im Freyen ausgesetzt sind, und beschwöre euch zu eilen, damit wir die Burg vor gänzlichem Einbruch der Nacht noch erreichen.“

Stumm, mit raschern Schritten folgte nun Adelheid, trotz ihres innern Widerstrebens, der Führerin ihrer Jugend, und die letzten Lichter des Tages waren noch nicht völlig erloschen, als sie vor dem finstern Thor der Wipfelburg anlangten. Schwindelnd traten sie über morsche Breter, die Trümmer der ehemaligen Zugbrücke, in den äußern, von niedrigen Gebäuden umgebenen Hof; dann kam man in eine dunkle Bogenwölbung, die in den zweyten großen Hofraum leitete, welchen hohe majestätische Mauern bildeten; und hier empfing sie der alte Castellan, der, nebst Anna, Adelheids ganze Dienerschaft ausmachte, gewöhnlich ihre Wohnung im Thale theilte, und nur heute mit den nöthigsten Geräthschaften vorausgeeilt war, um seiner jungen Gebieterin einige erträgliche Gemächer zu bereiten.

Froh, einem menschlichen Wesen in dieser düstern stillen Steinmasse zu begegnen, reichte ihm Adelheid die Hand und folgte ihm in die Vorhalle des Eingangs, wo das zerbröckelte Marmorpflaster unter ihren Fußstritten einen dumpfen, unheimlichen Ton von sich gab und sie nicht ohne Grauen einige verrostete Rüstungen betrachten konnte, die zerstreut an den Wänden umher hingen und sich bey ihrem Eintritte zu bewegen schienen.

„Ich habe euch eine Wohnung bereitet, gnädige Gräfinn,“ sprach der Castellan, „wo euch das schärfste Auge nicht erspähen kann, wenn ihr euch nicht selbst verrathet. Hier eure Wohnzimmer gehen ins Freye, und da oben, mögt ihr euch bewegen, so viel ihr wollt, kann euch von unten doch kein Mensch erblicken. Das Schlafgemach habe ich dort in dem Kleinen Thurm eingerichtet, dessen Fenster auf den Hof des verfallnen Flügels sehen und wo ihr ebenfalls verborgen wie im Schooß der Erde seyn werdet.“

„Hier ist es aber doch sehr düster,“ sagte Adelheid und betrat nicht ohne Schauer eine kleine Gallerie, die zu dem Thurme führte, „und hier in diesem Hofe,“ fuhr sie fort, „ist es nicht da, wo man sagt...?“

„Daß euer Ahnherr alle Nacht im grauen Mantel auf den Ruinen umherirrt. Ja, ja gewiß, hier ist es; seht, dort aus jenem Keller, sagt man, steige die Gestalt auf. Aber ich bitte euch Conrad, wie kam euch der Gedanke das Fräulein hieher zu logiren?“ rief Mutter Anna, deren Furcht vor wirklichen Gefahren jetzt endlich in den festen Mauern durch ein geisterhaftes Grausen verdrängt wurde. „Wenn sie nun krank vor Furcht wird, wenn sie...“

„Sorge dich nicht, gute Anna,“ unterbrach sie Adelheid, die sich indeß von dem ersten Anfall weiblicher Schwäche wieder gefaßt hatte, „böse Geister bleiben ferne und machtlos, wenn wir nur selbst den guten Geist in uns zu bewahren wissen.“

Nach diesen Worten verabschiedete sie den Castellan und legte sich in ein Bogenfenster, das die Aussicht auf den Waldstrom hatte, welcher sich nördlich zwischen dem Felsen, worauf die Wipfelburg stand, und andern gegenüber starrenden, durchwälzte. — Der Mond war indessen aufgegangen. Jede neue Welle schien sein Bild daher zu strömen, und die nächstfolgende es zu entführen. In tiefe Träumereyen versunken blickte Adelheid lange hinab; ihre Phantasie füllte sich mit dunklen, sonderbaren Bildern. Das zitternde Licht schien allen Gegenständen Leben und Bewegung zu leihen, und endlich dünkte es ihr, aus den wilden Fluten ein flehendes Mädchenangeficht zu ihr hinaufblicken, aus-

gestreckte Arme hülfeseisend sich emporringen zu sehen. Immer täuschender wurde die Erscheinung, und Adelheids sonst so klare, ruhige Einbildungskraft verwirrte sich am Ende so sehr, daß sie ihr eignes Antlitz aus den Wogen hervorschauend zu erkennen glaubte. Sie hielt die Hand vor die Augen, um diesem Bilde zu entfliehen, das sich unaufhörlich wieder erneute; und als Frau Anna hinzutrat und sie ermahnte sich nicht so lange der schädlichen Abendluft auszusetzen, fand sie ihren Pflegling die Stirn an das steinerne Fensterkreuz gedrückt, ganz erstarrt mit kaltem Schweiß auf dem Gesichte.

Auch die Nacht verging der jungen Gräfinn nicht viel ruhiger. Wunderliche Bilder drängten sich im ängstlichen, oft unterbrochenen Schlummer vor sie hin. Ihre Mutter suchte sie im Traum durch Bitten und Thränen von der Burg hinweg ins Thal zu ziehen, während ihr Ahnherr ihr im grauen Mantel unablässig nach dem Strom winkte, und ihr das fliehende Mädchengesicht zeigte. „Bleib!“ rief dazwischen eine rauhe Männerstimme, und erschrocken fuhr Adelheid aus dem Schlafe auf, denn es war ihr Verlobter, von dem sie in der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft nur schmeichelnde Worte gehört hatte, der jetzt so ungestüm zu ihr sprach.

Die Morgendämmerung brach indeß bereits durch die trüben, dicken Fensterscheiben in ihre Kammer, und froh, sich der quälenden Traumwelt entrisßen zu haben, überließ sie sich nun einem klaren, ernstern Nachdenken über ihr künftiges Loos.

Obschon der letzte Sproßling eines sonst glänzenden, jetzt gesunkenen Geschlechts, bot ihre Zukunft immer noch freundliche Aussichten dar. Bey Gelegenheit eines Besuches auf den Gütern ihrer Tante, die an den mächtigen Grafen von Traunitz vermählt war, hatte Adelheid dessen Vetter, den jungen Grafen Ernst, kennen gelernt, der sich bey dem Anblick der schönen, damals kaum siebzehnjährigen Jungfrau, von glühender Liebe ergriffen fühlte, da ihre Erscheinung an Schönheit, Unschuld und einer in jener Zeit seltenen geistigen Ausbildung, Alles übertraf, was er in den glänzendsten Kreisen der Kaiserstadt gesehen hatte. Er war selbstständiger Herr seiner Hand; und Adelheid mußte sich gestehen, daß sie keine Ursache habe unvergnügt zu seyn, daß die Wahl des wohlgebildeten, feurigen, wenn auch fast zu stolzen Kriegers, gerade auf sie gefallen sey. Mit freudiger Zustimmung aller Verwandten war die Verlobung gefeyert und die Vermählung auf einen ruhigern Zeitpunkt festgesetzt worden, da Gustav Adolphs Wiedererscheinen in Sachsen den Grafen augenblicklich zum Heere abrief. Entscheidende Schlachten waren unterdessen geschlagen worden, doch nur zweymal erhielt Adelheid schriftliche Nachricht von seinem Leben und Versicherungen einer Liebe, die Zeit und Entfernung immer mehr, zu fast schreckhafter Glut anzufachen schienen. Seit vielen Monaten jedoch, während sie ihre theuerste Stütze auf dieser Welt, ihre Mutter, verloren hatte, und durch die Kriegereignisse verhindert wurde, sich in den Schuß der Gräfinn Traunitz zu begeben, war ihr Verlobter gänzlich für sie verstummt. Und da allgemeine öffentliche Nachrichten in jenen Tagen selten wie jetzt waren, ja sich sogar nur spärlich mündliche Gerüchte in die stillen Thäler des Gebirges verirrten, welche sie bewohnte, bis sie oft desto unerwarteter von gewaffneten Scharen durchstreift wurden: so blieb Adelheid in völliger Ungewißheit über Traunitz Daseyn und Schicksal, und pries sich nur glücklich, nicht gleich ihm, ihr Herz

einer heftigen Leidenschaft hingegeben zu haben, welche den ohnehin unbehaglichen Zustand zwischen Furcht und Hoffen zur unerträglichen Pein für sie würde gesteigert haben; und zwar zu einer Zeit, wo die eigne Gefahr des Augenblicks Klares Bewußtseyn und Entschlossenheit von ihr forderte.

Von der unruhigen Nacht ermüdet, stand endlich Adelsheid auf und belächelte nun beym hellen Tageschein die wunderlichen Vorstellungen ihrer Phantasie, die sie gestern Abend geängstigt hatten. Auch Frau Anna, welcher die ungewohnte Anstrengung des Weges einen sanftern Schummer als ihrer Pflegetochter bereitet hatte, erwachte ganz heiter, und erklärte mit wiederkehrendem Muthen nun alle gespenstigen Sagen für Märchen, da die erste Nacht in der unheimlichen Burg so ruhig vorübergegangen war. Man fing an sich nach und nach in den weiten, düstern Gemächern bequemer einzurichten; die Rüstkammer, der tiefe Ziehbrunnen, die alten, halb verwischten Ahnenbilder wurden besehen; man stieg in den Burggraben, in den verwilderten Garten hinab, und das einsame Grauen auf dem verödeten Felsensitze verlor sich in dem Maße, als sich Adelsheid und ihre Gefährten zu beschäftigen suchten. Auch bewirkte der, nach größern Pausen wiederkehrende und näher rückende Kanonenschall, daß sie endlich alle ihren sichern Zufluchtsort zu segnen begannen, besonders da Conrad, wenn er, um ihren Vorrath von Lebensmitteln zu vermehren, ins Thal hinabstieg, mit immer beunruhigendern Nachrichten wiederkehrte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Johanniskindlein *).

An Bica.

O sieh' das zarte Haupt, die weiße Stirne,
Den kleinen Mund, den Lust und Weh umspielt,
Die Blicke, eingehüllt wie Glücksgestirne —
Des frühereifen Engelskindes Bild!

Es schaut auf's sanfte Lamm mit stillem Sehnen,
Sieht seiner Zukunft Bild, das Kreuz, noch nicht;
Das kleine Herz ahnt, daß aus Liebethränen
Nie schwerer Gram, nur sanfte Trauer spricht.

Dies Bild mög' oft in deinen Träumen schweben!
Siehst du dies traute kindlich reine Haupt,
Siehst du die Liebe, meine Liebe leben,
Die dich, o Lamm, umschlingt, dir dient, dir glaubt.

Der Liebe kleiner Herold wird dir künden,
So lang ihm zart vertrauet dein Gefühl:
Wenn in den Lüften alle Töne schwinden,
Daß ewig tönt der Liebe Saitenspiel!

*) Ein Kupferstich von Hrn. John's Meisterhand in der Uglaja für das Jahr 1819 nach einem Gemälde von Luini, welches das Kind Johannes vorstellt, kniend, die Blicke auf das Lamm gesenkt, hinter ihm liegt ein Kreuz am Boden.

Mag drohend sich das schwarze Kreuz erheben!
 Je höher — desto weiter himmelan.
 Vor keinem Schmerz kann Liebe je erbeben,
 Nur Schmerz der Liebe fast sie tödtlich an.

Nicolph v. Elwinskih.

Correspondenz-Nachrichten.

Moskwa, am 1. July 1828.

(Fortsetzung.)

Außer diesen hörten wir noch vier Clavier-Concerte; das eine gab Hr. Lemoch, das andere Hr. Eckström, das dritte eine Ule. Adams, und das vierte ein Knabe von 14 Jahren, Namens Charpentier. Hr. Lemoch besitzt bey großer Fertigkeit und Reinheit sehr viel Ausdruck. Eben diese Eigenschaften sind auch Hrn. Eckström nicht abzuspreehen. Dem Spiel der Ule. Adams ist mehr Seele zu wünschen, und dem kleinen Charpentier, der sehr viel Talent besitzt. Fleiß und Ausdauer, so kann er mit der Zeit ein tüchtiger Virtuose werden.

Ein Violoncell-Concert gab Hr. Marcou, Bögling des Conservatoriums zu Paris, und jetzt erster Violoncellist bey dem hiesigen Theater. Er spielte ein Concert von Baudiot und Variationen von Romberg. Wenn er diesem vielleicht an Kraft nachsieht, besonders im Bass, so erreicht er ihn in Rücksicht der Fertigkeit und Reinheit seines Spiels, besonders zeichnet er sich durch die Leichtigkeit seines Bogenstriches aus. Auch wer Romberg gehört hat, wird Hrn. Marcou noch immer mit vielem Vergnügen hören.

Auf der Violine wurden vier Concerte gegeben; von Hrn. Kubischta, Grassi, den Herren Karassew und Repin, und einem Knaben, angeblich von acht Jahren. Hr. Kubischta, der unter andern ein Concert von seiner Composition vortrug, spielt sehr angenehm und gefühlvoll, nur ist ihm in schwierigen Passagen mehr Fertigkeit und Kraft zu wünschen. Hr. Grassi spielte ein Concert von Maurer. Sein Spiel zeigt von Fertigkeit, läßt aber in Hinsicht der Sicherheit und Reinheit bey schwierigen Passagen noch sehr viel zu wünschen übrig. Den Herren Karassew und Repin gab man in einem hiesigen Journale den Rath, sich erst mehr Virtuosität zu erwerben, ehe sie öffentlich auftreten. Doch ist ersterer stärker in der Execution, als der letztere. Der kleine Latischew gab schon vor drey Jahren ein Concert, und sonderbar genug! damals war er auch schon acht Jahre alt. Schlimm für ihn, wenn seine Kunst nicht weiter gerückt ist, als sein Alter.

Der Concerte für Blasinstrumente waren nur zwey. Eines gab Hr. Pahl, erster Hautboist bey dem hiesigen Theater-Orchester, das andere die Herren Titow und Papkow, ebenfalls Mitglieder des hiesigen Orchesters, ersterer auf der Clarinette, und letzterer auf der Flöte. Hr. Pahl spielt außer dem Hautbois noch das englische Horn. Wenn sich das letztere auch nicht so ganz für ein öffentliches Concert eignet, so gefiel es doch wegen der Lieblichkeit seines Tons. Hr. Pahl spielt übrigens beyde Instrumente mit gleicher Fertigkeit, und erfreute sich auch des ungetheilten Beyfalls der Kenner. Hr. Titow ist ein ausgezeichnete Clarinettist. Er spielt sehr fertig und besitzt einen sehr angenehmen Ton. Dasselbe kann man auch von dem Flötenspiel des Hrn. Papkow sagen.

Außer diesen wurden noch von der adeligen Versammlung fünf, von der Theater-Direction drey Concerte gegeben; ferner von Hrn. Capellmeister Scholz, so wie von den Herren Morini und Nicolas, von jedem ein Concert veranstaltet. Unter diesen war das merkwürdigste das des Hrn. Capellmeisters Scholz, welcher zu diesem Concerte eine große Phantasie für sechs Pianofortes und großes Orchester unter dem Titel: Schlacht von Navarino componirt hatte, ein großartiges Tongemälde, das sehr viele Schönheiten enthält.

Die Pianoforte-Parthien wurden von den Herren Field, Krein (einem der besten Schüler Field's), Jenischta, Lemoch, Hardorf und der Dlle. Adams sehr gut executirt. Schade nur, daß es nicht im großen Theater, das eben damals reparirt wurde, so wie nicht früher, namentlich vor dem Sechs-Harfen-Concert der Gebrüder Schulz gegeben werden konnte. Diese hatten das Publicum mißtrauisch gemacht, das nun lieber einen zu erwartenden Kunstgenuß entbehren, als sich noch einmal der Gefahr aussetzen wollte, angeführt zu werden, eine Besorgniß, die übrigens bey dem Charakter des allgemein geschätzten Hrn. Capellmeisters Scholz, so wie bey den Namen eines Field, Jenischta u. s. w. nicht den mindesten Grund hatte. Ubrigens erfreute sich dieses Concert, wenn auch nicht eines großen Besuchs, doch des ungetheilten Beyfalls der Kenner, die noch jezt mit Entzücken von dem ihnen gebotenen Kunstgenuß sprechen, und nichts so sehr wünschen, als daß ihnen recht bald Gelegenheit gegeben werden möge, dieses herrliche Tongemälde wo möglich in erweiterter Gestalt und von denselben Händen executirt hören und bewundern zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

C o n c e r t.

Am 4. September wurden die langverschlossenen Thüren des k. k. Hof-Operntheaters nächst dem Kärnthnerthore wieder einmal zu einer Abendunterhaltung eröffnet, wir sagen Abendunterhaltung, denn es wurde gesungen, gespielt und getanzt. Also fehlte doch noch Etwas, wodurch unsre gewöhnlichen Concerte ergänzt oder in die Länge gezogen werden, die Declamation. Wir gestehen, daß diese in der That besser zu einem Concerte paßt, als der Tanz, besonders wenn er so, wie bey dem heutigen Concerte, an verschiedenen Orten unter die Musikstücke geschoben, und nicht als süßes Desert ganz am Schlusse gegeben wird. Terpsichore stättet ihre Freuden mit zu viel sinnlichen Reizen aus, als daß ein darauf folgendes Gesangstück nicht dadurch verlieren sollte, da hingegen ein schön declamirtes Gedicht dem darauf folgenden Musikstücke einen neuen, glänzenden Relief gibt.

Am heutigen Abend war es der Contrabaß, welcher die Theaterfreunde hier versammelt hatte, es gab nemlich der auf diesem Instrumente als Virtuos bekannte Hr. H i n d l e die heutige Academie zu seinem Besten.

Bey der großen militärischen Ouverture gerieth man auf den Gedanken, daß vielleicht alle Musiker immer ihre Notenblätter unversehens wieder von vorne zu spielen anfangen, denn sie nahm gar kein Ende, und hatte doch öfters eines. Das schöne Thema: „Quousque tandem abutere, Catilina, patientia nostra?“ des großen Virtuosen C i c e r o schien darin variirt zu seyn, jedoch ohne etwa die schöne rhetorische Anordnung nachahmen zu wollen. Die ganze militärische Composition glich eher einem militärischen Rapport, wo immer ein neuer Vorfall über den andern gemeldet wird. Doch war die Aufführung präcis, und durch die Militärmusik mit Knalleffect ausgestattet.

Nun trat Hr. H i n d l e auf, und spielte Adagio und Rondo für Violoncell von B. K o m b e r g auf dem Contrabaß. Das will so viel sagen, Hr. H i n d l e hat seinen Contrebaß mit dünnen Saiten bezogen, und bewirkt also dadurch nicht den Ton des Basses, sondern des Violoncells. Auf diesem für seinen Gebrauch eigens gestimmten Instrumente besitzt der Concertgeber viel Fertigkeit, und hat viele Passagen in seiner Gewalt, zeigt auch Geschmack, und bewies besonders im Adagio, daß er dasselbe empfunden habe, denn er trug es gefühlvoll vor. Im Rondo versagten ihm mehrere Töne in der Höhe. Er erhielt viel Beyfall.

Nach ihm sang Mad. F r o n t i n i eine Arie aus „Elisa e Claudio,“ und zeigte besondere Geschicklichkeit bey dem Andantino. Auch sie erhielt viel Beyfall. Hierauf spielte Dlle. Katharina S p r i n z Variationen von Heinrich H e r z auf dem Pianoforte, und erhielt fast nach jeder Variation rauschenden Beyfall, den sie auch ihres schönen und runden Spieles wegen verdient hatte. Hierauf folgte ein Pas de deux, getanzt von den

Alles. Wirbisch und Nabel. Beyde entwickelten große Kunstfertigkeit, und Alles. Wirbisch zeigte sich besonders anmuthig in ihren naiven Attituden. Großer Beyfall. Nach diesem sangen die Herren Vorschikyn, Hus, Kurz und Kuprecht ein Vocal-Quartett mit Ausdruck und Präcision, und erhielten ebenfalls Beyfall.

Die zweyte Abtheilung begann mit der schon aufgeführten militärischen Piece von Hildenbrand, welche ihres rauschenden Effectes und der guten Executirung zu Folge, repetirt und sehr applaudirt wurde.

Übermals folgte ein „Ungarischer Tanz“ vom sämmtlichen Ballet-Personal des Josephstädter Theaters aufgeführt, der sehr gefiel und wiederholt werden mußte. Hierauf sang Mad. Marra eine Arie von Rossini, in welcher sie nicht allein eine wohlklingende Stimme, sondern auch viele Rehlensfertigkeit zeigte. Auch sie erhielt großen Beyfall. Nach ihr spielte Hr. Joseph Fahrbach, Solospieler und Orchestermitglied des Josephstädter Theaters, Variationen für die Flöte von seiner Erfindung, zeigte einen hübschen Ton und ganz besondere Fertigkeit in springenden Passagen, und erhielt vielen, besonders nach der zweyten und vierten Variation, auszeichnenden Beyfall.

Ein Duett aus Semiramide, von Hrn. Vorschikyn und Mad. Marra wurde ziemlich beyfällig aufgenommen. Hierauf spielte Hr. Hindle Variationen auf dem Contrabaß, von denen auf dem Anschlagzettel gesagt war, daß sie nach der Methode des Hrn. Nicolo Paganini componirt wären. Warum nicht gar? Hat denn Hr. Paganini eine eigene Methode erfunden zum Componiren der Variationen? Dieser Virtuoso hat eine Methode im Spielen, und zwar eine sehr schöne, ja sogar eine nachahmungswerthe, aber von einer Methode im Componiren ist uns nichts zu Ohren gekommen. Dieser Ausdruck hat keinen Sinn, und einen fatalen Beygeschmack von der häßlichen Methode mancher Tonseher, welche ihren Compositionen durch die Beyfügung dieses Namens einigen Werth geben wollen. Wohl möglich, daß der große Haufe sich durch solche marktshreyerische Aushängschilder täuschen läßt, aber in einer Academie des Hof-Operntheaters sollte man doch solche Mittel nicht anwenden, denn das den Variationen vorangehende kurze Recitativ ist keine Erfindung Paganini's. Auch sind die Flageolet-Töne nicht seine Erfindung, denn sie waren vor ihm schon da. Aber die vortreffliche Art sie hervor zu bringen, ist sein Eigenthum, seine Kunst. Hr. Hindle spielte sie auswendig, dieß thut Paganini, aber Romberg und Andre auch. Hr. Hindle spielte aber seine Variationen schön und ausdrucksvoll, mit Fertigkeit, und brachte manche Doppelgriffe recht rein heraus, erhielt vielen Beyfall, und wurde zweymal gerufen. Dieß hat einige Ähnlichkeit mit Paganinischen Productionen. Nur Schade, daß Hr. Hindle den Violoncellton nicht auf dem Violoncell selbst hervorbringt! Da hätte er mehr Höhe, und eine schönere Höhe, denn die Tiefe des Contrabasses bekommt man bey ihm nicht zu hören. Sehr selten schlägt er einmal die tiefe, in B gestimmte, freye Saite an. Eigentliche, kräftige Passagen des Contrabasses hört man nicht. Wir wünschen herzlich, daß nicht andere Virtuosen dieß nachahmen, und daß etwa unsre Flötenspieler anfangen, so zu blasen wie auf dem Fagot, oder die Fagotisten so wie auf dem Clarinet. Dieß gehört in die verkehrte Welt!

Den Beschluß dieser Academie machte ein Tanzstück. Alles, was an diesem Abende producirt ward, erhielt rauschenden Beyfall.

(Mit einer Musik-Beylage.)

Im Frühling, von Ernst Schulze. In Musik gesetzt von Franz Schubert.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 18. September 1828.

113

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertelj. um 6 fl., halb j. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertelj. um 3 fl., 45 kr., halb j. um 7 fl., 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bei H. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl., 12 kr. halb und 26 fl., 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Wipfelburg.

(Fortsetzung.)

So waren mehrere Tage vergangen. Adelheid hatte bereits alle Merkwürdigkeiten der Burg gesehen; nur der verfallne Flügel, welcher aus uralter Zeit herzurühren schien, war noch übrig. Sie hatte sich dessen Untersuchung auf den folgenden Tag festgesetzt und war entschlossen, sie selbst, ohne Conrads oder Anna's Begleitung vorzunehmen, wenn diese etwa, durch einen Rückfall abergläubischer Furcht geängstigt, Gegenvorstellungen machen sollten. Denn nur selten beugte sich Adelheids frommer Muth vor eingebildeten Gefahren, und ihre sorgfältige Erziehung erhob sie über viele Vorurtheile ihres Zeitalters.

Schon gestern war es ihr aufgefallen, daß mehrere Stauden und wildes Gesträuche, welches vor einer Thür des verrufenen Flügels üppig aufgeschossen, in der Mitte, wie durch Fußtritte, aus einander gedrückt war. Conrads Antwort auf ihre Frage: ob etwa er jene Thüre geöffnet? hatte ihr nicht genügt, denn er meinte, dieß möge wohl der Wind gethan haben, der ja unablässig hier oben wüthe. Auch wollte sie am Abend desselben Tages sich eben über die kleine Gallerie in ihr Schlafzimmer begeben, als es ihr dünkte einen hellen Schein hinter den zerbrochenen Scheiben eines Fensters im alten Flügel wahrzunehmen. Wieder ein seltsames Spiel des Mondes! dachte Adelheid bey sich, doch heller und heller flammte es auf, dann folgte plötzlich tiefe Finsterniß, und sie konnte beynah nicht mehr zweifeln, daß dieser Schimmer von einem Licht im Innern des Gebäudes herrühre. Auch Konrad und Anna, welche auf ihr Geheiß herbeygekommen waren, erblickten dasselbe, doch konnten sie sich nicht entschließen in dieser nächtlichen Stunde eine Untersuchung vorzunehmen, welches selbst das Fräulein nicht für rathsam hielt, so ungerne sie dieselbe auch auf den nächsten Morgen verschob. Sie brachte die Nacht in mancherley Besorgnissen deswegen hin, indeß ihre Gefährten sich unbekümmert dem Schlafe hingaben.

Unerwartete Ereignisse ließen sie jedoch am andern Tage ihres Vorsatzes vergessen, und die Geisterwelt wurde, wie so oft im Leben, von der wirklichen zu

rückgedrängt. Denn bleich, keuchend vor Eile und Angst, kam Conrad in der Frühe von seinem gewöhnlichen Gang ins Thal zurück. Zahlreiche Kriegescharen zogen in langen unordentlichen Zügen durch die stille Berggegend. Die armen Thalbewohner waren auch diesmal bey ihrer Annäherung mit ihrem wenigen Vieh in die Wälder geflohen, und bald ließen hier und dort aufsteigende Rauchsäulen nur zu wohl erkennen, welches Schicksal ihren Hütten geworden und wie sehr ihre Furcht gegründet war. Die Gefahr war hereingebrochen, welcher Anna ihre junge Gebieterinn durch die Flucht auf die Wipfelburg entziehen wollte, doch hielten sie sich auch hier nicht völlig sicher, und bethend lagen die beyden Frauen in der halb zerstörten Schloß-Capelle auf den Knien, den Höchsten um Schutz für sich und ihre armen Nachbarn anrufend. Die Durchzüge währten den ganzen Tag, nur gegen Abend schien es ruhiger zu werden; die Wipfelburg blieb unberührt. Die Jagenden schöpften wieder neues Vertrauen, neuen Muth, und ehe die Nacht völlig hereinbrach, wagte es Mutter Anna in das entfernte Wohngebäude zurück zu kehren, um einige häusliche Verrichtungen zu besorgen. In heißes Dankgebeth für den abermals gewährten Schutz des Himmels versunken, war Adelheid allein in der Capelle zurückgeblieben, und gewährte erst spät, daß die Tageshelle, welche ohnehin nur spärlich durch die trüben Fenster zu dringen vermochte, gänzlicher Dunkelheit gewichen war. Duster und unsicher flackerte das Licht der silbernen Ampel ober dem Altare und bildete geisterähnliche Schatten zwischen den dunklen Pfeilern, die hoch zum Gewölbe emporstrebten. Adelheid blickte um sich, und noch nie hatte ein unheimlicheres Gefühl ihre Brust durchzogen. Sie wollte den Rückweg antreten. Da, o des Schreckens! bemerkte sie, daß der Wind die Thüre zugeschlagen hatte, welche in den bewohnbaren Theil des Schlosses führte. Vergebens bot sie alle ihre Kraft auf, sie zu öffnen, der Riegel war von außen vorgesprungen; vergebens blieb ihr Pochen und Rufen, das nur von den finstern Gewölben zurückhallte und nicht zu ihrer fernen Dienerschaft dringen konnte. Daher sah sie sich gezwungen in die Capelle zurück zu kehren, um wo möglich, einen andern Ausweg zu suchen. Sie ergriff die Ampel, und dieser war bald entdeckt, denn in der Vorhalle zeigte sich Adelheids forschenden Blicken eine halb eingesunkene Thüröffnung, wodurch der Schein der Sterne zu ihr niederschimmerte. Leicht waren die Trümmer der eingefallnen Mauer überstiegen und sie sah sich, freylich zu dieser Stunde gegen ihren Willen, in dem öden Hofraum, welchen die Gebäude des alten Flügels umgaben, die sie durchgehen mußte, um ihre Wohnung zu erreichen. Alles war düster und todtenstill um sie her. Der Wind, welcher beynahе beständig in den Bäumen der Wipfelburg sauste, und die Thurmfahnen erknarren machte, regte sich allein an dieser Stelle nicht. Adelheid kam an dem Kellereingang vorüber, aus welchem das Gespenst aufsteigen sollte, wie Conrad sagte. Sie blickte scheu hinab; eine unermessliche Tiefe dehnte sich schräg hinunter, ein Brausen schien daraus hervor zu dringen; Adelheids Herz fing an laut zu pochen; ihr Muth wollte sie verlassen; sie eilte einer offnen Thorhalle zu, doch schämte sie sich sogleich dieser Schwäche wieder, und stieg über das rauhe Gestrüpp wirklich eine Treppe hinan, welche zu dem Orte führen mußte, wo sie das Licht erblickt hatte. Ein schmaler Gang zog sich vor ihr hin, der bald von einem andern durchschnitten wurde, auf den mehrere Thüren gingen, die nur halb in den Angeln hängend, wüste, zerstörte Gemächer zeig-

ten. Ihre Lampe schwankte ungewiß in dem dadurch verursachten Luftzuge, und bey dem Flimmern derselben glitt plötzlich eine dunkle Gestalt an der Mauer hin, die sogleich wieder verschwand. Adelsheids Blut erstarrte, ihr sonst so klarer Geist verwirrte sich; es war die Erscheinung ihres Ahnherrn. Sie fühlte ihre Knie einbrechen; das fürchterliche Alleinseyn an diesem Orte raubte ihr die Kraft; unwillkürlich hatte ihre Hand, um sich zu erhalten, nach dem Schlosse der Thüre gefaßt, woran sie lehnte, es sprang auf, und Adelsheid befand sich unvermuthet in einem großen gewölbten Gemache, das ihre Lampe schauerlich und spärlich erhellte. „Gott steh uns bey! da ist sie wieder!“ schrie plötzlich eine Stimme unfern von ihr, und Adelsheid sah die vorige Erscheinung im grauen Mantel, an ihr vorüber, ins Nebenzimmer stürzen.

„Also doch ein Mensch,“ sagte sie, von neuem Athem schöpfend, und folgte maschinenmäßig dem Weg, welchen jener genommen hatte. Eine angelehnte Thür führte sie in ein kleines, düster erleuchtetes Zimmer; aber Welch ein überraschender Anblick bot sich ihr hier dar! Im fernsten Winkel lag die graue Gestalt gekauert, welche abermals bey ihrem Anblicke aufschrie; und von einem ärmlichen Strohlager hob sich ein schöner blasser Mann empor, auf dessen edlen Zügen die Mattigkeit der Krankheit ausgedrückt war, ohne seinem Wesen etwas an der natürlichen Würde zu benehmen. Dunkles Haar beschattete seine hohe offene Stirne und die ernsten schwarzen Augen richteten sich, mehr forschend als erstaunt, auf die unerwartete Erscheinung vor ihm, die, wie ein bleiches Marmorbild, unbeweglich am Eingang stehen geblieben war, und mehr erschrocken, als um zu schrecken, gekommen zu seyn schien.

„Was führt euch, holdes Wesen, in diese düstern Mauern?“ fragte der Unbekannte, sich mit Anstrengung von seinem elenden Lager erhebend und langsam auf Adelsheid zuschreitend, welcher dieser überraschende Auftritt alle Fassung geraubt und sie dem Umsinken nahe gebracht hatte.

„Um Gotteswillen, lieber Herr! redet nicht mit der gräßlichen Gespensterfrau, die gekommen ist, uns Beyde zu ermorden!“ rief die graue Gestalt aus dem Winkel hervor. „Macht euch ihr nicht! seht ihr nicht, wie sie sich gegen euch beugt, um euch zu erwürgen? Haltet ein! barmherziger Gott, Feuer steigt von der Erde auf! jezt sind wir verloren!“ Mit diesen Worten stürzte der Furchtsame mit dem Gesicht auf den Boden nieder, indes Adelsheids Lampe auf dem Estrich hinrollte, ihr Bewußtseyn von Schwindel befangen war und sie der umschließende Arm des Fremden allein vor dem Sinken bewahrte.

Es währte einige Minuten, ehe sie völlig zu sich selbst kam, und sich von Scham und Bestürzung durchdrungen, an die Brust eines unbekanntes Mannes gelehnt erblickte, dessen Augen mit unbeschreiblichem Ausdruck auf ihr ruhten und von Freude strahlten, als sie sich wieder zu erholen schien. Mit zitternden Händen hielt der kaum zur Hälfte beruhigte Diener eine Flasche mit Wasser hin, womit man sie ins Leben zu rufen bemüht gewesen war, und mit weichem, mildem Tone fragte sie der Unbekannte, ob sie sich wieder von ihrem Schrecken erholt und welcher Zufall sie in diesen Aufenthalt geführt hätte.

„Nicht mein Vorwitz allein war es,“ erwiderte sie, indem sie sich hocherröthend von seinem Arm losmachte und in peinlicher Verwirrung nach ihrer Lampe auf dem Boden suchte, „ich bin die Besizerinn dieser Burg.“

„Hört ihr's, es ist dennoch die Ahnfrau!“ murmelte der von neuem erschrockene Diener.

„Ein Zufall zwang mich den Rückweg in meine Wohnung durch diesen verurufenen Flügel zu suchen, und ich fand...“

„Statt der Geister einen Kranken, welchen seine Wunden hier festhalten, und den, von seinem Corps abgeschnitten, die berüchtigte Volkssage vor der Gefangenschaft der durchziehenden Kaiserlichen schützte,“ unterbrach sie der Fremde, während er sich mit seinem Anstand vor ihr verbeugte.

„So seyd ihr ein Schwede?“ sprach Adelsheid befremdet, in gezogenem Tone; „doch wer ihr auch seyn mögt,“ setzte sie gleich darauf wieder mit ihrer gewöhnlichen Milde hinzu, indem ihr Blick auf den Verband seines rechten Arms und in sein edles blasses Gesicht fiel; „wer ihr auch seyn mögt, ihr seyd verwundet und darum willkommen in diesen Mauern, die auch mir Schutz gegen den verheerenden Strom der Heere bieten.“

„Ihr wohnt auf der Burg?“ fiel der Fremde überrascht ein.

„Seit vier Tagen.“

„So lange schon ist mir ungeahnet ein Engel zur Seite!“

„Seyd ihr länger hier?“ fragte Adelsheid, um nur etwas in ihrer Verwirrung zu sagen.

„Es sind bereits einige Wochen, seit mich mein treuer Diener auf seinem Rücken bewußtlos vom Kampfplatz weg, wo ich mich mit meiner kleinen Schar gegen ein ganzes Corps zu vertheidigen hatte, auf diese verfallne Weste trug, welche gespenstige Sagen, wie ich höre, dem Volke unzugänglich gemacht haben. Noch sind meine Wunden nicht geschlossen, und die Nähe des Feindes, dem ich in diesem Augenblick keinen kräftigen Arm entgegen zu setzen habe, verdammt mich hier zu qualvoller Unthätigkeit, bis ich heute...“

„Ich wünschte dieselbe wenigstens in einige Gemächlichkeit verwandeln zu können,“ fiel ihm Adelsheid, leicht erröthend, ins Wort, „und ersuche euch jetzt mich heimgeleiten zu lassen; morgen seyd ihr vielleicht im Stande euern düstern Aufenthalt mit einem bequemern zu vertauschen.“

„So darf ich euch wiedersehen, holde Erscheinung des Himmels?“ rief der Fremde, indem das Roth der Freude seine blassen Wangen färbte, „o nun ist dieser Felsen keine Verbannung mehr!“

Zimmer noch mehr erstaunt als beruhigt, hatte unterdessen Rudolph Adelsheids Lampe wieder in Stand gesetzt, und schritt nun ziemlich rasch vor ihr her, von Zeit zu Zeit umblickend, ob nicht ihre Gestalt wieder eben so in Nichts zerfließe, als sie wie aus der Erde aufgetaucht schien. Vom Nachschauen, stets mehr in süße Träumereyen versinkend, suchte sich indessen sein Herr alle Umstände von Adelsheids Erscheinung zurück zu rufen, um sie nicht bloß für ein Spiel seiner gereizten Einbildung zu halten, welche ihm ein längst geahntes Ideal seiner Seele hervorgezaubert hätte.

Auch Adelsheid langte von den verschiedenartigsten Eindrücken erschöpft und aufs tiefste bewegt in ihrer Kammer an; und die Nacht verging ihr unruhvoller als die erste, welche sie auf der Burg zugebracht hatte. Auch ihr kam Alles so traumartig vor; nur das Bild des edlen Fremden stand lebenvoll, in Schönheit und angeborner Größe, vor ihrem innern Sinn. Ihre Erinnerung führte ihr jedes seiner Worte zurück, und als sie am andern Morgen

Frau Anna in tiefen Gedanken überraschte, hatte sie beynahe nach Fassung zu ringen, um ihren Gefährten zu eröffnen, daß sie nun entdeckt, ein verwundeter Krieger habe eine Zuflucht in dem verfallnen Theil der Burg gefunden, und daß sie Willens sey, ihm eine bessere Wohnung in dem neuern Bau anzuweisen. Und kaum hatte Conrad schweigend und kopfschüttelnd ihre Befehle ausgerichtet, so kam auch schon Anna den Besuch des Fremden zu melden.

Edler noch als am Abende, wenn gleich auf seinen Diener gestützt, in schwedischer Kürassier-Uniform trat er ein, und blieb gleichsam wie erstaunt vor Adelheid stehen, die von jeden jungfräulichen Reiz geschmückt, ihn mit jener lieblichen Verwirrung empfing, welche ein weibliches Gesicht um so mehr verschönert, je mehr Geist darin vorherrschend ist. „Verzeiht, gnädiges Fräulein, mein frühes Erscheinen,“ sagte er, „aber ich konnte nicht Ruhe finden, ohne mich wirklich überzeugt zu haben, daß gestern euer Anblick nicht bloß ein entzückender Traum war.“ Nach diesen Worten folgte er Adelheids Einladung, in einem Erkerfenster neben ihr Platz zu nehmen; und wie oft auch anfangs die Unterredung stockte, bis sie sich endlich im gegenseitigen Besprechen ihres sonderbaren Zusammentreffens und der allgemeinen Lage der Dinge freyer bewegten, dennoch dünkte es Beyden, sich noch nie besser und geistreicher, ihrem innersten Seyn angemessener unterhalten zu haben. Jedes Wort, das Oberst Nordenslycht, so hieß der Fremde, mit seiner weichen metallvollen Stimme aussprach, schien schon lange in Adelheids Herzen geschlummert zu haben; jeder seiner Gedanken war ihr neu und doch so nahe verwandt. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte sie seiner Rede, und ein Purpurhauch überflog ihre Wangen, wenn Nordenslycht, zuweilen in ihren Anblick versunken, unwillkürlich im Gespräch stockte, oder sein Auge das ihrige traf, welches sich dann schnell mit den langen dunklen Wimpern verschleyerte.

(Die Fortsetzung folgt.)

E o g o g r y p h.

Willst du meinen Namen wissen,
Und wo ich zu finden sey?
O so frage nur den Man —
Und er locht zu süßen Küßen
Der Erholung dich herbey;
Der Erholung nur? o nein,
Denn auch Neugier kann es seyn.
Wär' es nicht vielleicht auch Liebe?
Ja, wenn die mir ferne bliebe,
Glaubst du, daß von tausend Herzen,
Die in meinen Halsen scherzen
Oder weinen — eines mich besuchte
Und der Langenweil' nicht fluchte?
Denn alle Mode und Kleiderpracht
Ist für das Auge der Liebe nur Nacht.

Nimm das zweenste Zeichen mir,
Milden Trost gewäh' ich dir,
Und erweck dir fromme Lust
Heil'ger Andacht in der Brust.
Ja selbst in der Sterbestunde
Heil' ich deine letzte Wunde.
Jetzt verwirf mein erstes Zeichen,
Seh' ein and'res an die Stelle:
Nur dein Blick wird mich erreichen
In der grauenvollsten Helle.
Weh dir! stiegest du hinein,
Denn dein Tod muß schrecklich seyn.

Andreas von Brecht.

Moskwa, am 1. July 1828.

(Fortsetzung.)

Auch Hr. Morini, Gesanglehrer an der hiesigen Theaterschule und früher Capellmeister des italienischen Theaters, hatte zu dem von ihm veranstalteten Concert eine Symphonie unter dem Titel: Die Zusammenkunft der Musiker und Säng-er, wenn auch keine Parodie, doch ein Gegenstück zur Haydn'schen Abschieds-Symphonie componirt. Während in der Haydn'schen Symphonie ein Musiker nach dem andern abgeht, so kommt hier einer nach dem andern. Dort schließt sich die Symphonie mit der letzten Violine, die auch endlich verstummt; hier endigt sie sich mit vollem Orchester und Sänger-Chor. Die Symphonie des Hrn. Morini besteht wohl eigentlich aus verschiedenen musicalischen Fragmenten, erfreute sich indessen doch des Beyfalls mehrerer Anwesenden.

Das letzte Concert veranstaltete Hr. Nicolás, zweyter Capellmeister am hiesigen Orchester, wie man sagt, auf Veranlassung eines Fürsten G., welcher an Verbreitung des Geschmacks an classischer Musik immer den größten Antheil nimmt *). Da das Werk recht gut aufgeführt wurde, so müssen wir Hrn. Nicolás für diesen seltenen Kunstgenuß immer Dank wissen, und würden uns über das mißfällige Urtheil eines hiesigen Kritikers darüber wundern, wenn sich derselbe nicht bey allen seinen Beurtheilungen als höchst parteyisch gezeigt hätte.

Von den die Concerte Unterstützenden ist besonders Hr. Radivilow zu bemerken. Dieser junge Dilettant spielte im zweyten Concerte der Dlle. Gödike Variationen seiner Composition auf der Balalaika, einem dreysaitigen, höchst einfachen, einer Mandoline ähnlichen National-Instrumente, und erregte durch seine außerordentliche Fertigkeit, durch welche er diesem armen und einfachen Instrumente die sanftesten Töne entlockt, die größte, ungetheilteste Bewunderung, um so mehr, da er es ist, der sich für dieses Instrument die ausgedehnteste Applicatur schuf, und dasselbe in bessere Gesellschaft einführte. Übrigens ist es wohl zu verwundern, wenn auch nicht zu bedauern, daß Hr. Radivilow, der auch die Violine recht brav spielt, diesem so einfachen und armen Instrumente so viel Aufmerksamkeit widmet.

Nächst ihm dürfen wir Hrn. Bantischew nicht übergehen, der sich für die Oper bestimmt hat, einen jungen Künstler mit einem sehr angenehmen Tenor, der für die Zukunft viel verspricht.

Und nun genug von den Concerten und zum Schluß einige literarische und andere Neuigkeiten. Zuerst von einer neuen Oper, die seit kurzem sehr viel Aufsehen macht. Es ist dies der „Pan Ewerdowski,“ eine Zauber-Oper von Sagoskin, Musik von Werstowski, meines Wissens die erste Oper, die nicht allein einen Russen zum Dichter, einen Russen zum Compositeur, sondern auch eine klein-russische Volksage zur Grundlage hat. Nach dieser ist der Pan Ewerdowski eine Art Faust, ein großer Zauberer, der sich durch metaphysische Speculationen und magische Künste eine große Gewalt über die Geisterwelt erworben hat, Todte auferweckt und nebenbey vielerley Spuk und Unfug treibt, bis er endlich gefangen und in ein festes Schloß gesperrt wird. Aber das festeste Schloß ist für den Pan Ewerdowski nicht fest genug. Er malt ein Pferd an die Wand, und auf diesem reitet er auf und davon. Hr. Sagoskin hat diese Sage bedeutend verändert. Er läßt ihn endlich von seinen dienstbaren Geistern verlassen werden, und mit sammt seiner Burg untergehen, eine Scene, die natürlich einen großen Effect macht. Überhaupt tragen wohl zum Gefallen dieser Oper, außer der Musik, von der wir weiter unten sprechen werden, die Decorationen und Maschinerien das meiste bey. Was für herrliche Decorationen! Unterirdische Gewölbe und Grabmäler, wilde und freundliche Gegenden mit und ohne Mondschein, gothische Säle und brennende Ritterburgen. Und nun die Maschinerien! Verdorrnde Bäume, eine aus einem Felsen sprudelnde

*) Er wählte dazu unter andern Mozarts Requiem.

Quelle mit natürlichem Wasser, eine die ganze Bühne bedeckende, Häuser und Hütten mit sich fortreisende Überschwemmung. Wie sollten solche Herrlichkeiten nicht gefallen! Natürlich wird Alles dieß wohlweislich schon auf dem Theaterzettel verkündigt, damit das Publicum recht begierig werde, solche Wunderdinge zu schauen. Es kommt Einem anfangs wirklich sonderbar vor, wenn man auf dem Zettel liest: „Pan Twardowski,“ eine Zauber-Oper in 3 Aufzügen, von Sagoskin, Musik von Werstowski, Zigeunertänze von Labanow, Decorationen von Braun, Baranow und Iwanow, Maschinen von Schröder, Schlachten von Malishev, neue Costume nach den Zeichnungen von Lokues u. s. w. Sodann werden die vorzüglichsten Rollen aufgeführt, von den Sängern und Tänzern bis auf die Matadors in Schlachten und Turnieren! Item das hilfft, und die Direction kennt ihr Publicum. — Was die Musik betrifft, so nähert sie sich im Charakter sehr der Musik des „Trenschüken.“ Sie hat sehr viele effectvolle Stellen. Besonders charakteristisch und überaus ansprechend ist das Zigeunersied zu Anfange des zweyten Actes, welches auch bis jetzt jedes Mal wiederholt werden mußte. Eben so ist das Finale des zweyten Actes sehr effectvoll gearbeitet.

Wie man sagt, bekommen wir nächstens ein französisches Theater. Es wird auf Actien errichtet, von denen schon die meisten unterzeichnet seyn sollen. Obgleich es nicht, wie es anfangs hieß, besondere Privilegien und Vergünstigungen bekommen wird, sondern durchaus Privat-Unternehmung ist, so kann man ihm doch bey der großen Vorliebe für die französische Sprache schon im Voraus Gedeihen versprechen. Gewiß wird es einen großen und vortheilhaften Einfluß auf das russische Theater ausüben. Die russischen Schauspieler, bisher ohne Vorbild, und nur dann und wann einen Acteur vom Petersburger Theater hier sehend, werden gewiß mancherley von den französischen, wenn sie, wie zu hoffen ist, gut sind, abnehmen können. Wie die Dresdner Morgenzeitung, erscheint hier der „Bote von Moskwa,“ herausgegeben von Pogodin, mit einer dramatischen Beylage, die, wenn auch keinen Tieck, doch auch einen sehr geschickten Dramaturgen zum Verfasser hat. Überhaupt gewinnt dieses Journal immer mehr die Liebe des Publicums. Auch wir Deutsche müssen ihm Dank wissen, daß es so eifrig bemüht ist, Rußland mit den classischen Erzeugnissen der deutschen Literatur bekannt zu machen. So übersezte Hr. Pogodin den „Göth von Verlichingen,“ und Hr. Schewirew arbeitet an einer metrischen Übersetzung des „Wallenstein,“ von welcher schon einige Bruchstücke aus Wallensteins Lager im erwähnten Journale abgedruckt sind. Auch auf van der Velde's Werke machte dieses Journal zuerst aufmerksam. Es ist sonderbar genug, daß von diesem deutschen Walter Scott noch so wenig übersetzt ist. Hofmann, Bschöcke, und besonders Clauren sind schon weit mehr bekannt. Auch von Tieck wurde neuerdings eine Novelle mitgetheilt, aber nicht zu seinem Lobe, sondern vielmehr, um nach Aufzählung der Fehler in der Anlage der Erzählung und Charakteristik der handelnden Personen an einem so namhaften Beispiele zu zeigen, wie wahr das Sprichwort sey: De gustibus non est disputandum.

(Der Schluß folgt.)

L i t e r a t u r.

Über die frühzeitige Erziehung der Kinder und die englischen Klein-Kinderschulen, oder Bemerkungen über die Wichtigkeit, die kleinen Kinder der Armen im Alter von anderthalb bis sieben Jahren zu erziehen, nebst einer Darstellung der Spitalsfelder Klein-Kinderschule und des daselbst eingeführten Erziehungs-Systems, von S. Wilderspin, Vorsteher der Londner Central-Klein-Kinderschule und reisendem Lehrer für die Gesellschaft der Klein-Kinderschulen. Mit zwey Steintafeln. Aus dem Englischen nach der dritten Auflage, mit Benützung der neuesten Schriften von W. Wilson, Brown, Mayo u. a., und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von Joseph Wertheimer. Zweyte, sehr verbesserte und vermehrte Auflage. Wien, 1828. Gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold.

England hat Ursache, die Bildung der untern Volksclassen scharf ins Auge zu neh-

men. Die Zahl der Verbrecher wächst mit jedem Jahre. Mit Verbrecher-Colonien ist die Sache nicht abgemacht. Brougham, Blach, James Mill, John Smith, der Marquis von Landsdown, Zacharias Mafaully, Thomas Babington, Lord Dacre, Sir Thomas Baring, William Leake, Heinrich Hase, Benjamin Smith, John Walker, Lord Caldhorpe und Joseph und William Wilson verdienen den Dank der brittischen Nation, wenn sie auf die Nothwendigkeit der Bildung der niedern Volksclassen dringen, und durch Errichtung der Klein-Kinderschulen, Hand ans Werk legen. Die so genannten Klein-Kinderschulen, über deren Nutzbarkeit sich William Wilson, Charles Mayo und Brown öffentlich ausgesprochen, und für die sie ein System entworfen haben, das nichts weniger als Spielerey ist, sind ein bedeutender Vorschrift zur Veredlung des lebenden Geschlechts, und noch mehr zum moralischen Emporbringen der kommenden Generation. S. Wilderspın fast in dem oben angezeigten Buche Alles zusammen, was einer so genannten Klein-Kinderschule noth thut. In zweyhundzwanzig Capiteln trägt der Verfasser das neue System, wenn wir es so nennen wollen, vor, und durchwebt dasselbe mit Reflexionen, die sich sämmtlich auf Erfahrung stützen.

Man sieht es dem Verfasser an, daß er unmittelbar aus dem Leben schöpfte. Er berücksichtigt das Geistige wie das Körperliche der Kinder, und jeder unbefangene Leser wird sich von der Nutzbarkeit der Klein-Kinderschulen überzeugen. Der Vorwurf, den der Kanzler Niemeyer in seinen Reisebemerkungen über England gegen das neue Erziehungsweisen der Britten erhebt, und der besonders die Bell- und Lancaster'sche Methode trifft, daß nemlich das Mechanische in den englischen Bildungsanstalten vorherrsche, kann Hrn. Wilderspın nicht gemacht werden, denn er arbeitet vorzugsweise darauf hin, das Denkvermögen der Kleinen zu wecken, und sie durch Fragen auf Dinge hinzuleiten, von denen sich bisher die englischen Educations-Maschinisten nichts träumen ließen. In der Schweiz werden jetzt ähnliche Versuche gemacht, und der „Appel en faveur d'un établissement de bienfaisance pour l'enfance malheureuse“ des würdigen Pfarrers Scheller zu Lausanne, so wie dessen „Discours prononcé à l'assemblée générale de l'asile Vaudois le 7 Avril 1828 par Sigism. Scheller, pasteur allemand“ sind sicher von brittischer Abkunft. In den englischen Klein-Kinderschulen sollen die Kinder mit dem zweyten Jahre Aufnahme finden. Für arme Ältern, die ihre Kinder nicht zu beschäftigen wissen, die sie wieder andern Kindern überlassen müssen, sind die Klein-Kinderschulen eine Wohlthat, deren Folgen sich gar nicht berechnen lassen. Diese Anstalt verdient allgemeine Nachahmung, und Hr. Wertheimer hat sich um das deutsche Publicum verdient gemacht, indem er dasselbe auch von demjenigen in Kenntniß setzt, was neben Wilderspın auch von andern Engländern über diesen Gegenstand erschienen ist. Die Übersetzung ist leicht und fließend, die Zusätze sind zweckmäßig. Sie beweisen, daß der Übersetzer selbst dachte, und nicht bloß handwerksmäßig arbeitete.

Die Gerold'sche Verlags-handlung hat für einen correcten Druck gesorgt, und das über 26 Bogen starke Werk zu einem sehr billigen Preis (2 fl. C. M.) auf den deutschen Büchermarkt gebracht.

Modenbild XXXVIII.

Oben: Ein Crepp-Hut mit Gaze-Bändern und Blumen von zwey Ansichten.

Mitte: Das Häubchen von Tull-Fagon-Blond ist mit Blonden und Blumen geziert.

Unten: Eine Capotte von Gros-de-Naples von zwey Ansichten.

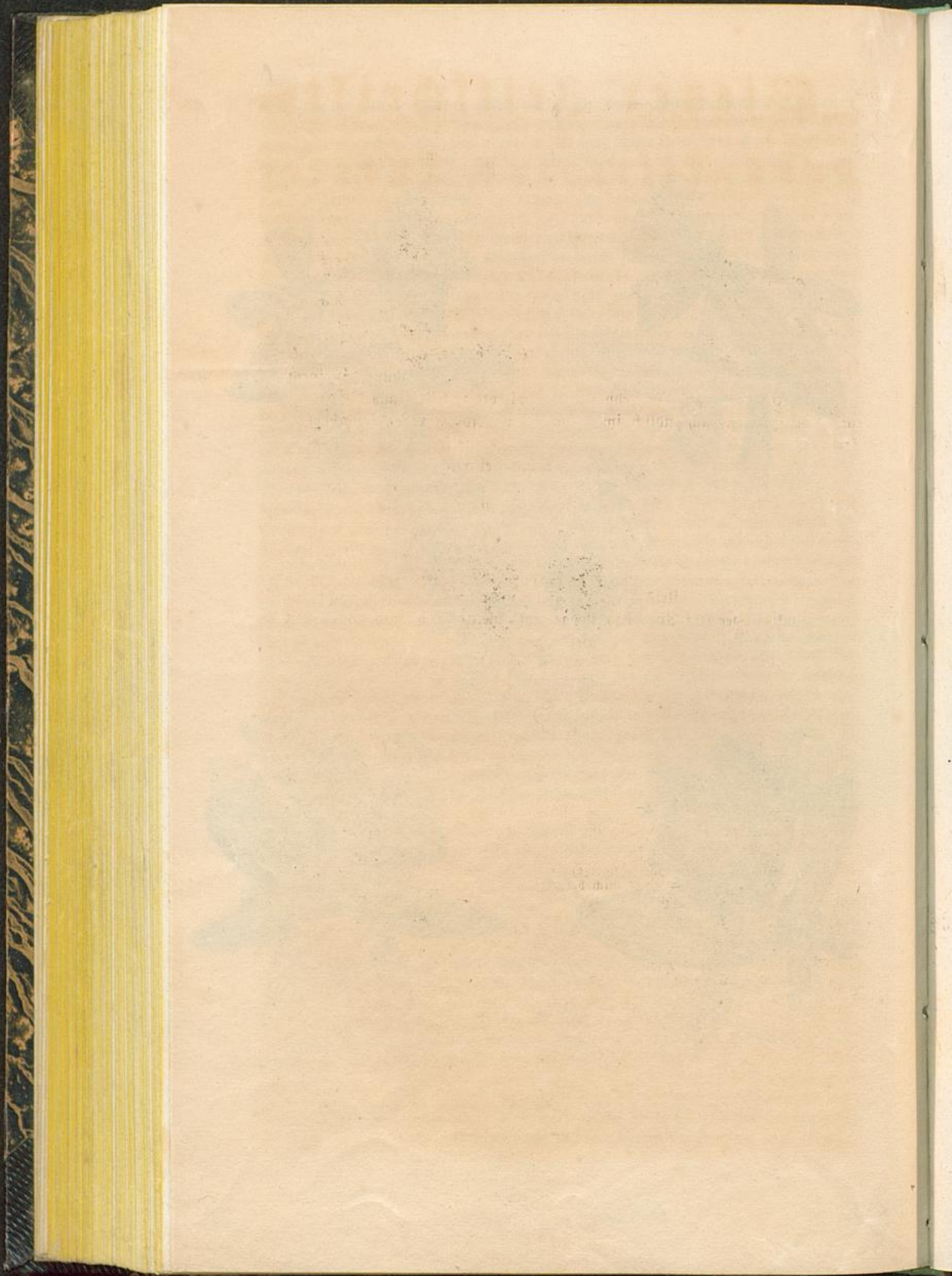
Sämmtlich nach Originalen von Hrn. Franz Langer, k. k. bürgerl. Handelsmann und Modist in der Kärnthnerstraße, bey'm goldenen Sattel, Nro. 983.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



W. Silber, sc.



Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 20. September 1828.

114

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährlich um 6 fl., halbjährlich um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., da u ohne Kupfer vierteljährlich um 3 fl. 45 kr., halbjährlich um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. des H. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbjährlich und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Wipfelburg.

(Fortsetzung.)

Schnell war der Tag entflohen; ein zweyter schönerer noch folgte ihm. Der leidende Zustand des edlen Gastes, welcher tausend kleine Hülfsereichungen nöthig machte, die Abgeschiedenheit des schauerlichen Aufenthaltes, wo sie sich beyde, wie auf einen Ruf des Schicksals, so unerwartet zusammengefunden hatten, vor Allem aber das Gefühl innerer Übereinstimmung, ein gewisses Etwas, welches uns oft schon in den ersten Blicken eines Fremden das nahe verwandte Wesen erkennen läßt, hob Adelheid und den Obersten, früher, als in jedem andern Verhältniß der Fall gewesen wäre, über die, sonst nur langsam niedersinkenden Schranken allmäliger Bekanntschaft hinweg, zu jenem schönen Vertrauen, welches die Grundlage der edlern Liebe, und höher als sie selbst ist. Doch theilten sie sich mehr ihre Ansichten und Empfindungen im Allgemeinen, als nähere persönliche Beziehungen mit, die gleichsam hinter jene zurücktraten; und so kam es, daß Nordenslycht bis jetzt von Adelheid nichts wußte, als daß sie eine Waise und Besitzerinn des verfallnen Schlosses sey, und auch sonst nichts als ihre schöne Seele durchschauen zu wollen schien. Dabey wiegte die Zartheit seines Benehmens, seine sittliche Würde, Adelheids Schüchternheit und sonst so feines Schickslichkeitsgefühl in solche Ruhe, daß sie es höchstens noch sonderbar fand, sich mit einem feindlichen, verwundeten Officier, nur von geringer Dienerschaft umgeben, allein auf der Burg zu befinden.

Die einzelnen Truppenzüge dauerten indessen noch immer im Thale fort; aber sie ängstigten Adelheiden nicht mehr. Nordenslychts Nähe schien sie vor jeder Gefahr zu schützen: nur wenn sie an seine eigne im Fall einer Überraschung gedachte, färbten sich ihre Wangen mit dem Purpur der Angst, und sie entzog in solchen Augenblicken dem Obersten ihre Hand nicht, die er im Feuer des Gesprächs ergriffen hatte.

Zum ersten Mal hatte Nordenslycht eines Abends in Adelheids Gesellschaft den kleinen Garten innerhalb der Ringmauern besucht. Ermüdet, in beredtem Schweigen, saß er nach ihrer Rückkehr in dem Saal neben ihr. Adelheids Herz pochte, sein Auge suchte das ihrige, welches auf den Boden gesenkt war, als

Rudolph mit Lichtern an der Thür erschien, um seinen Herrn nach seinem Gemache zu geleiten. Ein finsterner Blick des Obersten verrieth seinen Verdruss über diese Störung, Adelsheid stand auf, ein leichtes Lächeln sollte einen Seufzer verbergen; ihr Handschuh fiel auf die Erde, sie bückte sich darnach zugleich mit Nordenslycht, der ihn nicht ohne Anstrengung aufhob. Doch verändert war plötzlich sein ganzes Wesen. Todtenblässe bedeckte seine Züge, sein seelenvolles Auge brannte in düsterer Glut und war starr, als ob er einen Geist sähe, auf die erschrockene Jungfrau gerichtet, welche sich diese Wandlung nicht zu deuten wußte, und ihr Innerstes erbeben fühlte, als er sich, nach einem tiefen Athemzuge mit den, fast klanglos in sich hinein gesprochenen Worten: „fahre wohl, schöner Traum!“ mit kalter Förmlichkeit verbeugte, und das Zimmer verließ.

Was konnte den Obersten plötzlich so ergriffen, so schnell von ihr losgerissen haben, in deren Nähe er noch vor wenig Augenblicken der ganzen Welt zu vergessen geschienen hatte? Eine brennende Thräne fiel aus Adelsheids Augen auf ihre Hand, ehe sie wußte, daß sie weinte. Sie suchte ihre Empfindung niederzukämpfen, riß das Fenster auf und drückte ihre beyden Hände so fest gegen die Brust, als wenn sie das Weh derselben betäuben wollte. Da fühlte sie plötzlich einen schneidenden Schmerz an ihren Fingern und gewahrte, daß sie den Krystall des Gemäldes zerdrückt hatte, welches von ihrem Halse herabhängend, gewöhnlich durch den Busenschleyer verhüllt war, und daß ihr Blut das Elfenbein bespuckte, welches Ernsts Züge trug. Sie erschrak; das Bild ihres Verlobten schien sie wild und drohend anzublicken; doch faßte sie sich bald wieder.

„Das also war es,“ sagte sie, „was dich so schnell von mir scheuchte, o wenn es nur dieß ist, dann — doch dann fielen ihr des Grafen wilde Heftigkeit, ihre einst willig übernommenen Verpflichtungen, ihre sterbende Mutter ein, und sie erstarrte, wenn sie sich ihn noch lebend, seine Rechte geltend machend, dachte. Was Wochen des ungestörten Umgangs mit Nordenslycht ihr nicht in ihrem eigenen Herzen offenbart haben würden, enthüllte ihr dieser einzige Augenblick. Sie liebte nicht ihren Verlobten, sondern ihn, den einzigen Mann, in dessen Seele sich ihr die Räthsel ihres Gemüthes gelöst hatten, ohne den ihr die Welt, das Daseyn bedeutungslos und keines Wunsches mehr werth schien. Das Schicksal ihres Herzens war nun ausgesprochen, nur in der Liebe zu ihm war Licht und Leben, alles Andere lag in Finsterniß gehüllt.

In heißen Thränen verging ihr die Nacht; nur im Gebethe hatte sie endlich einige Ruhe gefunden, welche jedoch bald durch Nordenslychts Nichterscheinen am Morgen, in die Bangigkeit der Leidenschaft überging. Stunden reihten sich an Stunden, er kam nicht; es wurde Mittag, und noch verkündigte kein Sporngeklirre in den Steingängen der Burg seine Annäherung. Endlich widerstand Adelsheid ihrer Unruhe nicht länger; sie sandte hin, sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und erhielt die Antwort: er fühle sich wohl genug, ihr gegen Abend aufwarten zu können.

Unter bangen Herzensschlägen, immer die Augen auf die Thüre geheftet, zählte nun Adelsheid die Minuten, und gewahrte es nicht, das wieder neue Rauchsäulen aus dem Thale aufstiegen, hörte es nicht, wie Frau Anna mit bedenklichem Gesicht bemerkte, die Anwesenheit des schwedischen Officiers könne sie doch am Ende alle noch in zwiefaches Verderben stürzen, denn nur ein

Gedanke beherrschte ihre Seele, und seit gestern fürchtete sie nur ein Unglück noch.

Endlich öffnete sich die schwere Flügelthür, und Nordenslycht erschien, blässer als sie ihn das erste Mal erblickt hatte; sein ganzes Wesen war wie zerstört. Er sagte, daß er sich diesen Morgen außer Stande gefühlt habe, sie zu sehen, und nach reiflicher Überlegung jetzt gekommen sey, ihr seinen Entschluß mitzutheilen, die Burg am folgenden Tage auf jede Gefahr hin zu verlassen, da sein längeres Verweilen sowohl ihrem Rufe als ihrer politischen Lage Nachtheil bringen könne.

Ein Eisesfrost durchbebte bey diesen Worten Adelsheids ganzen Körper, und mit zitternder Stimme vermochte sie kaum die Worte: „Und an unsere Schutzlosigkeit, an euer Leben habt ihr nicht gedacht?“ hervor zu hauchen.

„Mein Leben? Ach Gräfinn! was liegt an diesem! es ist ein Gefilde, von welchem ein einziger tödtlicher Nordhauch Blüten und Frucht zugleich abgestreift hat; und was euren Schutz betrifft, so wage ich nicht zu hoffen, daß ihr diesen verwundeten Arm dem mächtigen Schirm des Grafen von Traunitz vorziehen werdet.“

„Traunitz? Woher wißt ihr diesen Namen? Kennt ihr den Grafen?“

„Ob ich ihn kenne? Ach Fräulein, ihr werdet mich vielleicht bitter hassen, denn das Bild auf eurer Brust, welches ich gestern erblickte, sagt mir, wie nahe Traunitz diesem schönen Herzen seyn muß; doch wozu euch verhehlen, was ihr doch einst erfahren werdet: vor ungefähr sechs Monaten begegneten wir uns im Felde, und das Schicksal wollte, daß er mein Gefangener wurde.“

„So lebt er noch?“ sagte Adelsheid in fast gleichgültigem Tone.

„Er lebt, ist nun frey und bey einem Corps, welches ein kleines Detachement von der Hauptarmee abschneidet, und auf dem Zuge hieher seyn muß.“

„Gott, wenn ihr wahr sprecht!“ rief Adelsheid mit beklommenem Herzen, „wenn er kommt!“ —

„Und mich hier findet, nicht wahr?“ fiel Nordenslycht mit Bitterkeit ein; „sorgt nicht, noch heute will ich euch von meiner Gegenwart befreien.“

„Um Gottes willen! was wollt ihr thun?“ rief Adelsheid in höchster Angst, als sie sah, daß sich seine Schritte der Thür zulenkten. „Wenn ihr nicht meinen Tod wollt, so verlaßt mich nicht, jetzt nicht, in dieser furchtbaren Angst um euch! bleibt! ihr dürft nicht fort!“ Bey diesen Worten hatten ihre Hände seinen Arm umfaßt und sie schien mit bangem Erwarten seiner Antwort zu harren.

„So liebt ihr den Grafen nicht genug, um seinen Argwohn zu fürchten?“ sagte der Oberst, seine Mienen erheiternd, „so wäre es dennoch möglich?“ — Er schlug seine Augen zum Himmel und schien sie dann fragend in Adelsheids Blicke versenken zu wollen.

„Nichts ist möglich! Ich bin seine Braut!“ stöhnte Adelsheid im tiefsten Schmerz und drückte ihre Thränen strömenden Augen auf die hohe Sessellehne vor ihr, während Nordenslycht, ihre beyden Hände fassend in schneidendem Tone die Frage wiederholte: „Liebst du den Grafen? oder wen liebst du? mein Leben hängt an dieser Antwort.“

„Nur dich!“ wollten eben ihre bebenden Lippen hervorhauchen, als plötzlich die Thür aufgerissen wurde, und Anna mit geisterbleichem Gesichte und den Worten: „Sie kommen! wir sind alle verloren!“ hereinstürzte.

„Wer kommt?“ rief Nordenslycht, seinen wunden Arm um Adelsheid schlagend, und mit dem andern den Säbel ziehend. „Wer es auch sey, ich schütze sie, oder falle!“ Mit diesen Worten hatte er sich der Thüre zugewendet wodurch Conrad bebend, Rudolph hingegen mit blitzenden Augen und einem von der Wand herabgerissenen Spieße hereindrangen und dem Obersten in der Hast meldeten, daß feindliche Nachzügler sich in der Gegend des Schlosses gezeigt und einige bereits über die Zugbrücke zu gehen gewagt hätten.

„Sorgt für die Frauen, verbergt sie in den Gewölbem des Schlosses,“ befahl der Oberst Conradsen, ließ die vor Schreck betäubte Adelsheid sanft aus seinem Arm auf einen Sessel niedergleiten und stürmte, seiner Wunden nicht achtend, in den Hof hinab.

Erst durch sein Verschwinden hatte Adelsheid ihre volle, klare Besinnung, und mit ihr die deutliche Vorstellung der Gefahr erlangt, der sich Nordenslycht aussetzte. Sie wollte ihm nachhelfen, den sie schon verwundet oder gar ermordet sah, und mühte sich vergeblich, den haltenden Armen ihrer angstvollen Dienerschaft sich zu entwinden. Geschrey, Klirren von Waffen drang in ihr Ohr, dann folgte ein dumpfer, heftiger Schlag, worauf tiefe Stille eintrat. Nun hielt sich Adelsheid nicht länger; ihre frische Jugendkraft vereitelte die Anstrengungen des Alters. Sie riß sich los, stürzte in den Hof hinab, wo sich kein Laut regte; dann flog sie, von Todesangst gejagt, dem Vorgehänge zu, und sah Nordenslycht matt, mit gesenktem Schwerte gegen eine Mauer gelehnt, während Rudolph schwere Steinblöcke vor das verschlossene Thor zu wälzen bemüht war, dessen Zuwerfen aus seinen verrosteten Angeln vorhin den fürchterlichen Schlag verursacht hatte.

„Ihr lebt!“ rief Adelsheid, auf den Obersten zueilend. „Gott sey gelobt, ihr lebt!“ wiederholte sie noch einmal mit leiserer Stimme, und sank dann, sowohl vom plötzlichen Übergang unaussprechlicher Angst zu hoher Freude erschöpft, als aus heißem Dankgefühl gegen die Vorsehung, auf die Knie nieder. Unordentlich flog ihr Seidenhaar um ihre, von heftiger Gemüthsbewegung gerötheten Wangen und um die pochende Brust; große Thränen hingen an ihren Augen, die ein leidenschaftlicher Ausdruck beseelte. Schöner hatte sie Nordenslycht noch nie gesehen; nie fühlte er mit seligerer Gewißheit, daß er geliebt, über allen Ausdruck geliebt werde. Denn für ihn hatte sie ja gezittert und sich, jede Gefahr vergessend, hieher gewagt, für ihn bethete sie. Er betrachtete sie einige Augenblicke mit stummen Entzücken, dann wurde sein Blick finster und immer finsterer, Todesschmerz durchzuckte ihn, denn für ihn war sie ja auch verloren für immer. Da traf ihn ihr Blick im vollen Ausdruck der Liebe: ein kühner Gedanke durchzuckte ihn. Wer von allen ihren Verwandten, die sie hier schutzlos allein gelassen hatten, konnte ihn hindern, mit ihr zu fliehen, sie als seine Gattin in sein Vaterland zu führen? Er schwelgte einen Augenblick in der Wonne dieses Traums; er wollte auf sie zueilend, sie umfassen, und zur Einwilligung in diesen Vorschlag begeistern, doch plötzlich befiel ihn ein Schwindel, seine früher kaum geschlossene Wunde hatte sich von der Anstrengung des Fechtens wieder geöffnet, und er sank besinnungslos an die feuchte Mauer zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz = Nachrichten.

Tegernsee, im September 1828.

Ein rührendes und höchst erfreuliches Fest ist dieser Tage hier gefeyert worden. Ihre königl. Hoheit die Prinzessin Louise von Bayern wurde mit Sr. Hoheit dem Herzoge Maximilian von Bayern (Birkenfeld) vermählt. Das Herz der Mutter und Schwester zu erfreuen, hatten sich alle erhabenen Geschwister der hohen Braut in Tegernsee versammelt; es kamen, das Fest zu verherrlichen, Ihre Majestät die Kaiserinn von Österreich und Ihre kaisert. Hoheit, die Frau Erzherzoginn Sophie, Ihre königl. Hoheit, die Frau Kronprinzessin von Preußen, Ihre königl. Hoheit, die Prinzessin Johann von Sachsen; von Berchtesgaden aus trafen Seine Majestät der König, und von München aus Ihre Majestät die Königin und Ihre k. Hoheit die Frau Herzoginn von Leuchtenberg nebst Ihrer k. Hoheit, der verwitweten Frau Herzoginn von Pfalz-Zweibrücken ein. Zur feyerlichen Einsegnung waren von München der Hr. Hof-Capell-Director von Weber, Bischof zu Birttha, mit zwey Assistenten abgereist. Das Zuströmen von Gästen aus allen Ständen und Gegenden war so groß, daß ein großer Theil derselben in den fernern Umgebungen Tegernsees ein Unterkommen suchen mußte; — Alles wollte des herrlichen Anblickes genießen, die erhabene, geliebte, königliche Mutter Caroline in der Mitte aller der Ihrigen zu erblicken.

Am 9. Sept., Nachmittags gegen 4 Uhr, ging die Trauung vor sich. Unter dem Gesläute der Glocken und dem Donner des Geschüßes bewegte sich ein feyerlicher Zug aus dem Schlosse über die Straße in die Kirche. Die Schloßstreppe, überreich mit Blumen und Guirlanden geziert, glich einem aufsteigenden Blumengarten; auf der Straße waren Freudenbogen von Laub- und Blumengewinden errichtet, unter ihnen weg bewegte sich der Zug. In Abtheilungen standen am Wege Jünglinge und Mädchen, letztere mit Kränzen in den Haaren, von Tegernsee, Gmund und Kalltenbrunn, in ihrer gebirgischen Volkstracht. Den Zug eröffnete die Dienerschaft der fremden Herrschaften und Gäste, die königliche Dienerschaft. Kleine Mädchen, in eigenthümlicher Tracht, gingen Blumen streuend voran. Nun folgte der hohe Bräutigam, geführt von Sr. Maj., dem Könige von Bayern und Seinem Großvater, S. k. H. dem Herrn Herzoge Wilhelm von Bayern; — die hohe Braut wurde von Ihrer Majestät der Kaiserinn von Österreich, und Ihrer Majestät der Königin Mutter Caroline geleitet. Die Hofdamen und Hofcavaliere schlossen den feyerlichen Zug. In der Kirche führten Seine königliche Hoheit der Prinz Carl von Bayern den durchlauchtigsten Bräutigam und Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Marie von Bayern die hohe Braut zum Traualtare. Hier hielt der Herr Bischof von Birttha an das liebenswürdige hohe Brautpaar eine herzergreifende, innige und würdevolle Anrede. Als er berührte, wie erhaben und erfreulich diese Feyer sey, wie man alle Sprossen des Königshauses Bayern hier vereint sehe, und wie nur Einer fehle, ein theures Haupt, der Vater Maximilian, dem es nicht mehr vergönnt war, die Freude zu erleben, Seine theure, geliebte Louise mit Seinem Jünglinge Maximilian vereint zu sehen, o, da gebot keines der erhabenen königlichen Kinder mehr der gewaltigen innern Rührung, laut schluchzend sah man den Prinzen Carl stehen, von Schmerz erschüttert stand die verwitwete Königin Caroline, und aus jedem Auge quollen Thränen des Schmerzes und der liebevollsten, innigsten Erinnerung an Ihn, dem kein Herz widerstehen konnte, dessen Seelengüte einen himmlischen Zauber über Alles übte, was in seine Umgebung kam! —

Nach feyerlich vollzogenem Trauungsact wurde das Te Deum gehalten, worauf sich der Zug durch die Blumengänge wieder in das Schloß zurück begab. Nun führte der Herzog Maximilian seine liebenswürdige hohe Gemahlinn; Ihre Majestät die Kaiserinn von Österreich und Ihre Majestät die Königin Mutter wurden von unserm allernädigsten Könige, und Ihre Majestät die regierende Königin von Sr. k. Hoheit dem Herrn Herzog Wilhelm geleitet. Am Abend war festlicher Hofball; für die zahlreichen schaulustigen Gäste war hinlänglich für Plaz gesorgt. Das Auge wurde von der fürstlichen Pracht der reichgeschmückten fürstlichen Frauen geblendet; Kopf, Hals und Brust Ihrer Majestät der Kaiserinn waren mit Brillanten überfäet; die Frau

Herzoginn von Leuchtenberg trug einen köstlichen Smaragden- und Rubinenschmuck; aber wohl manches tief beklommene Herz mochte unter diesen blühenden Steinen schlagen, und manche Thränen neben kostbaren Perlen glänzen! Fehlte doch Er, der Vater, der Unvergessliche! — Ihre Majestät die Kaiserinn und Ihre kaiserl. Hoheit, die Frau Erzherzoginn Sophie, haben wieder die Rückreise angetreten; eben so ist unser allergnädigster König nach Berchtesgaden zurückgekehrt; der Prinz Johann von Sachsen wird mit Seiner durchlauchtigsten Gemahlinn noch länger hier weilen, Höchstwelsche im Bad Kreuth die Molkencur gebrauchen wollen. — Mannigfache Volksfeste und Belustigungen begleiteten diese erhabene Fest, und ein reges, tausendfach bewegtes Leben flutete dieser Tage in dem schönen Tegernsee und seinen Umgebungen.

Moskwa, am 1. July 1828.

(S c h l u ß.)

Wie einst in Deutschland nach Göthe's „Göz von Berlichingen“ eine Anzahl Ritter-Romane und Schauspiele erschienen, so fangen hier nach Puschkin's Ewgenii Onjegin, die Romane und Erzählungen in Versen an, Mode zu werden. Da ist seitdem der „Fürst Pereaşlawski“ erschienen, eine „Ewgenii Wjelski,“ eine Parodie des Ewgenii Onjegin, die „Liebe im Kerker,“ die „Fischer“ und andere. überhaupt ist das Versemachen jetzt an der Tagesordnung. Der Eine beschreibt sein Leben à la Scarron, ein Anderer schildert die Freuden der Jagd, ein Hr. Redkin, ein junger Mann von Talent, theilt uns seine Gefühle, so wie seine Ansichten von Welt und Menschenleben mit. Auch deutsche Gedichte sind hier ans Tageslicht getreten, und was dabei das Merkwürdigste ist, von einem gebornen Schweden, dem Hrn. Pastor Sederholm, bekannt unter andern durch seine metrische Übersehung des Lieds vom Heereszuge Igors. Sie enthalten geistliche und Gelegenheitsgedichte. Zu den ersten gehört ein großes Gedicht in vier Gefängen: „die Erlösung,“ eine Nachahmung der Messiasode. Da die deutsche Sprache, nach des Verfassers Ausdrücke, die Sprache seiner Wahl ist, so dürfen wir es nicht so genau nehmen, wenn wir hie und da auf Härten und Schwerfälligkeiten stoßen. Nur neue Wörter sollte Hr. Sederholm nicht schaffen wollen, wie Rinnfal, Tugendshelm u. a., z. B. in einem Gedichte auf Loder heißt es:

Du hast, vom Strome deiner Kunst geleitet,
Ein volles Rinnfal auch in Kuriks Land;
Und in dem Tempel, ihr erbaut, bereitet
Dir selbst ein Denkmal an der Moskwa Strand.

In einem andern Gedichte heißt es:

Was rächst mit Donnern des Geschicks
Du dich nicht, Heil'ger, Reiner?
Dort rühmt, gesenkten Heuchlerblicks,
Der Tugendshelm sich deiner.

Oder: Doch mich widern noch mehr, Freund, diese Büge an,
Deckt die Larve sie erst heuchelnder Frömmigkeit;
Streckt die diebische Hand nach dem belohnenden
Kranz der Tugend der Tugendshelm.

Eben so gut könnte man Zusammensetzungen machen, wie: Weisheitsnarr, Freundschaftsfeind, Klugdumm u. dgl. Das schönste Gedicht, in Rücksicht der Sprache, ist das Gedicht an *** (S c h F y ?)

Dort seh' ich einen jungen Säng' (P — Fin?)
Die goldne Lyra in der Hand.
Und immer voller wird und enger
Der Kreis, der längst schon um ihn stand.

Wie locken seine Schmeichelflänge! —
Begrüßet sey mir, junger Nar!
Ich bringe, Spender der Gefänge,
Auch meine Huldigung dir dar.

Eine schöne Huldigung! Einiger, nicht nach dem Sinne des Hrn. Pastor Sederholm geschriebener Gedichte wegen, nennt er ihn gleich darauf „Verführer unsrer Ju-

gend“ und ermahnt in heiligem Eifer den „Reinen, der nie Unheiliges besang,“ welchem das Gedicht gewidmet ist:

Den Pythou, der, Verderben brütend,
Dem Schlamme Galliens entsproß,
Erlege, zisch er noch so wüthend,
Ein Gott ja gab dir sein Geschoss.

Gott bewahre jeden christlichen Dichter vor einer solchen Huldigung!

Während hier eine große literarische Bewegung bemerkbar ist, fängt es auch in Süd-Osten an, sich zu regen. Seit dem ersten Juny erscheint in Tifflis eine Zeitung unter dem Titel: „Tiffliser Nachrichten.“ Wöchentlich kommt ein Bogen heraus in russischer Sprache, mit grusinischer Übersetzung. Die Herausgeber versprechen besonders Nachrichten aus den caucasischen und neu erworbenen Provinzen.

Die diesjährige Oster-Promenade war nicht eben sehr besucht. Sie findet auf Podnavinski Statt, und unterscheidet sich wenig von der zur Zeit des Carnevals. Dort sind Eisberge für kleine Schlitten, hier Rutschbahnen für kleine Gestelle auf Rädern zu sehen. Einen Unterschied machen die Schaukeln, die zu beyden Enden der Baraken aufgestellt sind, indes nicht in der Menge, wie in einer Nummer des Leipziger Tagesblattes berichtet wird. In diesem Berichte sind bloß drey Nullen zu viel, statt 24,000 ist 24 zu lesen, und diese Zahl fast noch auf die Hälfte zu reduciren. Welchen Begriff müssen die Leipziger von der Schaukellust der Russen bekommen, wenn sie so etwas lesen!

Dagegen war die Promenade am 1. May in Sofolnik sehr besucht. Jetzt ist Moskwa leer. Viele Herrschaften sind auf ihre Landgüter gezogen, andere, durch Dienstverhältnisse gebunden, haben Landhäuser in der Umgegend gemiethet. Wer nur irgend abkommen kann, sucht der Stadt zu entfliehen. Daher sind die Straßen leer, aber die Gehölze um Moskwa täglich von einer bunten Menge bevölkert.

Ich könnte den Lesern dieser Blätter noch ein Mehreres erzählen von dem, vergangenen Dinstag, am 26. Juny, Moskwa bedrohenden, mehrere Stunden lang anhaltenden, einige Menschen tödtenden, furchtbaren Gewitter, so wie von dem dasselbe begleitenden Orkane, der Kirchen und Häuser abdeckte, Häune und Geländer einriß, Bäume in Gärten und auf den Boulevards entwurzelte, ganze Straßen unter Wasser setzte, und manchen andern Schaden anrichtete; aber diese Nachrichten sind wohl schon aus den Zeitungen bekannt, und gehören auch eigentlich nicht in diese Blätter. Daher genug für diesmal, und künftig vielleicht etwas von den schönen Umgebungen unsrer Zaren-Stadt.

E. G.

L i t e r a t u r.

Handbuch der ungrischen Poesie, oder: Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den vortrefflichsten ungrischen Dichtern, begleitet mit gedrängten Nachrichten von deren Leben und Schriften; nebst einer einleitenden Geschichte der ungrischen Poesie; einer Sammlung deutscher Übersetzungen ungrischer Gedichte, und einem Verzeichnisse der im Werke vorkommenden, weniger gebräuchlichen Wörter. Für Jene sowohl, welche bereits einige Fortschritte in dieser Sprache gemacht, als für alle Freunde der Literatur im Allgemeinen, und der ungrischen insbesondere. In Verbindung mit Julius Fenéry, herausgegeben von Franz Soldy. Erster und zweyter Band. Pesth und Wien. In Commission bey G. Kilian und C. Gerold, 1828.

Der umständliche Titel erleichtert dem Referenten die Mühe der Inhaltsanzeige. Dieses Handbuch ist in dem Geiste der Ideler-Nolté'schen Chrestomathien geschrieben, die zur Verbreitung der ausländischen neuern Literatur in Deutschland nicht wenig beigetragen haben. Was man auch immer gegen Chrestomathien einwenden mag, so tadelnswerth unter Umständen die Abgerissenheiten werden, die ein nothwendiges Übel solcher Handbücher sind, so haben sie auf der andern Seite manches Gute. Der Überblick, den sie gewähren, kann der Natur der Sache nach nur oberflächlich seyn; indes genügt diese Oberflächlichkeit da, wo es darauf ankommt, die Aufmerksamkeit auf

ein bisher noch wenig gekanntes Literaturfeld hinzuleiten. Dieß ist hier der Fall. Ungarns Literatur war bisher für Deutschland eine terra incognita. Sie ist der nähern Bekanntschaft werth, denn sie hat des Herrlichen viel aufzuweisen. Da die Einwirkungen deutscher Dichter auf die ungarische Poesie unverkennbar sind, da die Ungarn dieses selbst dankbar anerkennen, so muß es für den Deutschen doppelt interessant werden, in dem ungarischen Dichtergarten mancher heimischen Pflanze zu begegnen. Wir sind weit entfernt, hiedurch den ungarischen Dichtern die Originalität bestreiten zu wollen, wir bekennen vielmehr frey und offen, daß sich die Eigenthümlichkeiten ihres Volkes, das rein Nationelle in ihren Dichterwerken auffallend kund gebe, und daß ihnen das Studium ausländischer Dichter nichts von ihrem charakteristischen Naturel geraubt habe.

Das angezeigte Handbuch beginnt mit einer Geschichte der ungarischen Poesie, der wir eine größere Ausdehnung gewünscht hätten. Da der Verfasser etwas mehr als bloße Skizze geben wollte, so hätte manches, was ganz übersehen ist, wenigstens angedeutet werden sollen. So haben wir z. B. die Einwirkungen wälscher Dichter unter der Regierung Ludwigs des Großen ganz vermisst. Aus dem Kampfe gegen Neapel, in dem auch *Petrarca* gegenüber stand, trugen die Ungarn Vieles heim, was sich später regsam in ihrer Literatur zeigte. Die wichtige Periode unter *Matthias Corvinus* hätte auch eine nähere Zerlegung erheischt. In diesem Zeitpunkte erhielt die ungarische Literatur viele Anregungen von außen, auf die der Verfasser zwar hinweist, die jedoch einer nähern Zerlegung bedürft hätten.

Die ungarischen Dichter sind nach der Zeitfolge ihres Erscheinens aufgeführt. *Hr. Toldy* hat sich in dieser Hinsicht nichts entgehen lassen. Die biographischen Skizzen sind mit Fleiß gearbeitet. Man findet eine genaue Angabe der Quellen, und kann das nur in allgemeinen Conturen Gegebene aus denselben ergänzen. Die Dichterproben sind vortrefflich gewählt, wahrhafte Reflexe der Dichter-Charaktere.

Der Ausländer wird über den Grad der Ausbildung der ungarischen Sprache erstaunen; den Deutschen muß es besonders Wunder nehmen, wenn er erfährt, daß ihm der Ungar im Gebrauche des Hexameters zuvorgekommen, wenn er hier Sonnete findet, die es an Wohlklang den italienischen und spanischen gleich thun.

Der Geist einer Nation läßt sich am besten aus den Dichterwerken derselben bestimmen. Das Gedicht trägt die Physiognomie des Volkes, dem es angehört. Das Vorherrschende einer Dichtungsart entscheidet über den National-Charakter. Bey dem Briten, der ernst und einsilbig, starr reflectirend, düster hinbrütend mit sich selbst spricht, der sich gleich dem Lande, das er bewohnt, gern isolirt, ist die didaktische Poesie prädominirend. Der Ungar, der früher das Schwert nie aus der Hand legte, der ununterbrochen mit dem Feinde der Christenheit zu kämpfen hatte, neigt sich vorzugsweise zu dem Epischen hin. Keine Nation hat darum so viel Heldengedichte aufzuweisen, als die ungarische. Ist der kriegerische Ruhm das erste Lebens-Element der ungarischen Poesie, so verschließt sie darum doch auch der weichen Klage nicht die Thür, und *Kisfaludy Sándor's* zarte Lieder wandeln vertraulich neben *Horvát Endre's* Heldengesängen.

Der Raum dieser Blätter verbietet uns ein tieferes Eingehen in das Einzelne. Indem wir das *Toldy'sche* Handbuch unsern deutschen Landsteuten dringend empfehlen, fordern wir sie zum Studium der ungarischen Sprache auf, in welchen uns die Britten bereits den Vorsprung abgewonnen haben, und glauben ihnen für die darauf zu verwendende Mühe eine reiche Ausbeute versprechen zu dürfen. Das Werk ist mit vieler Sorgfalt gedruckt, und so auch durch seine Außerlichkeit empfehlungswerth.

Auflösung des Logogryphs im vorigen Blatte: Prater.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Druckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dinſtag, den 23. September 1828.

115

Von dieſen Blättern erſcheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zuſammen viertelſ. um 6 fl., halbſ. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertelſ. um 3 fl. 45 kr., halbſ. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergaſſe Nro. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Poſtkämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben ſind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird dieſe Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland verſendet.

Die Wipfelburg.

(F o r t ſ e t z u n g.)

In ſtummer Angſt ſaß Adelsheid bey einbrechender Dämmerung neben dem Ruhebett, worauf Nordenslycht wieder zu ſich ſelbſt gekommen, matt hingestreckt lag. Sein Auge ſtarrete düſter auf Adelsheids Tuch, welches ſeinen Arm umſchlang; ein ſchwerer Kampf ſchien in ſeinem Innern vorzugehen und mehr Seelen- als Körperleiden ſeine große Schwäche herbeugeführt zu haben. Ummsonst bemühte ſich indeß Rudolph dem Fräulein begreiflich zu machen, da er ihre Unruhe der Furcht vor den Soldaten zuſchrieb, daß ſein Herr nur eine leichte neue Wunde empfangen, das Raubgeſindel nach kurzem Widerſtande aus Furcht vor einer größern ſchwediſchen Beſatzung die Flucht ergriffen, und er das Thor gut verrammelt hätte. Sie hörte ihn nicht, ihr Auge war nur immer ſorgenvoll auf den Kranken gerichtet, welcher noch kein Wort geſprochen und ſelbſt ihren Blick zu vermeiden ſchien. Nur als ſich die Übrigen mehr in den Hintergrund des Zimmers zurückgezogen hatten, wandte er ſich zu ihr, drückte ihre Hand an ſeine pochende Bruſt, ſeufzte tief auf, und ſagte mit matter Stimme, aber der Faſſung eines Mannes, welcher der Tugend das höchſte Opfer gebracht hat: „Die ſchönſte und ſchwerſte Stunde meines Daſeyns iſt gelebt. Ich habe eine Minute lang die Seligkeit des Himmels in dieſem Herzen gefühlt und werde ſie nun durch eine endloſe Nacht der Entſagung bezahlen. Der Kampf iſt geendigt, Ehre und Pflicht gebieten mir euch zu verlaſſen, theure, — g e l i e b t e Adelsheid,“ wollte er hinzusehen, doch ein Seufzer verſchlang dieſes Wort. „Aber auch ihr ſeyd hier nicht mehr ſicher,“ fuhr er dann mit düſtern Blicken fort. „Ich weiß aus guter Quelle, daß ſich eure Tante ſeit kurzem in Schweidnitz befindet; dieſe Nacht noch ſoll ſich Rudolph in Bauerntracht aufmachen, ihr Nachricht von eurer Lage geben und ſie um Pferde und ſicheres Geleite für euch anſprechen.“

„Und was gedenkt ihr zu beginnen, Oberſt Nordenslycht,“ ſagte Adelsheid, welche die ganze Größe dieſes abgerungenen Entſchlusses mit hoher Bewunderung, aber unausſprechlichem Schmerz fühlte.

„Sorgt nicht um mich, auch ich werde meinen Weg finden, es gilt jeder gleich, da mich alle von dieser Stelle reißen.“

In unendlich süßem Weh, aber ihrer Herzen gewiß, verfloß ihnen der Rest dieses unruhvollen und die Stunden des folgenden Tages, bis der Augenblick der Trennung schlug. Nordenslycht hatte sich wieder von seiner körperlichen Schwäche erholt, aber kein Wort verrieth mehr den geheimen Zustand seines blutenden Herzens. Er war sich klar bewußt, was er thun mußte, und seine Seele kannte keine Wahl zwischen Recht und Unrecht; nur seine Augen suchten sich noch in Adelheids Blicken zu berauschen und in ihrem Glanze Licht für eine dunkle Zukunft zu sammeln. Das Bewußtseyn, von ihr verstanden zu werden, die Gewißheit einander stets würdig und geistig vereint zu bleiben, gab ihm Stärke die schwerste Stunde zu erwarten, welcher Adelheid mit dumpfen Herzensschlägen und mit der Betäubung des Schmerzes entgegenbebt, obgleich sie seine Seelenstärke mit Ehrfurcht gleicher Bewunderung erfüllte und sie die Pein ihrer Brust durch ein wehmüthiges Lächeln zu verschleiern suchte, um nicht allzu schwach neben seiner Männergröße zu stehen. Doch er hatte sich ja nur von der Geliebten zu trennen, ihn band keine Verpflichtung, keine fremde ungeliebte Fessel; sie hingegen riß sich nicht allein von ihrem Lebensglück los, ewig bindende Gelübde sollten ihr auch bald verbieten, es nur zu beweinen; sie mußte von dem geliebten Manne scheiden, um die Gattinn des stets mehr Gefürchteten als Geliebten zu werden.

Der Abend kam. Rudolph war zurück; die Pferde der Gräfinn warteten am Fuße des Berges. Stumm, Hand in Hand geschlungen, saßen die Liebenden auf dem Balcon der Burg, als man ihnen die Nachricht brachte, daß alles zum Ausbruche bereit sey. Ein Fieberfrost durchflog Adelheids Glieder. Sie stand langsam auf, hüllte sich in ihre Schleyer, reichte Nordenslycht die Hand und stieg wankend den Berg hinab, den sie mit ahnungsvollem Schauer betreten und mit Furcht und hohem Entzücken bewohnt hatte. Es war beynahе völlig Nacht. Der Mond leuchtete nicht und selbst der Schein der Sterne war durch Wolken verhüllt. Auf ihren Freund gestützt, im Gefühl der letzten glücklichen Minuten ihres Daseyns, hätte Adelheid gern jeden Schritt vorwärts, zurücknehmen mögen. Ihr Herz zog sich krampfhast zusammen, ihre weiche Seele unterlag dem Schmerze des Scheidens, welchem Nordenslycht mit höchster Anstrengung seines Wesens entgegentämpfte, wie das hörbare Schlagen seines Herzens verrieth, an dem ihr Arm bebt. Da gewahrten sie plötzlich den Schein der Fackeln, welcher die Nähe des Wagens verkündigte. Mit einem angstvollen Schrey, dem ersten Laut, der sich Adelheids beklommener Brust entwand, sank sie an Nordenslychts Busen, der sie lange, als wenn er sie dem Schicksal abtrogen wollte, in seine Arme preßte und den ersten und letzten Kuß der Liebe auf ihre Lippen drückte. Plötzlich ließ er die Arme sinken, führte sie dem Wagen zu, lehnte sich erschöpft an einen Baum und sagte halbleise mit dumpfer Stimme: „Es ist vorbey; die Sonne für immer erloschen!“ Dann starrte er wie träumend in die feuchte Nachtlust hin, sah die Fackeln immer weiter und weiter ziehen, horchte dem Rollen des Wagens, bis es sich in ein dumpfes Gemurmel verlor, das Fackellicht sich zum Schein der Glühwürmer verkleinerte und endlich Alles wie ein Nachtgebild in der dunklen Ferne unterging.

Tage, Wochen und Monate hatten sich indeß seit dieser schmerzlichen Trennung an einander gereiht. Nur von einem Bilde erfüllt, einer Vorstellung geängstigt, war Adelsheid bey ihrer Tante angelangt und von ihr mit mütterlicher Zärtlichkeit empfangen worden. Man schrieb ihre Schwermuth dem Verluste ihrer Mutter und dem trüben Eindruck kurz vergangener Schrecken zu, denn über die Begebenheiten auf der Wipfelburg beobachtete sie, als ihre Dienerschaft, tiefes Stillschweigen, und es kam Niemand in den Sinn sie um die eigentliche Ursache zu befragen. Erst längere Zeit nach ihrer Ankunft gelang es dem Grafen Ernst, nach vielen besiegten Hindernissen, gleichfalls nach Schweidnitz zum Wiedersehen der geliebten Braut eilen zu können. Lange schon hatte Adelsheid vor diesem Augenblick gezittert, lange sich durch Gebeth und schmerzliche Kämpfe mit ihrem Herzen darauf vorzubereiten gesucht, doch sie hätte Nordenslycht nie gekannt haben, sie hätte nicht sie selbst seyn müssen, wenn sie ihn je weniger lieben sollte. Beynahe fassungslos empfing sie daher den Grafen, dessen stürmische Leidenschaftlichkeit und trotziger Stolz jedes Gefühl des Wohlwollens, welches sie ihm so gern, ihrer Pflicht zu genügen, geweiht hätte, wie erschreckt in ihren Busen zurück scheuchten. Nun erst hatte sie durch Vergleichen den wahren Maßstab für Nordenslychts hohen Werth gefunden und sich mehr als je von der Unvergänglichkeit ihrer Liebe überzeugt. Mit Festigkeit widerstrebte sie daher dem ungestüm geäußerten Wunsch des Grafen, ihre Vermählung so bald als möglich festzusetzen, wozu ihr das noch nicht verfloßene Trauerjahr einen schicklichen Vorwand bot, und fühlte erst dann ihr Herz wieder erleichtert, als ihn sein Beruf abermals auf den Kriegsschauplatz rief.

In stiller Zurückgezogenheit verlebte nun Adelsheid den größten Theil des Sommers und Herbstes auf den Gütern ihrer Tante, welche nach verfloßener Trauerzeit, fast nicht weniger lebhaft, als Traunich in seinen Briefen, in ihre Richte drang, endlich ihre übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, und die Vermählung zu bestimmen.

Die kaiserlichen Winterquartiere wurden indeß dieses Jahr in Böhmen aufgeschlagen. Betäubt von dem Drängen ihrer Verwandten, und in sich selbst vom vergebenen Ringen mit ihrem Herzen ermattet, folgte Adelsheid der Gräfinn nach Prag, wo deren Gemahl und Graf Ernst ihrer harrten und die gefürchtete Verbindung, wie sie gar wohl fühlte, nicht lange mehr zu vermeiden war.

In düsteres Nachsinnen versunken, saß sie dort eines Morgens an einem Fenster des kaiserlichen Schlosses, welches sie bewohnten, und sah dem Spiel des Windes mit den gelben Blättern der Bäume zu, die hochaufragend im weiten Hof des alten Gradschin vor ihr standen. Jeder neue Hauch schüttelte rauschend einen goldenen Regen herab, bis endlich die majestätische Linde vor ihrem Fenster gänzlich entlaubt war und krachend kleine Äste den welken Frühlingskindern nachsandte.

„Wenn doch auch mein Leben, dessen Freuden wie jene Blätter dahinge- weht sind, schon den letzten Sturm bestanden hätte!“ seufzte die unglückliche Adelsheid leise in sich hinein, welcher dieses Schauspiel lebhafter als je das Bild der stets vom Wind umbrausten Wipfelburg hervorgerufen hatte. Die Nadel entfiel ihrer Hand, während die andere das schöne gedankenschwere Haupt stützte; und alle Erinnerungen legten sich, wie in Lebensglut, zum

das arme gequälte Herz, welches sich nur allzu willig der süßen Täuschung hingab.

Oft schon war ihr Nordensflychts edelmüthiges Entfagen, das sie so ganz allein dem Kampf ihrer Gefühle mit dem Schicksal preis gab, grausam erschienen; auch jetzt dachte sie, er hat nicht so wie ich geliebt; doch dann sah sie ihn wieder in trostlosem Schmerz im Augenblick des Scheidens an den Baum zurücksinken, fühlte wieder den glühenden Abschiedskuß auf ihren Lippen und erkannte abermals die hohe Tugend, welche ihn zum Schutzengel der ihrigen gemacht hatte. „Er hat es als Pflicht erkannt, daß ich ein früheres, gedankenlos gegebenes Versprechen erfülle; dieser Ansicht hat er sein und mein Lebensglück zum Opfer gebracht; nur ich schwaches Mädchen vermochte bisher nicht durch wirkliche Vollziehung dieses Gelübdes mich zu seiner Seelenstärke hinauf zu schwingen,“ sagte Adelheid in bitterm Schmerz. — „Wohlan, es sey! ich will seiner durch ewige Trennung wieder würdig werden!“ setzte sie dann mit Anstrengung ihres ganzen Wesens hinzu, und erblaßte, als ihre Tante und Graf Ernst, gleichsam um sie beym Worte zu nehmen, in der Thüre erschienen.

Doch ehe von ernstern Dingen die Rede seyn konnte, rief ihr die Gräfinn schon von weitem zu: „Bist du fertig, liebe Nichte? Heute hilft kein Sträuben, du mußt dich in deinen schönsten Puz werfen, denn die Pracht des Bankets, welches der Fürst gibt, soll alles übertreffen, was man je sah. Auch tanzen mußt du, wenn du nicht schwer beleidigen willst; und hier bringe ich dir einen Bittenden, der dich um den ersten Reihentanz anspricht.“

„Ich hoffe, schöne Ruhme, ihr; werdet keinem Andern vor mir dieses Glück zuwenden,“ sagte Ernst in einem Tone, welcher trotz seiner Freundlichkeit den Ausbruch von Wuth errathen ließ, der einer abschlägigen Antwort folgen würde.

Unfähig sich in diesem Augenblick mit Leichtigkeit in das ihr widerliche Gespräch zu finden, und dennoch des so eben gefaßten Entschlusses eingedenk, machte Adelheid bloß eine stumme Verbeugung und führte ausbeugend ihre Tante zu dem Stickerahmen, um ihr die vorgerrückte Arbeit zu zeigen.

„Ihr entkommt mir nicht so leicht, schöne Adelheid,“ sagte der, durch ihre schweigende Zusage heiter gewordene Graf, indem er sich einer von Perlen geflochtenen Armspange bemächtigte, welche dem Fräulein kurz zuvor abgesprungen war und wovon sie die zweyte, am Abschiedstage, Nordensflycht als Andenken überlassen hatte, „ihr entkommt mir nicht, denn da ich entschlossen bin, diese Kette nie mehr von mir zu lassen, so seyd ihr auf immer an mich gefesselt.“

„Ihr seyd in der That sehr dreist, Better,“ rief Adelheid, deren vorhin erblaßte Wange die Röthe des Unwillens überflog, indem sie nach dem Kleinod langte, „gewiß sehr dreist und — doch,“ setzte sie dann gefaßter hinzu, „meinetwegen könnt ihr sie behalten, wenn euch eine Fessel, aus Thränen gewunden, zu beglücken vermag.“

Auch in Traunig Gesicht stieg nun die raschlodernde Flamme der Beleidigung auf; die Tante war bestürzt, sie sah, daß er etwas sehr Bitteres erwidern wollte, und beeilte sich die unangenehme Scene mit der Frage zu unterbrechen, ob der schwedische Herr, den man heute zur Unterhandlung im Hauptquartier erwarte, schon herein wäre?

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Traunig, während Adelheid gespannt

aufhorchte; „doch bin ich überzeugt,“ fuhr er verdrießlich fort, daß heute nur darum das Fest so glänzend wird, welches der Fürst gibt, um die feindlichen Officiere über unsere Macht und Sicherheit zu blenden. Was mich anbetrifft, so verfluche ich diese, wenn auch noch so nützliche Staatsklugheit, da sie mich zwingt eine Stunde hindurch, wenigstens zum Schein, in freundlichem Verkehr mit einem Schweden seyn zu müssen.“

„Ist es euch in eurer Gefangenschaft so übel ergangen?“ frug Adelsheid nicht ohne Anzüglichkeit.

„Fräulein, bringt mich nicht auf diesen Gegenstand, ich könnte sonst, bey Gott, vergessen, daß ihr es seyd, die mich darum befragt,“ erwiderte Ernst mit funkelnden Augen: „ist es nicht genug, daß diese Kezer sich rühmen können einen Traunitz gefangen genommen zu haben!“

„Ihr tanzt also diesen Abend den ersten Walzer mit eurer Braut?“ fiel die Gräfinn, ihre gutgemeinte Frage bereuend, abermals ein. „Dann hoffe ich, sollt ihr beyde verträglicher seyn als diesen Morgen, denn wirklich, Wetter...“

„Vergebt, geliebte Adelsheid,“ sagte dieser, sich zu seiner Verlobten kehrend, die sich weggewandt hatte, „vergebt, es gibt aber zwey Dinge in der Welt, die als bloßer Gedanke schon, mich rasend machen können, euer Verlust und dieser ungerächte Schimpf.“

„Beruhigt euch!“ antwortete Adelsheid und setzte sich gedankenvoll zu ihrer Stickeren nieder, kaum mehr auf das Gespräch hörend, welches sich zwischen der Gräfinn und Ernst nun über gleichgültigere Gegenstände entspann.

(Die Fortsetzung folgt.)

B o m b a r.

Seht doch, Freunde, wie Bombar dort breit-prunkend einhertritt!

Rings, wo er immer auch geh', werden die Straßen zu eng.

Ha! wie im Schimmergewand' er, die Arme schweifend, dahervogt!

Wie er nach „Knecht“ und „Sclav“ horcht, und nach Bücklingen hascht!

Lügner sollt ihr mich heißen, so Jemand ihn fraget: Was bist du?

Und ihm Bombar sogleich gnädig erwidert: „Ein Mensch.“

x. St.

K. K. Hoftheater an der Burg.

Am 5. September zum ersten Male: „Der Brautwerber,“ Lustspiel in 5 Aufzügen und in Alexandrinern, von Bauernfeld.

Hr. Bauernfeld hat sich als lyrischer Dichter durch mehrere gelungene Arbeiten in Zeitschriften und Taschenbüchern bemerkbar gemacht, er betritt nun die Bahn des höchsten Strebens auf den Bretern, „welche die Welt bedeuten,“ und wird die beste Aufmunterung in dem ehrenvollen Umstande finden, daß seine erste Arbeit gewürdigt wurde, auf der vorzüglichsten Bühne unsers Kaiserstaates und Deutschlands zur Aufführung gebracht zu werden, eine Aufmunterung, welche das Streben der k. k. Hoftheater-Direction, versprechende Talente zu heben und anzueifern, auf das erfreulichste kund gibt.

Es läßt sich, ohne dem Talente des Hrn. Bauernfeld zu nahe treten zu wollen, nicht läugnen, daß die Spuren einer Erstlingsfrucht an dem Producte, in welchem er

hier zuerst als dramatischer Dichter vor uns erschien, nicht zu verkennen sind. Es leidet an Gebrechen und Mängeln von entschiedener Natur. Zuvörderst rechnen wir dahin die ungemaine Dürftigkeit der Handlung. Eine kurze Inhaltsanzeige wird diese am besten darthun. Der ehemalige Banquier Hr. v. Blumenbach und dessen zwente Gemahlinn haben die auf dem Lande erzogene Tochter erster Ehe des Hrn. v. Blumenbach, Antonie, und eine Verwandte des Hauses, ebenfalls vom Lande, das fröhliche, kaum in die jungfräulichen Jahre getretene Nettchen, in ihr Haus genommen, und gehen damit um, sie zu verheiraten. Es finden sich auch mehrere Freyer, doch hat sich einer gemeldet, der besonders dem Vater, aus Gründen, welche wir gleich angeben werden, als Brautwerber zusagt, und dem er den Vorzug vor allen gibt. Es ist dieß der zwar bereits in Jahren vorgerückte, doch immer noch rüstige, muntere, reiche, biedere Jugendfreund des Hrn. v. Blumenbach, Hans von Rieden, der sich endlich entschlossen hat, zu heiraten. Dem Hrn. v. Blumenbach, dessen Umstände sich sehr verschlimmert haben, ist dieser Schwiegersohn der angenehmste, und er bereitet Gattinn und Tochter darauf vor. Antonie, welche zwar auf dem Lande mit dem Sohne des Amtmanns, Ludwig Walter, ein Liebesverständniß begonnen, ist bereit, diese Leidenschaft dem Glücke des Vaters zu opfern, um so eher, da sie Ludwig, welchen eben Geschäfte in das Haus des Banquiers riefen, durch ein Mißverständniß mit Nettchen treulos glaubt. Der Brautwerber erscheint, wird zwar gut aufgenommen, schöpft aber doch aus dem Benehmen Ludwigs Verdacht, und denkt großmüthig genug, nachdem er sich überzeugt hat, er komme zu spät, die Liebenden zu versöhnen und zu vereinigen, indem er in den letzten Reden des Stückes gleichsam andeutet, er werde vielleicht seiner Zeit in dem schalkhaften Nettchen, welches er bey dieser Gelegenheit kennen lernte, Ersatz für seinen Verlust finden.

Man ersieht aus dieser flüchtigen Anzeige die Magerkeit des Inhalts, seine Dürftigkeit an neuen Ideen und Verhältnissen, den Mangel einer komischen Grund-Idee sowohl als eigentlich komischer Charaktere. Dieser Mißgriff des Verfassers in der Materie ließ sich auch durch die glänzendste Behandlung nicht decken. Die einzige Rolle des Hrn. v. Blumenbach, und etwa jene Nettchens hat komische Färbung und komisches Leben (wohl auch großen Theils durch das treffliche Spiel des Hrn. Wilhelm i und der Mad. Anschütz denselben verliehen), diese vermochten nicht von ihren Eigenschaften den übrigen mitzutheilen, und den Gang der Handlung zu beleben, oder den mancherley Episoden, wie der Lieutenant, Baron Rosenstern und Friedrich (Sohn des Hrn. v. Blumenbach), Interesse zu verleihen, da selbst mehrere Hauptparthien, z. B. Frau von Blumenbach, Antonie und Ludwig durch ihre trockne Gestalt nicht zur Befeuerung des Ganzen wirken konnten. Mit einem Worte, das eigentliche Leben des Drama; „Handlung,“ wird vermisst. Es wird viel gesprochen und wenig gehandelt, und kein Vorzug kann für diesen Verlust im Drama eintreten, wodurch es in seiner eigentlichen Natur verkehrt ist.

Haben wir den Mißgriff, welchen der Dichter in der Wahl und Bildung seines Stoffes that, mit unparteyischem Tadel gerügt, so müssen wir hingegen anderer Seits gestehen, er habe in der Form, in der er diesen widerstrebenden Stoff bearbeitete, Vorzügliches geleistet. Hr. Bauerfeld setzte sich eine der schwersten Aufgaben. Die Behandlung eines vollständigen Lustspiels in 5 Aufzügen in Alexandrinern bietet der Schwierigkeiten so viele und bedeutende, daß bey der vollständigen Kenntniß derselben, welche man bey der Art und Weise, wie Hr. Bauerfeld seine Aufgabe löste, bey ihm voraussetzen darf, schon durch den Muth, dieses zu wagen, auch der Versuch zum Dichter dargethan ist. Ein solches Werk ist in der neuern Zeit schon an und für sich eine ungewöhnliche Erscheinung. Man liebt es wohl, mit dem Verse in kleinen Píèces à tiroir zuweilen zu spielen, aber ihn für ein größeres vollständiges Werk zu fesseln, und über die Widerspenstigkeit seiner Natur den Herrscherstab zu schwingen, muß die Mehrzahl unsrer modernen Parnassjünger schon deshalb unterlassen, weil Pygmäen nicht mit Bergen spielen können. Hr. Bauerfeld hatte den Muth, diese schwierige Bahn zu betreten, und hat seine Ebenbürtigkeit in den Schranken der Poesie siegreich dargethan. Der Bau, der Wohlklang und die Reinheit der Verse verdient das gerechteste Lob.

Wir geben als Beseg der Schönheit des Versbaues zwey größere Bruchstücke, nemlich die Schilderung des Lieutenants von der Oper, und den Monolog Niedens im vierten Aufzuge.

Lieutenant (1. Aufzug, 6. Scene).

Mon Dieu es ist fürwahr, solch ein Gesang: Chef-d'oeuvre
 Viel echauffirender als selber ein Manoeuvre.
 Das Instrumenten-Heer, der laute, tolle Chor,
 Die brechen los, so stell ich eine Schlacht mir vor.
 Ich meines Theils bin zwar in keiner noch gewesen,
 Doch weiß man manches vom Erzählen und vom Lesen.
 Ein wüster Lärm beginnt, von Bass und Contrebass,
 Die Violine quitscht darcin ohn' Unterlass.
 Trompet' und Pauke selbst versäumen nicht zu klingen,
 Durch all' den Lärmen muß der arme Chorus dringen.
 Jetzt legt sich der Tumult. — Das Solo trillert auf,
 Ein langer, heller Ton, und dann ein schneller Lauf;
 Doch läßt sich Instrument und Chor nicht lang beschämen,
 Die in die Mitte bald das arme Solo nehmen,
 Das zappelt sich halb todt, und lärmt, und tobt, und schreyt —
 Umsonst! Orchester macht sich einmal gar zu breit.
 Dum dum, di dum, di dum, da rettet sich die Stimme
 Durch siegenden Gesang vor der Begleitung Grimme;
 Di tanti palpiti — es wagt der Violon
 Nur einen leisen Strich. — Der Bass brummt zarten Ton;
 Sie lauschen still geduckt, und hauchen wie die Elfen,
 Doch jetzt versucht der Chor, ein bißchen drein zu helfen.
 Orchester kriegt zugleich auch wieder neuen Muth,
 Und sie bekämpfen sich in unnenntbarer Wuth;
 Crescendo sagt der Bass, Crescendo die Trompete,
 Es schreyt, und brummt, und scharrt, und schnarret um die Wette.
 Der Sänger steigt ins C in hellster Gloria,
 Und Chor und Publicum jauchzt sein Felicità.

(Nieden allein.) 4. Aufzug. 7. Auftritt.

Es ist ein holdes Kind, das ist nun nicht zu läugnen!
 Sey standhaft alter Hans, was kann sich denn ereignen!
 Ey, ey, bedenk' einmal, du wolltest freyen gehn,
 Je nu, das ziemte dir, und mußte bald geschehn.
 Sonst war's zu spät, — allein du bist kein junges Bübchen,
 Du suchtest eine Frau, und findest da ein Liebchen!
 Verliebt? Pfui! bist du's denn? — Noch nicht, — doch nahe dran, —
 Um Alles, liebster Hans, bleib standhaft, sey ein Mann.
 Wie lange predigst du die Heirat ohne Liebe,
 Wenn dein Exempel nun hinter der Lehre bliebe?
 Verliebt, — und alt! O wach ein lächerlicher Zug!
 Alt oder nicht, — verliebt ist lächerlich genug.
 Das heißt, es gibt ein Maß in allen ird'schen Sachen,
 Es läßt sich manches thun, nur muß man sich bewachen.
 Verliebt seyn ist zulezt nur eine Redensart,
 Die Schönheit wird geehrt auch von der Weisheit Bart.
 Und fand ein Socrates an Lais einst Gefallen,
 Soll ich mehr klug seyn als der Weiseste von Allen?
 Im Uebermaß allein besteht der Thorheit Kraft,
 Und unsre Schwäche nur ist unsre Leidenschaft.
 Drum, bleib' ich meiner Herr, so liegt es ja am Tage,
 Daß ich verliebt seyn darf, und auch dabey nichts wage,
 Daß ich — — still, still, das sind Sophismen, wie mich dünkt;
 Die Thorheit rennt im Trab, die gute Weisheit hinkt.
 Ich bilde mir wohl ein, die fektne Kunst zu treiben,
 Wach bey Syrenensfang, im Feuer kalt zu bleiben?
 Hm, man versucht's, man treibt's, man übt's, man trifft's, man zwingt's.
 Was Hunderten versagt, dem Tausendsten gelingt's.
 Doch wachsam, alter Hans, du bist vielleicht viel dreister,
 Als du geschickt bist, denk: das Ende lobt den Meister.

Man wird gestehen müssen, daß dieser Versbau vorzüglich genannt werden darf. Mit einem Worte, wenn schon Hr. Bauerfeld in der Wahl seines Stoffes fehlte, und dadurch seinem Werke selbst allgemeinerer Wirksamkeit benahm, so hat er sich doch

hier als begabter Dichter beurkundet, dessen Talent uns auch in diesem Zweige der Dichtkunst Schönes und Würdiges liefern könne. Die Aufnahme des Stückes war so, wie sie unter den gegebenen Umständen seyn konnte. Das Publicum verkannte nicht die Schönheiten der Diction, es würdigte die Vorzüge der Form, ohne sich deshalb in höherer Potenz für den Gang des Stückes zu interessiren. Doch wurde am Schlusse mächtiger Beyfall laut. Was die Darstellung betrifft, so waren die ausgezeichnetsten Künstler damit beschäftigt. Hr. Wilhelm legte in die Rolle des Hrn. v. Blumenbach so viel Feuer und Leben, besonders in der Scene mit seiner Gattinn im vierten Acte, daß seinem fleißigen Spiele die gerechte Würdigung nicht entgehen konnte. Mad. Löwe als Frau von Blumenbach bewegte sich heute nicht mit jener Freyheit und Bescheidenheit, welche sie gewöhnlich in Rollen solcher Art zu entfalten weiß. Vielleicht noch Folgen einer Unpäßlichkeit, welche sie früher einige Tage der Bühne entzogen hatten. Gerade an diesem Abende mußte man solchen Umstand noch mehr bedauern. Ausgezeichnet war heute wieder unsre treffliche Mad. Anschütz, welche in dem fröhlichen Nettekchen ein wahres Lebensbild der Unbefangenhait und Naivetät gab. Hr. Koberwein als Rieden war, wie wir es von diesem wackern Künstler stets gewohnt sind, mit dem regsten Fleiße bemüht, das Beste zu leisten. Das Jerin Rollen solcher Gattung ausgezeichnet ist, bewährte sich auch heute. Hr. Löwe als Ludwig blieb nicht zurück im Streben, seiner Rolle Leben und Wärme zu verleihen, und natürlich gelang dieß diesem trefflichen Schauspieler, in so ferne es die etwas undankbare Natur seiner Rolle nur immer zuließ. Dlle. Pistor als Antonie verdient wie immer das Lob des Fleißes und der sinnigen Behandlung des darzustellenden Charakters. Die übrigen erscheinenden Gestalten sind durchaus Nebenrollen.

Nekrologische Notiz.

Der König von Aude, Haider Schah, Verfasser des großen persischen Wörterbuchs „Hest Kullsum oder die Sieben Meere“ in sieben Folianten, das vorzüglich durch die erschöpfende, in der deutschen literarischen Kritik Epoche machende Anzeige, welche der Hr. Hofrath Ritter v. Hammer in den Wiener Jahrbüchern der Literatur davon geliefert hat, in Europa berühmt geworden *), ist am 20. October 1827 in seiner Residenz Lakhnoo (Lacknow) im 52. Jahre seines Lebens mit Tode abgegangen.

Sein Sohn Soliman Schah Messir eddin Haider ist ihm auf den Thron gefolgt.

S. W. W—m.

*) BB. 35, 36, 37, 38, 39, so weit erstreckt sich nemlich die von Hrn. von Hammer gelieferte Anzeige der lexicographischen Parthie.

Ankündigung.

Die geehrten Abnehmer dieser Zeitschrift werden bey dem bevorstehenden Anfang des vierten Quartals dieses Jahrgangs eingeladen, den Pränumerations = Betrag dafür zu entrichten. Die Bedingnisse wolle man gefälligst unter dem Titel des Blattes einsehen.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
K u n s t , L i t e r a t u r , T h e a t e r
u n d
M o d e .

Donnerstag, den 25. September 1828.

116

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbs, um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbs, um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. den N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Wipfelburg.

(F o r t s e t z u n g .)

Schon der Gedanke einen Schweden, vielleicht in gleicher Tracht mit dem Geliebten wieder zu sehen, regte Adelheds Herz und Phantasie an. Die Hoffnung von ihm zu hören, vielleicht sogar aus Ungefähr, ihm auch von ihrem Leben Kunde geben zu können, schlich sich leise in ihr Herz ein, und unwillkürlich war sie gegen Abend sorgfältiger mit ihrem Puzer beschäftigt, als sie es seit der Trennung von Nordenslycht zu seyn pflegte. So kann eine ganze Nation, und zuweilen die geringfügigste Kleinigkeit, für den Liebenden zu einem Theil des Geliebten werden, wenn er nur in einiger Beziehung zu ihr steht, oder ein Nichts nur einmal weihend von ihm berührt wurde.

Das Fest begann. An der Hand ihrer Tante, von den beyden Grafen gefolgt, trat Adelheid in Schönheit und Lieblichkeit strahlend in den hochgewölbten Saal. Das Geschenk ihrer Ruhme, ein Kranz von dunkelgrünen Blättern mit diamantnen Knospen, schlang sich durch ihre lichtbraunen Locken, ein weißes Aftaskleid zeichnete sitzsam verhüllend ihren schlanken Wuchs, und eine reiche Perlschnur hing von dem blendend weißen Halse herab. Jedermann war bezaubert von ihrem Anblick; und selbst der ernste Fürst, dem sie von der Gräfin zum ersten Mal vorgestellt wurde, konnte die Augen kaum mehr von dem holden Wesen abwenden, welches in der Anmuth jungfräulicher Verwirrung vor ihm stand, und dennoch seine schmeichelnden Worte so geistreich zu beantworten mußte.

Mit der Galanterie jenes Zeitalters hatte er die Damen zu ihren Sizen geführt, als Adelheid im Vorübergehen auf dem Marmorstumpfe des Saales einen Gegenstand entdeckte, der ihre Aufmerksamkeit erregte: es war ein Helm von ähnlicher Form, wie ihn Nordenslycht getragen hatte. Er mußte dem schwedischen Abgesandten gehören, und ein süßes und zugleich stechendes Weh der Erinnerung durchzuckte ihre Brust. Sie vermochte die Augen nicht von demselben abzuziehen, aber sie sollten erstarren, als der Eigenthümer des schimmernden Helmes hinzutrat, um ihn wegzunehmen, und sie in ihm Nordenslycht selbst erkannte.

Himmel und Erde entschwand ihr bey diesem Anblick; sie sah, sie dachte nur ihn, dessen Wiedersehen ihr in diesem Augenblick, auf dieser Stelle, so unnennbare Wonne und grenzenlosen Schreck verursachte. Es war ihr, als müsse sie an seine Brust stürzen, um dort allen Schmerz der Vergangenheit auszuweinen; und doch vermochte sie kein Glied zu bewegen, und blieb selbst dann noch regungslos auf ihrem Plaze, als sich der Oberst längst wieder unter der Menge verloren und der Fürst freundlich mit der Bitte auf sie zukam, ihm für die Auszeichnung eines fremden Gastes sorgen zu helfen, indem sie demselben den ersten Tanz mit ihr bewillige.

„Ihr müßt schon ein Auge zudrücken, Traunig!“ sagte er zu Ernst, der leichenblaß vor Ingrimme neben Adelsheid stand und sich kaum eine kalte Verbeugung abgewann. „Denn wie vermöchte ich auf einem Ballfeste einen edlen Gast besser zu ehren, als ihm die Krone der Jungfrauen zur Tänzerinn zuzuführen.“ Bey diesen Worten wandte sich der Fürst seitwärts und ehe sich Adelsheid besinnen konnte, stand Nordenslycht, beynah wie sie zur Statue geworden, vor ihr, lag ihre Hand in der seinen und sie befand sich allein mit ihm, im Gedränge der Tanzenden.

„Großer Gott! Gräfinn, mußte ich euch hier wieder finden!“ waren die ersten Worte, welche, nach langer Pause, über Nordenslychts Lippen zu gehen vermochten. „Seyd ihr...?“

„Nein, ich bin noch nicht Gräfinn Traunig,“ fiel ihm Adelsheid, gleichfalls aus der ersten Betäubung zurückkommend, ins Wort. Dabey blickte sie ihn, dessen Augen wie vormals zärtlich, nur in düsterer Glut auf ihr ruhten, zum ersten Mal recht an und erschrak über die Blässe seiner Züge, denen die Spuren eines tiefen Grams aufgedrückt waren, und die nun ein Schimmer von Heiterkeit überflog.

„Noch nicht, aber doch bald, nicht wahr, Fräulein?“ sagte er mit einem mehr traurigen als bitteren Tone. Adelsheid seufzte; die Menge der Tänzer drängte sie vorwärts.

„Wir sind wohl Beyde nicht zum Tanzen gestimmt, Nordenslycht!“ sagte sie, aus der Reihe tretend.

„O so gewährt mir nur einen Augenblick der Unterredung,“ rief er leise, sie nach der offenen Thüre eines leeren Nebengemaches ziehend, „nur einen Augenblick. So fremd kann und vermag ich nicht abermals von dir zu scheiden, die mir theurer als Glück und Leben ist. Auch die menschliche Tugend hat ihre Grenzen. Adelsheid! Geliebte! denkst du noch der Wipfelburg? liebst du noch wie damals?“ sagte er im Ausdruck der höchsten Leidenschaft, indem er die zitternde Jungfrau, die in ihm nur den sich selbst bemeisternden Helden zu bewundern gewohnt war, an seine Brust presste. „Ist keine Hoffnung möglich? Keine?“

„O Gott! was sagt ihr?“ erwiderte Adelsheid mit matter Stimme, das Haupt von seinem Busen erhebend. „Vergeßt ihr, daß Traunig zugegen, daß er mich der halben Welt abtrogen würde?“

„Eben daß er zugegen, daß ich um dich im ehrlichen Kampfe werben und dich ihm nicht mehr wie dortmals abstellen würde, belebt meine Wünsche, erhöht meinen Muth!“

„Um Gottes willen, was wollt ihr thun, Nordenslycht? Vergeßt ihr mein

Versprechen, euer eignes großmüthiges Entsagen? O zerreißt mein schwaches Herz nicht in neuem Kampfe, es ist ja ohnehin schon gebrochen!“ Aber statt aller Antwort zog er sie fester an sich und fragte im weichen schmelzenden Ton der Liebe: „Liebst du mich noch, Adelheid? war mein Glück auf der Wipfelburg kein Traum?“

„Ich werde ewig nur dich lieben!“ hauchte sie leise hervor, „doch jetzt laß mich, nur jetzt!“ Mit diesen Worten wand sie sich, von seiner Hefigkeit erschreckt, aus seinen Armen. Nordenslycht starrte vor sich hin, schlug sich dann mit der Hand vor die Stirn und rief im tiefsten Schmerz: „Barmherziger Gott! wo war ich? Verzeiht, Adelheid, vergebt! es gehört mehr als menschliche Stärke dazu sich zum zweyten Mal von dir loszureißen!“ Bey diesem Ausruf sank er zu ihren Füßen nieder, drückte ihre Hände stürmisch an sein Herz und stürzte aus dem Cabinet.

Kaum ihrer selbst bewußt, die Brust von Liebe und Schmerz zerrissen, fiel Adelheid auf einen Sessel nieder und wurde erst spät gewahr, daß eine gutmüthige Matrone vor ihr stand, welche sie unwohl wähnend, sich erbot sie zu ihren Verwandten zu bringen. Betäubt folgte sie ihr zu ihrer besorgten Tante, wo auch zugleich Ernst, der sie im ganzen Saale gesucht hatte, mit zerstörten Blicken eintraf, und Adelheiden, deren bleiches Gesicht er nicht ohne Unruhe betrachten konnte, nach ihrem Tänzer frug. „Ich habe ihn weggeschickt, da ich mich nicht wohl fühlte,“ sagte sie, und bat zugleich ihre Tante sie nach Hause zu führen.

Allein, auf ihrem stillen Zimmer, überließ sich Adelheid dem Ausbruche ihres Schmerzes. Nordenslychts Wiedersehen, die Gewißheit seiner unwandelbaren Liebe, hatten sie von neuem in einen gräßlichen Zwiespalt mit ihren Pflichten gebracht, und doch fühlte sie sich, mitten in ihren Thränen, durch seinen abermaligen Sieg über die heftigste Leidenschaft gehoben und konnte bethend, sogar noch mit verweinten Augen, einen Augenblick Ruhe finden.

Nicht so gut wurde es dem Obersten. — Nach einem Kampfe, der beynah schon damals seine Kräfte überstieg, hatte er auf der Wipfelburg seiner Liebe und dem Glück, für immer entsagt, sobald er mit Gewißheit wußte, daß Adelheid nicht mehr über ihre Hand gebieten konnte. So lange er sich noch in ihrer Gegenwart sonnte, hielten ihn Ehre und Enthusiasmus der Tugend aufrecht. Als er sich nun aber völlig von ihr losgerissen hatte, als ihr Blick ihn nicht mehr strahlte, und er mit Gewißheit wußte daß er sich nur von ihr getrennt, um sie in die Arme eines Nebenbuhlers zu führen, da fühlte er seinen irdischen Himmel auf immer zertrümmert, und das Bewußtseyn: recht gethan zu haben, klang nur noch wie eine leise, tröstende Stimme unter dem Toben des Sturmes.

Noch krank verließ er die Wipfelburg, um an der Seite seiner Heldenbrüder und im Geräusche der Waffen, Ruhe oder das Ziel zu finden, welches er als Christ nicht eigenmächtig beschleunigen durfte. Doch beydes floh ihn, und nur spät erst fand er in lichtern Stunden einigen Ersatz für sein großes Opfer in dem Bewußtseyn, seine Pflicht erfüllt und Adelheiden die ihrige erleichtert zu haben. Auch wußte er, daß die Gräfinn Traumnitz mit ihrer noch unvermählten Nichte Schweidnitz verlassen hatte, dann aber konnte er nichts mehr über deren Aufenthalt und Schicksal erfahren, bis ihm das Vertrauen seines

Feldherrn die wichtige Sendung in das kaiserliche Hauptquartier übertrug, wo er weder die Tante noch Adelheiden vermuthen konnte und selbst Traunitz nicht zu begegnen glaubte. Wie war ihm daher, als er, nach vielem Weigern, dem Fürsten zu einer Dame folgen mußte, und in der ihm zugedachten Tänzerinn seine angebethete Geliebte erkannte. Nicht mehr im Trauergewand, in den düstern Gemächern einer halb verfallnen Baste, sondern im strahlenden Saale, von Größe und Pracht umgeben, in Schmuck und Schönheit glänzend sah er sie wieder, und dennoch wäre sie ihm ferner als je gestanden, hätte nicht auch wie ehemals ihr Auge Liebe geblickt und ihn mit Schmerz und Wonne erfüllt. Wie dort auf der Wipfelburg führte sie auch heute der sonderbarste Zufall in seine Arme. Sie war noch immer fein, und reizender als jemals; die Versuchung war zu mächtig, seine Leidenschaft flammte hoch auf, alle Hindernisse verschwanden vor der Liebe. Dennoch bezwang er sich noch einmal.

Aber dieser Kampf war zu schrecklich gewesen; sein Herz blutete in allen seinen Tiefen, er war wie vernichtet. — In diesem Zustande rannte er beynahe über eine Stunde, im wachen Traum, einen langen düstern Gang auf und ab, der an das Zimmer stieß, wo er Adelheid verlassen hatte. Da fanden ihn endlich einige Officiere, die ihn mit sich fort durch den Saal, in dem seine Augen die Geliebte vergebens suchten, in ein Nebenzimmer zogen, wo getrunken und gespielt wurde.

Hier befand sich auch Traunitz, welcher nur, um Aufsehen zu vermeiden, nach Adelheids Entfernung noch geblieben war, und mit verbissener Wuth Nordenslycht betrachtete, den er sogleich erkannt hatte und dem er abermals, durch Fügung des Zufalls, auch beim Tanze als Besiegter nachsehen mußte. Die heißeste Sehnsucht sich an ihm zu rächen, der ihn stets nur mit der edelsten Großmuth behandelt, aber eben dadurch gedemüthigt hatte, brannte in seiner Brust, und er konnte dem Obersten die Mäßigung nicht vergeben, womit ihm dieser auch heute auswich.

Von der tumultuarischen Gehaltlosigkeit der Gespräche angeekelt, mehr aber noch um den Sturm seines Innern durch äußere Einwirkung einiger Maßen zu stillen, hatte Nordenslycht ein entlegenes Fenster geöffnet und blickte düster in den sternenlosen Nachthimmel hinaus, an dem schwere Regenwolken hingen; sein rechter Arm war um das breite steinerne Fensterkreuz geschlungen und der Ärmel dadurch zurückgestreift, die Abendluft spielte mit seinen dunklen Locken, die zerstreut um die bleiche Stirn flogen, und er hörte es, in Gedanken an die letzten Stunden dieses Tages verloren, nicht, daß sich ihm Männer Schritte nahten, bis ihn plötzlich eine, fast von Zorn ersüßte Stimme fragte: „Wer gibt euch das Recht diese Armspange zu tragen?“

„Und was euch die Kühnheit mir Rechenschaft darüber abzufordern?“ war die schnelle, mit einem Griff an den Säbel begleitete Antwort.

„Meine Braut nur kann die Besitzerinn davon gewesen seyn,“ entgegnete Ernst mit Wuth, „und euer Blut soll mir diesen Raub bezahlen.“

„Wohl, Graf Traunitz,“ rief Nordenslycht, im vollen Ausbruch seiner lang zurückgehaltenen Empfindung, „ihr kommt meinem heißen Wunsche zuvor;“ und schon hatten Beyde ihre Klingen entblößt und wollten dem Ausgang zueilen, als die Thüre eines Cabinets aufging, der Fürst Nordenslychten hineinwinkte, und mit scharfem, schnellem Blick das Vorhaben der Beyden errathend

Trauniz im Tone des Gebieters befahl, sich am frühesten Morgen zur Abreise nach Königinngrätz fertig zu halten.

In stummer Wuth verließ dieser das Gemach, und nachdem der Fürst den Obersten bis zu Tagesanbruch bey sich aufgehalten, wurden ihm die Depeschen übergeben, welche ihn zum schleunigsten Ausbruch zwangen. Ohne seinen Streit mit Trauniz abgemacht, ohne Adelsheid noch einmal gesehen und gewarnt zu haben, sollte er scheiden! Doch fand er noch Gelegenheit Ersterem im Vorbeygehen zu sagen: „Gräfinn Adelsheid ist ganz außer Spiel bey unserer Sache, und außer der Stadt, oder sonst im Felde hoffe ich euch dennoch zu begegnen.“

„Gut,“ erwiderte der Graf, „wir treffen uns gewiß noch, denn Trauniz und Nordenslycht haben nicht Raum zusammen auf dieser Erde.“

Mit diesen Worten wendete er sich erbittert ab, und der Oberst eilte Adelsheiden in einigen Zeilen ein Lebewohl seines zerrissenen Herzens zu sagen, und sie sobald als möglich nur um ein Wort über die Entscheidung ihres Schicksals anzusehen.

„In sieben Tagen sendet einen Boten zur Wipfelburg, bis dorthin wird mein Loos entschieden seyn und ihr Nachricht von mir empfangen.“ So lautete die Antwort, welche ihm Rudolph durch Anna's Hände überbrachte. Unglücklicher, als er gekommen, die theuern Worte auf dem Herzen, sprengte dann Nordenslycht in den kalten Herbstmorgen hinaus und sah bald die Thürme von Prag nicht mehr.

Adelsheid hatte das Pferdegetrabe gehört, ihr ahnete, wer der so früh Reisende seyn könne, und sie gewahrte eben noch, wie der wohlbekannte Helmbusch den Berg hinabstatterte, als die Thüre ihres Zimmers aufgerissen wurde, Trauniz mit von Born entstellten Zügen hereinstürzte und die Perlenspange zu ihren Füßen mit den Worten hinschleuderte: „Hier, Treulose! ist euer Geschenk zurück, das ich zu stolz bin, mit einem Feinde meines Landes zu theilen!“

„Wen meint ihr damit, Vetter?“ frug Adelsheid, sogleich den Zusammenhang errathend, mit der Würde des beleidigten Selbstgefühls für ihren Freund.

„Nordenslycht, den verhaßtesten Feind, welchen für mich die Erde trägt, dessen Anblick euch gestern schwindelnd machte, der so lang meinem Glück im Wege steht, an dessen Arm ich heute Nacht dieselbe Perlenschnur erblickte, und den mein Schwert zur Hölle fördern soll!“

Nach diesen Worten warf er sich erschöpft auf eine Ruhebank hin, und Adelsheid war eben im Begriff, im Übermaß ihres gereizten Gefühls, und voll des heißen Wunsches sich verhaßter Bande zu entledigen, die Wahrheit ihres Verhältnisses und ihre Liebe für den Obersten offen zu bekennen, als die heißen Thränen, welche sie aus Ernsts Augen brechen sah, und der Übergang seiner lauten Wuth zu stummer Verzweiflung, ihr Herz erschütterte und ihr, mehr aus Mitleid mit ihm, als zu Schonung ihrer selbst, den Entschluß eingab ihm nur den kleinsten Theil der Wahrheit durch die Versicherung mitzutheilen: daß er ungerecht und undankbar gegen Nordenslycht sey, dessen Beystand, als sie noch schutz- und rathlos in ihrer Heimat gewohnt, sie einst Ehre und Leben verdankte, da plündernde Soldaten ihren Zufluchtsort erspäht und sich dessen zu bemächtigen gedroht hätten, und dem sie ihre Dankbarkeit durch nichts als jenes unbedeutende Andenken zu beweisen vermocht, weil er jede andere Belohnung verschmäht habe.“

„Wohlan!“ rief Traunig, „so zeigt mir eure Gleichgültigkeit gegen den gepriesenen Ketter dadurch, daß ihr binnen einer Woche mein Weib werdet!“

„Binnen einer Woche!“ wiederholte Adelsheid erbleichend; „nein, Graf, das kann euer Ernst nicht seyn, so werdet ihr mich nicht drängen.“

„Ihr schwört mir in wenig Tagen Treue am Altare, oder Nordenflicht fällt von meiner Hand durchbohrt, ehe er das Weichbild Prags im Rücken hat.“

„Ich bin die Eure!“ hauchte die Unglückliche und sank ohnmächtig zur Erde hin.

(Der Schluß folgt.)

Über das Diorama des Hrn. Professor A. Siegert zu Breslau.

Der Hr. Professor Siegert, ein Schüler David's, ist dem Publicum schon längst durch sein Ätna-Panorama, das Referent vor mehreren Jahren in Hamburg sah, vortheilhaft bekannt. Dieser wackre Künstler ist Historien- und Landschaftsmaler zugleich. Wenn sich zu dem „Urtheile des Paris“ Lucas Giordano und Leoni vereinigen, wenn die „Fahrt Silens zum Tempel des Bacchus“ durch N. Poussin's und Claude Lorrain's gemeinsamen Fleiß zu Stande kam, indem jener die Figuren, dieser die Landschaft gab, wenn zu Breughel's berühmten Bilde „Erde und Wasser,“ und „Feuer und Luft,“ van Valen die Figuren lieferte, so steht Hr. Siegert allein da, und leistet allein, was sonst nur vereinten Kräften möglich wird. Wenn er auch in den historischen Parthien seiner Gemälde den Schüler David's nicht verläugnen kann, wenn gleich das Charakteristische der neuern französischen Schule hie und da durchschimmert, so ist es doch durch das Studium der wälschen und deutschen Meister so gemildert, daß man sich sehr leicht und gern mit demselben befreundet. Hr. Siegert lebte sieben volle Jahre in Italien, und hatte so Gelegenheit, den Himmel und die Menschen, die Landschaft und die Lust des reizenden Italiens in sich aufzunehmen.

Das Ätna-Panorama, das sich, so viel Referent von dem Schicksale dieses colossalen Bildes weiß, jetzt in den Niederlanden befindet, bekundete Hrn. Siegert's Beruf zum wälschen Landschaftsmaler. Das Diorama beweist von den außerordentlichen Fortschritten des Künstlers in diesem Fache, und verbürgt zugleich seine Talente im historischen Fache.

Das Diorama ist zwar französischen Ursprungs, — wer kennt z. B. nicht Boustons Diorama, das in Paris viel Aufsehen erregte, — allein das, was Hr. Siegert gegeben hat, trägt so viel Eigenthümliches an sich, daß es billig als eine neue Erscheinung zu betrachten seyn dürfte. Die Franzosen übersetzten das griechische Wort Diorama durch durchsichtiges Gemälde, der deutsche Meister trägt es in Durchsichtigem über. Wer Griechisch versteht, wird darin mit dem Berichtserstatter übereinstimmen, daß Hrn. Siegert's Übersetzung die richtigere sey, obgleich die Franzosen wegen der Einrichtung, die sie ihren Dioramen gegeben haben, nicht Unrecht thun, den Ausdruck „durchsichtige Gemälde“ zu wählen. Hr. Siegert gibt ein vollständiges Öhlgemälde, auf dem Bäume, Himmel und Wolken u. s. w. feststehend sind. Die Franzosen schneiden den Himmel ab, und geben ihn besonders durch bewegliche Einsahstücke, durch die sie decorationsartig Wolkenzüge, Stürme und Ähnliches dem Auge vorzuführen. Sie wählen statt der Leinwand Gaze, deren Durchsichtigkeit die Anlegung der verschiedenen Farbenstraßen erleichtert. Die Beweglichkeit einzelner Baumparthien bringt, daß ich mich so ausdrücken darf, ein dramatisches Leben in das Ganze, das den gewöhnlichen Beschauer bestechen muß. Ungleich schwieriger ist die Aufgabe, die sich Hr. Siegert stellte. Was bey den französischen Dioramen größten Theils die Maschinisten bezwecken, das erreicht er durch den Pinsel. Daher denn seine Arbeit, als Gemälde betrachtet, ungleich höher steht, als die der Franzosen. Das von Hrn. Cropius, Deco-

rationsmater des königl. Theaters zu Berlin, in der Hauptstadt Preussens aufgestellte Diorama soll im französischen Styl gearbeitet seyn, und als Gemälde betrachtet, hinter der Arbeit des Hrn. Professor Siegert zurück bleiben. Diesen Lichtwechsel bewirkt Hr. Siegert durch farbige Gaze, die vor die Fenster gezogen werden, und mit Hilfe deren die Landschaft die Reihenfolge der Beleuchtung von dem blässesten Mondschein bis zum heitersten Tageslicht zwanglos durchwandern muß. Die in der Nacht sich als hell darstellenden Punkte, als: die Feuerfäulen des Besuvs, der Mond, der Widerschein der in der Capelle des heiligen Januarius brennenden Lichter, werden durch Lampen beleuchtet, deren Strahlen so genau berechnet sind, daß sie sich im Focus der zu erhellenden Gegenstände zusammen finden, auf die übrige dunkel zu haltende Umgebung aber auch nicht den leisesten Abglanz ihres Feuers fallen lassen. Diese Lampen brennen ununterbrochen. Sie werden, wenn die Gemälde in der Tagesbeleuchtung erscheinen sollen, durch das Tageslicht überboten, und ihrer Wirkung beraubt.

(Der Schluß folgt.)

K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 6. September zum ersten Male: „Abu, der schwarze Wundermann,“ großes Melodram mit Chören, in 4 Aufzügen, Musik von Hrn. Capellmeister Gläser.

Der Vater des jetzt regierenden Kalifen von Bagdad, Harun Al Raschid, hatte durch den Mord des Kalifen Ali den widerrechtlichen Besitz der Krone erlangt, welcher nach dem Tode des Vaters ganz ordnungsmäßig auf den Sohn übergegangen ist. Allein Harun Al Raschid ererbte mit dem väterlichen Throne auch den Haß aller Jener, welche der Familie des entthronten und meuchlings ermordeten Ali zugehan, im Stillen Rachepläne brüteten, und auf Gelegenheit lauerten, ihre Ansprüche geltend zu machen. Von den beyden Sprösslingen des unglücklichen Fürsten war es dem Sohne Nadir gelungen, nach dem fernen Arabien zu entfliehen, wo er von Omar, seinem Oheim und Bruder Aliis, erzogen wurde; Zamora, die Tochter hingegen, reifte am Hofe des Kalifen zur Jungfrau heran, und ward durch die Hand Al Raschids zur Sultaniin Bagdads erhoben.

Die Handlung beginnt mit dem Zeitpunkte, als Omar den Jüngling Nadir nach Bagdad bringt, ihm am Grabe des Vaters seine hohe Geburt und sein Recht auf das Kalifat entdeckt, und ihn zur Rache an dem jetzt regierenden Kalifen, dem Sohne des Mörders, auffordert. Harun Al Raschid aber, von den Plänen der Verbündeten und den Gefahren, welche seinem Throne und Leben drohen, unterrichtet, weiß sich in Gestalt eines Schwarzen (Abu) in die Versammlung der Verschwornen einzuschleichen und sie zu überreden, daß er einen wunderkräftigen Stab besitze, der die Eigenschaft habe, alle unter seinem Schutze Stehenden unsichtbar zu machen, und sie so den Nachstellungen ihrer Verfolger zu entziehen. Wirklich wird es ihm, da er bereits die nöthigen Befehle an seine Untergebenen erlassen, ein Leichtes, Omar und die ganze Versammlung der Meuterer von seiner Verbindung mit höheren Geistern zu überzeugen. Zamora weiß nichts um das Geheimniß ihres Vatters. Als sie den Bruder und Oheim erkannt, und ihre rachedürstigen Pläne vernommen hat, kämpft sie lange zwischen Schwester- und Vatternliebe. Endlich siegt die Letztere; sie entscheidet sich Harun Al Raschid zu retten, sollte es auch das Leben des geliebten Bruders oder ihr eigenes gelten. Nadir, von Omar geleitet und angefeuert, wagt es endlich, mit einem Dolche bewaffnet, zur Nachtzeit bis in das Schlafgemach des Kalifen zu dringen, um ihm den Stahl der Rache in die Brust zu stoßen. Da gibt sich Harun zu erkennen, die Zauberey wird natürlich, Nadir ist versöhnt, ja selbst die alte Eisdecke des grimmig hassenden Omars schmilzt durch die Milde des Kalifen.

Man muß gestehen, daß sich Gegenstand und Örtlichkeit der Handlung ganz dazu eignen, allen melodramatischen Pomp zu entfalten, und den Zuschauer in dem kurzen Zeitraume von einigen Stunden genugsame Augen- und Ohrenweide zu gewähren. Und

so war denn auch das Ganze mit einem Glanze und einem Aufwande in die Scene gesetzt, welchen wir seit längerer Zeit bey Aufführung ähnlicher Producte vermiften. Wenn schon bey Beurtheilung des Melodrams als einer Zwittergestalt, die, wie es eben kommt, ihr Gewand vom Drama sowohl als der Oper borgt, keine allzu strengen Anforderungen gemacht werden können, so freut es uns um so mehr, daß Abu von den gewöhnlichen, in aller Hast zusammengeworfenen, und mit Musik und Tanz aufgeschminkten Nachwerken dieser Art eine ehrenvolle Ausnahme macht. Der Dichter behandelte die Sache nicht so leicht, und die Handlung bewegt sich rasch und in einander greifend. Unzukömmlichkeiten, wie z. B. Tanz und Sang unmittelbar nach einer heftigen Gemüthsbewegung, fallen wohl nicht dem Dichter allein zur Last, denn der Balletmeister, Maschinist und Decorateur sind seine fürchterlichen Nebenbuhler. Übrigens bedauern wir die natürliche Erklärung und Auflösung der vorhergegangenen Wunder; wahrhaftig, die Zauberey wäre natürlicher gewesen, als die unwahrscheinliche, gewaltsame Entwirrung des Knotens.

Die Darstellung war lobenswerth. Mad. Birch-Pfeiffer, vom königl. Hoftheater zu München, gastirte in der Rolle der Zamora, und wußte durch ihr gelungenes Spiel das Publicum zu lauten Äußerungen des Beyfalls zu stimmen. Ausgezeichnet war die Scene, in welcher sie ihren Bruder erkennt, und sich für den Gatten entscheidet. Hr. Artour gab den Omar mit Erfolg, und wurde von Hrn. Fehring (Nadir) kräftigst unterstützt. Auch Hr. Kunst (Abu), obwohl nach dem Geiste seiner Rolle im Hintergrunde stehend, machte sein schönes Talent in mehreren Scenen geltend. Maschinerie und Decorationen waren vorzüglich, die Tänze und Musik dem Ganzen entsprechend.

Modenbild XXXIX.

Blouse-Kleid von lithographirtem Mouffeline mit drey Krägen und drey mal unterbundenen Ärmeln. Die halbe Elle hohe Falbe ist in Farben geschlungen und mit Tull-Englais garnirt, nach einem Original von Hrn. Thomas Petko, bürgl. Kleidermacher nächst dem Hof, im Heidenschuß, Nro. 237.

Der mit Blumen und Gaze-Bändern gezielte Hut von Gros-de-Naples ist nach einem Original von Hrn. Franz Langer, bürgl. Handelsmann und Modist in der Kärnthnerstraße, bey dem goldenen Sattel, Nro. 983.

Ankündigung.

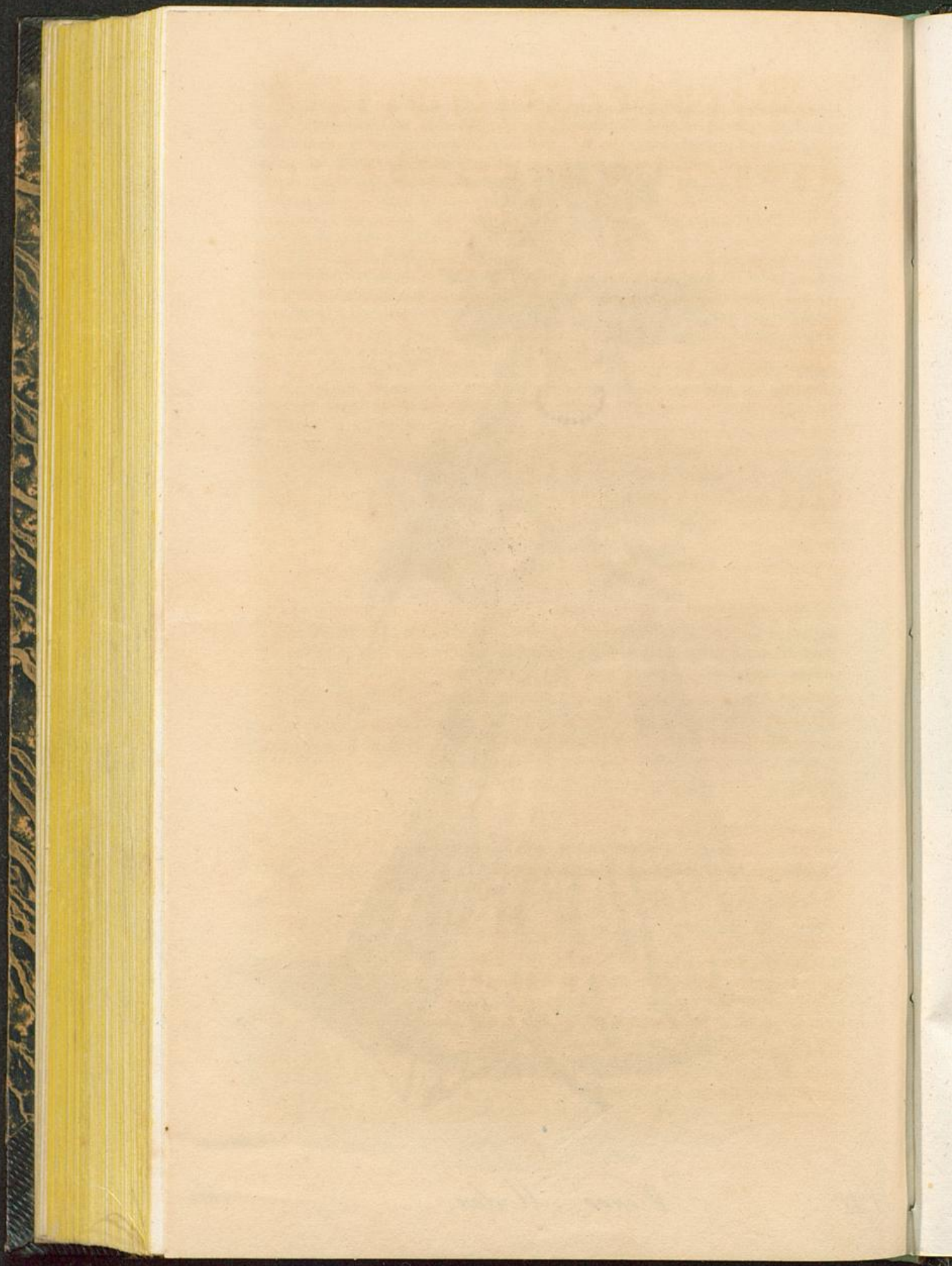
Die geehrten Abnehmer dieser Zeitschrift werden bey dem bevorstehenden Anfang des vierten Quartals dieses Jahrgangs eingeladen, den Pränumerations-Betrag dafür zu entrichten. Die Bedingnisse wolle man gefälligst unter dem Titel des Blattes einsehen.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schönb.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



Fr. Scher, sc.



Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Sonnabend, den 27. September 1828.

117

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertel, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertel, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Wipfelburg.

(S c h l u ß.)

Von Schmerz und der Aussicht in eine tief umnachtete Zukunft gebeugt, trostloser noch, als sie sich von den Gefilden ihrer Heimat entfernt hatte, saß Adelsheid stumm neben ihrer Tante im Wagen und fuhr der, nun mit Recht zu fürchtenden Wipfelburg zu, denn dort sollte ihre Vermählung mit Traunig vollzogen werden.

Nur flüchtig und in Eile, von dem Befehl des Fürsten gedrängt, hatte Graf Ernst seine Tante von dem Versprechen ihrer Nichte, binnen so kurzer Zeit seine Gemahlinn zu werden, unterrichten können, ohne Zeit zu haben sie mit der wahren Veranlassung dieses schnellen Entschlusses bekannt zu machen, welcher der Gräfinn viel zu unangenehm war um lange darüber nachzugrübeln oder Adelsheid mit Fragen zu bestürmen. Da aber Ernst gezwungen war auf der Stelle abzureisen und vor Beendigung seines Auftrags nicht nach Prag zurückkehren durfte, so wurde beschlossen, daß die Gräfinn mit Adelsheid auf die Wipfelburg, Traunig von Königinngrätz aus gleichfalls dahin kommen, die öffentlichen Vermählungsfeyerlichkeiten aber erst später in der Hauptstadt nachgeholt werden sollten.

Zwar fühlte der Graf allzu wohl, daß nur Schrecken, welcher ihn mißtrauischer als alles Andere machen konnte, Adelsheiden die Einwilligung abgepreßt hatte; doch war ihr Besitz seit Jahren schon der Inbegriff seiner glühendsten Wünsche gewesen, und dessen wollte er endlich jetzt, gleich viel um welchen Preis, gewiß seyn.

Vor Freude weinend, umstanden Adelsheiden die Bewohner des Thales, als sie aus dem Wagen stieg und sie ihre junge Gebieterinn erkannt hatten; doch bald ging ihre Freude in Trauer über, wie sie die geliebte Herrinn, welche sonst das Bild des blühenden Lenzes war, so bleich und düster sahen. Auch Conrad und Mutter Anna erwiderten ihre Grüße nur mit trübseligen Gesichtern, und keines von den Landleuten wollte es glauben, daß man zur Hochzeit auf die Wipfelburg zöge. „Will sich das Fräulein mit Geistern vermählen?“ sagten die Einen, „oder soll uns eine Unwahrheit aufgebürdet werden?“ mein-

ten die Andern und gingen kopfschüttelnd ihren Hütten wieder zu, indem sie der betrübten Braut theilnehmend nachsahen.

Langsam und matt stieg diese indessen mit der Gräfinn den Berg hinan, den sie das letzte Mal an Nordenslychts Arm herabgegangen war. Mit jedem Schritt drängten sich die Erinnerungen ihrer damaligen Gefühle vor ihre Seele, doch waren sie auch gleich dort schmerzlich gewesen, so konnten sie mit der jetzigen Qual ihres Herzens so wenig verglichen werden, wie das Frühlingsgras, welches damals ihr Tritt beugte, mit den welken Blättern, die heute ihren Fuß umrauschten und den schweren Gang noch beschwerlicher machten.

Endlich waren sie am Eingange der Burg. Einige vorausgeschickte Diener hatten es für ihre Pflicht gehalten die dunklen Mauern, so festlich als in der Eile möglich war, auszusmücken. Blumenkränze hingen dürftig und wie von den schwarzen Pfeilern verhöhnt, in Bogenwindungen über das Thor herab, durch welches erschreckte Fledermäuse blind und taumelnd ihren scheuen Flug nahmen, und unheimlich zwischen den Blättern hindurch rauschten. Adelheid schauderte bey diesem Anblick, der ihr die Bedeutung ihres Hierseyns vergegenwärtigte, und selbst die Gräfinn konnte eine widerliche Empfindung nicht unterdrücken. Auf den Gängen, in dem Saal, überall fanden sie die nemlichen Verzierungen; nur in den Zimmern, die Adelheid und Nordenslycht bewohnt hatten, stand Alles unverrückt an derselben Stelle, wie sie es verlassen.

Adelheid betrat sie wie das Heiligthum ihrer Liebe, wohin sie das Schicksal, gleichsam ihres Herzens spottend, zurückführte, um hier das schrecklichste Opfer zu vollbringen. Jede Stelle, jedes Geräth rief ihr selige Erinnerungen zurück: hier lag ihre Laute, dort hatte sie mit Nordenslycht gefessen, von jenem Fenster aus konnte man den wüsten Flügel sehen, den er zuerst bewohnt hatte. Sie schwelgte mit der Wollust des Schmerzes in diesem Andenken, als Mutter Anna mit kaum zurückgehaltnen Thränen ins Zimmer trat und ihre junge Gebieterinn bat sich nunmehr schmücken zu lassen, da alles zur Trauung bereit wäre, und der Bräutigam jeden Augenblick erwartet würde. Fast gedankenlos empfing Adelheid den Brautkranz auf ihren Locken und kniete, in stummer Angst nach Muth und Ergebung ringend, auf dem kleinen Altar vor dem Fenster nieder, wo sie mit Nordenslycht den letzten Abend zugebracht hatte. Etwas Weißes schimmerte ihr hier aus einem Mauervorsprung entgegen: es war einer seiner vergessenen Handschuhe, der dort Wind und Wetter getrogt hatte.

Adelheid erkannte ihn augenblicklich, preßte ihn an ihre bebenden Lippen, und rief in schmerzlichem Tone: „So empfange du das Lebewohl, welches ich ihm über jede Ferne hin für immer zurufe!“

„Wem gilt dieser zärtliche Abschied?“ fragte plötzlich eine rauhe Stimme neben ihr. Erschrocken sah Adelheid um sich. Traunig stand mit glühenden Blicken auf dem Balcon. Ehe sie sich bestimmen konnte, riß er ihr den Handschuh weg und blickte, den Namen suchend, hinein.

„Nordenslycht!“ rief er vor Wuth zitternd, trat mit dem Fuße darauf und stieß die, noch immer kniende Braut mit den Worten: „Fort Verrätherinn!“ so heftig von sich gegen das morsche Geländer hin, daß es krachend aus einander brach, Adelheid unaufhaltsam hinabstürzte und der in der Tiefe rauschende Strom sie blutend in seinen Fluten empfing.

Besinnungslos starrte der Graf ihr nach. War die gräßliche That sein, und wirklich? Da hoben die Wellen Adelsheids Körper noch einmal empor, ihre Arme streckten sich hülfeslehend herauf, bis eine neue Woge sie wirbelnd mit fortriß und in die Tiefe zog. Traunitz schrie laut auf, wollte ihr nachstürzen und fiel bewußtlos zurück.

Durch ausgetretene Waldströme abgehalten den geraden Weg von Prag aus nach der Lausitz, wohin ihn gleichfalls seine Sendung führte, fortzusetzen, sah sich Nordenslycht gezwungen, den Umweg durch das schlesische Gebirge zu nehmen; und mehr noch als die Nothwendigkeit, zog ihn sein Herz in die Gegend, wo ihn einst der kurze Traum seines Glückes umspielt hatte; er war ja von Adelsheid auf die Wipfelburg beschieden, um Nachricht von ihr zu empfangen.

Mit düster beklommenem Gefühl näherte er sich am Abend des bestimmten Tages dem schweigenden Thalgrund, welchen die Wipfelburg beherrschte. Sie schaute, von dunklen Wolken umlagert, unheimlich in die ruhige Gegend hinab und sein Herz schlug hoch auf bey ihrem Anblick. Er ließ seine Begleitung am Fuß des Berges lagern und stieg allein den wohlbekannten Pfad empor. Schon von weitem verkündete der Schein eines Lichtes, daß das Schloß nicht unbewohnt sey und erregte die gewisse Erwartung in ihm, einen Abgesandten der Gräfinn zu finden, welche sogar zur süßen Hoffnung stieg, sie selbst hier zu treffen, als er noch andere Fenster sich beleuchten und mehrere Menschen sich dahinter bewegen sah.

Voll freudiger Unruhe trat er über die Zugbrücke und eilte durch das offene Thor in den zweyten Hof. Das Erste, was hier sein Auge traf, waren einige Diener in die Farben des Traunitzischen Hauses gekleidet, welche ohne ihn zu beachten mit verstörten Mienen mehreren Landleuten den Weg zu dem alten Flügel zeigten.

Dieser Anblick reichte hin, jedes erwachende frohe Gefühl aus seinem Herzen zu verschrecken. Von dunklen unangenehmen Empfindungen bewegt, folgte er unwillkürlich den Schritten der Thalbewohner, die sich über Schutt und Gestein der Capelle zulenkten.

Jetzt waren sie aus der kleinen haufälligen Vorhalle in den innern Raum derselben getreten, wo ihnen heller Kerzenglanz entgegenstrahlte. Das laute Schluchzen der zuerst Eingetretenen schnitt furchtbar in Nordenslychts Seele ein; mit stürmischer Hast drängte er die Landleute hinweg und stand nun dicht vor einem schwarz behangenen Sarg, aus dem ihm Adelsheids wunderschöne, aber lilienbleiche Züge, wehmüthig zulächelten.

Der dumpfe Schrey des Entsehens, womit er am Sarge der Geliebten niederstürzte, schreckte eine neben ihm kniende Frau in tiefer Trauer aus ihrem Gebethe empor.

„Ach Gott! seyd ihr es, Oberst Nordenslycht!“ schluchzte Mutter Anna, „und kommt ihr auch mein unglückliches Kind noch einmal zu sehen?“

Es währte lange, ehe Nordenslycht, einem unnennbaren Schmerze unterliegend, die Frage auszusprechen vermochte, was die irdische Laufbahn dieses Engels so plötzlich unterbrochen habe, da er sie noch vor wenig Tagen in Schönheit und Gesundheit blühend gesehen?

„Das müßt ihr ihren zärtlichen Bräutigam fragen, der sie so sanft in den Strom gebettet hat,“ erwiderte Anna in bitterem Tone, und theilte ihm dann in kurzen abgebrochenen Worten die nähern Umstände des schrecklichen Ereignisses mit, dessen Zeuginn sie, ohne es verhindern zu können, gewesen war.

Wuth und Entsetzen drohten Nordenflynchts Brust zu zerreißen; unwillkürlich hatte er sein Schwert aus der Scheide gerissen und wollte, seiner selbst nicht mächtig, hinausstürzen, den Urheber des schauerhaften Untergangs seiner Geliebten zu strafen, doch ein Blick auf den stillen Frieden ihres verklärten Angesichts zog ihn von neuem an ihre Seite nieder und löste sein empörtes Gefühl in brennende Thränen auf, womit sein Heldenauge das myrthenumkränzte Haupt der schlummernden Jungfrau benehete.

Endlich, nach einer langen Pause heiligen Schmerzes, erhob er sich mit furchtbarem Ernste wieder und ging langsam und feyerlich, wie der Racheengel, auf Traunig Gemach zu. Scheu wichen alle Begegnende vor ihm zurück und ließen ihn ungehindert in die Wohnung des Grafen gelangen.

Mit einem sonderbaren Lächeln, welches sich bey Nordenflynchts Eintritt in den Ausdruck höchster Wuth verwandelte, lag dieser auf einem Ruhebett hingestreckt. Wild stürzte er ihm, bey dessen Worten: „Ich komme, Graf, euch zur Rechenschaft zu fordern!“ entgegen, aber ein zufällig auf den unten flutenden Strom geworfener Blick schien plötzlich seine Gedanken einem ganz andern Gegenstand zuzuwenden. „Helft! rettet! sie winkt ja. Ich komme, mein Liebchen, ich komme!“ rief er in schneidenden Tönen, welche seinen zerrütteten Seelenzustand beurkundeten, und sank dann, ohne weiter auf Nordenflyncht zu achten, in die Kissen zurück.

„Das Schicksal ist meiner Rache zuvorgekommen,“ sagte der Oberst mit einem finstern Blick auf den Unglücklichen, eilte dann noch einmal in die Capelle, einen letzten Kuß auf Adelheids bleiche Lippen zu drücken, und stürmte, die Ahnung ihres nahen Wiedersehens im Herzen, dem Kriegsschauplatz zu, wo ihn auch bald im nächsten Gefecht eine wohlthätige Kugel aus Feindeshand mit der Geliebten vermählte.

Üppig blühten Veilchen und Rosen aus ihren Hügelu, gleich irdischen Verkündigern ihres himmlischen Glückes empor, indeß der unglückliche Traunig noch mehrere Jahre in unheilbarem Wahnsinn auf der Wipfelburg fortlebte, von der ihn weder Gewalt noch Bitten hinweg zu bringen vermochten, wo er fortwährend Gespräche mit dem Schatten seiner Braut in die Tiefe hinunter zu halten und von den rauschenden Fluten Antwort zu empfangen schien, bis auch sein gequältes Daseyn zu Ende ging und er im Grabe die Ruhe fand, welche die stürmische Hestigkeit seines Wesens aus seinem Leben verschleucht hatte.

Immer verschollner wurde die Wipfelburg, welche endlich, über der Asche ihrer letzten Besitzerinn, ganz in Trümmer zerfiel, so daß jetzt nur noch bewooste Steine, über die dürres, nie betretenes Gras und wildes Gestrüppe rauscht, die Stelle anzeigt, wo sich einst ihre Thürme erhoben und ihre festen Mauern, von der Zeit untergraben, dahinsanken.

R ä t h s e l.

Es ist eine Uhr, und die wird aufgezo-
 gen —
 — Und dann nie wieder, nur ein einzig Mal.
 Es ist eine Quelle, die die dunkeln Bogen
 Vergan erst springen läßt, und dann in's Thal.
 Ein Meer ist's, das, unbändig im Gewühle,
 Kein Senkblei mißt, kein Sonnenblick bestrahlt.
 Im tiefen Grund versteckt ist's eine Mühle,
 Die Lust und Schmerz, doch mehr des Letzten malt.

Ein Garten ist's, in dem des Glaubens Blume
 Zum schönen Kranz mit Lieb' und Hoffnung blüht.
 Ein Tempel ist's, in dessen Heiligthume
 Der Frömmigkeit Bestatensflamme glüht.
 Verführer, Sünder, Kläger, Richter, Rächer, —
 Dein Feind ist es, und ist dein Freund zugleich!
 Ist seine Höll' auf Erden dem Verbrecher,
 Dem edlen Weisen ist's sein Himmelreich.

Wie leicht der Witz dieß Räthsel auch enthülle,
 Der Lösung Lust wird wieder schnell getrübt;
 Denn ewig bleibt's von Räthseln eine Fülle,
 Die Gott dem Menschengesicht zu lösen gibt.
 O löst sie euch zum Segen, — nicht zum Fluche!
 Nur eines noch: Es ist seit langer Zeit
 Das erst' und letzte Wort im Wörterbuche
 — Für alle Sprachen — der Empfindsamkeit.

M. v. Schleifer.

U b e r.

Unseliges Wort, das immer auf der Zungenspitze sitzt und hervorwischen will, du verbitterst das Leben, du machst jede Freude zu Wasser. Du rühmst dich von der Weisheit zu entspringen, von der nöthigen Behutsamkeit und der nützlichen Umsicht; aber deine Quellen sind Aberwitz und Aberglaube. Mürrischer, scheeläugiger, spöttischer Tadler, der du alles besser weißt, mußt du immer drein reden? Wie froh könnten wir auf der Welt leben, wenn nicht bey allen Dingen das verwünschte Aber wäre! Da möchten wir wohl dieses, da hätten wir gerne das, da thäten wir sonst jenes, aber, aber — — —

Du begrabener Hund, der uns allenthalben im Wege liegt, wo wir Blumen pflücken wollen, was beißt du unter dem Boden? Mir mißfallen keine Laute in der Sprache so sehr, als diese beyden naseweisen Sylben. Es sollte ein Gebot vom Kaiser Augustus ausgehn, daß in diesem ganzen Schaltjahre kein Mensch auf Erden Aber sagen und keine Frau auf Erden zu dem lieben Wörtlein auch nur die Lippen zurechtsetzen dürfte. Aber es geht nicht, ich seh' es wohl ein, und die Erde kann nicht bestehen ohne dieses Wort; doch will ich hoffen, daß jenseits kein Aber mehr seyn werde.

Jugendeindrücke.

Ein Landprediger in Schweden hatte sich einen schönen Garten angelegt, mit auserlesenen Bäumen und den seltensten Blumen. Hier brachte er alle seine freyen Stunden zu, und seine junge Frau leistete ihm Gesellschaft, mit einem kleinen Knaben auf dem Arme, der aber ein großer Schreyhals war. Wenn nun das Kind unruhig ward, steckte ihm die Mutter eine Blume in die Hand, und sogleich war es besänftigt.

Was ist aus dem Jungen geworden? — Der Fürst der Botaniker, Linné.
L.

Über das Diorama des Hrn. Professor A. Siegert zu Breslau.

(S c h l u ß.)

Das Diorama besteht aus drey Zimmern. Im ersten Zimmer sieht man den Golf von Pozzuoli und Baiä, in der Ferne die Inseln Ischia und Procida. Den Vordergrund dieses herrlichen Bildes füllen Landleute der Umgegend, von der Andacht zur hell erleuchteten Kirche des heiligen Januarius gezogen. Lauter nationale Gesichter in den verschiedenartigsten Gruppierungen. Diese sind so wahr, daß man sie für Porträts halten muß. Die Gewänder verrathen die Hand des Meisters. Nirgends stößt man auf Ecken und Steifigkeiten. Der Baumschlag ist trefflich. Die Pinien, Kastanien und Cypressen scheinen der Natur abgestohlen zu seyn. Die Luft ist in acht wälschen Farbentönen gehalten. Die eintretende Mondscheinbeleuchtung erinnerte den Referenten an van der Werff's berühmtes Bild, eine Nymphe der Diana im Mondscheine darstellend. Das Meer, aus dem in dem Hafen von Pozzuoli die Reste der dem Caligula zugeschriebenen Brücke hervorragen, schwimmt in den ihm hier eigenthümlichen bläulichen Tinten, eine Folge der Ausstrahlung der in den untern Luftschichten befindlichen vulkanischen Atmosphäre.

Das zweite Zimmer zeigt uns den Golf von Neapel vom Abhange des Posilip betrachtet. Hier ist der Weg zum Grabmahle Virgil's. Zur Seite eine reizende Winzergruppe, aus einem alten Gemäuer hervorschauend. Lebensfrohe Wahrheit, wie sie uns auf den Bacchusfesten van Harlem's, Breughel's und Limburg's begegnet. Hier stoßen wir auf Anklänge aus dem Treiben der Lazzaroni. Einige von ihnen sind im allamora Spiele begriffen. Heitere Sorglosigkeit weht durch ihr ganzes Wesen. Die Treue, die man an Steen, an Meulen er rühmt, wenn sie uns das Leben des gemeinen Niederländers schildern, muß man auch an Hrn. Siegert loben, wenn er uns Bilder aus der neapolitanischen Sansculottenwelt vorhält. Die Ansicht von Neapel ist majestätisch und dabey so treu, daß eine neben dem Referenten stehende vornehme Fremde das Haus, das sie während ihres dreymonathlichen Aufenthaltes zu Neapel bewohnt hatte, sogleich wieder erkannte. Die prachtvolle kuppelreiche Stadt, vom Castell St. Elmo beherrscht, dacht sich gegen das Meer sanft herab. Portici, Resina, und das oft verschüttete und dem Schutte immer wieder neu entstiegene Torre del Greco, leiten das Auge dem Vesuve zu, der, wie es in der ausgegebenen Beschreibung heißt, mit seinen Brüdern Somma und Ottajano den Hintergrund bildet. Östlich liegen die fernen Berge von Nola und südlich St. Angelo, die Höhen von Castellamare und Sorrento. Der Vesuv ist mit schaudervoller Wahrheit gezeichnet. Grausig leuchtet er in die Nacht hinein. Seine Gluthen baden sich im Meere. Das zunehmende Tageslicht mildert seinen Zorn. Die heiße Lohe löst sich in Rauch auf.

Was Canaletto für Venedig that, das hat Hr. Siegert für die Umgebungen Neapels geleistet. Er verliert nichts, wenn man seine Arbeit mit Hackert's gefeyerten, hieher gehörigen Bildern vergleicht.

Das dritte Zimmer verführt uns an die östliche Küste von Sicilien. Wir stehen vor den Ruinen des Theaters von Taormina. Eine großartige fast wilde Natur, gemildert durch den reizendsten Fernblick, das auf Basaltfelsen von Friedrich Barbarossa gegründete Castel Schiso tritt ernst hervor. Die Römerzeit und das Mittelalter scheinen sich hier zu berühren. Am Ätna gewahrt man deutlich die Schneeregion, die Felsparthie und den Anfang der grünen Vegetation, die hier in Folge der vulkanischen Luft einen bläulichen Anhauch hat. Lieblich macht sich das Thal, in dem ein Capuziner-Kloster, umgeben von herrlichen Gärten, einem Aquädukt und alterthümlichen Grabmählern, den Reisenden ein Obdach bietet. Hier fand Hr. Siegert eine willkommene Aufnahme. In diesem Gemälde erblickt man den Künstler selbst, wie er, umgeben von zwey Klosterbrüdern, im Zeichnen begriffen ist. Eine muntre Sicilianerin steht vor ihm, und bietet ihm Früchte an. Der bekannte Maler Helmsdorf, ein Freund des Hrn. Professors Siegert, der jetzt in Straßburg lebt, ist mit seinem treuen Hunde unfern des Künstlers porträtirt, auch der neben Hrn. Helmsdorf stehende Führer soll nach dem Leben gemalt seyn.

Referent verbrachte einige sehr genussreiche Stunden im Diorama des Hrn. Siegert, dem er die vollständigste Anerkennung seines ausgezeichneten Talents von Herzen wünscht.

B

Über den gegenwärtigen Zustand der praktischen Astronomie in Großbritannien.

Den Lesern dieser Zeitschrift, die sich der trefflichen Aufsätze dankbar erinnern, worin Hr. Professor Littrow die Resultate der astronomischen Forschungen und Entdeckungen neuerer und neuester Zeit hin und wieder in ihren Blättern in gedrängter Zusammenstellung mitzutheilen pflegt, dürfte es interessant seyn, aus glaubwürdiger Quelle zu erfahren, in welchem Zustande sich die praktische Sphäre dieser erhabenen Wissenschaft seit dem Ableben unseres großen Landsmannes Wilhelm Herschel's, in England seinem Adoptiv-Waterlande, befindet, zu dessen Verherrlichung er durch seine staunenswerthen unermesslichen Entdeckungen beygetragen hat.

Nachstehende merkwürdige Angaben finden sich am Schlusse einer geschichtlich-kritischen Abhandlung im dritten Quartalheft (July — September) des Quarterly Review vom laufenden Jahre, 1828, No. LXXV., worin unter der Überschrift: „Neuere Geschichte der Astronomie“, zwey Schriften von J. F. W. Herschel (Sohne des 1820 verewigten Wilhelm Herschel) und James South über die Doppels- und Tripelsterne beurtheilt, und deren Resultate zugleich mit denen der neuesten Entdeckungen Struve's zu Dorpat, gewürdigt werden *).

Ferd. Mia Wertheim.

„Sir William Herschel's Forschungen und Entdeckungen waren dem Zeitalter, worin er lebte, so weit vorausgeschritten, daß kein Versuch geschah, sie zu wiederholen

*) Die erstere Schrift führt den Titel: Observations of the Apparent Distances and Positions of Three Hundred and Eighty Double and Triple Stars, made in the years 1821, 1822 and 1823, and compared with those of other Astronomers, together with an account of such changes as appear to have taken place in them since their first Discovery etc. By I. F. W. Herschel and James South. London 1825.

Die andere:

Observations of the Apparent Distances and Positions of Four Hundred and Fifty-eight Double and Triple Stars, made in the years 1823, 1824 and 1825 etc. by James South. London, 1826.

Beide Schriften sind ursprünglich in den Philosophical Transactions für 1825 und 1826 abgedruckt.

und zu erweitern. Sie wurden kaum in irgend ein astronomisches Werk aufgenommen *), ja vielmehr von Leuten, deren Ruf durch den seinigen verdunkelt worden war, lächerlich gemacht, und sogar von den eifrigsten Liebhabern der Astronomie mit einer Art ungläubiger Verwunderung aufgenommen. Seine Entdeckungen zeigten (in völligem Gegensatz zu den großen wissenschaftlichen Offenbarungen Newton's und Laplace's, denen durch den Fortschritt der Erkenntnisse und Entdeckungen nicht nur der Weg gebahnt, sondern auch die unverzügliche Aufnahme in den Kreis des Wissens ihrer Zeit bereitet worden war) keinen Zusammenhang mit denen seiner Vorgänger. Vor ihm gab es noch keine siderische Astronomie **) (Kunde des Fixsternhimmels?) und die kühnste Speculation hatte deren Wunder noch nicht einmal zu ahnen gewagt. . . .

Betrachten wir aber nun den dermaligen Zustand der Wissenschaft auf dem Continente, wie solche von Akademikern, die den Beschwerden des Lehramts enthoben sind, angebaut wird, und fassen wir seine zahlreichen und wohl ausgerüsteten Sternwarten ins Auge, so werden wir von dem Vergleich, der sich uns dabey unwillkürlich aufdringt, abgeschreckt. Es wird uns zu Muth, als ob wir uns einer Art von Verraths schuldig machten, wenn wir die Thatsache anführen, daß im ganzen weiten Umfange der britischen Inseln nur Eine Sternwarte, und selbst diese kaum, durch Unterstützung der Regierung besteht. Wir sagen kaum Eine, weil wir glauben, daß mehrere von den Instrumenten auf der Sternwarte zu Greenwich mit den Privatsfonds der Londoner königlichen Gesellschaft der Wissenschaften angekauft worden sind. Die Sternwarten zu Oxford, Edinburg, Dublin, Armagh und Glasgow sind lauter Privatanstalten, zu deren Unterhaltung die Regierung nichts beiträgt.

Die Folge davon ist, daß sich deren viele in einem Zustande befinden, der, im Vergleich zu denen des Continents, unthätig genannt werden kann, und daß keine davon, die Dubliner etwa ausgenommen, irgend einen Ruf in der astronomischen Welt erlangt hat. In Schottland z. B. war der Zustand der praktischen Astronomie im Laufe der letzten Jahre von der Art, daß ein dänischer Kaufahrer, welcher zu Leith ankam, nirgends, selbst nicht in Edinburg, die (astronomische) Tageszeit Behufs der Stellung seiner Chronometer erfahren konnte! ***)

Bei so bewandten Umständen wäre es ein schmerzliches Geschäft für uns, alle die blühenden Anstalten aufzuzählen, worin in allen andern Staaten des civilisirten Europa's die Astronomie angebaut wird.

Es genügt, zu sagen, daß auf einem solchen Verzeichnisse Großbritannien die letzte Stelle einnehmen würde! —

Können wir aber als Nation gleichgültig in Betreff des Antheils bleiben, den wir an den Bestrebungen und Leistungen auf diesem Gebiete intellectueller Forschung und Erkenntniß zu nehmen haben? —

*) Diese Bemerkung dürfte wohl in Betreff der deutschen Astronomen und astronomischen Werke nicht vollkommen richtig seyn, denn wenn wir nicht irren, so wurden hier die Herschel'schen Entdeckungen und die Abhandlungen in den Philosophical Transactions, worin er dieselben bekannt zu machen pflegte, frühe nach ihrem hohen Werthe gewürdigt.

**) „Before his day, sidereal astronomy had no existence.“

***) „Could not obtain, even in Edinburgh, the time of the day for the purpose of setting its chronometers!“ —

A n k ü n d i g u n g .

Die geehrten Abnehmer dieser Zeitschrift werden bey dem bevorstehenden Anfang des vierten Quartals dieses Jahrgangs eingeladen, den Pränumerations-Betrag dafür zu entrichten. Die Bedingungen wolle man gefälligst unter dem Titel des Blattes einsehen.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 30. September 1828.

118

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertel, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertel, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über die Girafe.

Von L. J. Fikinger.

Wir haben unsern Lesern in den No. 73 und 74 des heurigen Jahrganges dieser Zeitschrift eine umständliche Beschreibung der Girafe geliefert, und alles dasjenige mitgetheilt, was uns von diesem interessanten Geschöpfe sowohl in naturwissenschaftlicher als in geschichtlicher Hinsicht bekannt war. Da wir nunmehr, bey der wirklich erfolgten Ankunft der Girafe in Schönbrunn, auch in den Stand gesetzt sind, das Publicum mit der früheren Geschichte unsrer Girafe und den näheren Umständen des Transportes bekannt zu machen, so suchen wir hiemit durch diesen Nachtrag unser gegebenes Versprechen zu lösen. Auch haben wir einige in wissenschaftlicher Hinsicht bemerkenswerthe Notizen angefügt, welche zur Ergänzung unsers früheren Aufsatzes dienen sollen.

Der Vice-König von Aegypten, welcher die Könige von England und Frankreich mit Girafen beschenkte, beschloß auch Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich eine solche zu senden; und so wurden denn, dem nach dem Kordofan ergangenen Befehle gemäß, zwey Girafen, Männchen und Weibchen, im May 1827 daselbst gefangen und auf dem Nil nach Cairo gebracht. Der Vice-König überließ es dem österreichischen General-Consul aus beyden eine auszuwählen, und seine Wahl fiel deßhalb auf das Weibchen, weil aus Erfahrung bekannt ist, daß sie weit besser, und zwar bey allen Thierarten, die Gefangenschaft vertragen, als die Männchen. Die ausgewählte weibliche Girafe wurde daher nach Alexandria gebracht; konnte aber, theils wegen Mangel an hinlänglicher Escorte, theils wegen der eintretenden üblen Jahreszeit nicht mehr im Jahre 1827 nach Europa gesendet werden, und ihre Abreise wurde in die bessere Jahreszeit und zwar auf den Monat März 1828 verlegt. Als der General-Consul diese Girafe eben absenden wollte, gewahrte er, daß sie krank sey. Er machte daher sogleich hievon dem Vice-König Meldung und erhielt dafür von letzterem unverzüglich die zweyte in Cairo zurückgebliebene männliche Girafe nach Alexandria. Unterm 30. März 1828 ging sie von dort, nebst zwey Kühen und einem Kalbe, deren Milch sie ernährte, unter der Aufsicht des Capitäns Leva

und eines arabischen Wärters, Namens Sadgi Alli Sciobary (nach einem früheren Berichte Sioballi) ab, langte am 27. April in Venedig an und hielt auf der Insel Poveglia die vierzigtägige Contumaz. Am 8. Juny trat sie unter Begleitung des Capitäns Leva und des Thierwärters Aman, welchen Se. Majestät schon früher nach Venedig sandten, damit er sich mit der Natur dieses Thieres während der Quarantaine vertraut machen konnte, nach Fiume ab, wo sie widriger Winde wegen erst am 15. eintraf. Der Araber blieb einer Krankheit wegen in Venedig zurück, und reiste der Girafe später zu Lande nach Fiume nach. Er nahm zugleich die während dieser Zeit in Venedig angelangten drey angorischen Ziegen *) (zwey alte und eine junge Ziege, denn der Bock starb während der Reise) mit, welche der österreichische Internuntius Freyherr von Ottenfels Sr. Majestät aus Constantinopel sandte. Der Landtransport untrer Girafe begann am 23. und ging über Carlstadt, Güns und Ödenburg nach Schönbrunn, wo sie am 7. August wohlbehalten anlangte. Bis Carlstadt wurde die Girafe an einer Halfter geführt; da sie aber sehr ermattet und zur weiteren Fußreise nicht geeignet war, so wurde sie von da zu Wagen nach Schönbrunn transportirt. Die Einrichtung dieses Wagens war höchst zweckmäßig. Der Kasten, welcher 21 Schuh in der Höhe, 10 Schuh in der Länge und 5 Schuh in der Breite hielt, war inwendig ausgepolstert und mit Leinwand eingedacht. Er hing in Federn und ruhte auf ganz niedern Rädern. Die Vorderwand reichte dem Thiere nur bis auf die Brust, und die Hinterwand war zum Herablassen gleich einer Zugbrücke eingerichtet. Auf jeder Station wurde für die Girafe ein Stall in Bereitschaft gehalten, der von Feuchtigkeit, Kälte und Zugluft geschützt und mit einer 10 Schuh hohen Thüre versehen war, und dessen Boden 3 — 4 Zoll hoch mit Sand bestreut seyn mußte. Die Temperatur in demselben mußte stets zwischen 12 und 15 Wärmegrade zeigen und die Wärter der Girafe erhielten ihre Wohnung immer so nahe als möglich dem Stalle. Man führte zum Schutze gegen zufällig eintretende üble Witterung während des Marsches, ein geräumiges Zelt mit, unter welches die Girafe in solchen Fällen zu bringen war, und hielt zwey Decken, die eine von Wolle, die andere von Wachseleinwand in Bereitschaft, welche Kopf, Hals und Körper der Girafe bedeckten, um die Einwirkung der Kälte und Nässe auf dieselbe zu verhindern. Sechs Paare lederner zum Schnüren eingerichteter Schuhe waren dazu bestimmt die Hufe vor Abnützung zu verwahren. Unsere Girafe wurde täglich gebürstet und an warmen Tagen auch gewaschen. Die Caravane der Girafe bestand in dem Wagen, welcher den Transports-Commissär von Bayer und den Capitän Leva führte, in dem nach Umständen bald 2, bald 4, bald 6 spännigen Fuhrwerke der Girafe, in welchem sich auch der Araber und der Thierwärter Aman befanden, und in drey Leiterwägen, von denen der erste die angorischen Ziegen, der zweyte die beyden zur Pflege und Wartung der Ziegen und Kühe mitgeschickten Matrosen und die Bagage des Transports-Personals und der dritte die während der Reise nöthigen Geräthschaften führte. Den Zug begleiteten stets vier Mann Militär-Escorte. Die Kühe wurden voran getrieben. Die Girafe war seit ihrer Fahrt, die stets im Schritte ging, und die sie auch sehr gut vertrug, eine schwache, nur kurz währende Diarrhoe ausgenommen, immer

*) Capra Aegagrus angorensis.

gesund und hatte während der Landreise um Vieles zugenommen. Gleich nach ihrer Ankunft in Schönbrunn wurde sie in den schönen eigens für sie erbauten Stall gebracht, der kurz vorher vollendet wurde und eben deshalb, der schnelleren Austrocknung wegen, einen vollen Monat hindurch geheizt werden mußte. Er hat 18 Quadrat-Klafter im Flächeninhalte, ist 19 Schuh hoch und bis auf eine Höhe von 15 Schuhen mit Holzpfosten verkleidet. Der gleichfalls mit Holzpfosten ausgelegte Boden war früher 4 Zoll hoch mit Sand bestreut, ist gegenwärtig aber mit Streu belegt *). An der Vorderseite sind zwey kleine Bogfenster und die 14 Schuh hohe Thüre angebracht, durch welche die Girafe in den Vorhof, eine der 15 Abtheilungen der Rotunde der k. k. Menagerie, gelangen kann, welche durch eine Gitterthüre verschlossen sind. Der Boden dieses Vorhofes, welcher nicht so wie die übrigen Abtheilungen ein Wasser-Bassin enthält, ist mit Gras bewachsen und an den Seiten mit hohen Bäumen bepflanzt. Die drey übrigen Seiten des Stalles sind von einem Gange umgeben, von welchem man das Thier durch große gezogene Gitter bequem sehen kann. An die Hinterseite des Ganges schließt sich ein Kuhstall auf vier Kühe an, der mit dem Stalle der Girafe in genauer Verbindung steht, damit die durch die Ausdünstung der Kühe erzeugte natürliche Wärme, mit der künstlichen Luftheizung verbunden, dem Thiere in rauher Witterung zu Statten kommen könne. Durch ein an der Decke angebrachtes Fenster erhält der Stall das Licht. Mit diesem Stalle steht auch eine Futterkammer und die Wohnung für den Wärter in Verbindung. Rücksichtlich der Wartung, Pflege und Fütterung hat man sich bisher im Wesentlichen nach den Mittheilungen der Administration des Pariser Museums über die Pflege der Girafe in Paris gerichtet. Das Futter, welches bis jetzt unserer Girafe dargereicht wurde, bestand aus rohen zermalmtm Bohnen und aus geschnittenem, in Wasser geweichtem Brote. Bisweilen erhält sie auch als besonderen Leckerbissen, Datteln, die sie sehr geschickt mittelst der Zunge aus dem Munde ihres Wärters zu nehmen versteht. Auf der Reise erhielt sie auch frische Vegetabilien, als Salat und Lauch. Ihr Getränk besteht noch immer in Milch. Nun wurde aber der Antrag gemacht auch andere Nahrungsmittel zu versuchen, von welchen man theils aus Erfahrung weiß, daß sie wohl bekommen, wie z. B. Mais, Gerste, Hafer und Heu, theils im Voraus und aus der Analogie mit andern Thieren vermuthen kann, daß sie gut anschlagen dürften und wenigstens sicher keinen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit haben können, wie z. B. verschiedene Früchte, Obst, Kräuter, Blätter u. s. w. In Ansehung der Haltung sieht man darauf, dem Thiere möglichste Freyheit zu gestatten. Unsere Girafe ist daher bey günstiger Witterung stets in freyer Luft, in dem eben so schönen als zweckmäßig eingerichteten Vorhofe ihres Stalles; und es steht ihr frey, da die Thüre ihres Stalles dann immer geöffnet ist, nach Willkür in denselben zurück zu kehren. Sie benimmt sich in diesem möglichst freyen Zustande ruhig und bedachtsam, ist ganz ohne Scheu oder

* Die irrige Meinung, daß die Girafe in Sandwüsten lebe, war die Ursache, weshalb man früher der Besandung den Vorzug gab. Diese Meinung ist aber ganz unrichtig, denn die Girafe bewohnt Wüstensteppen, d. i. weit ausgebreitete, aber mit Gras und niedern Sträuchen bewachsene Flächen, ungefähr wie unsere Haiden, und keine Sandwüsten. Sogar gebirgige, waldige Gegenden besucht sie, um bessere Nahrung zu finden und sich vor der drückendsten Hitze zu verwahren.

Muthwille und gibt somit den sichersten Beweis, daß sie keiner Fesseln oder Aufsicht eines Wärters bedarf.

Eine Sonderbarkeit unserer Girafe, welche selbst allen unsern Naturforschern auffiel, ist das besondere starke Zusammenstoßen der Hinterbeine nach Innen, das noch weit stärker ist als bey den Kühen. Bisweilen legt sie die Fußwurzelgelenke (Fersen) sogar über einander, so daß sich die Hinterfüße fast zu Kreuzen scheinen. Diese Sonderbarkeit gibt dem Thiere beynah das Ansehen, als wenn es lendenlahm wäre, eine Vermuthung, welche selbst von mehreren Sachverständigen geäußert wurde und welche zu einer ämtlich angeordneten Untersuchung Veranlassung gab. Bey dem Umstande aber, als man den natürlichen, gesunden Zustand der Girafe nicht kannte, war es nicht möglich ein bestimmtes Urtheil zu fällen und man konnte daher nur vermuthen. Da sich nun das Thier in seinem Aussehen und Benehmen stets frisch und lebhaft zeigt, ungehindert in seinen Bewegungen ist, ordentlich Nahrung zu sich nimmt und alle körperlichen Verrichtungen gleichförmig und ordnungsmäßig von Statuten gehen, konnte man allerdings auf eine allgemeine Gesundheit schließen, welche bey einem so bedeutenden, wenn gleich partiellen Leiden, wie jenes scheinbare Gebrechen wäre, welches eine Lähmung der Rückgrath-Nerven zur nächsten Ursache haben müßte, wohl nicht auf die Dauer bestehen könnte. Da nun unsere Girafe nach der Aussage des Arabers schon in Cairo, wo sie dessen Wartung und Pflege anvertraut war, mithin schon vor 16 Monaten auf den Hinterfüßen so beschaffen war wie jetzt, und auch das zurückgebliebene Weibchen und die Mutter beyder, die der Araber gleichfalls im Kordofan gesehen zu haben angab, so gestaltet gewesen seyn soll, so ließ sich mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß es nur ein scheinbares Gebrechen, und dieser Zustand wohl normal seyn könnte. Diese Vermuthung ward um so wahrscheinlicher, als auch die englische Girafe die Hinterfüße so gestellt haben soll *), und die Abbildung der Pariser Girafe in den Annales des Sciences naturelles, gleichfalls eine ähnliche Stellung der Hinterbeine zeigt. Zog man noch ferner in Betrachtung, daß die Girafe unter allen Säugethieren den schmalsten Hintertheil habe, und Thiere mit bey weitem breiterem Hintertheile die Fußwurzelgelenke der Hinterbeine schon sehr nahe an einander stoßen, so schien diese Vermuthung ganz außer Zweifel gesetzt zu seyn, und das Resultat dieser commissionellen Berathung ging da hinaus, daß unsere Girafe durch die Beschwerlichkeiten der Reise noch geschwächt, sicher aber nicht gelähmt sey.

Unsere Girafe ist außerdem gesund und hat bereits eine Höhe von beynah 10 Schuh erreicht. Da wir nun den Leser mit allen Verhandlungen rücksichtlich unsrer Girafe bekannt gemacht haben, so wenden wir uns jetzt an einige der Wissenschaft angehörige Notizen über dieselbe.

So jung unsere Girafe ist, so ausgezeichnet und stark entwickelt ist schon das dritte Horn auf der Stirne. Es ist mit dem Stirnhöcker der capischen Girafe gar in keinen Vergleich zu bringen und übertrifft jetzt schon den Höcker des vollkommen erwachsenen, 16 Schuh hohen Männchens vom Cap, welches sich im K. K. Museum befindet, bey weitem an Größe. Die von Geoffroy gemuthmaßte Verschiedenheit beyder Arten dürfte somit keinem Zweifel unterliegen,

*) Sie ist bereits, wie das Morgenblatt berichtete, gestorben.

und ich schlage daher für die Girafe aus Nubien den Namen *Girafa nubica* und für jene von Cap, den Namen *Girafa capensis* vor.

In Ansehung der Schneidezähne habe ich eine genaue Untersuchung angestellt und mich überzeugt, daß sie, wie auch Salze von der Pariser Girafe angab, zehn Schneidezähne habe; der letzte ist aber eingekerbt und nicht, wie Salze vorgibt, konisch. Da nun die alten, erwachsenen Exemplare constant 8 Schneidezähne haben, so ist zu vermuthen, daß beym Wechsel der Zähne der vorletzte Zahn zu beyden Seiten nicht mehr ersetzt, und der hiedurch entstehende Zwischenraum, durch die Ausbreitung der Zähne, bey der zweyten Bezahnung ausgefüllt werde.

Die Stimme mangelt der Girafe ganz, und außer einem Schnauben durch die Nasenlöcher während des Trinkens hat man bisher noch keinen Laut von ihr vernommen.

Der Schlaf der Girafe währt nur wenige Minuten. Hiebey schnarcht sie wie der Mensch und hält die Ohren in stäter Bewegung. Das geringste Geräusch weckt sie.

Schließlich haben wir zur Geschichte der Girafe noch folgende Daten nachzutragen, welche wir nachträglich auffanden.

Von Breining, der zwischen den Jahren 1578 und 1580 den Orient bereiste, sah im Hofe des Schlosses von Cairo im Jahre 1579, nebst andern unschädlichen Thieren, auch eine Girafe frey umhergehen. In einem der türkischen Kriege sahen die gefangenen Ungarn, welche vor den Sultan geführt wurden, denselben in seinem Zelte von mehreren Girafen umgeben *).

Außer den von uns angeführten Girafen, welche sich in Museen befinden, sind noch zwey Girafen in den europäischen Museen aufgestellt, die eine im Museum des Herrn Bulloß zu London, die andere im National-Museum zu Dublin; beyde erwachsene Exemplare.

*) Dieses letztere Datum, welches ich der Güte des Herrn Eduard Gurf verdanke, soll in der ungarischen Geschichte enthalten seyn.

Der Wald und die Art.

Nach Gyllenborg.

„Schöner Wald,“ sagte die Art, „ich bitte dich demüthig, vergönne mir einen einzigen Zweig, daß ich einen Schaft erlange. Zum Dank für die Vergünstigung will ich die Dornestrüppe, die dich nur verunstalten, niederhauen und dich von deinen dürren Reifern befreien.“

Der Wald war es zufrieden, und der Zweig einer edlen Eiche wurde der Art zum Schaft verliehen.

Bald erscholl der Wald von kräftigen Schlägen: Wagen rasselten heran, Eichen und Buchen und Tannen wurden gefällt und hinweggeführt, und wo sonst der Vogelsang anmuthig ertönte, widerte jetzt eine kahle Ode an.

Es ist hart, gegen sich selbst die Waffen leihen zu müssen.

Die Palmenbrautnacht.

Am Rande der Wüste da standen
Zwey Palmen, die waren getrennt.
Die Palmen scheu' Blicke sich sandten,
Ach! Blicke, wie Liebe sie kennt.
Doch weil sich die Palmen nicht einten,
Da rauschten die Blätter und weinten.

Es hörte die bunte Sylphide
Der Blätter wehmüthigen Klang,
Es war, als ob selber sie litte,
Als ob es zum Herzen ihr drang.
Da schwor sie die Palmen zu retten,
Und sollt' sie das Leben verwetten.

Sie flog nun und wurde nicht müde,
Bot helfend der einen die Hand,
Sie tauchte die Schwingen in Blüte,
Und reicht sie der andern zum Pfand;
Die träumt nach dem duftigen Staube,
Es wuchs ihr der bräutliche Glaube.

Was ist aus dem Boten geworden,
Grünt' ihm nicht der minnige Dank?
Es mußte die Schlange ihn morden,
Als heimwärts ermüdet er sank;
Der Palmen glücksel'ges Gewähren
Half reizend sein Sterben verklären.

Waldamut.

K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 18. September „Emmy Robsard, Gräfinn von Leicester,“ historisch-romantisches Gemälde, nach Walter Scott's Romane, für die Bühne bearbeitet von Lemberert.
Der Stoff zu diesem Drama ist längst in den Händen des Publicums, das die Romane Walter Scott's sein eigen nennt. Referent kann sich sonach der Mühe überheben, das Historische des angezeigten Bühnenwerkes umständlich aus einander zu setzen, und sogleich zur Beantwortung der Frage schreiten: Ob Hr. Lemberert die Aufgabe, die Umschmelzung eines Romans in ein Schauspiel, gelungen oder nicht? Walter Scott's Dichtungen haben trotz ihrer Breite, die das gewöhnliche Flußmaß der Romane überbietet, die oft zu einem See ausartet, und darum von stagnirender Luft nicht immer ganz frey bleibt, das Gute, daß sie nicht undramatisch sind, und sich durch eine sichere Haltung der Charaktere vortheilhaft auszeichnen. Der Bühnendichter braucht einen solchen Roman nur durch die dramatische Retorte zu jagen, und das, was er an übermäßig langen moralischen Reflexionen, an malerischen Beywerken, an geschichtlichen Extragängen u. s. w. enthält, verdampfen zu lassen, und das Trauer- oder Schauspiel liegt vollendet vor ihm. Dieß fühlte auch Hr. Lemberert, und darum machte er sich die Sache ziemlich leicht. Daß der Bühnendichter den Verfasser des hier zum Grunde liegenden Romans oft redend einführte, daß er Bild und Gleichniß von ihm entlehnte, machen wir ihm keineswegs zum Vorwurf, allein daß er dem Tragischzubereiteten einen friedlichen Ausgang gab, daß er den wilden Waldstrom, bey dessen brausendem Falle Schuld und Irthum, Liebe und Lust sich die Haare ausraufen, in einen sanft hinglei-

tenden Mühlentbach verwandelte, an dessen stillen Saume das geheilte Weh mit Kränzen tändelt, das können wir dem dramatischen Dichter nicht vergeben. Man kann zwar auch ein Mausoleum zum Tanzsalon umwandeln, allein die Urbestimmung des Baues wird sich an dem Metamorphosirer rächen. Die ächte Lust bezieht nie eine Katakombe. Die poetische Gerechtigkeit, die man uns vielleicht zur Vertretung dieser eigenmächtigen Veränderung vorschreiben wird, kann uns nicht irren. Varney, dem Bösewicht, war auf andere Weise beizukommen. Die Justiz hat einen langen Arm, sie weiß den Frevel zu erfassen, auch die poetische Gerechtigkeit wird als *longa habens brachia* gebildet.

In den Expositionsscenen vermischen wir Alles, was uns mit der Zeit, in der die Handlung vorgeht, mit der Stimmung des Volkes, mit der Regierungs- und Handlungsweise Elisabeth's, dieser welthistorischen Frau, mit deren Großthaten und Flecken auch nur entfernt bekannt gemacht hätte. Wer mit den zahlreichen englischen Historikern vertraut ist, wer Walter Scott in *succum et sanguinem* aufgenommen hat, möchte freysich dieser zeitgemäßen Einleitung entzathen können, allein auf eine solche muthmaßliche Nuthülfe darf sich der Bühnendichter nicht verlassen. Da weiter das Verhältniß Leicester's zur Elisabeth in eine Art von Halbdunkel gestellt ist, so sieht man sich vergebens nach den hemmenden Momenten, nach dem ächt tragischen Mauerring um, die sich der geheimen Liebe Leicester's entgegen dämmet. Was der Dichter mit *Lambourne*, Varney's Diener, sagen wollen, wissen wir nicht. Diesem hundert und neunundneunzigstel Falstaff ging sowohl der Humor der Phantasie als der Humor des Gemüthes ab. Er hatte durchaus nichts Ergögliches.

Ganz unwillkürlich werden wir zu einer Vergleichung der Lemberg'schen Bearbeitung des Scott'schen Romanes mit der des Hrn. v. Lenz, genannt Kühne, hingezogen, und glauben der Wahrheit das Bekenntniß schuldig zu seyn, daß letzterer die hier gerügten Mängel zu vermeiden gewußt habe. Referent wohnte der Aufführung der Flucht nach *Kenilworth*, so hat Hr. v. Lenz sein Trauerspiel gesehen, im kaiserlichen Hofburgtheater ben, wo es trefflich gegeben wurde, und fühlte sich befriedigt. Obgleich auch dieses Stück der Flecken mehrere hat, die von der Kritik gerügt sind, und zu deren nochmaliger Aufzählung wir hier weder Veruf noch Zeit finden, so sahen wir doch ein Charakterbild vor uns. Hr. v. Lenz hat zwar auch von Walter Scott's Farbentopfe Gebrauch gemacht, er hat ihn sogar copirt, aber seiner Copie einen Rahmen gegeben, die dieses scenische Nachtstück schwerlich im Tempel *Melpomene's* erhalten dürfte. Wenn Müllner seinen neunundzwanzigsten *Februar* aus Rücksichten, die man ehren muß, in ein Drama umwandelte, und ihm einen tröstlichen Ausgang ließ, so wußte er das eigentlich Tragische, das nach der ersten Anlage durch das Ganze lief, das schwarze Band, das zu Fluch und Mord führte, in einen Faden zu verkehren, der anfangs halb blutig anließ, aber sich am Ende in einer rosenfarbigen Schleife verlor. Hiedurch wurde der *Wahn* zu einem ächten Schauspiel, das die Gesamtausgabe der dramatischen Werke des Dichters, — es hat im 7. Theile derselben Platz erhalten — wahrhaft ziert.

Mad. *Birch-Pfeiffer* war eine Elisabeth, wie sie uns die Geschichte gibt, aus der die anerkannte Bühnenmeisterin den Stoff zu ihrer herrlichen Darstellung sinnvoll geschöpft hatte. Das erste Auftreten der Mad. *Birch-Pfeiffer* athmete Hoheit und Würde. Sie zeigte die Königin, die sie auch nicht einen Augenblick verläugnete. Das Spiel der Mad. *Birch-Pfeiffer*, deren Wahrheit in Gang, Rede und Mienen werden sicher wohlthuend auf ihre Umgebung wirken. Daß diese Künstlerin auch Meisterin des Costumes ist, daß sie die Zeit, der sie gerade angehören soll, auch in den kleinsten Einzelheiten aufzufassen versteht, bewies sie uns auch heute. Ihr Anzug war königlich, ihre Stellungen, als bloßes Bild betrachtet, hatten viel Reizendes.

Mlle. *Zeiner*, die als *Emmy Robsard* auftrat, ist von der Natur nicht stiefmütterlich behandelt; sie läßt indessen ihre Talente, ihre Eigenthümlichkeit in einer Manier untergehen, die alles Wahre von ihrem Spiele verschleucht, und sie nicht selten bis zur Grimasse herabzieht. Sie könnte originell seyn, wenn sie wahr seyn, und nicht diese und jene Schauspielerin von Bedeutung copiren wollte. Dieses Copiren gibt eine mu-

sivische Arbeit, die bisweilen zu einem Quodlibet ausartet. Ihre Rede ist fort und fort declamatorisch. Ein Pathos dieser Art kann den Kenner nicht bestechen.

Mlle. Weick, Betty, Forsters Nichte, war als gutmüthig theilnehmendes Mädchen an ihrem Plaze. An Variationen ist diese Künstlerinn nicht reich. Die heitere Naivetät ist das Gebiet, in dem sie sich heimisch fühlt.

Hr. Kunst spielte den Leicester mit vieler Mäßigung. Er hatte den Charakter Leicester's richtig aufgefaßt, konnte ihn jedoch nicht mit der nöthigen höflichen Glätte durchführen; indessen verdienen seine Bestrebungen Anerkennung. So brav und gewandt Hr. Kunst ist, wenn er das Ritterschwert an der Seite hat, so wenig sicher und bühenfest erscheint er, wenn er sich in dem Bereiche der Conversation bewegen soll, wo die feine Sitte, der höhere gesellige Tact die Preise vertheilen. Hr. Kunst's angeborenes Bühnentalent wird diese Ausstellung zu beseitigen wissen. Sein Spinarosa bürgt uns schon dafür.

Hr. Karsten zeigte als Graf von Suffer Fleiß und Bühnenfertigkeit. An Hr. Fehring, als Edmund Treffilian, können wir weder Studium noch Fleiß rühmen, auch ist die Betonung dieses Künstlers oft sehr fehlerhaft. Hr. Fehring könnte mehr und Besseres leisten, denn die Natur hat viel für ihn gethan. Hr. Bosard, ein sehr verwendbarer und fleißiger Künstler, gab den Tomy Foster, ein Gemisch von Eigennutz und Gutmüthigkeit, von Halbintrigue und Einfalt, charaktergerecht. Barney, ein vollendeter schlauer Bösewicht, war Hr. Artour, einem talentvollen und dabei äußerst thätigen, in mehreren Fächern mit Glück sich bewegenden Künstler zugeheilt, der indessen Krankheits halber diese Parthie Hr. Spielberger abtreten mußte. Hr. Spielberger mag in andern Rollen an seinem Plaze seyn, als Intrigant war er es nicht. Hr. Gämmerler würde als Wenland Smith unsrer Anforderung genügt haben, wenn er verständlicher gesprochen und seiner allzu lebendigen, oft nichts sagenden Gesticulationen mehr Maß und Ziel gesetzt hätte. Wenn unsre jungen Schauspieler doch das beherzigen wollten, was Hamlet über dieses Capitel sagt! Die übrigen Rollen sind zu untergeordnet, als daß wir unser Referat durch deren Erwähnung noch erweitern möchten. Von Seite der Direction war Alles geschehen, was zur würdevollen Ausstattung dieses Stückes irgend nöthig schien.

Wagenbild III.

Ein Tilbury und eine große, für Reisen eingerichtete Britsch, beyde nach Zeichnungen von dem Equipagen-Zeichner Hr. Joseph Virek, wohnhaft in der Josephstadt, Josephsgasse Nr. 14. Wenn die Reiserüstung, besonders die vorn angebrachte Vache abgeschnallt, und an dieser der Bedientensitz von rückwärts angebracht werden: so ist er bey der Stadt, — auch viersitzig, wenn man die niedergelegte Lehne aufspannt, zu verwenden.

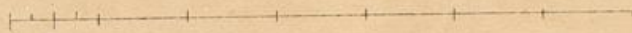
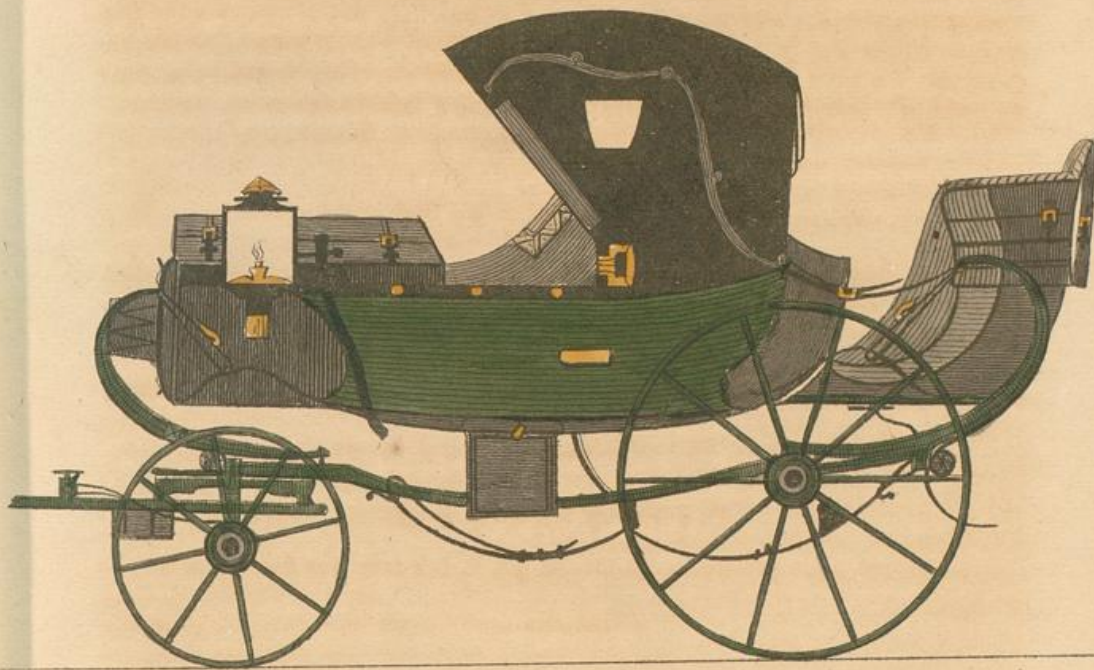
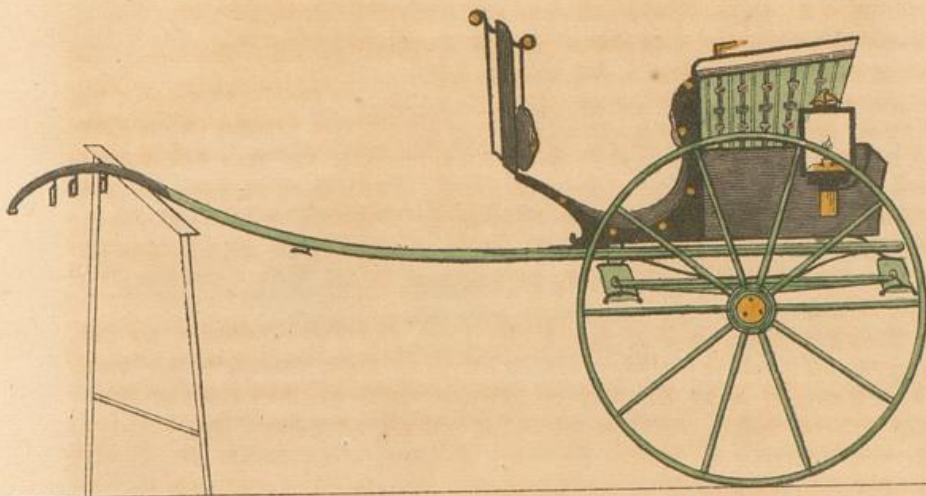
Berichtigung.

In Nr. 115 dieser Zeitschrift, S. 935, Z. 1 v. u. lese man um statt zum.

Auflösung des Räthfels im vorigen Blatte: Herz.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



by Mansfield & Comp. 47

III.

Wiener Moden.

112
1828.

